Die verschleierte Dame

Friedrich Gerstäcker, Theodore ...


UNIVERSITY OF WISCONSIN
LIBRARY



Die verschleierte Dame.

Eine Erzählung

von

Friedrich Gerstäcker.

Verlag von
F. Zickel, 129 Duane Str., New York.
Post Office Box 3001.
1896.

1.

Danneburg war eine alterthümlich gebaute Stadt von etwa zwanzig bis zweiundzwanzigtausend Einwohnern, mit vielen Resten früherer Festungswerke und einem Regierungssitz, lag aber ziemlich abseits von dem Hauptverkehr des Landes, da sich die Eisenbahn etwa anderthalb Meilen seitwärts durch das niedere fruchtbare Thal zog und dem Ort nur eine Poststation ließ, um mit der übrigen Welt in Verkehr zu bleiben.

Fremde kamen selten nach Danneburg, einzelne Handlungsreisende ausgenommen, welche in der „Krone“ oder im „Goldenen Löwen,“ den beiden einzigen anständigen Wirthshäusern, abstiegen und die eingeborenen Stammgäste des alten Orts durch überraschende Kartenkunststücke und unanständige Anekdoten in Erstaunen setzten.

Das Gasthaus „Zum goldenen Löwen,“ das am Marktplatz lag, war eigentlich das eleganteste und durch einen nothwendig gewordenen Neubau auch mehr in dem neuern Styl angelegt, aber die „Krone“ wurde trotzdem mehr besucht, da sich ein, wenn auch rings von Häusern eingeschlossener, aber ziemlich geräumiger Garten dabei befand, der besonders im Sommer mit seinem vorzüglich bayerischen Bier die Gäste anlockte.

Trat man aus der Hinterthür des Gasthofes in den Garten, so zog sich eine mit regendichten Dächern versehene Laubenreihe hin, den Gästen auch bei nassem Wetter das Sitzen im Freien gestattend. Nach rückwärts lag ein anderer Garten mit sehr hohen schattigen Bäumen, nach rechts zu der schmale, zum Hotel gehörende Hof, der dann auf der andern Seite durch ein altes, breites höchst eigenthümlich aussehendes Hintergebäude abgeschlossen wurde. Trotz seiner Eigenthümlichkeit oder gerade deshalb, beachtete Niemand dieses Hintergebäude, welches auch gar nicht bewohnt schien. Hatte doch Niemand in demselben auch nur je ein Fenster öffnen sehen.

Es war ein prachtvoller Herbsttag, klar und sonnig und eben frisch genug, um den Körper nach einem fast überheißen Sommer wieder zu stählen und zu kräftigen; es mochte zehn Uhr Morgens sein, nur ein einzelner junger Fremder, in einen grauen losen Ueberrock eingeknüpft, einen ebensolchen breitrandigen Filzhut etwas seitwärts auf dem Kopfe, die Cigarre im Munde und ein Glas Bier neben sich auf dem nächsten Tisch, saß verkehrt und rittlings auf einem der hölzernen Gartenstühle, hatte beide Arme auf die Rücklehne gestützt und schien vollständig mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Er starrte wenigstens, ohne sich weiter um etwas Anderes zu bekümmern, nur immer unverwandt nach dem alten Hintergebäude hinüber und drehte den Kopf dabei weder rechts noch links.

Noch ein anderer Gast betrat jetzt den mit Bäumen bepflanzten Gartenraum, schien aber nicht die Absicht zu haben, sich zu setzen. Er ließ

sich sein Bier, das ihm der Kellner nachbrachte, auf einen der dortigen Tische stellen und schritt dann, beide Hände in den Taschen, auf dem breiten Kieswege langsam hin und her. Durch das Geräusch, welches der auf und ab Wandelnde verursachte, drehte sich der Erste um, im nächsten Augenblicke rief der zuletzt Angekommene stehen bleibend: „Theodor! Ist es denn möglich? Wie um des Himmels Willen kommst Du hierher nach Danneburg, in diese abgelegene Gegend?"

Der junge Fremde schaute überrascht empor. „Karl Bomeier," rief er aufspringend und dem Freunde die Hand hinreichend, „Dich hätte ich hier nicht zu finden erwartet!"

„Mich nicht hier?" lachte Bomeier, „und doch wäre es der einzige Platz, wo Du mich finden konntest, wenn Du mich gesucht, denn ich wohne nicht allein hier, sondern bin hier sogar verheirathet."

„Was?" rief der junge Mann, den Bomeier mit Theodor angeredet, „Du verheirathet? Und hier in Danneburg, wo sich die Füchse gute Nacht sagen, das muß ja eine ganz romantische Geschichte sein, — Du hattest ja aber immer ein wenig Anlage zur Schwärmerei."

Es schien fast, als ob Bomeier ein wenig verlegen und sogar roth würde, aber ausweichend antwortete er: „Nun so ganz abgeschieden liegt Danneburg nun auch nicht von der Welt, außerdem habe ich aber auch hier mein Geschäft."

„Du, ein Geschäft?" lachte Theodor laut auf, „und welches, wenn man fragen darf?"

„Ich bin Photograph geworden," erzählte Jener, „mit der Malerei wollte es nicht so recht gehen, da lernte ich hier in Danneburg, wohin ich auf einer Streiftour nach Studien kam, meine jetzige Frau, die Tochter eines Photographen kennen, der Vater war alt und kränklich und brauchte eine Hülfe, die Tochter gewann mich lieb und da sitze ich jetzt, habe mich in die außerdem nicht sehr schwere Sache tüchtig hineingearbeitet und mit nicht zu großer Concurrenz fast mehr oder doch ebensoviel Arbeit als ich liefern kann."

„Also statt des Schwärmerischen in der Kunst eine gewiß höchst poetische Häuslichkeit?"

„Bester Freund," sagte Bomeier und wieder war es, als ob sich seine Schläfe etwas färbten, „was wir jungen Leute uns in schwärmerischer Jugendzeit ausmalen, schwächt sich später im Leben doch etwas ab, wenn man erst Frau und Kinder und die Pflicht übernommen hat, auch das tägliche Brod herbeizuschaffen."

„Ich hoffe doch nicht, daß Du ein richtiger Philister geworden bist, Karl?"

„Gewissermaßen doch ein wenig; nun aber, Theodor," brach er ab, „genug von mir, was treibst Du? Welcher Wind hat Dich in diese, wie ich gerne zugeben will, etwas abgelegene Gegend geweht? War es ein Zufall oder ein bestimmtes Ziel; willst Du Dich, als Architekt, an den architektonischen Schönheiten oder Wunderlichkeiten unserer Stadt er-

freuen? — Und dazu fändest Du hier allerdings reichliche Gelegenheit, oder führt Dich ebenfalls ein praktischer Zweck, vielleicht ein Auftrag hierher zu uns?"

Theodor schüttelte den Kopf; „das Letztere nicht," sagte er lächelnd, „so weit bin ich noch nicht, um irgend wohin berufen zu werden, aber es lebt mir hier ein alter Onkel, der schon seit Jahren an meine Mutter, seine Schwester schrieb, daß er mich einmal zu sehen wünsche."

„Und wie heißt er?"

„Vielleicht kennst Du ihn, es ist der pensionirte Stadtschreiber Sander, der in der Burgstraße ein kleines, aber recht freundliches Häuschen hat."

„Der Stadtschreiber?" rief Bomeier rasch, „gewiß kenne ich ihn; es ist noch ein Ueberbleibsel aus der alten Zeit. Uebrigens soll er nicht unbemittelt sein, wenn er sich auch äußerlich gerade nichts merken läßt. Wohnst Du bei ihm? — doch natürlich."

„Ja, schon seit vier Tagen und ich komme nur jeden Morgen hierher, theils um ein Glas Bier zu trinken, theils um — Du wirst mich auslachen — mir das alte wunderlich und scheinbar zusammengewürfelte Hintergebäude da drüben zu betrachten, das mit seiner verwickelten Bauart einen ganz eigenen Reiz auf mich ausübt."

„Das alte Gemäuer da drüben?" lachte Bomeier, — „na, verwittert genug sieht es aus, und ein neuer Anputz könnte ihm schwerlich schaden, aber ich begreife nicht recht, wie sich ein Mensch dafür interessiren kann."

„Und weshalb nicht?" warf Theodor ein. „Die ersten Tage beschäftigte ich mich damit, und betrachtete es dabei wie eine Art von Rebus, um herauszubekommen, wie es im Inneren gebaut sein könne, und alle diese kreuz und quer geworfenen Fenster zu verwerthen, oder nur zu erreichen, und wenn ich aufrichtig sein will, so bin ich selbst jetzt noch nicht mit mir darüber im Reinen, aber dabei bin ich dahinter gekommen, daß einzelne Theile desselben sogar bewohnt sind."

„Es sieht nicht darnach aus," sagte Bomeier mit dem Kopfe schüttelnd.

„Doch," entgegnete der junge Architekt, „siehst Du da drüben in dem zweiten Stockwerk, wenigstens in der Höhe, in der dieses liegen müßte, denn von Stockwerken ist an der ganzen Wand überhaupt keine Rede, — das lange schmale Fenster, vor dem die alte verschossene und durchlöcherte Gardine hängt, gleich unter der Fensteröffnung, die so aussieht, als ob sie in einen Keller führe?"

„Ja, ganz Recht. Nun?"

„Gestern Morgen um die nämliche Zeit etwa, als ich hier an derselben Stelle saß, bewegte sich die Gardine an dem Fenster dicht daneben ganz deutlich."

„Vielleicht der Zug einer zerbrochenen Scheibe."

„Nein, das untere Ende wurde langsam von einer Hand zurückgeschoben und gehalten und gleich darauf sah ich etwas Bleiches, was ein menschliches Gesicht gewesen sein muß, wenn auch die trübe Scheibe verhinderte, Weiteres zu erkennen. Es war fast, als ob Jemand, der einge-

schlossen wurde, auch einmal in's Freie schauen wollte und sich dann langsam und wie ungern wieder zurückzog. Nach Verlauf einer kleinen halben Stunde wiederholte sich das dann noch einmal, doch hob sich diesmal der Vorhang nur sehr wenig, als ob der dahinter Stehende nicht gesehen werden wolle."

Bomeier zuckte die Achseln. „Mit einiger Phantasie," sagte er, „ist nichts leichter, als sich allerhand hübsche Geschichten auszumalen, das Wahrscheinliche aber bleibt, daß irgend wer da drüben, von irgend welcher Treppe aus, die alte Gardine im Hinterhaus einmal gelüftet hat, daß aber Jemand dort wohnt, glaub' ich im Leben nicht."

„Da bewegt sich die Gardine schon wieder!" rief Theodor, der indeß kein Auge von dem alten Gebäude verwandt hatte, indem er mit dem Arme hinüberdeutete. „Jene Räume sind wahrhaftig bewohnt!"

„Und wenn es wirklich wäre," sagte Bomeier, „was kann uns das kümmern? Wir kennen die Leute doch nicht."

„Du hast Recht," sagte Theodor, „und trotzdem weiß ich nicht wie es kommt, aber ich fühle ein merkwürdiges, mir selber unerklärliches Interesse für das Geheimniß, das jene Räume birgt; ja, selbst Nachts träum' ich davon und durchwandere im Geist jene wirr von Treppen und schmalen Gängen durchzogenen Baulichkeiten."

„Aber, bester Freund," lachte Bomeier, „woher weißt Du überhaupt, daß jene Räume irgend ein Geheimniß bergen? Hier in Danneburg ist gar nichts geheim; es giebt hier nicht einmal einen „geheimen Hofrath." Wenn wir übrigens wissen wollen, wer da drüben in dem alten Neste wohnt, so brauchen wir ja nur hinüber zu gehen und zu fragen oder uns die Zimmer selber anzusehen."

„Und glaubst Du wirklich, daß das möglich wäre?" frug Theodor rasch.

„Gewiß — und warum nicht? Sobald wir nur die Absicht vorschieben, vielleicht das Haus kaufen oder miethen zu wollen, so wird man uns bereitwilligst überall herumführen. Danneburg ist, wie gesagt, nichts weniger, als ein geheimnißvoller Ort, sondern im Gegentheil, das größte Klatschnest, das es vielleicht auf der Welt giebt, und wenn dort Jemand irgend etwas Verborgenes halten wollte, so hätten es die älteren Damen von Danneburg, darauf gebe ich Dir mein Wort, schon längst ausgefunden "

Theodor antwortete nicht gleich; sein Blick haftete noch immer gedankenvoll an dem alten Hause.

„Es ist eine zu tolle Bauart," sagte er endlich, „ich möchte eine Zeichnung davon für meine Mappe fertigen."

„Aber, bester Freund," rief Bomeier, „das kann ich Dir bequemer machen! Ich wohne nur eine kurze Strecke von hier entfernt, dort hinaus in der Klosterstraße und hole einfach meinen Apparat herüber. Er ist gerade für solche Aufnahmen in bester Ordnung, da ich morgen daran gehen wollte, eine Sammlung einzelner, hiesiger Bauwerke zusammen-

zustellen; ich beginne, wenn Du willst, mit diesem Hintergebäude, worauf Du mich aufmerksam gemacht, ich hätte es sicher nicht beachtet!"

„Und wann willst Du daran gehen?"

„Gleich nach Tisch oder morgen früh, ich habe nur noch einige Kleinigkeiten zu besorgen. Uebrigens können wir uns vorher noch einmal umschauen, zu welchen Fronthäusern diese Hintergebäude, und wem sie gehören; kommst Du Nachmittags wieder hierher?"

„Ich hole Dich am besten ab, wenn Dir das Recht ist."

„Hm, ja," sagte Bomeier, aber wie es schien etwas verlegen. „Ich würde Dich auch bitten, heute Mittag bei mir vorlieb zu nehmen, nur weiß ich nicht —"

„Herzlichen Dank, bester Freund!" rief Theodor rasch, „das nehme ich mit Freuden an, denn allein treibe ich mich nicht gern zur Tischzeit in einem Wirthshaus herum, und bei uns zu Hause, bei meinem Onkel nämlich, ist heute gerade große Wäsche. Das ganze Haus riecht wie warme Seifenlauge, und mein verehrter Onkel, der Herr Stadtschreiber, dem ein alter Drache von Haushälterin die Wirthschaft führt, hat mir schon angedeutet, daß ich heute, wenn ich mich nicht selbst unterbrächte, schwerlich etwas Anderes als Kartoffeln und Hering zu Hause finden würde."

„Hahaha," lächelte Bomeier, aber doch nicht ganz ungezwungen, „ich fürchte fast, wir haben heute auch nicht viel mehr, da kämst Du gerade aus dem Regen in die Traufe."

„Aber doch keine Wäsche!"

„Verbürgen kann ich es nicht, es roch mir heute Morgen selbst sehr verdächtig."

„Na," lachte Theodor, „dann kann ich meinem Geschick eben nicht entgehen. Zu anderer Zeit hätte es der Onkel vielleicht nicht gern, wenn ich mich losmachte, und wir plaudern dann wenigstens ein Stündchen zusammen von alten Zeiten."

Theodor hatte dabei, in dem eigenthümlichen Interesse, das er an dem alten Hintergebäude nahm, den Blick wieder unwillkürlich dorthin gerichtet, und es entging ihm dadurch vollkommen, daß Bomeier nichts weniger als entzückt von der Aussicht einer gemüthlichen Plauderstunde schien; aber er war auch zu schüchtern, das Ganze kam ihm überhaupt zu rasch und unvorbereitet, um einen ernstlichen Einwand dagegen zu erheben. Er war, mit einem Wort „hineingefallen" und fand in dem Augenblick keine mögliche Entschuldigung, um sich wieder in anständiger, und besonders freundschaftlicher Weise herauszuziehen. War er selber doch früher so oft in des Freundes väterlichem Hause, und stets als gerngesehener Gast aus- und eingegangen. Eine direkte Abweisung brachte er deshalb nicht über die Lippen, aber düstere Vorahnungen eines Gewitters in seiner Häuslichkeit lagerten ihm auf der Seele.

„Hast Du jetzt noch etwas vor, Karl?" sagte Theodor, immer aber nur das alte Hintergebäude vor Augen, „oder können wir vielleicht jetzt

gleich einmal dahingehen und uns erkundigen, wem das Haus gehört?"

„Ja, bester Freund, von Herzen gern," sagte Bomeier, dem indessen eine Fülle von Gedanken durch den Kopf schoß, „ich möchte nur vorher einen Sprung nach Hause gehen, um dort einige kleine Anordnungen zu treffen."

„Doch nicht etwa des Diners wegen? Wenn ich eine Ahnung hätte, daß ich Dich nur im Geringsten genirte—".

„Aber, bester Freund," wehrte Bomeier mit einem verzweifelten Versuch zu lächeln, ab, „wie kannst Du nur so etwas glauben, Du wirst freilich sehr vorlieb nehmen müssen."

„Ach was, red' mir nicht davon," sagte Theodor, „ich komme doch nicht des Essens wegen zu Dir, sondern nur, um mit Dir zu plaudern und Deine junge Frau kennen zu lernen."

„Hm," schmunzelte Bomeier, aber wieder auf's Aeußerste verlegen, „so sehr jung ist sie eigentlich nicht."

Theodor warf ihm einen flüchtigen Blick zu und es war fast, als ob er einen Scherz auf den Lippen hätte, aber das dauerte kaum einen Moment, denn schon im nächsten sagte er, den Kopf ganz voll von anderen Dingen: „Gut, dann geh' nach Hause, Alterchen, besorg', was Du dort zu besorgen hast und triff mich dann an der andern Seite dieses Gebäudes, wo ich indessen Nachforschungen anstellen und mich jedenfalls so lange aufhalten werde, bis Du mich abrufst; bist Du damit einverstanden?"

„Gewiß, von Herzen gern!" rief Bomeier, jetzt gar nicht im Stande, einen selbstständigen Plan zu fassen, „also ich hole Dich da drüben ab."

„Wie heißt die dort liegende Straße?"

„Das muß die Dammstraße sein, ich glaube es wenigstens der Richtung nach."

„Gut, also auf Wiedersehen," und beide Freunde, die während des letzten Gesprächs den Kellner bezahlt und den Garten langsam verlassen hatten, trennten sich draußen an der Hausthür, um ihre verschiedenen Ziele aufzusuchen.

2.

Karl Bomeier trat seinen Heimweg in einer etwas gedrückten Stimmung an, denn er war vollkommen unsicher, wie seine Gattin die ihr zugedachte Ueberraschung eines Mittagsgastes, den er nur erst ein einziges Mal gewagt hatte bei sich einzuführen, aufnehmen würde. Die Möglichkeit war allerdings da, daß er sie in guter Laune traf, fand aber das Gegentheil statt, dann durfte er sicher auf keinen guten Empfang rechnen, und was nachher? Sein Muth sank bedeutend, als er das Haus betrat.

Wäsche, wie er Theodor dunkel angedeutet, hatten sie allerdings nicht, aber sobald er nur seine Flurthür öffnete und rasch eintreten wollte, rannte er schon gegen ein Scheuerfaß an und die Rieke, wie ihr Mädchen hieß, kniete selber madennaß auf der Diele und ging mit außergewöhn-

licher Energie gegen jeden noch übrigen trockenen Fleck im Hause vor. — Und dort? Einen Besen hochgeschwungen in der Hand, den Rock aufgeschürzt und die Aermel in die Höhe gestreift, stand Kunigunde, Bomeier's eheliche Gattin, und lächelte, denn nur in solchen Momenten, wo sie wußte, daß sich ihr Gatte vollkommen unbehaglich und elend fühlen mußte, schwelgte sie.

Kunigunde war eine wohl noch jugendliche, aber corpulente Gestalt, wenigstens vier Zoll größer als ihr Gatte, Toilette schien sie heute auch noch nicht gemacht zu haben, oder hatte die rauhe Arbeit diese wieder zerstört? Das Haar schien jedenfalls etwas sehr in Unordnung gerathen, das alte Kattunkleid, das sie trug, war naß und unsauber, und der Blick, mit dem sie ihren Gatten empfing, sprach Bände. Wie sie aber jetzt dastand, die Haube zurückgeschoben, und sich auf den langen Besenstiel stützte, ging schon aus dieser Stellung hervor: „Ich bin Herr im Haus."

„Hollah, Scharle!" (Frau Kunigunde nannte ihren Karl so), redete sie dabei ihren in tödtlichster Verlegenheit vor ihr stehenden Gatten an, denn daß Karl Bomeier hier keinen Gast einführen durfte, sah er auf den ersten Blick; „Du stehst ja da wie Butter an der Sonne, komm' mir nur nicht mit Deinen schmutzigen Stiefeln durch den Flur. — Na?" fuhr sie dann aber, ihn scharf ansehend, fort: „Was hast Du denn? Du machst ja ein gar so verdutztes Gesicht, willst Du was? Du kommst mir beinahe so vor."

„Ich, mein Herz?" sagte Scharle wie in höchster Verwunderung, „nein, gewiß nicht, wie kommst Du darauf?"

„Na, ich kenne Dich —"

„Ach nein, mein Herz, ich wollte mir nur einen Apparat zurecht machen, um heute ein Haus in der Stadt aufzunehmen. Du weißt ja, daß ich jetzt überhaupt damit beschäftigt bin. — Zufällig traf ich auch gerade einen alten, lieben Jugendfreund von mir."

„Einen Jugendfreund?" sagte seine Gattin mißtrauisch.

„Ja, einen prächtigen Menschen, einen sehr geschickten Architekten, der sich besonders für unsere alten Bauwerke interessirt und wahrscheinlich eine größere Bestellung auf photographische wie stereoskopische Aufnahmen machen wird."

„Und was geht das mich an?" frug seine Gattin kurz.

„Dich? — o mein Schatz," sagte Bomeier verlegen, „ich — glaubte nur, daß Du Dich dafür interessiren würdest — aber ich sehe, Du bist beschäftigt und will Dich deshalb nicht stören." — Damit schritt er auf den äußersten Fußspitzen quer über die Ecke des Vorsaals hinüber, um in sein Atelier zu gelangen, denn daß er unter diesen Umständen nicht daran denken durfte, seinen Freund als Tischgast zu empfehlen, wußte er gut genug. Wie fatal ihm aber dabei die Erinnerung an diesen war, ist begreiflich. Theodor wartete jetzt jedenfalls auf ihn, aber konnte er es ändern? Da war es viel besser, er entschuldigte sich später bei ihm, als daß er jetzt muthwillig ein furchtbares Ungewitter am häuslichen Heerd her-

aufbeschwor. Theodor wußte ja glücklicher Weise seine Wohnung nicht und das Einzige, was er selber thun konnte, war, sich ruhig mit seiner Arbeit zu beschäftigen und das Andere eben gehen zu lassen, wie es ging.

Eine Stunde mochte er so in seinem Atelier geschafft haben, es war Essenszeit und er selber hungrig geworden, aber er wußte aus Erfahrung, daß an solchen Scheuertagen die eigentliche Tischzeit nie eingehalten und nur immer in einer etwa eintretenden Pause hastig „gegessen" wurde. Die wirkliche Häuslichkeit bestand in solchen Perioden nicht mehr, oder war wenigstens, wie man in der politischen Ausdrucksweise sagt, „suspendirt." Das Haus befand sich in der Zeit unter Oberhoheit seiner regierenden Gattin im „Belagerungszustand" und stand unnachsichtlich unter den Kriegsgesetzen, denen er sich dann selbstverständlich vor allen Anderen fügen mußte.

Eine halbe Stunde verging auch noch so; er wurde nicht gerufen und da er einen nicht unbedeutenden Hunger verspürte, kämpfte er wirklich schon mit sich selber, ob er nicht doch einmal nachsehen sollte, wie die Küchenverhältnisse standen und ob er überhaupt etwas bekäme. Da steckte plötzlich Kunigunde die Haube in die Thür und sagte: „Na, ist es Dir endlich gefällig, zum Essen zu kommen? Du glaubst wohl, wenn Du den ganzen Tag verträumst, wir Anderen hier im Haus hätten weiter nichts zu thun, als auf Dich zu warten?"

„Aber, bestes Herz," rief Bomeier wirklich erschreckt; „ich hatte keine Ahnung, daß Du schon so weit wärest! Ich bin jeden Augenblick bereit."

Draußen an der Thür that es in dem Momente an der überhaupt sehr leicht gehenden Klingel einen solchen Riß, daß es durch das ganze Haus dröhnte, und Bomeier einen ordentlichen Ruck durch die Seele gab. Wenn das Theodor — aber es war doch rein undenkbar, denn er hatte ihm seine Hausnummer gar nicht genannt, und die Firma draußen trug noch den Namen seines Schwiegervaters selig, und den eigenen nur ganz klein darunter.

„Jesus, meine Güte!" rief Frau Bomeier zusammenfahrend, „da reißt Jemand die Klingel ab; wer kommt denn jetzt zur Essenszeit?"

„Es wird der Briefträger sein, Schatz," beruhigte sich und sie ihr Gatte, „wir haben jetzt einen neuen, der unsere Klingel noch nicht kennt."

Die Scheuerfrau hatte indessen aufgeschlossen und eben als die beiden Gatten den Hausflur betraten, öffnete sich die Thür — — und Theodor, seinen grauen Filzhut auf dem Kopfe, die Arme gegen Bomeier ausstreckend, stand auf der Schwelle.

„Aber Du läßt mich schön warten, Karl!" rief er ihm entgegen, denn er hielt im ersten Augenblick dessen Frau nur für eine der Arbeiterinnen im Hause und nahm gar keine Notiz von ihr; das erhitzte Gesicht, die verschobene Haube, das alte beschmutzte Kleid rechtfertigten ihn auch darin vollkommen. „Nur ganz zufällig habe ich Deine Wohnung gefunden, und kann Dich versichern, daß ich schmählich hungrig bin."

Madame Bomeier, die sich schon durch die Nichtbeachtung gekränkt

fühlte, wurde puterroth. Beide Arme stemmte sie in die Seiten und, ihrem Gatten einen Dolchblick zuschleudernd, sagte sie:

„Wer ist der fremde Mensch, Scharle, und was will er hier?"

Scharle war in der tödtlichsten Verlegenheit, denn dem Freunde seine „Auserwählte" in ihrem jetzigen Zustande und selbst unter den freundlichsten Verhältnissen vorzustellen, wäre ihm peinlich gewesen, wie viel mehr denn jetzt, wo ein häusliches Donnerwetter nicht nur am Himmel stand, sondern schon grollender Donner den unmittelbaren Ausbruch ankündete. Und sollte, konnte er dulden, daß Theodor, von dessen Familie er so freundlich aufgenommen worden, hier in der seinigen beleidigt wurde? Das ging unmöglich an. So viel Takt mußte seine Frau besitzen, daß sie sich wenigstens in seiner Gegenwart mäßigte und mit, wenn auch gewaltsam erkämpfter Ruhe sagte er: „Liebe Kunigunde, ich stelle Dir hier Herrn Theodor Plessen, einen lieben Jugendfreund vor, in dessen Familie ich früher wie ein eigenes Kind gehalten würde. Lieber Theodor," fuhr er dann gegen diesen gewandt fort, „Du triffst es heute unglücklich, wir sind gerade beim Reinemachen und Kunigunde, eine Hausfrau, wie es wohl keine zweite in Danneburg giebt, läßt es sich dabei unter keiner Bedingung nehmen, selber mit Hand anzulegen."

Theodor hatte im Nu herausgefunden, wie das Verhältniß hier im Hause stand; das war nicht schwer, er brauchte nur Kunigunde anzusehen, und die Verlegenheit, in der sich Bomeier bei seinem Eintritt befand, war ihm ebensowenig entgangen. Da gab es nur eine Rettung: überwältigende Höflichkeit, und mit der liebenswürdigsten Verbeugung gegen die Dame gewandt, sagte er, ehe Frau Bomeier nur Worte für ihre Entrüstung finden konnte: „Gnädige Frau, ich bin unendlich glücklich, Sie persönlich begrüßen zu können, Karl hat uns immer so viel Liebes und Gutes über Sie geschrieben, daß es stets mein sehnlichster Wunsch war, Sie einmal aufzusuchen. Jetzt aber sehe ich, bin ich zu ungelegener Zeit gekommen und muß tausend Mal um Entschuldigung bitten, Sie gestört zu haben. Da ich aber mit meinem Freunde eine wichtige Geschäftssache zu bereden habe, erlauben Sie mir wohl, daß ich ihn mit fortnehme, wir essen dann gemeinschaftlich drüben im Hotel und können dabei Alles besprechen, was wir mitsammen zu ordnen haben."

„Gnädige Frau!" Theodor hatte mit einem glücklichen Griff den besten Blitzableiter gefunden, ja vielleicht den Einzigen, der den drohenden Wetterstrahl harmlos ab, und in den Sand hinein führte. „Gnädige Frau!" es klang gar so gut und kam so natürlich und ungezwungen heraus, daß man dabei an keine Absicht denken konnte.

Wo sich bis jetzt nur dunkeldräuende Wolken gezeigt, zerriß der Schleier und der blaue Himmel kam zum Vorschein; — Kunigunde lächelte.

Der junge bildhübsche Mensch war zu artig, als daß sie ihn hätte, wohin die ersten Anzeichen allerdings mit ziemlicher Gewißheit deuteten,

barsch anfahren können und wenn sich auch Karl Bomeier bei dem kecken Vorschlag des Freundes, ihn in's Wirthshaus zu entführen, etwas unbehaglich fühlte und fast darüber erschrak, so zeigte sich doch seine Furcht diesmal unbegründet.

„Herr Plessen," sagte sie, dabei einen Blick auf ihren äußeren eben nicht empfehlenden Menschen werfend, „ich bedauere sehr, daß Sie mich gerade so bei der Arbeit finden; hätte mir Scharle nur ein Wort gesagt, aber ich hatte ja keine Ahnung und, lieber Gott, in meiner Wirthschaft ist immer so viel zu thun, daß man von Montag bis Sonnabend daran zu arbeiten hat; man wird eben nicht fertig."

Karl Bomeier traute seinen eigenen Ohren kaum, seine Frau entschuldigte sich; das war ihm in seiner Praxis noch nicht vorgekommen. Theodor aber, ob er selber dem Frieden nicht recht traute, wie lange diese liebenswürdige Laune anhalten würde, oder ob er sich da drinnen in der Seifenlauge und zwischen den nassen Schürzen nicht recht wohl fühlte, sagte rasch und verbindlich:

„Sie sind gerade wie meine eigene Mutter, immer thätig und unverdrossen bei der Arbeit, aber auf Ihre eigene Gesundheit sollten Sie dabei trotzdem Rücksicht nehmen, Ihr Körper scheint zart und hier in diesem Zug und der feuchten Luft; doch wir dürfen Ihre Zeit nicht länger in Anspruch nehmen. Komm', Karl, setz' Deinen Hut auf, es wird sonst zu spät, denn wir müssen jene Gebäude noch vor Dunkelwerden besichtigen; ich liefere Ihnen Ihren Gatten richtig wieder ab, gnädige Frau, vertrauen Sie ihn mir nur für kurze Zeit an."

„Ihr Körper scheint zart," lauteten seine Worte, und hatte sie es Scharle nicht immer gesagt, daß er sie noch unter die Erde brächte, aber sie konnte dem jungen, artigen Manne jetzt nichts abschlagen.

„Na, Scharle," sagte sie, „dann muß ich allein essen, komm' mir aber nur nicht so spät nach Hause, denn Du weißt, daß ich mich ängstige."

So verabschiedete sich Theodor denn sehr höflich und unterwegs sagte er zu dem etwas verlegenen Karl: „Bester Freund, es giebt im Familienleben Augenblicke, wo man sich vom Schicksal nicht weit genug entfernen kann. Wenn bei uns zu Hause rein gemacht wird, betrachte ich mich ebenfalls als vogelfrei und komme der elterlichen Wohnung nicht eher wieder nahe, als bis der Sturm vorüber gebraust ist."

Die Freunde zogen in den „Goldenen Löwen" und nahmen an der table d'hôte Platz. Der Tisch war auch nicht übermäßig stark besetzt. An der Spitze desselben saß der Regierungsrath Zellner mit einer blonden Perrücke und einem sehr alten Gesicht, der am liebsten seine Erlebnisse bei Hofe erzählte; neben ihm saß ein pensionirter Forstmeister vom Adel, der immer mit sich selber sprach, weil er taub war und sonst keinen Antheil an der Unterhaltung nehmen konnte, neben diesem ein preußischer Hauptmann. An der Mahlzeit nahmen ferner Theil: ein paar untere Beamte, ein Commerzienrath, ein paar Reisende und andere gleichgültige Menschen.

Still, mit Niemandem weiter verkehrend, saß nur noch eine ehrwürdige Gestalt am Tische, ein sehr anständig gekleideter Herr in schwarzem Frack und weißer Halsbinde, mit dem einfachen Schmuck einer Brillantnadel im Tuch und die langen schneeweißen Haare mitten vom Scheitel schlicht niedergekämmt. Er trug einen weißen Schnurrbart, sonst war sein Gesicht glatt rasirt und eine tiefe lange Narbe an der rechten Backe, auch ein paar ziemlich hohe Ordensbänder im Knopfloch und an der Brust, was ihm jedesmal eine ehrfurchtsvolle Verbeugung des Geheimen Regierungsrathes zuzog.

„Van Becker," wie er sich kurzweg nannte, war eine etwas räthselhafte Persönlichkeit in Danneburg und etwa erst seit sechs Jahren, wo er sich ein Haus gekauft, hier ansässig. Still und zurückgezogen lebte er mit seiner Familie, seiner Frau und Dienerschaft in einem ziemlich weitläufigen Gebäude der Stadt und dinirte nur jede Woche einmal im „Goldenen Löwen," und zwar dann, wenn bei ihm zu Hause reingemacht wurde. Er nahm keine Einladung an, wie er auch keine erließ und nur alljährlich einmal logirte ein ältlicher, sehr vornehm aussehender Herr regelmäßig drei Tage bei ihm und fuhr dann mit seinem Koffer und Reisesack ebenso wie er gekommen, wieder ab. Bei der Polizei wurde dieser Fremde indessen nie angemeldet und es war das wohl auch nicht nöthig, denn er trug fünf oder sechs große Orden und wenn er um ein Uhr und vor dem Essen, wie er das stets während seiner Anwesenheit in Danneburg that, eine Promenade um den Wall machte, so grüßten ihn die begegnenden unteren Beamten stets auf das Ehrfurchtvollste.

Das Gerücht in der Stadt ging allerdings, daß es ein Obermedicinalrath aus der Residenz sei, aber Bestimmtes wußte man nicht darüber, und Einige wollten außerdem in Erfahrung gebracht haben, daß es der Minister selber wäre, der hier mit dem alten Herrn van Becker wichtige politische Berathungen halte. — Das war also das Tischgespräch der beiden Freunde.

„Wer ist der alte, ehrwürdige Herr uns da schräg gegenüber," fragte Theodor seinen Freund, „sieh jetzt nicht hinüber, er hat den Kopf gerade hier herüber gewandt."

„Das ist ein Herr van Becker, der hier in der Stadt wohnt und —"

„Und ein Haus in der Dammstraße hat?" fiel ihm Theodor hastig, aber leise in's Wort.

„Ganz Recht! Woher weißt Du das aber?"

„Das ist ja das Haus, zu dem das lange Hintergebäude gehört," erwiderte der Freund, „wie Du von mir fortgingst, habe ich mich genau darnach erkundigt und der Name dieses Herrn wurde mir dabei genannt."

„In der That," sagte Bomeier, „das ist also das Haus? Dann wird es freilich einige Schwierigkeiten haben, jene Räume zu betreten, da van Becker, so viel ich weiß, keinen Verkauf beabsichtigt und auch schon verschiedene Male abgelehnt hat, einen Theil seiner überflüssigen Räumlichkeiten zu vermiethen."

„Also das ist der Eigenthümer jener geheimnißvollen Räume," sagte Theodor, der in diesem Moment nur Augen für den alten, sehr vornehm aussehenden Herrn hatte, indem er ihn, so weit das eben anständiger Weise geschehen konnte, aufmerksam betrachtete, und für jetzt nicht weiter an die Verfolgung seines eigentlichen Zweckes dachte; „und wie groß ist seine Familie? Weißt Du das?„

„Ich muß Dir aufrichtig gestehen," sagte Bomeier, „daß ich mich bis jetzt noch wenig oder gar nicht um den Betreffenden gekümmert habe. Er soll drei oder vier Dienstleute in seinem Hause halten, sehr zurückgezogen leben, aber sehr reich sein; weiter weiß ich gar nichts von ihm."

„Also glaubst Du nicht, daß wir Zutritt zu seinem Hause erhalten werden?"

Bomeier schüttelte mit dem Kopfe; „wenn ich aufrichtig sein soll, nein", sagte er, „denn er hält alle Menschen daraus fern und wenn das Gerücht die Wahrheit spricht, aber Du weißt, was in solch' einer kleinen Stadt geschwatzt wird, so darf sogar ein Theil seiner Dienstboten nicht einmal alle Zimmer des Hauses betreten."

„Wenn wir nur hier mit ihm bekannt werden könnten," sagte Theodor nach einer längeren Pause des Nachdenkens. „Kennt er Dich?"

„Dem Ansehen nach, weiter nicht," erwiderte der Freund; „ich habe auch einmal ein paar Worte mit ihm gesprochen und er erwidert seit der Zeit meinen Gruß sehr artig; das ist aber auch Alles, er hat eine ungeheuere Uebung darin, einen Menschen einfach durch Höflichkeit todt zu machen."

Ob der alte Herr gehört hatte, daß die beiden jungen Leute über ihn sprachen, oder ob er nur einen Verdacht dahin schöpfte, aber seine Blicke glitten mehrmals über sie hin, ohne jedoch auf ihnen zu ruhen. Langsam trank er dabei seine halbe Flasche Champagner, die er sich hatte geben lassen, zündete sich dann, als er seinen Teller zurückgeschoben, seine Cigarre an, und verließ mit einem leichten Gruß gegen den obern Theil der Tafel, den einige der Herren aber sogar durch halbes Aufstehen erwiderten, den Speisesaal.

Nun begann das Gespräch über den Aufgestandenen.

„Es wird wohl bei dem Herrn heute wieder rein gemacht, sonst läßt er sich doch hier bei uns nicht blicken," sprach der Hauptmann.

„Ein merkwürdiger Herr; kein Bewohner in Danneburg hat seit dem Tag, wo die Möbel hineingeschafft und die Zimmer hergerichtet waren, je gesehen, wie er eigentlich wohnt," bemerkte der Regierungsrath.

„Seine Frau soll sehr hübsch sein," sprach wieder der Hauptmann.

„Gewesen sein," ergänzte der Regierungsrath, „oder sie würde sich ein so eingezogenes Leben nicht gefallen lassen."

„Und doch sollen sie einmal im Jahre große Gesellschaft geben, zu der aber kein Mensch eingeladen wird," sprach lächelnd der Kommerzienrath.

„Das muß sehr interessant und sehr lebhaft dabei zugehen," bemerkte der Hauptmann trocken, „woher aber vermuthen Sie das?"

„Weil dann Abends und jedesmal am 2. Decbr. die ganze Etage hell erleuchtet ist,“ sagte der Kommerzienrath. „Die Leute sammeln sich dann gewöhnlich vor dem Hause und flüstern mit einander, weil sie das Alle für einen Spuk halten, aber zu sehen ist nichts; die Rouleaux sind niedergelassen und nicht ein einziger Schatten wird daran bemerkt.“

„Aber leidet denn das die Polizei?“ fragte ein Weinreisender, „der Herr muß doch dort Rechenschaft von sich geben.“

Der ganze Tisch schwieg; der Regierungsrath stand mit einem „gesegnete Mahlzeit meine Herren“ von seinem Stuhl auf, und dies war das allgemeine Zeichen zum Aufbruche; auch die Freunde entfernten sich und begaben sich nach der „Krone“ zu einer Tasse Kaffee.

3.

Für den nächsten Morgen zehn Uhr hatte sich Theodor mit Bomeier dahin verabredet, daß der Letztere seinen Apparat im Garten der Krone aufstellen wollte, um das alte Hintergebäude zu photographiren, und sich den ganzen Tag dabei vorbehalten, um noch zehn oder zwölf andere Aufnahmen in der Stadt zu machen.

Der Morgen war wieder ziemlich frisch, Bomeier aber auch sehr pünktlich gewesen, denn mit dem Schlage Zehn betrat er, von zwei Leuten gefolgt, die den Apparat wie Alles sonst Nöthige trugen, den Garten, begrüßte den Freund, der ihn schon erwartete, und traf dann seine nöthigen Vorbereitungen.

Gäste saßen nur sehr vereinzelt im Garten, nur Einen beachtete Bomeier, es war dies Doktor G i e s e l b r e c h t , Schriftsteller und Redakteur des Danneburger Journals; er begrüßte denselben recht freundlich und stellte ihn seinem Freunde vor.

„Sehr erfreut, Herr Plessen,“ sagte der Doktor, indem er Theodor's Hand nahm und derb schüttelte. „Sehr erfreut, Sie persönlich kennen zu lernen, habe schon von Ihnen gehört.“

„Von mir?“ sagte Theodor erstaunt, denn er war hier nur erst mit Wenigen in Berührung gekommen, „das ist wohl kaum möglich, denn ich habe in der kurzen Zeit meines hiesigen Aufenthalts nur sehr wenig Bekanntschaften gemacht.“

„Und trotzdem,“ lächelte Doktor Gieselbrecht, „aber Sie wissen wohl, verehrter Herr, wir Vertreter der Presse erfahren nicht allein Alles, sondern müssen uns auch nach Allem erkundigen, oder es wäre unmöglich, die Spalten eines täglich erscheinenden Blattes — mit Ausnahme der Sonntage — zu füllen. Aber nun sagen Sie mir, bester Bomeier, wie kommen Sie auf den nicht allein merkwürdigen, sondern in der That glücklichen Gedanken, diese Mißgeburt eines Architektengehirns aufzunehmen, und ich frage nicht allein aus Neugierde, sondern interessire mich selber so dafür, daß ich Sie schon jetzt bitte, mir einen Abzug desselben zu reserviren.“

„Also, Sie interessiren sich auch für dieses Hintergebäude, Herr Doktor," sprach Plessen erfreut und fuhr fort, „um Ihnen die Wahrheit zu sagen, die Aufnahme erfolgt auf meine spezielle Veranlassung; können Sie mir etwas hierüber mittheilen, ich werde Ihnen sehr dankbar sein."

„Ob ich es kann," antwortete Doktor Gieselbrecht, „ich beabsichtige ja über dieses Gebäude eine kleine Novelle zu veröffentlichen, geschrieben habe ich dieselbe schon."

„Bitte Herr Doktor, erzählen Sie mir den Inhalt, Sie verpflichten mich dadurch außerordentlich, unser Freund Bomeier kann ohne uns fertig werden: wenn es Ihnen gefällig ist, machen wir einen kleinen Spaziergang und Sie erzählen mir den Inhalt Ihrer Novelle."

Doktor Gieselbrecht ging auf diesen Vorschlag ein, jedoch mit der Abänderung, daß Plessen ihn auf sein Redaktionszimmer begleiten solle. Dort angekommen, begann der Journalist: „Hier in Danneburg geschieht nicht viel Außergewöhnliches und als vor jetzt drei Jahren Herr van Beeker hierher kam, das große alte Haus kaufte und bezog, und dann bei keinem Menschen Visite machte, da können Sie sich wohl denken, daß in der ganzen Stadt von weiter nichts als dem neuen Mitbürger gesprochen wurde und die verschiedensten Vermuthungen dabei auftauchten. Meine Berichterstatter lagen dabei Tag und Nacht auf der Lauer und brachten auch heraus, daß, außer dem zahlreichen Mobiliar, Herr van Beeker mit seiner Gemahlin und zahlreicher Dienerschaft eingetroffen sei; aber das Wunderliche dabei blieb, daß zwei von ihnen behaupteten, eine verschleierte Dame gesehen zu haben, die, wie sie fest versicherten, das Haus betrat — —, aber von der Zeit an nicht mehr gesehen wurde."

„Eine verschleierte Dame?" sagte Plessen aufmerksam werdend.

„Allerdings," nickte der Doktor bedeutungsvoll, „und auf meine Leute kann ich mich fest verlassen, die Thatsache stand fest; jetzt galt es aber weiter darnach zu forschen und daß ich alle Minen springen ließ, um Das zu erreichen, das — dürfen Sie mir glauben."

„Und waren Sie glücklich?"

„Hören Sie. Einer von meinen Berichterstattern ist ein junger unternehmender Mann, mit Geist. In dem neu bezogenen Hause des alten Herrn waren noch manche Reparaturen oder wenigstens Veränderungen nöthig, und in der ersten Zeit wurden bald Tapezierer, bald Tischler, bald Ofensetzer herbeigezogen, um diese Arbeiten auszuführen. Meinem Referenten aber, dem ich ein anständiges Honorar versprochen hatte, gelang es, sich als Tapezierergehülfen dort einzuführen. Er kam solcher Art in das Haus und ein glücklicher Zufall wollte es, daß er dazu verwandt wurde, in einem der wie durcheinander geworfenen Zimmer, von denen man, um von einem in's andere zu gelangen, immer Treppen auf- oder absteigen muß, eine Mauer zu durchbrechen und eine Tapetenthür dort anzubringen. Er hatte allerdings einen wirklichen

Tapezierer als Gehülfen bei sich, aber die Arbeit ging ihm natürlich nicht so von der Hand und es wurde Abend, ehe er sie beenden konnte. Es herrschte, seiner mündlichen Aussage nach, schon beginnende Dämmerung in den überhaupt etwas düsteren Räumen des Hintergebäudes; der Geselle war in dem Nebenzimmer, um die Tapeten zu schneiden und zu kleistern, und mein Berichterstatter eben damit beschäftigt, die Reste mit dem Werkzeug zusammenzulegen, als sich plötzlich die nächste Thür fast geräuschlos öffnete und eine, vollkommen in weiße, wallende Gewänder gekleidete Gestalt, ohne ihn gleich zu bemerken, das Zimmer betrat."

„Ist es möglich?" rief Theodor, der der Erzählung jetzt mit der gespanntesten Aufmerksamkeit folgte.

„Mein Berichterstatter," fuhr der Doktor fort, „blieb angewurzelt an seiner Stelle, wie vor einer überirdischen Erscheinung; unwillkürlich mochte er doch wohl eine Bewegung gemacht haben, die das Auge der Jungfrau auf sich zog, rasch wandte sie das lockige Haupt auf ihn zu und starrte ihn einen Moment wohl selber erschreckt an!"

„Und war sie jung?"

„Eine wundervolle Gestalt, — eine aufknospende Rose," brach der Doktor in Begeisterung aus. „Das Antlitz allerdings bleich, aber von Engelsschöne, mit rabenschwarzen Locken und dunklen Augen, mit Lippen wie zum Kuß geschaffen und, durch das weiße wallende Gewand vielleicht, wie von überirdischem Duft umflossen."

„Und was that sie?" rief Theodor, dessen Blick dabei unwillkürlich nach dem alten Gebäude hinüberschweifte, welches man auch vom Redaktionslokale aus sehen konnte.

„Was sie that?" sagte der Doktor. „Kaum erkannte sie in der halben Dämmerung die fremde Gestalt, als sie einen leisen, aber nur eben hörbaren Schrei ausstieß und sich zur Flucht wandte. Mein Berichterstatter, sonst ein sehr energischer junger Mann, wollte ihr auch im ersten Augenblick folgen und sie zurückhalten, aber er versicherte mich nachher, die Glieder seien ihm vor Erstaunen und Bewunderung wie gelähmt gewesen; wie eine unsichtbare Gewalt habe es ihn gehalten, und als er endlich den Zauber, der ihn befangen hielt, abschüttelte, war die Erscheinung, denn als solche wollte er es betrachten — verschwunden."

„Verschwunden?!"

„Wenigstens durch die Thür, die sich wieder hinter ihr schloß, entflohen."

„Und hat Herr van Beeker niemals über diese Bewohnerin seines Hauses Aufschluß gegeben? Haben Sie selber keine Anzeige bei der Polizei gemacht?"

„Mein lieber, verehrter Herr," sagte Doktor Gieselbrecht, „das klein wenig Poesie und Romantik, was wir gegenwärtig noch in unserem durchaus materiellen Leben und Treiben finden, ist so außerordentlich spärlich hineingestreut, daß wir Schriftsteller, die wir es so nothwendig wie das liebe Brod zu unserer eigenen Existenz brauchen, auch die Letzten sein

müssen, die es sich selber muthwillig durch die rauhe Hand der Polizei zerstören, ja wir sind sogar gezwungen, so haushälterisch als möglich damit umzugehen. Ueberdies schien mir die Sache ein kitzlicher Punkt, gewissermaßen ein Familiengeheimniß und selbst bei einem einfachen Bericht hätte ich keinen Namen nennen dürfen, wenn ich mich vorher nicht sicher stellte, daß mir nicht das Gegentheil bewiesen werden konnte. Aber ich hatte jetzt wenigstens einen Anhalt, auf dem ich weiter bauen durfte. Mein Berichterstatter entwickelte seine ganze Thätigkeit, knüpfte sogar unter den schwierigsten Verhältnissen, und natürlich nur zum Scheine, ein Liebesverhältniß mit einem der Hausmädchen an, und bald entwickelte sich aus dieser ersten Figur ein förmlicher Romanstoff, an den ich denn auch mit Lust und Liebe ging, um ihn für meine Zeitung zu bearbeiten. Ich zweifle auch keinen Augenblick, daß er Sensation gemacht haben würde; aber er wurde unterdrückt."

„Unterdrückt? Von wem?"

„Natürlich von dem Polizeidirektor, dem ich den ersten Abdruck einreichte."

„Und mußten Sie den erst bei der Polizei abliefern? So viel ich weiß, haben wir doch jetzt in ganz Deutschland Preßfreiheit!"

„Allerdings," sagte Dr. Gieselbrecht, aber doch etwas verlegen, „es kann mir zwar Niemand verwehren, irgend etwas zu drucken, aber hinterher kann das Gedruckte confiscirt werden und dies ist fatal, und man geräth dabei nicht allein mit den Gerichten in Unannehmlichkeit, sondern setzt sich auch noch pecuniären Verlusten aus. Ich zog es deshalb, und besonders beim ersten Beginn meiner Zeitung vor, in zweifelhaften Fällen vorher bei der betreffenden Behörde anzufragen, was mir oft bedeutende Unbequemlichkeiten erspart."

Plessen lächelte; es schien ihm eine eigenthümliche Art und Weise von der Preßfreiheit Gebrauch zu machen, aber er erwiderte nichts und der Doktor fuhr fort: „Unser Polizeidirektor — man soll von Abwesenden nichts Böses reden — und von Anwesenden thut man es überhaupt nicht — aber unser Polizeidirektor ist, unter uns gesagt, ein — hm — na, Sie verstehen schon, was ich meine. Wenn sie einen armen Teufel einbringen, fährt er ihn an, daß kein Hund mehr ein Stück Brod von ihm nehmen möchte, und mit den reichen Leuten in der Stadt mag er es nicht verderben. Da können Sie sich wohl denken, daß ihm die Geschichte nicht recht war, denn wenn ich auch keine Namen genannt, oder doch nur verändert angegeben hatte, so konnte ein Blinder sehen, wer in der kleinen Novelle gemeint war. Er erklärte mir also ganz einfach, es thäte ihm leid, aber sobald Das in meiner Zeitung abgedruckt würde, müßte er die Nummer confisciren und außerdem könne es mir noch die schönste Injurienklage auf den Hals ziehen. Natürlich unterblieb der Druck vor der Hand, aber ich ließ den Satz stehen und beschloß dabei, mich womöglich noch genauer zu informiren und wenn ich Gewißheit erreicht hätte, dann mit voller Entschiedenheit vorzugehen, und nur der rohen Gewalt zu wei-

chen. Ich will und muß diesem Polizeidespoten in Danneburg zeigen, daß die Wahrheit doch zuletzt siegt. Jenes Haus da drüben, birgt allerdings ein Geheimniß, aber auch ein Verbrechen; ein junges, bildschönes Mädchen wird dort eingeschlossen und wie eine Gefangene gehalten, dunkle Familienverhältnisse liegen zu Grunde, die ich hier auch in scharfen Umrissen in meiner Skizze angedeutet habe; eine bedeutende Erbschaft bildet jedenfalls das Motiv und das unglückliche Opfer verschmachtet in einem Kerker und wenn er selbst mit Glanz und Reichthum ausgestattet wäre, sein junges Leben."

„Glauben Sie wirklich?" sagte Plessen und sein Antlitz glühte dabei, sein Herz klopfte ihm, nur bei dem Gedanken, vielleicht rettend da eingreifen zu können, fast hörbar in der Brust.

„Lesen Sie das, was ich hier aufgesetzt habe, ruhig durch," versicherte der Doktor, indem er ihm die bedruckten Streifen gab. „Das Netz um den Verbrecher zieht sich fester und fester zusammen, und wie der Herr jetzt mit der ganzen Brust voll Orden herumläuft, soll er gedemüthigt werden, bis in den Staub hinab. Noch Eins. Können wir uns vielleicht heute Abend in der Krone wiederfinden?"

„Die Abende bin ich allerdings meist durch meinen alten Onkel, bei dem ich wohne, in Anspruch genommen," sagte Theodor, „paßt es Ihnen nicht morgen früh, so früh Sie wollen?" —

„Also morgen früh um acht Uhr vielleicht; um neun Uhr muß ich in meiner Redaktion sein."

„Sie dürfen sich fest darauf verlassen, ich werde Sie von halb acht Uhr an erwarten, denn in den Morgenstunden bin ich vollkommen frei."

„Das ist abgemacht," sagte der Doktor und schüttelte dem jungen Architekten die Hand, der sich zum Weggehen erhoben hatte, Theodor mußte ja versprochenermaßen seinen Freund aufsuchen.

4.

Theodor war ungemein gespannt darauf, den Inhalt der bedruckten Papierstreifen zu lesen; er ging also, nachdem er den Redakteur verlassen hatte, in die Krone, setzte sich in den Garten hin und überflog die Skizze, zuerst nur einmal rasch und flüchtig, dann aber aufmerksamer und mit dem größten Interesse. Der Verfasser hatte darin allerdings nicht Danneburg und Herrn van Beeker direkt mit Namen genannt, aber sofort erkannte er darin die betreffende Persönlichkeit und war besonders überrascht, daß auch ein Stadtschreiber, der allerdings hier Domeier genannt wurde, eine Rolle spielte; konnte das sein eigener Onkel sein? Der Eindruck aber, den der ganze Artikel auf ihn machte, war entschieden der einer Anklage, weniger gegen den Besitzer des geheimnißvollen Hauses, nicht gegen Diejenigen, welche eine Dame, die verschleiert in dieses Haus gekommen, derartig bewachten ß sie nicht gesehen wurde, als

gegen den Magistrat gerichtet, welcher duldete, daß in seinen Mauern irgend ein zufällig sehr reicher Fremder seine Tochter in Kerkerhaft und so geheim halte, daß selbst ihr Name schon jetzt aus der „Liste der Lebenden" gestrichen sei und ihre Existenz nicht einmal festgestellt werden konnte. Auf der Polizei war nämlich in der Liste der Hausbewohner nur Herr und Frau van Beeker und dann das Dienstpersonal angegeben worden, einer Tochter oder Verwandten aber keine Erwähnung gethan. Sobald deren Anwesenheit aber bewiesen werden konnte, lag allerdings eine Fälschung, wenn auch nur der statistischen Berichte vor, dem Gerichte aber auch ob, zu untersuchen, wie sich der eigentliche Thatbestand stelle. Kein menschliches Wesen durfte von einer Privatperson, in welcher Verwandtschaft auch immer, wider seinen Willen eingeschlossen gehalten werden und geschah das trotzdem, so konnte gegen den Thäter die ganze Strenge des Gesetzes angerufen werden.

Das war der ungefähre und allgemeine Inhalt; als Einzelheit hob aber der Verfasser unverblümt hervor, daß allerdings ein junges zartes, weibliches Wesen dort in dem Hause existire, von dem Niemand in der Stadt, selbst die Polizei nicht, etwas wisse; er verlangte deshalb eine genaue Untersuchung der betreffenden Räumlichkeiten, widrigenfalls er ziemlich deutlich damit drohte, weitere Enthüllungen zu geben, um den Schuldigen endlich zu zwingen, entweder sich zu vertheidigen oder die Stadt nicht länger durch ein solches Verbrechen zu entweihen und sie zu verlassen.

Theodor wunderte sich allerdings keinen Augenblick darüber, daß der Polizeidirektor, wenn einmal erst befragt, seine Erlaubniß zu dem Abdruck dieser, wenn auch halb novellistisch gehaltenen Skizze verweigert hatte; auch die Polizei will ihre Ruhe haben und setzt sich nicht gern muthwillig unangenehmen Erörterungen aus. Daß der Doktor aber vorher dort angefragt hatte, das ärgerte ihn, denn wäre diese Anklage erst einmal gedruckt erschienen gewesen, so mußte der Magistrat, also mit der Nase darauf gestoßen, einschreiten und konnte es nicht mehr umgehen.

Gespannt war er übrigens jetzt darauf, Doktor Gieselbrecht's neue Auseinandersetzungen zu hören, denn dieser wollte ja noch neuere Entdeckungen gemacht haben. Und hatte sein Onkel wirklich mit der Sache etwas zu thun gehabt? Er beschloß, ihn jedenfalls einmal darüber auszuhorchen, was keinenfalls schwer sein konnte; jetzt mußte er nur vor allen Dingen seinen Freund Bomeier wieder aufsuchen, dem er ja versprochen hatte, mit zum sogenannten Kettenthurm zu kommen.

Dieser hatte ihn schon sehnsüchtig erwartet und theilte dem Freunde mit, daß er ihn gleich mit einem Paar seiner Verwandten bekannt machen wolle. Als er ihn in Kunigunden's Zimmer führte, die ihn huldvoll lächelnd empfing, fand Plessen dort zwei Herren.

Der Eine derselben war eine recht fade, nichtssagende Gestalt, ein Vetter von Kunigunde Bomeier und hier beim Gericht angestellt; er hatte falsches Haar, falsche Zähne, falsche Vatermörder und eine falsche gol-

bene Uhrkette und trug im linken Ohr sogar einen kleinen Ohrring; er hieß Mutzelbring und sah auch so aus, sprach entsetzlich durch die Nase und stotterte dabei etwas; der andere Herr zeigte dagegen eine breite, behäbige Gestalt, mit einem gutmüthigen, fast zu vollen Gesicht, aus dem aber die hellen grauen Augen lebhaft hervorblitzten.

Als er Theodor als Kunigunden's Onkel, „Maurermeister Behrens und Stadtverordneter" vorgestellt wurde, sah er den jungen Architekten scharf an, streckte ihm aber endlich die Hand entgegen und sagte halb lachend: „Alle Wetter, Herr Plessen, ich dächte, wir Beide wären schon mit einander bekannt geworden und zwar näher, als mir für den Augenblick lieb war. Sind wir nicht Beide neulich auf der Straße tüchtig zusammengerannt?"

Theodor sah ihn einen Moment wie erstaunt an, aber rasch erinnerte er sich auch wieder dieses historischen Ereignisses und während ein leises Roth seine Wangen färbte, erwiderte er: „Ich habe mir nachher noch über meine Ungeschicklichkeit Vorwürfe gemacht und hoffe nur, daß ich Ihnen nicht sehr weh gethan."

Der Maurermeister schüttelte dabei mit dem Kopf, „so leicht nicht," sagte er dabei, „dazu gehört schon eine kleine Lokomotive, aber einen tüchtigen Stoß gab's im Anfang doch."

Plötzlich tönten von der Straße herauf laute jubelnde und jauchzende Stimmen und Meister Behrens sprang an's Fenster, kehrte aber schon im nächsten Augenblicke mit einem verdrießlichen Gesicht zurück und nahm seinen Platz wieder ein.

„Was giebt's, Onkel?" frug Bomeier, der gerade eine Flasche Wein öffnete.

„Ach," sagte Behrens ärgerlich, „unsere Herren Gesellen feiern den Beginn ihres goldenen Zeitalters und beten das Fell an, das sie uns über die Ohren gezogen haben. Hol' sie der Teufel! Ich will mir heute den Tag nicht dadurch verderben lassen. Eine Schande ist's aber, daß die Polizei das duldet und nicht dagegen einschreitet, denn das Gesindel schreibt jetzt durch den Strike der ganzen Stadt seine Befehle vor und selbst accordirte Arbeit respektiren sie nicht mehr, aber wir geben nicht nach und wenn ich nicht gerade an zwei Stellen fest zugesagte und schon begonnene Arbeit hätte, könnte meinetwegen die ganze Bande Danneburg verlassen, ich nähme keinen von ihnen wieder in Arbeit."

„Ja," sagte der Vetter achselzuckend, „wa — was kann die Polizei thun, wir haben das neue Coa — a — a — litions-Gesetz."

„Ja wohl," nickte Behrens finster „und was damit für Unheil angestiftet wird, kann noch gar kein Mensch absehen."

„Wo hast Du denn jetzt so nothwendig Arbeit, Onkel?" fragte Kunigunde.

„O, zum Henker," sagte dieser, „das neue Haus für den Banquier Levy und dann ein Umbau bei dem alten Herrn van Beeker, dem ich vorgestern

erst die eine Wand gestützt und eingerissen habe und der nun bis über die Ohren in Schutt und Mauersteinen sitzt."

„Bei Herrn van Becker?" rief Theodor rasch, „dem alten Sonderling?"

„Kennen Sie ihn? — O das ist ein alter, sehr achtbarer Herr, wenn er auch vielleicht ein paar Schrullen hat, die aber natürlich Niemanden etwas angehen. Was soll ich jetzt machen? Ein paar Lehrjungen habe ich noch zu Hause, auf die ich mich aber natürlich nicht verlassen kann und wenn ich auch selber mit arbeiten wollte, so reicht dies doch nicht aus."

Die übrige Gesellschaft interessirte sich nicht für den Maurerstrike und das Gespräch wandte sich bald wieder anderer Richtung zu. Nur Plessen war merkwürdig schweigsam geworden und gab sogar ein paar Mal, wenn er angeredet wurde, ganz verkehrte Antworten. Er verabschiedete sich bald und suchte noch gegen Abend den Doktor Gieselbrecht auf, um Weiteres von ihm zu erfragen, fand ihn aber nicht mehr auf der Redaktion, wie auch nachher nicht in seinem Hause. Er hatte, wie ihm das kleine Mädchen dort sagte, eine Einladung erhalten und würde wohl vor zehn Uhr Abends nicht zurückkehren; es blieb ihm also nichts übrig, als den anderen Morgen abzuwarten.

Als er ziemlich spät zu seinem Onkel zurückkehrte, fand er den alten Herrn ihn schon sehnsüchtig erwartend.

„Ei, ei, ei, ei, Theodor," sagte dieser, „Du fängst mir ja an liederlich zu werden; es ist schon sieben Uhr und so lange bist Du doch nicht bei Deinem Diner gewesen."

„Ach bester Onkel, ich hatte —"

„Na laß nur gut sein," unterbrach ihn der Alte gutmüthig, „wir trinken jetzt unsern Thee mitsammen. Heute Abend gehst Du doch nicht mehr aus?"

„Nein, gewiß nicht, Onkel."

„Schön, dann bleiben wir hübsch beieinander und nun setz' Dich dahin und zünde Dir eine Cigarre an."

Theodor sollte jetzt erzählen, wie er den heutigen Tag verbracht und was er getrieben habe und es wurde dem jungen Mann dabei entsetzlich schwer, dem Onkel nicht merken zu lassen, daß er sich — in Gedanken wenigstens — fast mit weiter nichts beschäftigt habe, als mit den geheimnißvollen Verhältnissen der verschleierten Dame. Da er aber einmal den Verdacht gefaßt, daß sein Onkel früher mit derselben in Verbindung gestanden, ja vielleicht noch stehe, so mußte er dabei außerordentlich vorsichtig zu Werke gehen und nur von ungefähr suchte er nach und nach das Gespräch auf den alten, so wenig mit der Außenwelt verkehrenden Herrn zu bringen, aber sein Onkel wich selbst dann aus und suchte die Unterhaltung nach anderer Seite abzuleiten; dies verhinderte der junge Mann indeß.

„Es ist merkwürdig, Onkel," fing er nach einer kleinen Pause wieder an, „was für wunderliche Gerüchte hier überall in Danneburg über diese eine, doch ganz abgeschlossen lebende Familie Becker coursiren und etwas

Wahres, wie man im gewöhnlichen Leben sagt, soll doch fast stets an solchem Stadtklatsch sein —"

„Da hast Du das rechte Wort gebraucht," sagte der alte Mann rasch und eifrig, „Stadtklatsch" und weiter nichts. Laß Dir keinen Unsinn in den Kopf setzen, Junge, und glaube nicht, was das neugierige Volk schwatzt, das nur wüthend darüber ist, daß es nicht überall in des Mannes Hause herumschnüffeln darf. Ja wohl, Anfangs, wie er eben so hergekommen war, da wollten ihm Alle die Visite machen, um nachher natürlich eingeladen und abgefüttert zu werden; wie er sich aber mit der Gesellschaft nicht einließ, den Herrn Regierungsrath und Herrn Commerzienrath und wie die Titel alle lauten, gewissermaßen vor den Kopf stieß, keinen Besuch annahm und keinen erwiderte, da blieben sie ihm wohl in's Gesicht hinein höflich, denn er war reich und man wußte nicht, wie man ihn vielleicht noch einmal brauchen könnte, aber hinter seinem Rücken raisonnirten sie desto mehr, sagten ihm alle möglichen Schlechtigkeiten nach und hätten es am allerliebsten gesehen, wenn er von der Polizei verhaftet und in's Zuchthaus gesteckt worden wäre."

„Beschuldigt man ihn denn eines Verbrechens?" frug Theodor so unbefangen als möglich.

„Hm!" sagte der Stadtschreiber, der augenscheinlich die Frage nicht direkt zu beantworten wünschte, „was weiß ich, was sie Alles in ihren Grützköpfen ausheckten: Spuckgeschichten, — Geister, die dort umgingen, — Burgverließe und laute Schreie, die man um Mitternacht gehört haben wollte. Es gab Anfangs gar nichts Tolles, was sie nicht ausbrüteten, bis endlich Jahre darüber vergingen, der alte Herr hier ruhig und harmlos fortlebte und das Geschwätz nicht so viel achtete, ja vielleicht nicht einmal erfuhr. Da bekamen es die Schreier und Verdächtiger endlich auch satt. Es war mit der Geschichte nichts anzufangen und all das alberne Geschwätz schlief fast so rasch ein, wie es entstanden war. Nur wenn noch manchmal ein Fremder hier eintrifft, so lügt ihm vielleicht ein schlauer Lohndiener den Buckel voll und wärmt die alten Sagen wieder auf, sonst hört man nichts mehr davon. Du scheinst Dich übrigens sehr für den alten Herrn zu interessiren?"

„Wenn ich aufrichtig sein soll, ja, Onkel, und ich muß Dir auch gestehen, daß ich fest überzeugt bin, etwas Wahres ist an den Gerüchten und das alte Haus birgt Etwas, das das Licht zu scheuen hat."

„Wenn Du den alten Weibern in der Stadt also mehr glaubst, als Deinem Onkel, so werde ich's nicht ändern," sagte der alte Mann, „soviel aber kann ich Dir sagen, Herr van Beeker ist ein durchaus ehrenwerther und braver Herr und wenn er die albernen Gerüchte, die wider ihn im Umlauf sind, nicht widerlegt, oder sich eigentlich gar nicht um sie kümmert, sondern ruhig seinen geraden Weg geht, so beschämt er damit in den Augen der Vernünftigen wenigstens das ungebildete Volk. Nun aber sei so gut und sprich von etwas Anderem; Dir vielleicht ist die Sache noch neu und deshalb interessant, ich aber habe sie Jahre lang

durchhecheln hören und kann Dir versichern, daß ich ihrer herzlich überdrüssig bin."

Das Gespräch war damit abgebrochen und Theodor fühlte recht gut, daß er darauf nicht zurückkommen dürfe, wenn er seinen Onkel nicht böse machen wolle, er hatte sich aber auch dabei fest davon überzeugt, daß er mehr davon wisse, als er eingestehen mochte, denn in anderen Fällen zeigte sich der alte, sich sehr gern unterhaltende Herr keineswegs so abgeneigt, selber mit ein wenig auf sogenannten „Stadtklatsch" einzugehen. Ja, er hatte ihm sogar vor einigen Tagen eine sehr hübsche Geschichte von der Frau Bürgermeisterin erzählt, für die er aber, für die Geschichte nämlich, selber erklärte, nicht einstehen zu können.

Desto gespannter war Plessen darauf, am andern Morgen den Doktor Gieselbrecht zu sprechen und fand sich auch pünktlich zu der angegebenen Zeit in der „Krone" ein, wo ihn der Doktor kaum zehn Minuten warten ließ.

„Nun?" meinte dieser, als er ihn freundschaftlich begrüßt hatte, „was sagen Sie zu dem Manuscript? Haben Sie es gelesen?"

„Gewiß, wieder und wieder," versicherte Theodor, indem er es dem Eigenthümer zurückgab, „aber Manches ist mir trotzdem unklar geblieben."

„Und darf ich fragen was?"

„Sie sprechen darin die fast zur Gewißheit gesteigerte Vermuthung aus, daß ein weibliches Wesen hinter jenen Fenstern, die auch schon meine Aufmerksamkeit erregt, gefangen gehalten werde. Wie ist das aber in einer solchen belebten Stadt und noch dazu unmittelbar an einen Restaurationsgarten stoßend, möglich und denkbar, denn die Unglückliche brauchte ja doch nur eine der Scheiben zu zerbrechen und um Hülfe zu rufen und daß dann die Volksstimme schon, wenn sich der Magistrat nicht selbst dadurch veranlaßt sehen sollte, eine Haussuchung zu halten, ihn dazu zwingen würde, unterliegt doch keinem Zweifel."

Doktor Gieselbrecht nickte düster mit dem Kopf. „Sie haben Recht," sagte er, „es scheint so, es scheint aber auch nur so, denn wir wissen," flüsterte er dem jungen Manne zu, „daß solche Fluchtversuche früher mit der größten Strenge bestraft wurden und das Winseln und Schreien der Unglücklichen ist von meinem Berichterstatter, wie auch von anderen Leuten mehrmals gehört worden. Die Leute erboten sich, ihre Aussage vor Gericht eidlich zu erhärten, wurden abgewiesen und der Magistrat erklärte damals, daß er nicht gegen den Fremden einschreiten könne und werde, bis nicht eine bestimmte Klage gegen ihn von irgend einer bestimmten Person eingereicht würde. Dann allerdings wolle er die Sache untersuchen, mache aber Jeden darauf aufmerksam, daß er die Folgen einer falschen Anklage und Verdächtigung nachher auch selber zu tragen hätte. Auf gewöhnlichen Stadtklatsch hin, könne er nicht einen sonst friedlichen und braven Bürger belästigen."

„Was ich Sie fragen wollte," sagte Theodor, dem bei dem Worte

„Stadtklatsch“ sein Onkel einfiel. „Ist der Stadtschreiber, den Sie in Ihrer Skizze erwähnen, eine hier lebende Persönlichkeit?“

„Gewiß, wie alle darin angeführten Personen.“

„Ist es der pensionirte Stadtschreiber Sachte?“

„Allerdings, aber wie kommen Sie auf Den?“

„Es ist mein Onkel, bei dem ich wohne —“

„Alle Wetter!“ rief Doktor Gieselbrecht, doch etwas bestürzt, „der könnte Ihnen allerdings, wie ich fest glaube, ziemlich genaue Auskunft geben, wenn ihn nicht das Amtsgeheimniß bände.“

„Aber, mein bester Herr Doktor,“ bemerkte Plessen, „mein alter Onkel ist ein höchst ehrenwerther Mann und als solcher bekannt; er würde, davon bin ich fest überzeugt, zu Nichts die Hand geboten haben, das auch nur im Entferntesten den Schein eines Unrechts an sich trüge.“

„Kein Mensch spricht davon, kein Mensch vermuthet etwas dem Aehnliches,“ rief der Doktor eifrig. „Was er mit ihm zu thun hatte, war nur allein geschäftlicher Natur, und daß der Stadtschreiber dabei keine entscheidende Stimme haben darf, wissen Sie gut genug. Ich klage auch unseren Magistrat nicht etwa an, bei einer unrechten Sache die Hand mit im Spiele zu haben, weit entfernt davon. Nein, in was ich ihm die Schuld gebe, ist allein, dem vornehmen und reichen Manne gegenüber die Augen zugedrückt zu haben, wonach dann der Fremde in seinem Haus wirthschaften konnte, wie er wollte. Der Magistrat weiß, wie ich fest überzeugt bin, Nichts von einem wirklichen Verbrechen, aber daß er das eben nicht weiß, ist die Schuld, die er sich aufgeladen.“

„Und Sie glauben also wirklich, daß ein solches vorliegt?“

„Ich glaube gar nichts, verehrter Herr,“ sagte Doktor Gieselbrecht, „ich weiß es bestimmt und die näheren Daten, die ich Ihnen noch angeben will, sind überzeugend. Mein Berichterstatter, der eine Zeit lang jeden Morgen diesen Garten besuchte und von hier aus jene Fenster beobachtete, hat nicht allein ein paarmal eine feine weiße Hand an diesem Fenster, nein, einmal sogar das bleiche thränenüberströmte, aber engelschöne Gesicht des jungen Wesens erkannt. Angegeben ist die junge Dame aber in der Liste der hiesigen Einwohner nicht, wovon ich mich auf der Polizei genau selber überzeugt habe. Eingetragen steht nur Herr van Beeker, Frau und Dienerschaft, und jetzt frage ich Sie, ob Sie noch mehr Beweise wollen?“

Theodor sah eine Weile still und kopfschüttelnd vor sich nieder. „Die Sache ist,“ sagte er endlich, „jedenfalls dunkel und räthselhaft und ein Geheimniß muß da zu Grunde liegen, wenn ich nur wüßte, was ich thun könnte, um es aufzuhellen.“

„Die Schwierigkeit verhehle ich mir selber nicht,“ erwiderte der Doktor, „und ich sehe ein, daß man nichts dagegen ausrichten kann, bis man nicht etwas Entschiedenes weiß. Das aber wäre nur zu erfahren, wenn es einer erreichte, in das Haus selber zu gelangen und dort zu verkehren. Dazu sehe ich aber keine Möglichkeit, denn Herr van Beeker hält sich vor-

sichtigerweise Jedem fern, auf den er den geringsten Verdacht haben könnte, sein Spiel zu durchschauen. Nur Marktleute oder gewöhnliche Arbeiter werden eingelassen, sonst bleibt Jedem seine Thür verschlossen."

„Und wenn man nun einen solchen Arbeiter gewinnen könnte?"

„Das ist erstlich sehr schwierig," sagte der Doktor, „denn den Versuch habe ich schon gemacht, und dann sehen die Leute auch nichts. Sie kümmern sich eben um ihre Arbeit und verfahren damit einzig und allein im alten Schlendrian. Denken Sie nur, der Eine, den ich besonders beauftragt hatte, hob einmal dort ein Papier auf, das aus einem Schlüsselloch herausgeschoben wurde, steckte es auch in die Tasche und wollte es mir, da er selber nicht lesen konnte, bringen; — der Esel verliert es aber unterwegs, und meine Wuth können Sie sich denken."

„In der That," sagte Theodor, aber halb zerstreut, denn seine Gedanken flogen indessen weit ab und schienen auf einem andern Punkte zu verweilen. „Also glauben Sie wirklich, daß man, wenn man Zutritt in das Haus fände, auch dort auf eine Spur kommen könnte."

„Als Gast schwerlich," sagte der Doktor, „denn dann ginge Ihnen Ihr Wirth nicht von den Fersen, aber um die Arbeiter bekümmert sich natürlich Niemand im Hause, und wer von denen offene Augen hätte, könnte vielleicht Manches sehen; was aber hilft ihm das, wenn er nicht zu combiniren versteht und das können derartige Leute nun einmal nicht."

„Herr Doktor," sagte Theodor nach einer kleinen Weile, in der er, mit fest zusammengezogenen Brauen vor ihm gestanden hatte, „lassen Sie mir Zeit, die Sache zu überlegen. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich selber Feuer und Flamme für eine solche Enthüllung bin, das Ganze ist von einem eigenthümlich romantischen Schimmer überhaucht, schon die Art und Weise, wie ich, ein vollkommen Fremder, dazu kam, Interesse an den Bewohnern eines Hauses zu nehmen, über die ich früher keine Silbe gehört, reizt mich dazu an, sie auch weiter zu verfolgen und es ist möglich, daß ich vielleicht mehr erfahre."

„Wenn ich Sie unterstützen kann," rief der Doktor, „darin zählen Sie ganz auf mich, ich bin hier so schmählich von unsern Bürgeraristokraten behandelt worden, daß ich schon deshalb Alles aufbieten würde, den Beweis der Wahrheit zu führen. Ihr Herr Onkel hat ja auch mit der ganzen Sache nichts weiter zu thun."

„Nein," sagte Theodor, „davon bin ich selber fest überzeugt, oder ich würde gar nicht daran denken, ihn irgend welchen Unannehmlichkeiten auszusetzen."

„Aber was wollen Sie thun?"

„Lassen Sie mir Zeit," sagte Plessen, „um mir selber erst darüber klar zu werden; es gehen mir jetzt eine Menge von Plänen durch den Kopf, die ich erst einzeln sichten und prüfen, ja die ich erst selber begreifen muß. Ist aber dort drüben ein unglückliches junges Geschöpf eingeschlossen und vom Leben abgeschnitten, dann — doch, das findet sich Alles später; wollen Sie mir die Adresse Ihrer Privatwohnung geben?"

„Hier ist meine Karte —"

„Schön, meine Adresse wissen Sie, und wenn Sie indessen zufällig etwas Genaueres erfahren sollten, so bitte, lassen Sie es mich umgehend wissen. Vorsicht brauche ich Ihnen dabei nicht zu empfehlen."

„Gewiß nicht, gewiß nicht," rief der Doktor, „aber warten Sie, ich begleite Sie, ich muß doch jetzt auf die Redaktion und wenn Sie eine kurze Strecke mit mir gehen, kann ich Ihnen meine Privatwohnung gleich zeigen."

5.

Theodor, der von allem Anfang nur Interesse an der, wie er es nannte, „architektonischen Ungezogenheit" des alten Gebäudes genommen, und dessen überhaupt rege Phantasie ihn dann weiter führte, indem er sich auch lebende Wesen in diesen auseinandergerissenen Gemächern dachte, fand jetzt noch eine stärkere Triebfeder für sein weiteres Forschen nicht allein in dem romantischen Schimmer, der sich über das Ganze breitete, sondern auch in dem Mitleiden für ein unglückliches, junges und sogar schönes Wesen, dessen Jugend hier mit anscheinend kaltem Blute gemordet wurde.

Daß sich in dem kleinstädtischen Leben von Danneburg Niemand dazu aufgerafft hatte, den düsteren Schleier, der über dem Ganzen lag, mit kecker, entschlossener Hand zu lüften, war erklärlich und Herr van Becker auch umsichtig genug gewesen einen solchen Platz zu seinem Aufenthaltsorte zu wählen. Anders gedachte er aber die Sache anzufangen, und jetzt schon halb im Reinen, mußte er noch einen Mann aufsuchen, der allein ihm förderlich sein könnte, und das war allerdings nicht sein Onkel, der pensionirte Stadtschreiber. Dieser würde, wenn er eine Ahnung davon gehabt, sicher alles in seinen Kräften Stehende aufgeboten haben, um ihn davon abzubringen, oder sein Unternehmen selbst zu hindern; er durfte also auch gar nichts davon erfahren.

Der aber, der ihm bei seinem Unternehmen behülflich sein sollte, war Niemand anders, als der Maurermeister Behrens, den er auch ohne Weiteres aufsuchte und glücklicher Weise zu Hause traf.

Er fand den alten Mann bei nicht besonders guter Laune; er ging, seine lange Pfeife rauchend, in seiner Stube auf und ab, und die verschobene, kleine rothe Hausmütze zeigte, daß er sich oft genug den Kopf darunter gekratzt. Er sah auch mürrisch und verdrießlich aus, denn wie es nur an die Thür klopfte, vermuthete er natürlich nichts Anderes, als nur wieder eine neue Mahnung begonnener Arbeit und was konnte er dabei mit seinen paar Lehrlingen thun? Wahrlich kein Haus bauen.

Wie er den jungen Freund Bomeier's erkannte, klärte sich sein Gesicht ein wenig auf, aber auch nur ein wenig, und er sagte, Theodor die Hand hinüberreichend, „ah, Herr Plessen, wie geht es Ihnen und was führt Sie zu mir her?"

Die Anrede klang nicht besonders tröstlich; Plessen aber achtete gar

nicht darauf. Mit einem bestimmten Zweck im Auge steuerte er auf sein Ziel los und mißachtete aller kleinen Hindernisse.

„Ich ging gerade vorbei, Herr Behrens," sagte er, indem er ohne Weiteres seinen Hut ablegte, „und wollte doch einmal sehen, wie es geht, besonders aber, da mich das als zum Fach gehörig auch interessirt, hören, wie es mit dem Maurerstrike steht. Er begann ja neulich und dauert, wie ich bemerke, noch immer an, denn schon heute Morgen früh traf ich betrunkene Maurergesellen auf der Straße."

„Ja wohl," sagte Behrens und sein Gesicht zog sich dabei wieder in die früheren düsteren Falten, „und es sollte mich gar nicht wundern, wenn sie sich hier ganz ordentlich in der Stadt organisirten und Freiheit, Gleichheit und Gütergemeinschaft auf ihre Fahnen schmierten. Heißt denn das eine Polizei, die so etwas duldet, und sich auf der Nase herumspielen läßt, wo sie fest einschreiten und die Bürger in ihrem Recht schützen sollte?"

„Die Polizei wird nichts dagegen machen können!"

„Ach was," sagte der nun einmal ärgerlich gewordene Maurermeister, „wo sie so einen Kerl als einzelnen Handwerksburschen, wenn er Skandal macht, abfassen kann, da fährt sie ihn an, als ob sie ihn auf der Straße gefunden hätte; wo sie sich aber zusammenrotten und eine Schaar bilden, da wird sie zahm und geht ihnen vorsichtig aus dem Wege. Gewalt oder Geld regiert jetzt überall in den Residenzen wie in den kleinen Nestern, und die kleinen Tyrannen sind gewöhnlich noch viel schlimmer als die großen."

„Geld möchte nun aber doch wohl keinen Einfluß auf die Herren haben," sagte Theodor, der den Maurermeister auf einen gewissen Punkt zu bringen wünschte, „ich glaube nicht, daß sie sich durch wen bestechen ließen."

„Das möchte ich auch nicht behaupten," meinte Behrens, verdrießlich mit dem Kopfe schüttelnd, „dafür habe ich wenigstens noch keine Beweise, aber es bleibt immer die alte Geschichte, der Vornehme wird protegirt und wenn dann ein einfacher Bürger kommt und verlangt nur sein Recht, dann wird er, manchmal höflich, manchmal auch grob abgewiesen."

„Sollten die Vornehmen hier in der Stadt wirklich von den Behörden protegirt werden?" sagte Theodor leicht hin, „ich kann es mir nicht denken."

„Sie können es sich nicht denken?" rief Behrens spöttisch, „was war denn das vor zwei Jahren für eine Geschichte mit dem Grafen, der hier so großspurig auftrat, Alles zusammenkaufte, was er kriegen konnte, Geld aller Orten borgte und Wechsel ausstellte und dann auf einmal, wie der erste protestirt zurückkam, in den Boden hinein verschwand? — Hat der auch nur einen Paß gehabt, oder sich die Polizei erkundigt, wo er her sei oder was er treibe? — Gott bewahre, der Herr Graf, — ein lumpiger Schneidergeselle aus Berlin, wie sich später herausstellte, durfte doch nicht belästigt werden, oder er hätte es können übel vermerken und nachher einmal am Hofe davon sprechen. Als die Gläubiger den Herren vom

Magistrat auf die Stube rückten, wußte keiner ein Wort von ihm; er hatte sich nicht einmal angemeldet und die Leute konnten jetzt selber zusehen, wie sie zu ihrem Gelde kamen. Und ist es etwa anders mit diesem Herrn van Beeker?“ fuhr der in dem Thema warm gewordene Meister fort, „ob Alles das wahr ist, was von ihm erzählt wird, weiß ich nicht, glaube es wenigstens nicht; einen Haken hat aber eine Sache, von der seiner Zeit so viel gesprochen werden konnte, jedenfalls, und ist die Polizei je zu bewegen gewesen, die näheren Nachforschungen zu halten? Nie!“

„Sie glauben nicht daran, daß jenes Haus ein Geheimniß birgt?“ sagte Theodor.

Der Maurermeister zuckte mit den Achseln. „Etwas muß daran sein,“ sagte er, „denn die Familie hält sich zu abgeschlossen und der alte Herr schreibt fast gar keine Briefe und bekommt im ganzen Jahr kaum drei oder höchstens vier. Ihr Onkel, der als er hierherzog, wie ich glaube, mit der Sache zu thun hatte, versicherte allerdings, daß Herr van Beeker ein sehr achtbarer Mann sei, gestand aber ein, daß Unglück in der Familie ihn bewogen hätte, sich aus der Welt zurückzuziehen, und einige dunkle Andeutungen, die er gegen mich machte, lassen mich fast vermuthen, daß er Grund hat, abgeschlossen zu leben.“

„Sind Sie einmal in seinem Hause gewesen?“

„Oefters, gleich im Anfang besonders, wo ich ihm Manches ändern mußte.“

„Auch in dem alten Hintergebäude?“

„Ja, das ist ein verrückter alter Kasten und ich habe ihm schon mehrmals gerathen, er solle es einreißen und ein neues bauen lassen, aber er will nicht, und doch sind da alle Augenblicke Reparaturen nöthig.“

„Ich gäbe etwas darum, wenn ich einen Riß von dem Hinterbau bekommen könnte,“ lachte Theodor, „den Außenfenstern nach muß da Alles kreuz und quer durcheinander liegen.“

„Das thut es auch,“ nickte der Maurermeister, „das hat ein wahrer Künstler gebaut, und man kann da wirklich lernen, wie man eine Sache nicht machen muß. Uebrigens bin ich noch gar nicht in alle Zimmer hinein gekommen, denn in einigen von denselben hat Herr van Beeker seine Vorräthe aufgespeichert und hält sie verschlossen.“

„Sie haben dort jetzt wieder, wie Sie neulich sagten, eine Reparatur vor?“

„Ja, und das ist gerade ein Nagel zu meinem Sarge, denn ich habe dem alten Herrn meinen Handschlag darauf gegeben, daß ich sie bis nächsten Sonnabend beenden will, mit keiner Ahnung natürlich, daß mir die Arbeitsverweigerung der Gesellen in die Quere kommen könnte und jetzt sitz' ich da.“

„Ist denn so viel da zu thun?“

„Nein, und mit ein oder zwei Gesellen und meinen Lehrlingen könnte ich noch immer bequem fertig werden. Wir Meister haben uns aber — und ich konnte und wollte mich nicht ausschließen — fest verbindlich ge-

macht, keinen der alten Gesellen zu dem von ihnen festgesetzten Preis in Arbeit zu nehmen, und zum ersten Mal in meinem Leben muß ich einem Arbeitbesteller mein Wort brechen. Daß mir das nicht angenehm und erfreulich ist, können Sie sich denken."

„Und haben Sie keinen Versuch gemacht, von auswärts Gesellen herzuziehen?"

„Das allerdings, aber erstens geht das nicht so rasch und kämen für diesen besonderen Fall immer zu spät, und dann verhehle ich mir auch die Schwierigkeiten nicht, die fremde Gesellen hier finden würden, um gegen den Strike in Arbeit zu treten. Wir haben in Danneburg ein rohes, wüstes Volk unter den Arbeitern; unser Bier ist schlecht, der Arbeiterstand deshalb meist auf den Branntwein angewiesen, und Sie wissen selber, wie das die unteren Klassen demoralisirt. Diese verlangen auch bei uns hier keine Aufbesserung ihrer Lage, keine geachtete Stufe in der menschlichen Gesellschaft, sondern nur allein mehr Geld und mehr Zeit, um ihre Saufgelage ausdehnen zu können, und bei solchen Menschen ist mit Vernunftgründen nichts auszurichten."

Theodor war von dem Stuhle, auf dem er sich niedergelassen, aufgestanden und während der Zeit, in der der Meister sprach, ein paarmal mit verschränkten Armen im Zimmer auf- und abgegangen. Jetzt wandte er sich gegen ihn, blieb stehen und sagte, während er ihn lächelnd ansah: „Und was geben Sie mir, wenn ich Ihnen für diese Arbeit, besonders um Ihren Verpflichtungen im Hause des Herrn van Beeker nachzukommen, einen tüchtigen Gesellen stelle, der sogar nicht einmal Taglohn verlangt?"

Behrens schüttelte mit dem Kopf. „Wunder geschehen nicht mehr in der Welt," sagte er, „seit Elias mit einem feurigen Wagen gen Himmel fuhr oder Jonas im Walfisch wohnte; einen Gesellen, der jetzt keinen Lohn forderte? Giebts gar nicht."

„Und wenn ich es selber wäre?" sagte Theodor lächelnd, sah aber dabei den alten Maurermeister fest und forschend an.

„Sie selber?" rief dieser erstaunt, „und wie kämen Sie dazu?"

„Das will ich Ihnen sagen," erwiderte Plessen ruhig. „Erstlich bin ich selber, wie Sie sich wohl denken können, ein abgesagter Feind dieser rohen Selbsthülfe der Gesellen, wenn ich auch nicht verhehle, daß ich ihnen in vielen Stücken Recht geben und selbst das Mittel nicht ganz verwerfen kann, wenn es in etwas vernünftigerer Art betrieben würde, doch dies kann ich nicht ändern. Was ich aber persönlich dabei thun kann, um einem solchen Gewaltschritt die Spitze abzubrechen, werde ich stets von Herzen gern thun. Dann aber bekenne ich Ihnen aufrichtig, daß ich auch ein spezielles Interesse an dem Haus dieses etwas geheimnißvollen Herrn van Beeker nehme und Ihnen meine Hülfe aller Wahrscheinlichkeit nach nicht angeboten hätte, wenn Sie die Arbeit in dem Hause irgend eines Bäckers oder Brauers gehabt."

„Hm," sagte Behrens, immer noch halb erstaunt über den Antrag, der

ihm aber aus einer Verlegenheit half, „und was würde der Stadtschreiber, Ihr Onkel, dazu sagen?“

„Er wird sehr damit einverstanden sein, wenn wir ihm den einen Grund angeben, dem Strike der Gesellen entgegen zu arbeiten, denn wenn er irgend auf der Welt etwas haßt und verabscheut, so sind es diese Gewaltmaßregeln des Volkes, die er nur allein und selbstverständlich von seinem Standpunkt als ehemaliges Mitglied der Polizeimenschen aus beurtheilt und als ungesetzlich, ja vollkommen revolutionär verdammt.“

„Sie könnten Recht haben,“ nickte Behrens still vor sich hin, „aber die Arbeit ist nicht in einem Tage abgemacht. Mit den schwachen Kräften, über die ich verfügen kann, brauchen wir wenigstens drei und Sie würden es bis dahin über und über satt kriegen.“

„Und glauben Sie nicht, daß ich als Lehrling und Geselle in Arbeit gestanden? Ich weiß zu was ich mich erbiete, und was ich unternehme, führe ich auch durch.“

Der Maurermeister sah ihn eine Weile starr an. „Und Sie wollen für diese Arbeit als Geselle bei mir eintreten?“

„Ich habe es gesagt und halte mein Wort.“

„Topp!“ rief Behrens, ihm die Hand entgegenstreckend, in die Theodor kräftig einschlug, „und morgen früh gehen wir daran?“

„Von Herzen gern; aber wäre es nicht besser, wenn Sie heute Abend einmal zu unserm verehrten Herrn Stadtschreiber herüberkämen, um ihm noch etwaige Bedenken zu nehmen? Es wäre doch möglich, daß er —“

„Gewiß,“ rief Behrens rasch, „ich spreche heute Abend vor, ich kenne den alten Mann genau und weiß vollkommen, wie ich ihn nehmen muß. Der Platz, an welchem wir zu arbeiten haben, ist außerdem für die jetzige unruhige Zeit außerordentlich günstig gelegen, denn die strikenden Gesellen können ihn nicht erreichen, ja uns nicht einmal bei der Arbeit sehen, und das Material liegt außerdem schon an Ort und Stelle. Wie ist es aber mit Ihrem Arbeiteranzug, den Sie wohl schwerlich bei sich führen?“

„Der ist bald geschafft; ein paar ordinäre Schuhe und ein wollenes Hemd, weiter brauche ich nichts, das Uebrige habe ich wenigstens selber. Also ich finde mich morgen früh bei Ihnen ein, wie — — —?“

„Aber nicht zu spät.“

„Mit dem Schlag sechs Uhr bin ich bei Ihnen. Sie sollen wahrhaftig nicht auf mich warten.“

„Aber zu sehen werden Sie dort nichts bekommen, das kann ich Ihnen von vorn herein versichern.“

„Was ich sehen will,“ sagte der junge Mann, „bekomme ich jedenfalls zu sehen; die innere Einrichtung jenes wunderlichen Baues, und da ich mir das nun einmal in den Kopf gesetzt habe, so ist mir der Erfolg auch mit ein paar Arbeitstagen nicht zu theuer erkauft. Ueberdies freue ich mich sogar darauf, mit Hammer und Kelle wieder einmal ordentlich wirth-

schaften zu können, denn das müßige Leben habe ich recht von Herzen satt!"

„Na, denn man zu," lachte Behrens, „dann wollen wir einmal sehen, was Sie können."

„Nur noch Eins," sagte Theodor, indem er seinen Hut wieder ergriff, „wenn Sie zu meinem Onkel kommen, so nennen Sie den Platz nicht, an dem wir arbeiten wollen; überhaupt den Namen des Herrn van Beeker gar nicht, er könnte Verdacht schöpfen, denn er wurde neulich schon fast wie mißtrauisch, als ich nur einige gleichgültige Fragen an ihn richtete."

„Nun," meinte Behrens, „ein Geheimniß brauchen wir aus der Geschichte nicht zu machen, denn zu schämen hat sich Keiner darüber, wenn Sie's aber wünschen, habe ich auch nichts dagegen. Nur, daß Sie bei mir arbeiten wollen, muß er indeß erfahren."

„Gewiß, das schadet nichts; er soll überhaupt später auch wissen, wo es war, nur jetzt vor der Hand noch nicht, und nun, mein lieber Herr Behrens, auf Wiedersehen bis heute Abend," und dem Manne derb die Hand drückend, verließ Theodor das Haus.

6.

Theodor Plessen befand sich allerdings schon mehrere Tage in Danneburg, hatte aber doch in der Zeit mit sehr wenig Menschen einen engeren Verkehr gehabt und war deshalb auch nur von Wenigen gekannt. Was kümmerte es ihn auch, wenn ihm ein Bekannter begegnet wäre? Er stand frei und unabhängig in der Welt und brauchte Niemandem Rechenschaft über seine Handlungen abzulegen, und trotzdem war es ihm ein ganz eigenes Gefühl, als er am anderen Morgen, ein paar alte Hosen an, mit groben Schuhen, einem wollenen Hemd und einem für wenige Groschen gekauften ordinären Strohhut auf, zu Meister Behrens hinüberschritt.

Er hatte seine Lehrzeit als Maurer wacker durchgemacht, später noch sogar eine kurze Zeit als Geselle gearbeitet, war aber dann in die gewohnten Kreise als Architekt zurückgetreten und, wenn er es sich auch nicht selber gestehen mochte, klebte ihm doch noch ein Theil der alten europäischen Vorurtheile an, nach denen sich grobe Arbeit nicht mit dem Leben eines Gentleman verträgt.

„Arbeit schändet nicht!" Das ist der Wahlspruch, der die Vereinigten Staaten von Nordamerika so groß gemacht, gewissermaßen haben wir uns auch, mit Gleichstellung der verschiedenen Classen, schon in einer Hinsicht in Deutschland diesem Grundsatz genähert: mit der allgemeinen Wehrpflicht, wo alle Stände fest und einig bei einander stehen. Sonst aber sind wir noch himmelweit von dem so richtigen Gefühl entfernt und es giebt zum Beispiel Tausende von Menschen, die sich schon etwas zu vergeben und ihre Würde zu schädigen glauben, wenn sie nur ein Packet über die Straße tragen sollten.

Theodor gehörte nun allerdings nicht zu diesen Letzteren; ein klein we-

nig unbehaglich fühlte er sich aber trotzdem in seiner neuen Tracht und war froh, als er endlich Meister Behrens' Haus erreichte. Dort stand ihm aber noch eine neue Ueberraschung bevor. So wie er nur die Hausthür öffnete und den untern Vorsaal betrat, kam aus der nächsten Thür Else Behrens, das wunderhübsche Töchterchen des Meisters und betrachtete sich den jungen Mann, der doch nicht recht wie ein gewöhnlicher Gesell aussah, etwas erstaunt.

Theodor war blutroth geworden, denn er stand ihr, seiner Meinung nach, in diesem Augenblick gerade nicht vortheilhaft gegenüber, aber es konnte eben nichts mehr helfen.

„Herr Behrens zu Hause, mein Fräulein?"

„Mein Vater? Allerdings; bitte, warten Sie einen Augenblick, ich werde ihn gleich herausrufen," und sie ließ den Gesellen, der mit einem halben Lächeln seine Unterlippe zwischen die Zähne nahm, auf dem Vorplatz stehen. Behrens ließ aber nicht lange auf sich warten; seine Tochter brauchte außerdem nicht zu wissen, wer mit ihm auf die Arbeit ging. Die Lehrlinge waren mit den nöthigen Werkzeugen schon voraus und kaum zehn Minuten später erreichten sie das Haus des Herrn van Beeker, wo sie, auf ein bestimmtes Zeichen, was Behrens gab, Eintritt fanden.

Theodor war es ein merkwürdiges Gefühl, als er das ziemlich elegant eingerichtete Haus betrat und die Thür wieder hinter sich in's Schloß fallen hörte; das Bewußtsein, daß er sich hier doch nur eingeschlichen hatte, um ein Familiengeheimniß zu erforschen, lag drückend auf ihm, und wenn er sich auch keiner unredlichen Absicht bewußt war, konnte er sich doch nicht verhehlen, daß er nicht auf geraden Wegen wandele, und das eben entsprach seinem sonst so offenen und ehrlichen Charakter nicht. Aber er konnte jetzt auch nicht mehr zurück, denn durch was hätte er sich bei Meister Behrens entschuldigen wollen? Nur heimlich nahm er sich vor, sich um nichts zu bekümmern, was er auch im Hause sah, das ausgenommen, was ihm von vornherein das eigentliche Interesse eingeflößt: die Bauart des alten Hintergebäudes.

Herr van Beeker stieg, als er den Meister kommen hörte, da ihm die Lehrlinge schon gemeldet, daß er ihnen auf dem Fuße folge, die Treppe herunter und begrüßte Behrens mit ein paar freundlichen Worten. Theodor fürchtete dabei, daß er ihn erkennen würde, denn sie hatten ja neulich im „Goldenen Löwen" an einem Tische dinirt, Beeker ihn aber dort wohl kaum beachtet; wenigstens glitt sein Blick jetzt gleichgültig über ihn hin. Es war ja ein Maurergeselle, mit dem er ja nicht zu verkehren brauchte, und sich nur mit dem Meister besprechend, schritt er mit diesem aus der Hinterthür heraus, quer über den kleinen engen Hof, um an Ort und Stelle noch einmal die Angabe zu machen und jedes Mißverständniß zu vermeiden.

Der Hof — Theodor's Blick schweifte rasch darin umher — mochte kaum zwanzig Schritt im Quadrat halten, und war von allen Seiten durch den zu dem Hause selber gehörigen Anbau so umschlossen, daß kein

Nachbar einen Blick hinein werfen konnte. Das Hintergebäude blieb solcher Art nur in der Mitte durch den Hof von dem Vorderhaus getrennt, sonst aber an beiden Seiten durch einen Gang oder durch Stuben mit ihm verbunden; es ließ sich das von hier aus nicht genau erkennen. Er behielt auch keine lange Zeit, sich umzusehen, denn sie traten schon durch eine Thür in das Hinterhaus ein, das hier aber sehr vernachlässigt schien und wohl nur zu Hauszwecken benutzt wurde.

Rechts, sobald sie eintraten, befand sich ein großes geräumiges Waschhaus, links schien eine Kohlenkammer zu liegen, und diese Räumlichkeit überhaupt nur von der Dienerschaft betreten zu werden. Ein schmaler Gang führte hier hindurch, aber nur auf eine geschlossene Thür zu, die wahrscheinlich nie geöffnet wurde, denn es lag ein Balken schräg davor, der in eisernen Klammern ruhte und mit Staub dicht bedeckt war. Rechts führte eine schmale, ja sogar ziemlich enge Treppe hinauf, auf der kaum zwei Personen neben einander Platz fanden, während sie nur ein dürftiges, kaum genügendes Licht von oben erhielt. Erst als sie den ersten Stock erreichten, wurde der Gang durch ein schmales, aber hohes Fenster beleuchtet, vor dem eine alte staubige Gardine hing, während rechts und links wieder zwei ungleiche Treppen oder Stiegen, die eine mit sechs Stufen, die andere mit zehn oder elf, nach verschiedenen Seiten in die Höhe führten.

Das war die Räumlichkeit, nach der er sich gesehnt; jenes Fenster lag jedenfalls nach dem Restaurationsgarten der „Krone" hinaus, aber so hoch über den Dielen, daß es nur mit einer kleinen Leiter zu erreichen gewesen wäre, und wie verwickelt schien überhaupt der ganze Bau. Im Dunkeln wäre es vollkommen unmöglich gewesen, sich zurecht zu finden, selbst wenn man die Lokalitäten genau kannte.

Auch Meister Behrens schüttelte, als er da oben ankam, den Kopf und sagte, mehr zu sich selber, als zu Herrn van Beeker redend: „Das ist das verrückteste Gebäude, das ich in meinem ganzen Leben gesehen habe, und sieht genau so aus, als ob sämmtliche Etagen durch ein plötzliches Erdbeben zusammengeschüttelt wären."

„Das Grundstück," sagte Herr van Beeker, „hat früher drei Eigenthümer gehabt, und war von ihnen verschieden aufgebaut worden. Der letzte vor mir kaufte die drei zusammen und ließ eine gemeinschaftliche Fronte aufführen, die drei Hintergebäude aber, so gut es eben gehen wollte, verbinden, und daher mag diese Verwirrung entstanden sein, die ich jetzt wenigstens in einem kleinen Maßstabe wieder heben wollte, denn um das Ganze zu ordnen, müßte man auch Alles niederreißen lassen, was mir aber nicht paßt."

Er war, während er sprach, vorangegangen, so daß Plessen die Worte nur undeutlich verstehen konnte und erreichte jetzt, wieder eine jener Stufen hinabsteigend, eine andere Gruppe von Zimmern, wo schon eine Zwischenmauer eingerissen war und die Lehrlinge sie erwarteten.

Hier hatte man, wie Theodor rasch übersah, durch den Ueberbau einer

andern kleinen Treppe, die Gott weiß wohin, aber wieder nach unten führte, eine Art von Boden für eine größere Stube gewonnen, oben rechts war eine andere kleine Kammer, die fast in der Luft gehangen haben mußte, so weit abgerissen worden, als die einspringende Ecke hier gebraucht wurde. Das sollte jetzt durch eine feste Mauer gestützt und ausgefüllt werden, wodurch wieder ein kleiner offener Raum, als unmöglich ihn zu benutzen, vermauert werden mußte; aber was schadete das auch, Raum gab es hier im Ueberfluß, und es schien dem jungen Architekten auffallend, daß nicht einmal der zehnte Theil davon benutzt wurde. Weshalb also die Arbeit mit diesem Gemach, das, so weit er bis jetzt wenigstens bemerken konnte, mit dem übrigen Haus in gar keiner Verbindung stand.

Er war aber nicht hergerufen worden, um bei einer beabsichtigten Bauänderung seinen Rath zu geben, sondern einfach, das schon Berathene und Angeordnete auszuführen. Behrens schien auch genau Bescheid zu wissen, und selbst was Herr van Beeker hier noch bestimmte, mußte schon vorher besprochen sein. Er nickte dabei nur mit dem Kopfe und befahl dann seinen Lehrlingen, den Lehm unten wieder anzufeuchten und heraufzubringen. Van Beeker zog sich auch bald darauf, dem Meister die Ausführung des Ganzen allein überlassend, zurück und Theodor ging, seinem Vorsatz getreu, scharf an die Arbeit, ohne sich um weiter etwas zu kümmern. Er verstand sein Geschäft aus dem Grunde und die Arbeit förderte, daß Behrens seine Freude daran hatte.

So verging der erste Tag in ruhiger Thätigkeit und als Theodor Abends zu seinem Onkel kam und erzählen sollte, wie es ihm ergangen, wurde er ordentlich ein wenig roth, denn er mochte doch nicht bekennen, und sein Onkel durfte ja auch nichts davon wissen, daß er sich in ein wenig vorschneller Weise und höchst unnöthig eine Arbeit aufgeladen, die ihn selber nur Geld und Zeit kostete, ohne daß er einen weiteren Vortheil als den dabei hatte, sich wieder einmal in seinem alten Geschäfte zu üben. Er sah allerdings dabei einen Theil der inneren Einrichtung des alten Hintergebäudes, fand aber, wie das im Leben so oft geschieht, daß Alles Das, was er sich von Außen so poetisch gedacht, in Wirklichkeit nichts weiter war, als ein sehr prosaisches Gemäuer, das wohl der Mühe gelohnt hätte, es einmal zu betrachten, aber wahrlich nicht drei Tage schwer dafür zu arbeiten.

Wie die Sache indeß stand, mußte die einmal begonnene Arbeit nun auch durchgeführt werden, denn er durfte unter keiner Bedingung dem alten Maurermeister sein gegebenes Wort brechen.

Am anderen Morgen fand er sich denn auch wieder pünktlich ein und wieder empfing ihn, wie gestern, Else, des alten Behrens liebliches Töchterlein, aber heute viel freundlicher als gestern, denn der Vater mußte ihr jedenfalls erzählt haben, wer der junge Mann eigentlich sei. Anstatt ihn also wie gestern auf dem Vorsaal stehen zu lassen, lud sie ihn artig ein, doch so lange in das Zimmer zu treten, bis der Vater,

der noch eine Abrechnung gehabt hatte und dadurch aufgehalten war, fertig sei.

Else war wirklich ein liebliches Kind, von etwa achtzehn oder neunzehn Jahren, und ein leises Erröthen, wie sie mit sich kämpfte, ob sie sich wegen gestern bei dem jungen Manne entschuldigen müsse oder nicht, machte sie noch viel hübscher. Sie brachte es aber doch nicht über ihre Lippen, sie wußte nicht, wie sie es anfangen sollte, und als sie Theodor bat, Platz zu nehmen, und dieser jetzt lachend sagte, daß das in seinen Arbeitskleidern doch nicht gut anging, wurde sie nur noch verlegener.

Theodor warf indessen den Blick im Zimmer umher und mußte sich gestehen, lange keine so behäbige, gemüthliche Stube gesehen zu haben, wie die Wohnstube des Meisters Behrens, in der sogar ein gewisser Luxus nicht fehlte, aber nur in soweit, wo er zugleich zur Bequemlichkeit der Bewohner diente.

An den Wänden hingen, allerdings eingerahmt, verschiedene Risse von Gebäuden, aber auch einige recht gute Oelgemälde und Stahlstiche, wie auch einzelne Photographien der Familie. Und wie sauber Alles dabei, und zwar zu noch so früher Stunde, aussah, wie nett und adrett und das junge Mädchen selber dabei in ihrem einfachen saubern Hauskleid und mit der schneeweißen Schürze war, man hätte es kokett nennen können, wäre nicht Alles an ihr gerade so natürlich gewesen.

Junge Damen sind aber trotzdem nur in seltenen Fällen von dem irrigen Gedanken abzubringen, daß sie in voller Toilette, mit allem oft so albernen Firlefanz der neuesten Mode überhangen, hübscher aussehen, als im einfachen Hauskleid. Ein vernünftiger Mann wird sich durch die erstere nie täuschen lassen, da er außerdem nicht einmal weiß, was an derselben falsch oder echt ist; anders stellt sich das aber im Hauskleid.

Meister Behrens ließ indeß dem jungen Manne keine lange Zeit zu solchen Betrachtungen, und wenige Minuten später schon schritt er mit seinem jungen Freunde dem Arbeitsplatz von gestern wieder zu, wo sie denn auch ohne Weiteres von Neuem begannen. Die Arbeit selber erforderte insofern viel Genauigkeit, da zwei kleine Gemächer, von denen das eine wohl ein halbes Jahrhundert unbewohnt gewesen, zu einem größeren verbunden werden sollten, und die bisherige Zwischenmauer, um das Haus nicht zu gefährden, durch einen weiten Bogen ersetzt werden mußte. Deshalb war auch die ganze Arbeit so drängend gewesen. Die Ermittelung der Hauptstelle zeigte sich dabei ebenfalls nicht leicht, da man der verrückten Bauart wegen nicht einmal von einer Etage auf die andere schließen konnte. Die früheren Baumeister hatten Alles kreuz und quer gestellt.

Das eine kleine Zimmer, das jetzt die vordere Hälfte des größern bilden sollte, war bewohnt gewesen, und allem Anschein nach noch ganz kürzlich; die Tapete hatte man allerdings schon vorher abgerissen, aber einzelne kleine, noch umherliegende Fetzen zeigten, daß sie sehr elegant und auch

verhältnißmäßig neu gewesen, und eine mit grober Leinewand benagelte Fläche konnte recht gut eine dahinter liegende Thür verbergen.

Plessen bemerkte das wohl, achtete aber nicht besonders darauf, und machte sich nur mit seiner Arbeit, die ihn vollständig beschäftigte, zu thun griff sie aber auch heute fröhlicher an als gestern, wo ihm das Ganze doch noch etwas ungewohnt gewesen, und als Meister Behrens gegen Mittag nach Hause ging, denn er selbst hatte sich sein Mittagesser mitgenommen, um nicht so oft über die Straße zu müssen, und die beiden Jungen bekamen es geschickt, trillerte er ganz fröhlich ein kleines Lied nach dem anderen vor sich hin. Unwillkürlich kam ihm dabei der Gedanke an die eigenthümliche Situation, in der er sich hier befand. In einem unbekannten Hause, von dem das Gerücht ging, daß ein schönes Mädchen darin gefangen gehalten würde, stand er hier als Maurer, und wenn er auch nicht dazu verwandt wurde, sie vom Leben abzuschließen und lebendig zu begraben, ja sogar eine Stube, vielleicht für sie, erweiterte, fiel ihm unwillkürlich das überhaupt zu dem Hämmern passende Lied aus der Oper „Maurer und Schlosser“ ein: „Nicht verzaget, nicht verzaget, treue Freunde sind Dir nah!“ er sang es mit lachender Stimme vor sich hin, und sonderbarer Weise dachte er sich dabei Else, des Maurermeisters Behrens reizendes Töchterlein hinter der Mauer als die Gefangene, die er zu befreien gekommen wäre.

Die beiden Lehrjungen waren eben nach unten gegangen, um frischen Lehm heraufzuholen, und Theodor ganz allein in dem öden Raum emsig mit seiner Arbeit beschäftigt, als er plötzlich erstaunt den Kopf wandte, denn es war ihm genau so, als ob Jemand, wenn auch mit unterdrückter Stimme, seinen eigenen Namen gerufen hätte. —

Er horchte einen Moment, aber Alles war todtenstill; von den Lehrjungen konnte es Keiner gewesen sein, und der Meister, den er gebeten hatte, ihn vor den Jungen mit dem Vornamen zu nennen und nicht mit Herr Plessen anzureden, war ja nach Hause zum Essen gegangen; er mußte sich jedenfalls getäuscht haben, schüttelte nur langsam den Kopf und begann seine Arbeit und sein Lied auf's Neue.

„Theodor,“ flüsterte da die Stimme wieder, aber deutlicher als vorher, und jetzt warf er seinen Hammer fort und sprang überrascht, ja fast erschreckt empor, denn diesmal wußte er bestimmt, daß es keine Täuschung sein konnte; aber woher kam die Stimme und wie kannte sie seinen Namen?

Er sah sich erstaunt in dem ganzen, nicht übermäßig großen Raume um; der Klang war von der dem Ausgang entgegengesetzten Seite gekommen, aber dort auch nicht das Geringste zu erkennen, und bis jetzt hatte er auch noch keinen Ausgang dahinzu entdeckt.

„Bst,“ flüsterte es jetzt wieder, und er fühlte ordentlich, wie in dem Moment sein Herzschlag stockte. Dorthin aber, wohin sich jetzt, dem letzten Klang folgend, sein Auge wandte, befand sich jener, mit grober Leinwand vernagelte Platz, und wie er einen Augenblick gehorcht, ob die Jun-

gen nicht etwa jetzt zurückkämen, glitt er auf den Fußspitzen jener Stelle zu.

„Ist Jemand hier?“

„Sind Sie allein?“ frug eine zarte, weibliche Stimme zurück.

„Ja, aber wer sind Sie? Was kann ich thun?“

„Retten Sie mich.“

Draußen polterte es wieder die Stiegen herauf die Jungen kamen mit dem Lehm; und mit einem warnenden Zuruf, sich bis nachher still zu verhalten, schritt Theodor zu seiner Arbeit zurück.

Aber der Kopf wirbelte ihm von all' den Gedanken, die darin umherzuckten; er stand an der Schwelle eines düstern Geheimnisses, vielleicht eines Verbrechens, und was konnte er jetzt thun, um jene Unglückliche zu retten, während er sie vielleicht durch unvorsichtiges oder übereiltes Handeln einer noch größeren Gefahr aussetzte, ja möglicher Weise selbst ihr Leben bedrohte?

Vor allen Dingen mußten die Jungen wieder entfernt werden, um hier oben für eine Weile freien Raum zu behalten, und das war leicht geschehen, denn es fand sich bald ein Auftrag, der sie wieder in den Hof sandte und dort eine Zeit lang beschäftigte. Kaum hatten sie aber den obern Theil der Wohnung auf's Neue verlassen, als Theodor auch wieder zu der alten Leinwand zurückkehrte und dort mit leise pochendem Finger das Zeichen gab; die Antwort ließ auch nicht lange auf sich warten.

„Sind die Jungen fort?“

„Ja, aber was verlangen Sie von mir?“

„Retten Sie mich aus diesem Haus, wenn Sie ein Herz in der Brust haben.“

„Aber wie ist das möglich?“

„Ich weiß es nicht,“ seufzte die Stimme zurück, „ich kann nicht mehr denken, ich bin verloren, wenn mir Niemand hilft.“

Theodor war eine viel zu praktische Natur, um sich unnützer Weise bei langen Erklärungen aufzuhalten.

„Ist hier ein Eingang?“

„Ja, eine Thür, aber jetzt verschlossen; früher hatte ich das andere Zimmer noch zu meinem Gebrauch.“

„Es wird jetzt vergrößert.“

„So wurde mir gesagt, aber es wird nur ein größerer Kerker für mich sein.“

„Haben Sie Fenster nach außen?“

„Ja, aber von innen vergittert.“

„Ist diese Thür zu öffnen?“

„Sie hat keinen Riegel von innen, nur ein Schloß.“

„Es kommt Jemand,“ flüsterte Theodor zurück, „haben Sie guten Muth! Morgen früh sage ich Ihnen Antwort.“

Die Jungen kamen wieder herauf und ihnen folgte auch bald Meister Behrens selber, dem wohl daran lag, diese Arbeit hier so rasch als mög-

lich zu fördern. Theodor befand sich aber in peinlichster Verlegenheit, denn er wußte nicht, ob er Behrens von dem Erlebten Mittheilung machen solle oder nicht, aber ein gesprochenes Wort ist nicht mehr zurückzunehmen, und er beschloß deshalb, vor der Hand noch zu warten und jetzt erst einmal, so weit ihm das möglich war, das Terrain hier herum zu untersuchen.

Da die Jungen heute Morgen eine Leiter mitgebracht, so war es ihm möglich geworden, einen Blick aus dem Fenster zu werfen, wo er sich dann bald überzeugte, daß diese Front genau nach der „Krone" auslief. Er war auch noch gestern Abend dort gewesen, und hatte das lange Fenster, also den genannten Punkt, wo er jetzt arbeitete, gefunden, aber doch noch nicht heraus bekommen können, wo die Thür mündete. Aber er wußte sich auf der Spur und das Uebrige mußte sich schon herausstellen.

Heute wurde ihm indeß keine Gelegenheit mehr geboten, mit der Gefangenen ein Wort zu wechseln. Meister Behrens verließ ihn nicht wieder und in der That förderte die Arbeit auch nicht so rasch, als Behrens im Anfang geglaubt hatte. Theodor war gar nicht so unzufrieden damit, das Geheimnißvolle der ganzen Situation fesselte ihn; er fühlte, daß er die Arbeit nicht umsonst unternommen hatte und dafür belohnt werden sollte, und er beschloß nun, heute Abend jedenfalls den Doktor Gieselbrecht aufzusuchen, um diesem vor allen Dingen seine Entdeckung mitzutheilen und mit ihm das Nähere zu besprechen. Er wußte, daß er an ihm eine treue Hülfe fand, und daß dieser Feuer und Flamme dafür sein werde, verstand sich von selbst.

Als sie ihre Arbeit beendet und das Haus verließen, begleitete sie Herr van Beeker, wie er das auch gestern gethan, wieder bis an die Thür, was sicher nicht aus Höflichkeit geschah; er wollte jedenfalls aufpassen, wie sich Theodor jetzt wenigstens dachte, daß Niemand zurückblieb, und hinter ihnen wurden dann die schweren Riegel vorgeschoben.

In Doktor Gieselbrecht hatte sich der junge Architekt übrigens nicht geirrt. Der Mann war ganz außer sich, als er von der gemachten Entdeckung hörte, die seine Vermuthung bestätigte und den Stadtrath völlig blosstellte und konnte nur mit Mühe davon zurückgehalten werden, schon in seiner nächsten Nummer einen vorläufigen Triumphschrei auszustoßen. Dadurch hätte aber Alles verdorben werden können und selbst die leiseste Andeutung mußte vermieden werden, bis sie feste und sichere Beweise in Händen hatten, aber die hofften sie jetzt zu erlangen.

Gewisses konnte Theodor dem Redakteur des Danneburger Journals allerdings nicht bieten, denn er hatte sich mit den örtlichen Verhältnissen noch nicht vollkommen genau bekannt gemacht, und das mußte jedenfalls vorher geschehen. Aber ihr Verdacht war in jeder Hinsicht bestätigt worden und das Andere dann doch nur Kleinigkeit. Gieselbrecht erklärte sich dabei augenblicklich bereit, die junge Unglückliche, wenn es ihnen gelang, sie zu befreien, zu einer kleinen benachbarten Stadt zu begleiten, wo er einen intimen Freund hatte, der Förster war und die nun Befreite

mit Freuden in seinen Schutz nehmen würde. Nachher aber sollte es seine Sorge sein, hier die Sache zur Sprache zu bringen und zu vertreten. Durch den vortrefflichen Absatz seines Blattes war er überhaupt schon so ziemlich unabhängig gestellt und die Rücksicht, die er in früheren Jahren zu nehmen gehabt, dadurch weggefallen. Jetzt fühlte er sich ein freier Mann, und daß sein Blatt durch diese Sensationsgeschichte noch einen vollen und neuen Aufschwung nahm, verstand sich von selbst, ohne das Romantische der ganzen Sache.

7.

Doktor Gieselbrecht war aber nicht allein eine poetische, er war auch eine praktische Natur und schlug Theodor jetzt vor, sofort noch einmal den Garten der „Krone" zu besuchen, um sich über das Terrain zu verständigen, damit er selber ein wenig Bescheid wisse. Da nun Theodor ebenfalls daran lag, besonders jene Thür, die er von innen bemerkt, auch von außen zu untersuchen, sagte er gern zu, konnte aber nicht gleich mitgehen, sondern mußte erst noch nach Hause zu seinem Onkel, um seine Arbeitskleider abzulegen und zu Abend zu essen; versprach aber punkt halb zehn Uhr, wo der alte Stadtschreiber stets zu Bette ging, mit dem Doktor in der „Krone" zusammenzutreffen und da dann der Mond schon hell leuchtete, konnten sie nachher leicht eine Recognoscirungstour unternehmen.

Etwas nach halb zehn traf Theodor an dem bezeichneten Orte ein und die beiden Herren gingen jetzt in den nur noch spärlich besetzten Garten; die Abende wurden doch schon recht kühl und die meisten der Gäste zogen es vor, sie in dem warmen, wenn auch von fast unerträglichem Tabacksqualm angefüllten Restaurationszimmer zu verbringen. Im Garten ließen sie sich an einem der abseits gelegenen Tische nieder, von wo aus sie aber das alte Hintergebäude, auf das der Mond sein volles Licht warf, unmittelbar vor sich hatten und es genau übersehen konnten.

Hier fand Theodor ohne weitere Schwierigkeit das eine hohe und schmale Fenster, es war kein anderes derartiges am ganzen Haus, und darunter ließ sich dann auch, allerdings durch einen Hollunderbaum halb verdeckt, die hölzerne Thür entdecken, die, wie es schien, von hier aus den einzigen Eingang ermöglichte, jetzt aber ja von innen verrammelt war. Rechts von dem hohen Fenster und so viel tiefer, als genau von dort, wo Theodor die Stimme gehört, lagen zwei ziemlich gleiche Fenster neben einander, und das äußerste von diesen war, wie er sich recht gut erinnerte, das nämliche, an dem er früher die Bewegung der Gardine bemerkt; es blieb also gar keinem Zweifel unterworfen, daß dort auch das unglückliche Opfer gefangen gehalten wurde. In einer dunkeln Nacht hätte man recht gut eine Leiter an diese gar nicht etwa sehr hohen Fenster bringen können, aber die Fenster sollten ja, wie die Unglückliche gesagt, von innen

vergittert sein. Da blieb ihnen denn keine weitere Hoffnung als die untere Thür, und diese mußten sie jetzt vor allen Dingen untersuchen.

Das hatte auch nur geringe Schwierigkeit, denn eine schmale Gitterthür führte auf den Hof hinaus. Durch diese verließen sie langsam und mitsammen plaudernd den Garten und schritten ein paar Mal dort, wie den schönen Abend genießend, auf und ab, bis sie sich unbemerkt glaubten, und es hatte wohl überhaupt kaum irgend wer auf sie geachtet, und nun unter den Schutz des Hollunderbaumes glitten, wo sie vollkommen gedeckt standen und ihre Untersuchung in aller Ruhe beenden konnten.

Die Thür ging nach innen auf; das alte Schloß schien aber verwittert genug und sogar von hier aus ließ sich mit dem Finger fühlen, daß es nur eines schmalen Meisels bedürfe, um es selbst von außen zu öffnen. Allerdings würde ihnen dann noch der innen quer vorliegende Balken den Eintritt verwehrt haben, denn viel Spektakel durften sie überhaupt nicht machen; aber den glaubte Theodor entfernen zu können, und gelang das, dann stand ihrem Eintritt wenig oder gar nichts mehr im Wege. Hier unten kam Abends wohl keiner der Dienerschaft mehr her, und daß jene Stube, welche die Unglückliche bewohnte, einen Zugang von der vordern ersten Etage hatte, verstand sich von selbst.

Heute Abend war natürlich gar nichts mehr an der Sache zu thun; vor allen Dingen mußte Plessen noch einmal Gelegenheit suchen, um die Gefangene zu sprechen und Näheres von ihr selber zu hören; vielleicht nannte sie einen Platz, wohin sie geführt zu werden wünsche oder war im Stande, einen Freund anzugeben, den man herbeirufen könne; ja Theodor warf sogar, als sie das Haus wieder verließen und in die belebte Straße einbogen, die Frage auf, ob man sich überhaupt mit der ganzen Sache weiter befassen sollte, oder einfach die Anzeige auf der Polizei zu machen und dann bestimmt auf eine Haussuchung zu dringen. Davon wollte aber Doktor Gieselbrecht durchaus nichts wissen.

„Mein bester Herr,“ sagte er leidenschaftlich, aber trotzdem mit unterdrückter Stimme, „ich weiß aus zuverlässiger Quelle, daß der alte Herr van Beeker viele und fast geheime Unterredungen mit dem Polizeidirektor gehabt hat. Nun sind nur zwei Fälle möglich: der Polizeidirektor weiß von der ganzen Sache und will es nicht wissen und dann dürfen Sie sich darauf verlassen, daß gerade der Betreffende der Erste wäre, der einen Wink bekäme, und wir bei zehnmaligem Untersuchen nicht das Geringste fänden, oder er weiß wirklich nichts davon, dann läge es aber in seinem höchsten Interesse, daß die Sache nicht an die Oeffentlichkeit käme, denn es wäre ihm dabei bewiesen, daß er nicht allein sein Amt schlecht verwaltet, ja sogar die öffentliche Stimme, die das Verbrechen bloslegen wollte, vorsätzlich unterdrückt hätte und seine Stellung wäre selbstverständlich unhaltbar.“

„Und Sie glauben, daß sie bei Ihrem Freunde gut aufgehoben wäre?“

„Wie im Vaterhause, dafür stehe ich ein und an ein Complott meines

Försters oder seiner kleinen Frau mit dem hiesigen Polizeidirektor ist kein Gedanke."

„Den Förster müßten Sie aber doch vorher in Kenntniß setzen."

„Dem werde ich allerdings gleich morgen früh schreiben, und ihn wenigstens vorbereiten, dann aber ist es desto dringender geboten, kein Wort von der ganzen Sache gegen irgend einen Anderen zu äußern, bis wir nicht unseres Erfolges vollkommen sicher sind, oder, wir blamiren uns am Ende, und das wäre das Schlimmste, was uns passiren könnte."

Theodor war eine ganze Weile schweigend und nachdenkend neben dem Doktor hingeschritten, jetzt sagte er endlich:

„Lieber Doktor, daß mich das gerade bis jetzt ausschließlich beschäftigt hat, wissen Sie so gut wie ich, und ebenso, daß ich nur der Unglücklichen wegen diese Arbeit unternommen. Es wäre aber dann morgen Abend der letzte Termin, denn wenn nicht schon morgen Abend, beenden wir doch spätestens bis übermorgen früh unsere Arbeit, und von da an bleibt uns natürlich das Haus wieder verschlossen."

„Aber Sie verlassen es schon immer mit der Dämmerung und dann ist es noch zu früh."

„Ich will sehen, ob ich Gelegenheit bekomme, von innen den Querbalken an jener Thür zu entfernen. Geschieht das unbemerkt, so können wir das Hintergebäude nachher zu jeder Stunde der Nacht betreten."

„Und glauben Sie nicht, daß Herr van Beeker den Kerker jeden Abend revidirt?"

„Aller Wahrscheinlichkeit nach thut er das, aber doch gewiß nicht nach zehn Uhr, und dort hinunter kommt er wohl überhaupt nur in Ausnahmefällen. Unmittelbar nach zehn Uhr gehen wir aber an die Arbeit; willigt die junge Dame, die ich morgen noch werde zu sprechen suchen, in die Flucht, um die sie mich heute eigentlich schon angefleht, und woran ich keinen Augenblick zweifle, dann gehe ich hinauf, um sie abzuholen, denn mit dem Terrain bin ich genau bekannt, und bringe sie hier an die Thür, Sie müssen Ihren Wagen bereit haben und unser Plan ist geglückt."

„Wenn wir aber vor der Ausführung entdeckt werden," sagte der Doktor.

„Das wäre allerdings ein verwünschter Streich," nickte Theodor langsam vor sich hin, „und nichts weniger als ein Einbruch in ein fremdes Haus, aber doch immer nicht so gefährlich, wie es vielleicht aussieht. Herr van Beeker mit den aufgedeckten Thatsachen, würde sich wohl hüten, großen Lärm zu schlagen und der Magistrat selber, nach dem, was Sie mir darüber erzählt haben, hätte keine besondere Veranlassung, die Sache zu verfolgen. Ich glaube, wir dürfen uns deshalb beruhigen; keinesfalls soll mich das zurückhalten den Versuch zu wagen; sind Sie also bereit dazu?"

„Mit Herz und Hand!" rief der Doktor begeistert aus, „denn wenn Jemand außer dem unglücklichen Opfer dabei interessirt ist, die Sache gut und glücklich durchzuführen, so bin ich es."

Am andern Morgen, und es hatte noch nicht sechs Uhr geschlagen, klingelte Theodor wieder an Meister Behrens' Thür, um ihn abzuholen, und so rasch wurde ihm diesmal geöffnet, als ob Jemand schon auf ihn gewartet hätte. Es war Else, und wieder stand sie ihm erröthend gegenüber, so daß selbst der junge Mann, der sich in seinen Arbeitskleidern doch nicht recht behaglich fühlte, in Verlegenheit gerieth.

„Ist Ihr Herr Papa schon auf, Fräulein Else," sagte er nach kurzer Pause, „wir haben noch viel zu thun und ich bin deshalb heute ein wenig früher als gewöhnlich gekommen."

„O, ja, Herr Plessen," sagte Else, und ihr ganzes Gesicht glühte dabei. „Papa ist sogar schon ausgegangen, um mit ein paar Gesellen zu reden, die vielleicht wieder Arbeit nehmen wollen. Wollen Sie nicht eintreten. Papa läßt Ihnen sagen, Sie möchten so gut sein und einen Augenblick warten."

Plessen vergaß fast zu antworten, so versunken war er im Anschauen des holden Kindes, das, wie vom Rosenduft überhaucht, und doch halbverlegen vor ihm stand.

„Ich wollte Sie, mein liebes Fräulein, eigentlich nicht so früh stören," sagte er endlich, „aber wie ich jetzt sehe, so sind Sie schon völlig angekleidet und haben den übrigen, sogenannten Stadtdamen etwa drei Stunden Tageszeit abgewonnen. In meinem Arbeitszeug passe ich freilich nicht in Ihr hübsches Zimmer."

„Mein Vater ist selber ein Handwerker," erwiderte Else, aber mit einem gar so lieben Lächeln, „und ich — weiß recht gut, daß Sie kein gewöhnlicher Arbeiter sind und Papa nur aus einer Verlegenheit helfen wollen."

„Hat er aus der Schule geschwatzt?" lachte Theodor, während er aber doch jetzt der freundlich einladenden Handbewegung Else's folgte und in das Zimmer trat; „eigentlich sollte das eine Art von Geheimniß unter uns bleiben, nicht etwa, daß ich mich der Arbeit schämte," setzte der junge Mann aber rasch hinzu, als er sah, daß ihn Else wie fragend dabei anschaute, „wahrhaftig nicht, ich bin stolz auf mein Gewerk, es war auch vielleicht nur der Reiz, der in jedem Gehimnißvollen liegt, und dem wir oft gar nicht widerstehen können."

Else hatte noch während er sprach, von dem schon fertigen Kaffee eine Tasse eingeschenkt und setzte sie ihm jetzt mit Zucker und Sahne vor und es geschah das mit einer solchen Natürlichkeit, als ob es sich von selbst verstände, daß Plessen die Annahme gar nicht verweigern könnte.

Und wie sauber das zu so früher Stunde schon in dem kleinen Gemach aussah, und wie sich Else jetzt auf ihren Stuhl an's Fenster setzte und das Licht der Morgensonne auf ihr goldenes, volles Haar fiel, daß es fast wie ein Heiligenschein um ihre Stirn leuchtete, da konnte sich der junge Mann nicht erinnern, je ein schöneres und dabei lieberes Wesen gesehen zu haben. Unverwandt hatte dabei sein Blick auf ihr geruht, was Elsen freilich nicht entgehen konnte. Das aber brachte sie nur noch mehr in Verlegenheit; das Gespräch wollte nicht so rasch in Gang kommen, und sie war froh, als

der Vater bald darauf zurückkehrte, und dann nach kurzer Begrüßung mit seinem jungen Freunde das Haus verließ.

Herr van Becker empfing sie heute wieder an der Hausthür, geleitete sie diesmal aber nur bis an den Hof und stieg dann seine vordere Treppe wieder hinauf; die Leute kannten ja nun schon ihren Weg, und über Tag besuchte er sie doch verschiedene Male.

Der Meister stieg mit den Lehrlingen ohne Weiteres die schmale Stiege hinauf, Theodor aber blieb nach wenigen Minuten zurück und untersuchte, jetzt wieder ganz mit seinem Plane beschäftigt, rasch die Haspen, welche den vor die Thür gelegten Querbalken hielten. Es war, wie er sofort sah, nur nöthig, einen von ihnen zu lösen, da sich der Balken dann leicht zurückbiegen und ausheben ließ. Zum Durchziehen zeigte sich der Gang zu schmal, aber das Eisen konnte auch allem Anschein nach nicht so tief sitzen, und mit einem langen Brecheisen, das er sich selber mitgebracht, überzeugte er sich bald, daß es in wenigen Minuten herauszuheben wäre.

Gleich hier lag auch noch eine Schütte Stroh, von dem sie gebraucht, um es als Häcksel unter den Lehm zu mischen; diese stellte er auf, lehnte sie nachlässig gegen den unteren Haspen, und folgte dann den Uebrigen an die Arbeit. Diese förderte heute rasch und Herr van Becker, der etwa um elf Uhr herüber kam, um zu sehen, wie weit sie wären, sprach gegen Meister Behrens seine volle Befriedigung aus, daß er so wacker Wort gehalten, und frug, ob er mit Allem heute fertig werden würde?

Meister Behrens zuckte mit den Achseln. „Wir wollen sehen,“ sagte er, „jedenfalls morgen Vormittag bei guter Zeit, und vielleicht brauchen wir dann nicht einmal Alle herzukommen.“

Herr van Becker hatte sich schon wieder, nachdem er sich vorher in dem Zimmer überall umgesehen, entfernt, und bis zum Mittagessen wurde wacker fortgeschafft. Kaum aber verließ der Meister das Haus, als Theodor die Jungen unter schon bereitem Vorwande nach unten schickte, denn jetzt mußte es sich entscheiden, wie sich Alles gestalten sollte. Versäumte er diesen Moment, so durfte er die ganze Sache als gescheitert betrachten, denn die Gelegenheit kam eben nicht wieder.

Rasch glitt er zu der durch die Leinwand verdeckten Thür und sang dort leise als Zeichen sein gestriges Lied: „Nicht verzaget, nicht verzaget, treue Freunde sind Dir nah.“

Er sollte auch nicht lange warten; kaum hatte er nur die erste Strophe beendet, da klopfte Jemand da drinnen mit vorsichtigem Finger an die Holzthür und die Stimme von innen flüsterte: „Bist Du da, Theodor, mein Retter?“

„Ich bin hier,“ flüsterte der junge Mann zurück, indem er die Leinwand, so gut das gehen wollte, zur Seite bog, um die Worte besser zu verstehen. „Beantworten Sie mir eins; werden Sie hier gewaltsam gefangen gehalten?“

„Ja.“

„Und wollen Sie sich mir anvertrauen?“

„Ja, gern.“

„Gut, dann seien Sie heute Abend um zehn Uhr zur Flucht bereit, ich hole Sie ab.“

„Aber im andern Zimmer vorn schläft meine Wärterin.“

„Können Sie diese Thür öffnen?“

„Nein.“

„Ist sie verschlossen?“

„Ich weiß es nicht, aber jedenfalls von außen verriegelt; ich habe gehört, wie die Riegel vorgeschoben wurden.“

Plessen versuchte jetzt seine Hand hinter die Leinwand zu zwängen, was ihm auch gelang, und er überzeugte sich dadurch wenigstens, daß die Thür dahinter völlig frei war. Bedenklich blieb allerdings, daß eine Wärterin auf der andern Seite schlafen sollte, denn konnte er die Thür nicht leise öffnen und hörte diese das Geräusch, so machte sie jedenfalls Lärm. Aber selbst diesen schlimmsten Fall angenommen, konnte sie, wenn er Alles früher vorbereitet hatte, doch lange nicht rasch genug Hülfe herbeirufen, um ihre Flucht zu verhindern. Einmal aber erst die Befreite im Wagen, war das ganze Unternehmen auch geglückt.

„Warten Sie auf mich heute Abend um zehn Uhr,“ flüsterte er noch einmal, „ich werde Ihnen ein Zeichen geben, und wenn Alles sicher ist, antworten Sie. Haben Sie guten Muth, und jetzt stille, die Burschen kommen wieder die Treppe herauf.“

Die Jungen kamen allerdings, aber Theodor wußte sie nochmals zu entfernen, denn nachher blieb keine Zeit mehr, die eigentliche Thür zu untersuchen und das war jetzt bald geschehen. Die Nägel, welche die Leinwand hielten, staken nicht etwa im Holz, sondern, an der rechten Seite wenigstens, nur in der Kalkwand, wo sie mit leichter Mühe herausgezogen werden konnten. Die Leinwand war jedenfalls nur hier herübergenagelt, um die Thür den Augen der Arbeitenden zu verbergen und sollte nachher wieder geöffnet werden, damit jenes Zimmer mit diesem verbunden werden konnte.

Vorsichtig hob er die mittleren Nägel heraus, oder lüftete sie wenigstens und überzeugte sich jetzt, wo die Riegel saßen, die nur zurückgeschoben zu werden brauchten. Die Thür zeigte sich ebenfalls verschlossen, wie er von hier aus deutlich erkennen konnte, denn das Schloß griff nach alter Art in eine von hier aus eingeschlagene Haspe, welche aber leicht mit dem Brecheisen zu heben war, und seiner Sache gewiß, befestigte er die Leinwand wieder, daß man von außen keine Veränderung daran bemerken konnte.

Jetzt kehrte Meister Behrens zurück und die Arbeit begann. Erst gegen Abend aber, und nachdem van Beeker noch einmal den Platz besucht hatte ging Theodor hinunter auf den Hof, angeblich um ein Stück vermißtes Werkzeug zu suchen, und benutzte die Gelegenheit, die Krampe auszuheben, die den untern Theil des Balkens hielt. Das war allerdings nicht so leicht, denn das alte Eisen schien eingerostet; endlich aber

gelang es ihm doch, sie zu lüften und den Balken herauszuziehen, dann drückte er mit seinem Meißel das Schloß zurück, stellte vor dieses den Balken und daran die Strohschütte, und wußte die Bahn jetzt offen für die Nacht.

So zufrieden war er dabei mit dem Vollbrachten, daß er, als er wieder an seine Arbeit ging, fast unwillkürlich das alte Lied vor sich hinsummte und dabei gar nicht auf den Meister achtete, der herüber und hinüber schritt und das Ganze überwachte.

„Hallo," sagte dieser plötzlich, „das ist doch merkwürdig, jetzt hätte ich darauf geschworen, Theodor, daß irgend wer hier im Zimmer eben Ihren Vornamen gerufen; haben Sie nichts gehört?"

„Ich? Gar nichts," sagte der junge Mann, aber mit absichtlich lauter Stimme, „oder," setzte er lächelnd hinzu, „bin ich es vielleicht selbst gewesen? Ich habe die etwas wunderliche Angewohnheit, manchmal, ohne daß ich es weiß, mit mir selber zu sprechen; unmöglich ist es nicht."

„Es war mir, als ob es von dieser Seite käme."

„Das kann doch nicht gut sein."

„Wenn ich abergläubisch wäre, so glaubte ich selber an die alten Märchen, die sie in der Stadt von dem alten Haus erzählen, und daß es hier nicht ganz richtig wäre in den Räumen. Hol' mich Dieser und Jener, aber unheimlich sieht es aus, und unheimlich wird's bleiben, selbst wenn die Stube hier hergerichtet ist, die nur da vorn die beiden kleinen Fenster hat. Wozu der alte Herr die überhaupt gebrauchen will, möchte ich wahrhaftig wissen. Aber was geht es uns an, wenn er die Arbeit eben bezahlt; möglich ja, daß er sie zu einem luftigen Kartoffelkeller oder einem sonstigen Gelaß gebraucht, um Wintervorräthe darin einzulegen."

Behrens horchte in der That noch ein paar Mal der Richtung zu, von der er, wie es ihm vorkam, den Ruf gehört, da aber Alles ruhig blieb, achtete er selber nicht weiter darauf, und erst mit stark einbrechender Dämmerung verließen die Leute das Haus und ihre fast beendete Arbeit. Es blieb wenig mehr auf morgen zu thun, als aufzuräumen und das Geschirr mit fortzunehmen und Behrens dankte auch unterwegs Theodor für seine Hülfe und sagte ihm, daß er sich morgen früh nicht wieder zu bemühen brauche, denn was jetzt noch zu thun sei, könne er selber recht gut mit den Lehrlingen fertig bringen. Dieser aber erklärte bestimmt, bis zum Letzten ausharren zu wollen; er habe einmal sein Wort gegeben und gedenke das auch zu halten. In Wahrheit lag ihm aber selber daran, sich morgen früh wieder in dem Hause zu zeigen, damit kein Verdacht auf ihn fallen und seinem Onkel Unannehmlichkeiten bereiten konnte. Außerdem war er auch selber neugierig, wie sich Herr van Beeker benehmen würde, falls er die Flucht seiner Gefangenen schon bemerkt; war das aber nicht der Fall, dann gelang es ihm vielleicht auch, in früher Morgenstunde die Thür unten wieder von innen zu schließen und die gelassenen Spuren vollständig zu verwischen.

Herr van Beeker hatte sie, wie jeden Abend vorher, wieder vorn im

Hause empfangen, an die Thür begleitet und diese hinter ihnen g. schlossen.

Plessen verbrachte indeß einen peinlichen Abend bei seinem Onkel, denn ein unruhiges Gefühl erfaßte ihn, daß Becker noch spät die unteren Räume visitirt haben könnte, wo er dann unfehlbar das Oeffnen der Hinterthür entdecken müsse. Dadurch aber wäre ihm jede Aussicht, in das Haus zu gelangen, genommen worden, und es blieb ihnen dann nichts weiter übrig, als den sehr prosaischen Weg einzuschlagen, die Hülfe der Polizei in Anspruch zu nehmen, denn sein Entschluß stand jetzt felsenfest, die unglückliche Gefangene unter jeder Bedingung zu erlösen. Der Onkel fand ihn entsetzlich einsilbig, aber er schützte Kopfschmerzen vor und behauptete, die dumpfe Luft heute über Tag in den geschlossenen Räumen, wo er gearbeitet, habe ihn ganz beklommen gemacht und nur noch ein Spaziergang im Freien werde ihm gut thun.

Dazu war das Wetter nun allerdings nicht einladend. Der Himmel hatte sich mit dichten Wolken umzogen, ein recht häßlicher Nordwest heulte um die Dächer und wirbelte das schon stark fallende Laub der Bäume die Straße hinab und der alte Stadtschreiber meinte, Theodor könne etwas Vernünftigeres thun, als bei dem Sturm im Freien herumlaufen. Der junge Mann ließ sich aber nicht abhalten und suchte jetzt, Das, was er zu seinem Abenteuer brauchte, schon bei sich versteckt, den Doktor auf, um diesem Bericht zu erstatten und das Weitere mit ihm zu bereden.

Der Doktor hatte indessen auch seine Schuldigkeit gethan. Der Wagen war punkt zehn Uhr nicht an sein Haus, sondern, um keinen Verdacht zu erregen, an eine bestimmte Ecke in der Nähe der „Krone“ bestellt, und da die Zeit auch jetzt heranrückte, beschlossen Beide, noch einmal in den „Goldenen Löwen“ zu gehen, um dort ein Glas Grog zu trinken und dann ihr Unternehmen auszuführen.

8.

Vom alten Stadthausthurm hatte es vor etwa fünfzehn Minuten zehn Uhr geschlagen, als die beiden jungen Leute die Restauration verließen und in die stürmische Nacht hinausschritten. Das Wetter war nichts weniger als freundlich, aber ihrem Unternehmen desto günstiger, denn jetzt durften sie sicher darauf rechnen, daß sich in dem Garten der „Krone“ keine Seele mehr aufhielt und sonst sich auch Niemand mehr auf der Straße zeigte, der nicht, so sehr er konnte, eilte, um rasch nach Hause zu kommen.

Der Wagen hielt auch pünktlich an dem bestimmten Platze, sobald sie aber in Sicht desselben kamen, trennte sich Theodor von dem Doktor; der Kutscher brauchte sie nicht zusammen zu sehen, und da Theodor genau wußte, wo er ihn zu erwarten hatte, machte er sich an seine immerhin gefährliche Aufgabe, das fremde düstere Haus zu betreten, um sein Befreiungswerk zu versuchen.

Die Angst, die ihn auf dem Wege dahin beschlich, daß er die früher geöffnete Thür vielleicht wieder verrammelt fände, zeigte sich aber bald als unnütz. Wie er in den dunklen Schatten des Hollunderbaumes glitt und dabei schon die schweren Tropfen eines beginnenden kalten Regenschauers fühlte, gab die nur angelehnte Thür seinem Druck nach, und mit dem Arm hineingreifend, daß er den Balken fassen und geräuschlos bei Seite lehnen konnte, gelang ihm auch das. Nur die umfallende Schütte Stroh raschelte, aber das Geräusch war vorn im Hause natürlich nicht zu hören.

Jetzt sah er sich im inneren Raum und wie ihm das Herz pochte, als er den engen Gang entlang schaute und alle seine Sinne anstrengte, um zu hören, ob irgend ein Lauscher in der Nähe sei und eine Gefahr ihm drohe! Aber Alles war todtenstill, die Dienstleute lagen schon sicher in festem Schlaf, und keinenfalls wäre noch Eines von ihnen in den Hof gekommen, auf dessen Pflaster jetzt der niederpeitschende Regen tönend aufschlug.

Aber er dankte Gott für dieses Unwetter, das ihn vollkommen sicher stellte, tastete sich nach der Stelle hinüber, wo er die schmale Treppe wußte und stieg so geräuschlos als möglich deren doch etwas knarrende Stufen empor.

Nur erst oben in dem hier wahrhaft stockdunkeln Gang, wo er keine Hand vor den Augen sehen konnte, hielt er, zündete die mitgebrachte kleine Blendlaterne an und schritt jetzt, die Hand so vorhaltend, daß ihr Strahl nicht auf die Fenster fiel, rasch zu der Leinwand, welche die Thür verdeckte.

Hier wollte er nun ein Zeichen geben, aber die Gefangene hatte ihn jedenfalls schon mit klopfendem Herzen erwartet und selbst das leise Geräusch da draußen gehört.

„Theodor," flüsterte ihre weiche Stimme, und es war dem jungen Mann ein gar so wunderliches Gefühl, seinen eigenen Namen gerade von diesem Wesen, von dem er wohl manche Nacht geträumt, das er aber noch nie mit eigenen Augen gesehen, rufen zu hören; aber er verlor keine Zeit mit unnützen Ideen.

„Ist Alles sicher?" flüsterte er zurück.

„Ja."

„Sind Sie bereit?"

„Ja."

Es war nichts weiter nöthig, rasch hatte er die Nägel ausgezogen, welche die Leinwand hielten; die Thür lag, wenigstens zur Hälfte und genügend weit, offen vor ihm. Mit der Laterne fand er rasch die beiden Riegel, die er zurückschob, und selbst das Schloß bot, obgleich es abgeschnappt war, keine besondere Schwierigkeit. So geräuschlos als möglich zwängte er die eigentliche Zunge zurück, die Gefangene konnte schon die Zeit nicht erwarten und öffnete selber die Thür, und der Strahl der Laterne fiel auf eine schlanke, aber ganz verhüllte Gestalt, während ihm nur aus dem um den Kopf nach Art der Peruanerinnen geschlagenen Tuch ein

einziges dunkles Auge anblickte. Das also war die verschleierte Dame, von welcher der Doktor sprach und schrieb; aber jetzt war keine Zeit zu weiteren Betrachtungen oder Fragen.

„Kommen Sie," flüsterte er ihr zu, und reichte ihr die Hand, um ihr über die noch unten zugenagelte Leinwand herüberzuhelfen, sagte aber im nächsten Augenblick mahnend, „Sie haben Ihr Gepäck vergessen."

„Wozu Gepäck?" sagte die Befreite, „oh, nur fort von hier."

„Und wollen Sie nicht wenigstens einen Mantel mitnehmen? Die Nacht ist kalt und unfreundlich."

„Fort! fort! oder er kommt!" flüsterte aber die Unglückliche in ihrer Todesangst, jetzt noch in der halb gelungenen Flucht gestört zu werden, „lieber im kältesten Wintersturm, als hier noch eine Nacht in diesem Kerker liegen, oh fort."

Theodor selber befand sich in viel zu großer Aufregung, um in diesem Moment ruhig zu denken; nur die Thür zog er wieder an und schob die Riegel vor, steckte dann die Leinwand, so gut das in aller Eile ging, wieder vor, um von Außen kein wenigstens rasch sichtbares Zeichen zu lassen, und den Arm der Befreiten ergreifend, indem er das Licht der Blendlaterne auf den Ausgang richtete, führte er sie zur Treppe und diese hinab, löschte dort das Licht, um sich nicht zu verrathen, fand die nur angelehnte Thür, die er allerdings nicht von Außen mehr schließen konnte und fühlte im nächsten Moment schon den kalt peitschenden Regen in seinem Gesicht. Die Gefahr, entdeckt zu werden, lag jetzt hinter ihnen; draußen, unmittelbar vor der Thür, empfing sie schon mit klopfendem Herzen Gieselbrecht; der Wagen stand, sie erwartend, kaum dreißig Schritt davon entfernt und während der Doktor jetzt mit der Befreiten diesem zueilte und sie hinein hob, wandte sich Theodor, ein triumphirendes Lächeln in den Zügen, die Straße hinab, um von dort noch einmal, aber nicht durch den Garten, in die „Krone" einzutreten und ein heißes Glas Grog zu trinken. Er bedurfte erstens einmal einer Stärkung nach der Aufregung, die bis jetzt neben der Kälte seine Glieder geschüttelt und dann war es vielleicht auch gut, sich gerade jetzt in dem Local zu zeigen, um später jeden möglichen Verdacht, daß er bei der Entführung betheiligt gewesen sei, von sich abzulenken.

Sonderbar! Noch vor wenig Tagen war es sein höchstes Bestreben gewesen, die jugendliche Gefangene selber hinaus in die Freiheit zu fahren und er hatte sich das in seiner Phantasie mit glühenden Farben ausgemalt, heute aber, und wo der entscheidende Augenblick gekommen, überließ er die Ausführung seines keck entworfenen Planes ruhig einem Andern und empfand nicht das geringste Gefühl von Eifersucht dabei. Nur mit einem halb trotzigen Selbstbewußtsein sagte er sich, daß er durchgeführt, was er begonnen und ein Lächeln glitt dabei über seine Züge.

Doktor Gieselbrecht hatte in der ersten Aufregung wirklich an gar nichts weiter gedacht, als nur seine kostbare Beute zu bergen und als der

Wagen jetzt die stille Straße hinabrollte, athmete er tief auf, als ob eine Centnerlast von seiner Seele genommen wäre. So lange sie sich innerhalb der Stadt befanden — und der Kutscher wußte genau, wohin er fahren sollte — konnte er sich trotzdem eines ängstlichen Gefühls noch nicht entschlagen; es war ihm immer, als ob noch etwas dazwischen kommen müsse und bald rechts, bald links sah er aus den trüben Scheiben, gegen die der Regen jetzt anpeitschte, nach den vorüber fliegenden Gaslaternen hinaus. Aber diese wurden seltener, jetzt rasselte der Wagen durch das Thor, über die Promenade und nun befanden sie sich auf der offenen Chaussee, im Freien, gerettet.

Mit dem Gefühle der Sicherheit, das ihn jetzt erfaßt, wandte er seine Gedanken wieder der Gegenwart zu. Seine Begleitrin konnte er allerdings wegen der im Wagen lagernden Dunkelheit selbst nicht einmal in ihren Umrissen erkennen, aber es fiel ihm plötzlich ein, was er bis dahin in seiner Aufregung gar nicht beachtet, daß er nicht das kleinste Gepäck gesehen. Er erinnerte sich wenigstens nicht, auch nur das Geringste selber in den Wagen gelegt zu haben und über den Rücksitz tastend, konnte er ebenfalls dort nichts fühlen.

„Mein liebes Fräulein," sagte er deshalb — es war das erste Wort, das er zu ihr sprach, — „entschuldigen Sie die Frage, aber wo haben Sie Ihr Gepäck? Wollen wir es nicht hier herüberlegen, daß es Sie nicht genirt?"

Die junge Dame kicherte leise vor sich hin. „Ich habe kein Gepäck," sagte sie, „und nichts mitgenommen, als nur mein dünnes Tuch; das Frauenzimmer sollte nicht auch noch sagen können, daß ich sie bestohlen hätte."

„Hm," murmelte der Doktor etwas verlegen vor sich hin, „war das aber nicht die Discretion ein wenig zu weit getrieben?"

Wieder entstand eine längere Pause, denn die Dame antwortete nicht, als er aber so still neben ihr saß, kam es ihm fast so vor, als ob er ihre Zähne vor Frost zusammenschlagen hörte und er erschrak darüber. Es war in der That kalt geworden, er selber hatte das aber, in seinen warmen Mantel eingewickelt, kaum gefühlt.

„Mein liebes Fräulein," wiederholte er deshalb besorgt, „frieren Sie? und haben Sie sich etwa nicht gut verwahrt?" setzte aber schon im nächsten Augenblick, als er ihre Schulter berührte und dort nichts als ein halbnasses dünnes Tuch fühlte, erschreckt hinzu, „um Gottes Willen, Sie können sich ja in der kalten Nacht auf den Tod erkälten, denn wir haben fast noch eine Stunde zu fahren; führen Sie denn weiter gar nichts bei sich?"

„Nein," sagte die Unglückliche und brachte zähneklappernd die Worte kaum über die Lippen, „ich glaubte nicht, daß es so kalt wäre."

„Dann erlauben Sie nur, daß ich Ihnen meinen Mantel umhängen darf," rief Gieselbrecht gutmüthig aus, indem er rasch aufstand, denselben aus- und dann so gut es gehen wollte um ihre Schultern zog.

Und wie ihm die Hand dabei zitterte, als er die zarte, fast zu zarte Ge-

stalt berührte und dann fest in die wärmenden Falten seines Wintermantels einhüllte.

„Fühlen Sie sich so besser, mein liebes Fräulein?"

„Ja, viel besser," lautete die Antwort und das Gespräch war wieder für lange Zeit abgebrochen; aber es wurde schauerlich kalt. Gieselbrecht drückte sich fest in eine gepolsterte Ecke und knöpfte sich den dünnen Rock, den er trug, bis oben hin zu, aber er konnte sich nicht erwärmen. Er fühlte ordentlich, wie ihm die Kälte langsam durch alle Glieder zog und ihm selber die Zähne anfingen zusammenzuschlagen. Endlich hielt er es nicht mehr länger aus; er war überhaupt mit Rheumatismus geplagt und seine Galanterie konnte sein Tod sein, aber es gab auch noch einen Ausweg. Er stand auf, klopfte an die Scheibe vorn und frug den Kutscher, ob er nicht vielleicht eine Pferdedecke habe, die er ihm borgen könne; weshalb hatte er auch nicht schon lange daran gedacht? Er ließ vorn die Scheibe herunter, durch welche die eisigen Tropfen herein schlugen, hatte aber auch dafür die Genugthuung, das Verlangte hereingereicht zu bekommen, zog die Scheibe wieder in die Höhe und wickelte sich fest in die alte Decke, die ganz entsetzlich nach Pferden roch, ein.

Gott sei Dank! Das Schlimmste war wenigstens abgewendet und der Wagen klapperte indessen die alte ausgefahrene Chaussee entlang; der Kutscher mochte selber wünschen, aus dem Wetter so rasch als möglich wieder herauszukommen.

Die Temperatur der Luft eignete sich nicht besonders zur Unterhaltung. Gieselbrecht hatte sich das früher so hübsch ausgedacht, unterwegs die Geschichte der Unglücklichen zu erfahren, um dann gleich in Danneburg energisch auftreten zu können. Der heutige Abend erwies sich aber so rauh und unfreundlich, daß er alle Mühe fand, sich nur nothdürftig zu erwärmen und die ganze Romantik der Entführung ging dabei verloren.

Die Entfernung zwischen Danneburg und dem kleinen Städtchen, dem sie entgegenfuhren, Boxhausen mit Namen, mochte vielleicht eine Meile betragen und konnte recht gut in einer Stunde zurückgelegt werden, diese Stunde dehnte sich ihm aber zu einer Ewigkeit aus. Die Romantik hatte all' ihre glänzenden Farben verloren und er fing an, weniger an seinen Schützling, als an eine warme Stube und ein heißes Glas Grog zu denken. Erst nach und nach half ihm die alte, außerdem feuchte Pferdedecke über den ersten Frost weg, der aber seine Füße noch lange nicht verlassen hatte.

Regungslos lehnte indessen seine Schutzbefohlene in ihrer Ecke und schien in dem warmen Mantel das Wetter, das immer ärger gegen die Scheiben tobte, gar nicht zu beachten. Schlief sie? Es war das nicht gut denkbar, denn nach jahrelanger Gefangenschaft sich plötzlich in Freiheit zu fühlen und mit einem vollkommen fremden Menschen? Jetzt rührte sie sich. Nein, das klang vielmehr wie ein verstecktes Kichern und zurückgehaltene Fröhlichkeit; sie summte jetzt sogar ein leises Lied

vor sich hin. Lieber Gott, sie fühlte sich gerettet und das junge Herz hatte die überstandenen Leiden rasch vergessen.

Jetzt passirten sie einzelne Häuser an der Straße; in einigen war sogar noch trotz der späten Stunde Licht; das mußten die ersten Wohnungen von Boxhausen sein und ihre kalte Nachtfahrt war bald überstanden.

Merkwürdig kam es ihm vor, daß das junge Wesen ihn gar nicht frug, wohin er sie führe; er war ihr doch ein vollkommen Fremder und trotzdem mußte sie das vollste Vertrauen in ihn setzen. In Nacht und Dunkelheit war sie fortgeführt und ging einer ungewissen Zukunft entgegen, aber sie äußerte keine Silbe darüber. Nur das Gefühl der Freiheit schien sie zu erfüllen; sie kannte noch kein Mißtrauen gegen den Fremden und Giefelbrecht sehnte jetzt den Augenblick herbei, wo er das mißhandelte junge Wesen einem weiblichen Schutze übergeben und das holde Angesicht schauen konnte.

Jetzt hatten sie das allerdings sehr mittelmäßige Pflaster der kleinen Stadt erreicht, dem Kutscher lag nun daran, selbst so rasch als möglich unter Dach und Fach zu kommen, denn der Sturm schien noch lange nicht ausgetobt zu haben und heulte, selbst hier in der geschlossenen Straße, mit unverminderter Heftigkeit sein melancholisches Lied. Aber der Kutscher wußte Bescheid. Jetzt bog er rechts in eine Seitenstraße ein, fuhr darin eine Strecke hin, jetzt wieder links und hielt dann plötzlich vor einem der anständigeren ziemlich breiten Häusern, wo oben noch mehrere Stuben erleuchtet waren.

Drinnen im Hause mußten sie auch schon auf den Wagen gewartet haben, da Giefelbrecht seine Ankunft ja gemeldet hatte. Wie das Gefährt nun vor der Thür hielt, öffnete sich oben ein Fenster, irgend wer sah heraus, schloß es rasch wieder und in dem Hause wurden dann schlurrende Schritte laut, denen bald das Einsetzen des Schlüssels folgte. Die Thür öffnete sich und ein heller Lichtstrahl fiel heraus.

„Mein liebes Fräulein," wandte Giefelbrecht sich an seine, fest in den Mantel gehüllte Nachbarin, die anscheinend in tiefen Schlaf versunken sein mußte, „wir sind an Ort und Stelle."

Keine Antwort; die schweren Athemzüge verriethen, daß die junge Dame gar nicht hörte, was ihr Beschützer zu ihr sagte.

„Mein liebes Fräulein!" rief der Doktor, diesmal bedeutend lauter, es half nichts, er mußte ihre Schulter ergreifen und sie ein wenig, wenn auch ganz leise, schütteln.

„Ja, ich bin gleich fertig," erwiderte die Aufgeweckte, wie aus einem Traum erwachend, rasch, indem sie sich halb emporrichtete, „ich muß nur noch erst den Spiegel dort hinüber hängen."

„Wir sind an Ort und Stelle," wiederholte aber Giefelbrecht, „und Sie werden jetzt aus Ihrer unangenehmen Lage erlöst und kommen unter weiblichen Schutz. Bitte, steigen Sie aus, sie finden da oben jede Bequemlichkeit, die Sie sich wünschen können."

Die Fremde antwortete ihm nicht gleich, sie war jedenfalls munter ge-

worden, konnte sich aber augenscheinlich nicht besinnen, wo sie sich befand, war ihr doch auch Alles noch zu neu, vielleicht selbst zu unerwartet gekommen und sie bedurfte Minuten, um sich zu sammeln. Indessen war aber auch Jemand mit einer Laterne an den Wagen getreten.

„Bist Du das, Robert?“

„Gewiß, mein alter Junge.“

„Alles in Ordnung? Ich habe Deinen Brief bekommen.“

„Alles!“

„Schön, dann macht, daß Ihr heraus und in's warme Zimmer kommt, das ist ja heute ein Hundewetter und es scheint eben wieder von Frischem anzufangen; wo ist Deine Dame?“

Gieselbrecht war rasch aus dem geöffneten Schlag gesprungen, drückte dem Freund die Hand, warf seine Pferdedecke dem Kutscher zu und sagte dann in den Wagen hinein: „Dürfte ich Sie ersuchen, mein liebes Fräulein, auszusteigen?“

„Sehr schön,“ erwiderte seine Gefährtin, „aber ich muß Sie bitten, mich erst in ein Garderobezimmer zu führen, meine Toilette wird etwas derangirt sein.“

„Ich bringe Sie zu meiner Frau,“ sagte der junge Mann, der sie hier empfangen hatte, herzlich, „machen Sie sich keine Sorge; es ist überhaupt schon spät und Sie kommen hier, wenn auch herzlich willkommen, zu ganz einfachen Leuten.“

Die Dame stieg aus, sie hatte den Mantel noch immer um sich geschlagen und brauchte ihn auch in dem wahrhaft verzweifelten Gusse, der jetzt auf die Erde niederströmte; rasch aber glitt sie, wie sie nur die offene und erleuchtete Thür bemerkte, in das Haus, während der Kutscher vom Bock herunter rief: „Wo soll ich einstellen, denn in dem Wetter kann ich heute Abend nicht mehr nach Danneburg zurückfahren; die Glieder sind mir jetzt schon alle wie erfroren.“

„Im Posthorn!“ rief ihm der Freund zu, „gleich hier das dritte Haus rechts — wissen Sie Bescheid?“

„Gewiß!“ rief der Kutscher und trieb die Pferde rasch der bezeichneten Stelle zu.

Die Dame war indessen, von Gieselbrecht gefolgt, in das Haus gehuscht, wo ihr dieser den schweren Mantel abnahm; sie ließ das auch geschehen, wickelte sich aber wieder fester in das über den Kopf geschlagene Tuch und nahm auch den Arm nicht an, den ihr der Doktor bot. Wie ein Reh flog sie die Treppe hinauf, so daß ihr dieser kaum folgen konnte, und schien erst dort unschlüssig, wohin sie sich wenden solle. Aber da öffnete sich die Thür; ein junges, reizendes Frauchen erschien auf der Schwelle, und die Fremde entdeckend, eilte sie mit raschen Schritten auf sie zu, streckte ihr die Hand entgegen und sagte mit ihrer gar so guten und milden Stimme: „Seien Sie uns herzlich willkommen, mein liebes Fräulein, und nun hinein in die warme Stube, daß Sie sich erst wieder einmal durchwärmen und von Ihrer häßlichen kalten Fahrt erholen können.“

Die Fremde reichte ihr die verlangte Hand, schien die Worte aber kaum zu hören, sondern schaute nur neugierig in das geöffnete und hell erleuchtete, durchwärmte Zimmer hinein. Dann schüttelte sie, wie über irgend etwas erstaunt, den Kopf, und heftete dabei fast erschreckt das eine aus dem Tuch hervorblitzende Auge auf ihren bisherigen Begleiter. Die junge Frau Förster Selling, wie Gieselbrecht's Freund hieß, schrieb dieses Zögern aber nur ihrer Schüchternheit zu, schlang ihren Arm um sie, zog sie freundlich aus dem zugigen Vorplatz fort in das hellerleuchtete Gemach und rief nun ihrem Gatten noch zu, das Gepäck ihres Schützlings in das für sie bestimmte und ebenfalls durchwärmte Zimmer zu schaffen. Nur eine Tasse recht heißen Thee sollte sie vor allen Dingen trinken und dann augenblicklich in ihr schon mit einer Wärmflasche versehenes Bett, um sich von ihrer Angst und Anstrengung, wie von der kalten Fahrt auszuruhen.

Der Förster Kuno Selling erfuhr dabei zu seinem Erstaunen, was ihm Gieselbrecht rasch zuflüsterte, daß ihr Gast gar keine Zeit gehabt habe, auch nur das Geringste an Kleidern oder Wäsche mitzunehmen, als was sie eben auf dem Körper trug. — Aber was schadete das, die Gastlichkeit der beiden jungen Leute kannte keine Grenzen und seine kleine Frau konnte da schon aushelfen, bis man diesen Herrn van Becker zwang, ihr persönliches Eigenthum herauszugeben.

Freund Gieselbrecht hatte ihnen ja, natürlich unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit, in einem ausführlichen Brief die ganze Geschicht geschrieben, das junge, hülflose Mädchen geschildert und den Verdacht angedeutet, der hier, ein Verbrechen betreffend, vorlag. Möglich, daß er dabei auch noch einige romantische Ausschmückungen angebracht, kurz, die einfache Försterfamilie war auf das Lebhafteste interessirt und die Gerettete hätte in keinem andern Hause besser untergebracht werden oder willkommener aufgenommen sein können, als hier.

Die junge Frau Selling führte ihre Schutzbefohlene rasch und geschäftig in das warme Zimmer und bis dahin ließ sich diese auch noch fast wie willenlos leiten; kaum aber hatte sie den Raum betreten, als sie den Blick rasch darin umherwarf und laut lachend ausrief:

„Aber um Gottes Willen, wie haben Sie denn nur Ihre Meubles gestellt? Das Sopha gehört ja da hinüber und der Lehnstuhl dort an das Fenster — und was ist denn das für ein großer häßlicher Hund? Pfui! willst du hinaus — und Sie haben ja nicht einmal einen Kronleuchter!"

Selling und Gieselbrecht waren unmittelbar nach ihr eingetreten und hatten eben die Thür hinter sich geschlossen, als die Flüchtige das mantillenartige Tuch, das bis jetzt ihr Antlitz versteckt gehalten, zurückwarf und jene, für die Situation jedenfalls sehr wunderlichen Bemerkungen äußerte; aber Beide verstanden keine Silbe von Dem, was sie sagte, oder hörten selbst nur die Worte, denn der Anblick, der sich ihnen bot, machte sie Beide auf ihren Schützling wie auf eine Erscheinung starren.

War das das junge, bildschöne „sylphenduftige" Wesen, wie sie Gieselbrecht in seinem Brief genannt, das da vor ihnen stand?

Die Dame mochte etwa in den Vierzigern sein, war sehr mager, schielte etwas auf dem einen Auge und hatte außerdem auf der linken Seite einen fast einen halben Zoll vorstehenden Unterzahn, der sich über die Oberlippe legte. Dabei ging sie außerordentlich auffallend gekleidet und der obere Rand ihres Kleides war mit kleinen, jetzt freilich durch den schweren Mantel sehr zerdrückten Rosen besetzt. Sie trug überhaupt ein merkwürdig kurzes Kleid, wie man es eigentlich sonst nur an kleinen Mädchen bis höchstens in ihr vierzehntes Jahr sieht, auch in den Haaren zerknitterte Blumen und bunte Glasperlen, und Selling sah unwillkürlich Gieselbrecht verwundert an.

Wenn übrigens Jemand verblüfft drein schaute, so war es der Doktor, der seine Dame anstarrte, als ob es eine Erscheinung, ein Spuk gewesen wäre. Das also waren die Gazellenaugen, das die Rosenlippen — der Zahn störte entschieden — das war diese üppige Gestalt mit dem bleichen Madonnengesicht, wie sie ihm sein Berichterstatter beschrieben und wie er sie sich nachher noch in seiner Phantasie mit glühenden Farben ausgemalt. Heiland der Welt! Und diese Madonna hatte er entführt. Aber das Erstaunen der beiden Herren sollte noch wachsen, denn dieses unglückliche, in Knechtschaft gehaltene Wesen fuhr, während die junge Frau Försterin vor Staunen und vielleicht auch Schreck keines Wortes mächtig war, mit vieler Zungengeläufigkeit fort: „Nein, mein Kind, das müssen Sie Alles ganz anders einrichten, lassen Sie einmal meine beiden Diener hereinkommen, daß die meine Befehle ausführen, und dann arrangiren wir das rasch. Auch die Gardinen sind geschmacklos; sie hängen überdies zu weit herunter und werden das Zimmer über Tag unnöthigerweise verdunkeln; was haben Sie denn um des Himmels Willen dort an der Wand für schreckliche Hörner aufgehangen? Erstlich sieht das abscheulich aus, und dann kann so ein Ding auch einmal herunterfallen und ein Kind todtschlagen."

Die Geweihe und Rehbocksgehörne, die dem Zimmer als Schmuck dienten, waren des jungen Försters größter Stolz, denn viele davon hatte er mit eigener Hand erbeutet, und der Gedanke, sie hinauszuwerfen, weil sie „abscheulich" aussähen, ging ihm doch über den Spaß, aber sein Gast nahm seine Aufmerksamkeit so entschieden in Anspruch, daß er selbst darüber nicht lange nachdachte. Gieselbrecht hatte ihm von einem „elfenartigen, jugendlichen" Wesen geschrieben und seine Theilnahme dafür erweckt, und jetzt stand ein altes, toll aufgeputztes Frauenzimmer vor ihm, das lauter Unsinn schwatzte und eher in eine Leipziger Meßbude, als in seine Häuslichkeit zu passen schien.

Merkwürdig taktvoll benahm sich dabei die junge Frau Försterin, der es natürlich kein Geheimniß bleiben konnte, daß hier nicht Alles in Ordnung sei, die aber trotzdem die eigene, sie beschleichende Angst bezwang und das sonderbare Benehmen der Fremden gar nicht zu beachten schien.

Einen Moment ja, hingen ihre Blicke angstvoll an dem erschreckten Gesicht Gieselbrechts, das allerdings Bände sprach, aber rasch auch wandte sie sich wieder ab, der Unglücklichen zu und sagte freundlich: „Kommen Sie, mein liebes Fräulein, das Alles ordnen wir nachher und nun, bitte, trinken Sie erst eine Tasse heißen Thee, die Ihnen gewiß gut thun wird. Nicht wahr, Sie sind noch recht kalt und durchfroren?"

„Ja," sagte die Fremde, zusammenschauernd und sich wieder in ihr Tuch hüllend, „aber — ich glaube, es wird spät und ich muß nach Hause."

„Nach Hause?"

„Ja — zu meinem Schwager."

„Aber jetzt steht der Thee hier," sagte Frau Selling herzlich, indem sie ihren Arm ergriff und sie in die warme Sophaecke führte, „setzen Sie sich nur dahin und wärmen Sie sich erst tüchtig durch; nachher legen Sie sich dann schlafen und ruhen sich ordentlich aus und morgen überlegen wir uns nachher, wie wir uns Alles einrichten und was wir thun wollen."

9.

Förster Selling hatte schon in den letzten Minuten Gieselbrecht's Arm ergriffen und ihn langsam der Thür zugezogen; denn erstlich sah er, daß seine kleine Frau mit der Fremden am besten allein fertig werden würde und dann drängte es ihn auch, sich mit dem Freund, der aber ebenfalls froh war, das Freie zu erreichen, auszusprechen.

„Hör' einmal, Selling," sagte er zu diesem, als er mit ihm die Treppe hinunterstieg, „hast Du Rum oder Arac im Hause und recht heißes Wasser?"

„Ja, mein Junge, das sollst Du gleich haben, komm' nur hier mit in meine Stube und warte da einen Augenblick; ich will gleich Ordre geben, daß Alles gebracht wird."

Als er zurückkam, fand er Gieselbrecht, der sich indessen eine Cigarre angezündet hatte, mit raschen Schritten und verschränkten Armen in dem kleinen, echt waidmännisch eingerichteten Gemach auf- und abgehen; er schien in tiefen Gedanken versunken zu sein und eben nicht besonderer Laune.

„Es wird Alles gleich kommen," sagte Selling.

„Hör' einmal, Kuno," erwiderte aber der Freund, seinen eigenen Gedanken folgend, „das ist eine ganz verzweifelte Geschichte."

„Die mit der jungen, schönen und elfenähnlichen Dame?" sagte der Förster.

„Das Frauenzimmer ist übergeschnappt!" rief Gieselbrecht, vor ihm stehen bleibend, „der verdammte alte Bursche in Danneburg hält vielleicht eine geheime Privatirrenanstalt und wir haben eine von seinen Zöglingen entführt."

„Aber Du hättest Dich auch vorher genau erkundigen sollen."

„Und habe ich nicht meinen Berichterstatter Monate lang auf die

Lauer gelegt?" rief Gieselbrecht heftig, „und hat er mir nicht wahre Wunderdinge von der Schönheit des Mädchens erzählt?"

Selling schüttelte mit dem Kopf. „Ich glaube," sagte er, „Dein Berichterstatter bekommt seine Berichte zeilenweise bezahlt, Du erwähntest einmal früher so etwas, und hat sich da eine Anzahl Groschen zusammen geschrieben, in der Hoffnung, daß die eigentliche Wahrheit nie an den Tag käme. Ebenso wie ein Doktor nie seine eigenen Medicinen nimmt, sollte ein Zeitungsredakteur auch nie das selber glauben, was in seinem Blatte steht."

„Aber sie ist doch eingekerkert gehalten und ganz geheimnißvoll tief verschleiert in dies Haus gebracht worden," rief Gieselbrecht heftig aus, „das unterliegt gar keinem Zweifel, denn jenen jungen Mann hat sie um Hülfe angerufen, und dieser sie in der Dunkelheit der Nacht mit eigener Gefahr befreit."

„Ich begreife das Ganze noch nicht," sagte der Förster mit dem Kopfe schüttelnd, „aber ich fange fast an zu glauben, daß irgend wer einen dummen Streich gemacht hat, wenn ich auch noch nicht sagen kann wer."

„Und stehst Du einer Bedrängten, die Dich um Hülfe anspricht, nicht bei?" rief Gieselbrecht.

Der Förster zuckte mit den Achseln. „Man sollte sich eigentlich immer erst nach den näheren Umständen erkundigen," sagte er, „denn der Teufel kann manchmal sein Spiel haben. Aber da kommt der Grog und nun vor allen Dingen ein tüchtiges Glas, damit Du erst wieder einmal warm wirst; mein Käthchen mag sich indessen mit unserer Schutzbefohlenen ein wenig unterhalten und sie zu Bett bringen. Nachher erfahren wir vielleicht etwas Näheres; da drinnen können wir doch jetzt nichts mehr nützen."

Eine halbe Stunde verging übrigens noch, ohne daß sie oben die Thür gehört hätten, und so lebendig sich der Doktor eigentlich diesen Abend nach gelungener Flucht ausgemalt hatte, so schweigsam war er jetzt geworden, und trank ein Glas Grog nach dem andern. Allerdings fühlte er sich davon noch fest überzeugt, daß Herr van Beeker schmählich an dem unglücklichen Wesen gehandelt, und sie ein gutes Werk in dieser Nacht gethan, aber — anders hatte er sich die Sache doch ebenfalls gedacht, viel anders — viel hübscher, während ein unbestimmter und doch recht unangenehmer Verdacht ihn dabei beschlich, daß die Gerettete außerdem eine etwas sehr excentrische Person, und seinem Freund Selling mit diesem Besuch nicht einmal ein großer Gefallen geschehen sei.

Jetzt wurden oben Schritte laut; die Frau Försterin brachte ihren Gast in das für sie bestimmte Schlafzimmer, blieb dort noch kurze Zeit bei ihr und kehrte dann in die Wohnstube zurück, wohin ihr aber ihr Mann und der Doktor rasch folgten, denn Beide drängte es, Näheres über die Dame, die sich eigentlich wunderlich eingeführt, zu erfahren.

In der Stube fanden sie die kleine Frau Selling emsig damit beschäftigt, das Geschirr wieder zusammenzustellen, denn Mitternacht war längst

vorüber und es Zeit geworden, zu Bett zu gehen, als aber ihr Mann eintrat, drehte sie sich um und sagte:

„Geht nur nachher leise über den Vorsaal, daß Ihr sie mir nicht stört; ich bin froh, daß ich sie zur Ruhe habe."

„War sie noch so unruhig?" frug der Förster.

„Mein lieber Herr Doktor," sagte die kleine Frau, sich an diesen wendend, „ich fürchte, Sie haben uns da, natürlich ohne es selber zu wollen, eine rechte Last aufgeladen, denn ob noch ein anderer Grund vorlag, die fremde Dame etwas eingesperrt zu halten, weiß ich nicht, aber daß sie einfach verrückt ist, darauf gebe ich Ihnen mein Wort und ich möchte mit ihr keinen Augenblick allein im Hause bleiben —"

„Aber, beste Frau!"

„Wenn sie sich morgen den nämlichen Aufputz wieder aufsteckt," fuhr die kleine Frau fort, „und damit an's Fenster tritt, dann läuft mir der ganze Ort zusammen, und denke Dir nur, vorhin hat sie hier mitten in der Stube getanzt und die Kleider dabei gehalten wie ein kleines Kind; ich hätte gern gelacht, wenn ich mich nicht zugleich so dabei gefürchtet hätte. Das thut kein Gut, Kuno, denn ohne Aufsicht können wir das unglückliche Geschöpf gar nicht lassen."

„Sie muß in der langen Gefangenschaft wahnsinnig geworden sein," sagte Gieselbrecht, der sich bei diesen Entdeckungen doch nicht ganz behaglich fühlte, „es ist kaum anders denkbar."

„Ich weiß es doch nicht," sagte die junge Frau bedenklich mit dem Kopfe schüttelnd. „Sie spricht fortwährend davon, daß sie wieder nach Hause müsse, bei ihr sei es viel hübscher und eleganter und sie hätte auch dort zwei große Spiegel, in denen sie ihren Anzug betrachten könnte."

Der Förster fuhr mit dem Kopf in die Höhe und sprang dann rasch nach der Thür, um hinauszuhorchen. Der Hund, der neben dem Ofen lag, hob ebenfalls knurrend den Kopf und sicherte, denn draußen über dem Vorsaal, in der Stube der Fremden, entstand ein ganz merkwürdiges Gepolter, etwa, als ob Jemand mit dem Sopha in dem Zimmer umhergerutscht wäre. Gleich darauf klirrte etwas und die Frau Försterin, um ihr Eigenthum besorgt, sprang, während ihr der Gatte folgte, rasch hinüber. Gieselbrecht aber ging, die Hände fest und krampfhaft zusammenreibend, die Lippen gegeneinander gepreßt, im Zimmer auf und ab. Was hatte das unselige Frauenzimmer nur jetzt schon wieder angefangen? Daß er sich auch die Finger an der Geschichte verbrennen mußte; es war zu albern.

Als indessen die junge Frau drüben das Gastzimmer öffnete, bot sich ihr ein so peinlicher wie komischer Anblick, und der Förster, der nur einen Moment über seine Frau hin hineinschaute, mußte die Lippen aufeinanderbeißen, daß er nicht laut auflachte, und drehte sich dann rasch wieder ab, um in die Wohnstube zurückzukehren.

Sein Frauchen aber blieb erschreckt auf der Schwelle stehen und die

Hände in blankem Erstaunen zusammenschlagend, blickte sie mit dem Ausruf: „Aber, bestes Fräulein, was um Gotteswillen machen Sie da?“ auf das allerdings wunderliche Schauspiel.

Mitten im Zimmer, im größten Negligé, das Gesicht vor Anstrengung glühend, war die Fremde eben bemüht, das ziemlich schwere Bett mitten in die Stube zu ziehen, während schon von den übrigen Meubles fast keins mehr an seiner Stelle stand; Tisch, Stühle, Waschtisch, Alles schien rebellisch geworden zu sein, und mit der Bettdecke hatte sie dann eben wohl die Wassercaraffe heruntergestoßen, deren Inhalt sich über die Stube ergoß und deren Splitter die bloßen Füße der Unglücklichen ernstlich bedrohten.

„Aber, mein liebes, bestes Fräulein,“ rief die junge erschreckte Frau noch einmal aus, „was haben Sie nur vor?“

„Das Zimmer hier ist ganz unpraktisch arrangirt,“ sagte aber die Dame, die in dem Anzug, die falschen Blumen und den unechten Schmuck noch immer in den Haaren, wahrhaft unheimlich aussah, „ich bringe eben ein wenig Ordnung hinein, ich bin zu sehr an Ordnung gewöhnt, es ist mein Lebensberuf, und dann warte ich auch noch auf die Kammerjungfer, denn ich bin müde und möchte zu Bette gehen.“

Dabei rückte sie noch immer an dem Bett und betrachtete es dann prüfend, ob es endlich so recht stände.

„Aber es muß gleich ein Uhr sein,“ rief Frau Selling, der wirklich die Thränen in den Augen standen, als sie die Verwirrung sah. „Bitte, lassen Sie mich Ihnen helfen; heute ist doch nichts mehr an der Sache zu ändern, und nehmen Sie sich nur in Acht, daß Sie in keine der Glasscherben treten, ich kehre sie dann alle zusammen; bitte, legen Sie sich in's Bett, Morgen stellen wir Alles, wie Sie es wünschen.“

„Das verstehen Sie nicht, liebes Kind,“ sagte die Fremde ermahnend, „ich kann nicht eher schlafen, bis ich nicht Alles geordnet habe, und hier ist noch viel zu thun.“

Die junge Förstersfrau seufzte tief auf, aber sie fühlte auch recht gut, daß hier Vernunftgründe nichts halfen und sie die Aermste eben mußte gewähren lassen. Nur den Besen und Wischtücher holte sie herein, fegte die Glasscherben sorgfältig zusammen, wischte die Stube so gut es gehen wollte, wieder auf und eilte dann, während die Fremde gar keine Notiz von ihr nahm und noch immer den Stand der Meubles veränderte, zu ihrem Manne hinüber.

Der Förster war, als er vorher zu Gieselbrecht zurückkam, vor diesem stehen geblieben und zwar noch immer über die eben geschehene Scene lachend, aber doch mit recht bedenklichem Kopfschütteln sagte er: „Junge, Junge, Du hast uns da ein hübsches Vergnügen gemacht; welcher Teufel hat Dich nur geplagt, das verrückte alte Frauenzimmer in Wind und Sturm heimlich zu entführen und uns hier in das Nest zu setzen, und was sollen wir jetzt mit ihr anfangen, denn hier bei uns behalten kann ich sie doch wahrhaftig nicht; sie stellte mir das ganze Haus auf den Kopf.

Laß nur morgen in aller Frühe gleich anspannen, packe sie wieder ein und schaffe sie dahin zurück, wo Du sie hergeholt hast."

„Aber, das ist ja gar nicht möglich!" rief Gieselbrecht verzweifelnd aus, „denke nur, wenn ich mit der unseligen aufgeputzten alten Schachtel in dem kurzen Kleidchen vor dem Hause hielte und dort eine Zeit lang warten müßte, ganz Danneburg liefe ja zusammen, und ich dürfte mich nachher selber nicht mehr auf der Straße blicken lassen. Außerdem existiren da noch ganz andere eigenthümliche Verhältnisse, die ich Dir vielleicht später einmal auseinander setze."

„Aber hier kann ich sie doch bei Gott nicht behalten; meine arme Frau wird schon allein diese Nacht Noth genug mit ihr haben."

„Nur bis morgen Mittag hab' Geduld, Kuno, mir zu Liebe," bat Gieselbrecht, „bis dahin verspreche ich Dir fest, kommt Jemand heraus, um sie abzuholen, denn ich selber möchte mit der Geschichte doch, wie Du Dir wohl denken kannst, gern so wenig als möglich mehr zu thun haben."

„Die ist rein verrückt!" rief in diesem Augenblick die junge Frau, die rasch wieder in's Zimmer trat, „denke Dir nur, Kuno, ihr Bett hat sie mitten in die Stube gezogen, die Kommode steht vor dem Fenster, die Stühle alle um den Ofen herum, als ob dort Gesellschaft geladen wäre, und sie will sich auch nicht niederlegen, und hat mir in Aussicht gestellt, mit dem „Ordnen" des Zimmers noch in den nächsten paar Stunden nicht fertig zu werden."

Gieselbrecht warf ihr einen verzweifelten Blick zu. „Aber liebste, beste Frau!" rief er mit kläglicher Stimme aus, „ich konnte ja doch keine Ahnung haben, daß diese unglückselige —"

„Laß es gut sein, Doktor," sagte der Förster, „das Unglück ist einmal geschehen und muß nun, so lange es dauert, ertragen werden. Geh' jetzt zu Bett, Du kennst Deinen alten Schlafplatz, denn heute Abend ist doch weiter nichts an der Sache zu thun; geh' Du auch zu Bett, Schatz —"

„Und wenn sie da drinnen die Lampe umwirft und das Haus in Brand setzt?" sagte die Frau.

„Sorge Dich nicht," meinte aber Selling, „ich bleibe munter und werde schon aufpassen und außerdem habe ich meine beiden Forstgehülfen dicht bei, also Unterstützung zur Hand, wenn ich sie ja gebrauchen sollte."

„Du willst aufbleiben, Kuno?"

„Gewiß, mit einem solchen Gast im Haus dürfen wir keine Vorsichtsmaßregeln versäumen; aber sorge Dich deshalb nicht, habe so manche lange Nacht draußen in Frost und Schnee auf dem Anstand gesessen, und kann es also auch hier in der warmen Stube und bei einem Glas Grog, denke ich, aushalten."

„Ich leiste Dir Gesellschaft, Kuno," sagte Gieselbrecht; aber der Förster lachte.

„Mach Du nur, daß Du zu Bett kommst; Du kannst die Augen so

schon nicht mehr ordentlich aufhalten; ich lege mich morgen früh ein paar Stunden hin und bekomme dann immer noch meinen Schlaf."

Die Nacht verging ohne weitere Zufälle; die fremde Dame rumorte allerdings wohl noch eine volle Stunde in ihrem Zimmer herum, dann endlich wurde Alles ruhig. Selling schlich nach einer Weile an die Thür; das Licht brannte noch; er ging wieder zurück in's Zimmer und wartete wohl eine Stunde, es mußte drei Uhr Morgens sein, das Licht brannte noch immer. Da öffnete er leise die Thür, die Fremde lag fest in ihre Decke eingehüllt und schlief; vorsichtig löschte er das Licht, glitt wieder hinaus und streckte sich jetzt, ziemlich fest überzeugt, daß er nicht weiter gestört würde, auf dem Sopha aus.

Doktor Gieselbrecht selber verbrachte die Nacht sehr unruhig; er war wohl müde, aber er konnte trotzdem nicht schlafen, denn die Gedanken peinigten ihn, und mit dem ersten Morgengrauen, wie er nur unten Leben im Haus hörte, war er schon auf und in seinen Kleidern, um so rasch als möglich nach Danneburg zurückzufahren. Ihm lag jetzt nur daran, zu verhüten, daß seine Thätigkeit bei der Entführung bekannt wurde, und er quälte sich umsonst, zu überdenken, wie das möglich sei, da ihn der Kutscher ja kannte, und etwas Derartiges in einem so kleinen Nest eben kein Geheimniß bleiben konnte.

Im Hause waren bis jetzt nur die Forstgehülfen munter, aber er dachte auch gar nicht daran, das Erwachen seines Freundes abzuwarten, sondern ging ohne Weiteres zu dem Gasthaus hinüber, wo sein Kutscher die Pferde eingestellt hatte, ließ wieder anspannen und fuhr eine halbe Stunde später, in die Wagenecke zurückgelehnt, was die Pferde laufen konnten, gen Danneburg. Gott sei Dank wenigstens, daß er seinen schon geschriebenen Artikel noch nicht in die Druckerei gegeben hatte; weiter hätte jetzt nichts gefehlt, und er selber sich dabei auf das Schmählichste blamirt.

Wie er vor seinem Hause hielt, und das Wetter war dabei noch genau so schlecht wie gestern, drückte er dem Kutscher zwei Thaler Trinkgeld in die Hand.

„Aber Du weißt jetzt Bescheid," sagte er ihm dabei, „Du schweigst über die ganze Fahrt, wie?"

„Nur keine Sorge, Herr Doktor," sagte der Mann mit einem sein Verständniß kündenden Blinzeln der Augen, „stumm wie ein Fisch. Junge Dame doch wohl?" und er lächelte dabei verschmitzt.

„Danke — ja," sagte Gieselbrecht zerstreut und ging, so rasch er konnte, in sein Zimmer hinauf.

Dort holte er einen Briefbogen vor und schrieb, aber mit möglichst verstellter Handschrift:

„Verehrter Herr.

„Die Dame, welche Sie suchen, befindet sich in Boxhausen bei Herrn Förster Selling. Ein Freund." Steckte dann das Blatt in ein Couvert,

adressirte es „Herrn van Beeker hier" — ebenfalls mit auseinandergezogenen Buchstaben, und warf ihn dann selbst in den Briefkasten an der Post.

10.

Als Theodor Plessen des Morgens nach der Arbeit nach Hause kam, konnte es ihm nicht entgehen, daß ihn sein Onkel heute ganz sonderbar, nicht gerade kalt, aber doch feierlich empfing und jedenfalls seine besondere Ursache dazu haben mußte.

„Guten Morgen Theodor," sagte er, während sein Blick dabei scharf und forschend auf ihm haftete, „dürfte ich Dich bitten, mit in mein Zimmer zu kommen?"

„Guten Morgen, lieber Onkel, aber darf ich nicht erst meine Arbeitskleider ablegen? Wir sind jetzt fertig und ich brauche sie nicht mehr."

„Ich weiß es," nickte der alte Mann mit dem Kopfe und Theodor sah ihn verwundert an, „aber tritt doch nur einen Augenblick herein, ich möchte eine Frage an Dich richten oder Dir vielmehr etwas mittheilen. Nicht wahr, Du hast mit dem Maurermeister Behrens bis jetzt im Hause des Herrn van Beeker gearbeitet?"

„Ja, Onkel," sagte Theodor, denn was hätte hier Leugnen geholfen, aber er fühlte doch, wie er ein wenig roth dabei wurde.

„Und hast Du Herrn van Beeker gesehen?"

„Gewiß, er ließ uns selber jeden Morgen ein."

„Und hat mit Dir gesprochen?"

„Noch kein Wort, den ganzen Tag über."

„Hm," hüstelte der Stadtschreiber, fuhr aber dann nach einer kleinen Pause fort, „Du weißt, was früher und vielleicht auch noch bis in die neuere Zeit über das Haus für alberne Gerüchte im Umlauf waren?"

„Alberne Gerüchte, Onkel, bis jetzt ist wenigstens das Gegentheil derselben noch nicht bewiesen worden."

„Höre mir zu, Theodor, und ich hoffe es Dir wenigstens zu beweisen, wenn ich Dich auch dringend bitte, ja, Dir sogar das Versprechen abnehme, mit Niemandem hier in Danneburg darüber zu reden."

„Aber, Onkel, Sie spannen meine Neugierde auf das Höchste."

„Es ist eine mehr traurige als wunderbare Geschichte," sagte der Onkel ernst, „und ich hatte mir eigentlich vorgenommen, mit Niemandem je darüber zu sprechen; nach den Vorgängen dieser Nacht aber, und nachdem Dein Name damit in Verbindung gekommen."

„Mein Name, Onkel?"

„Laß es gut sein," wehrte der alte Herr ab, „es war nur ein falscher Verdacht, den ich mit gutem Gewissen widerlegen konnte. Du kennst Herrn van Beeker. Vor einer Reihe von Jahren zog er hierher, kaufte sich das Dir bekannte Haus und lebte still und zurückgezogen, eigentlich mit keinem Bewohner von Danneburg freundlich verkehrend. Damals

schon gingen die Gerüchte, daß er ein reicher Mann sei, der aber dem Magistrat gegenüber jede Auskunft über sich und seine Familie verweigert und gedroht hätte, in dem Fall, daß man ihn mit unnöthigen Fragen quäle, seinen Wohnsitz wo anders aufzuschlagen und sein Geld dort zu verzehren."

„Und war das nicht der Fall?"

„Gott bewahre; er hat unserm Magistrat seine Papiere vorgelegt. Er stammt aus Holland; schweres Unglück in seiner Familie veranlaßte ihn, später sein Vaterland zu verlassen und sich nach Deutschland zu wenden. Der Grund aber, weshalb er abgeschlossen von der übrigen Welt leben und nicht belästigt werden wollte, war das Unglück einer Schwester seiner Frau, die wahnsinnig geworden, während er sich nicht entschließen konnte, sie in eine für solche Kranke geeignete Anstalt zu thun. Ich glaube fast, daß ihr die Familie aus früherer Zeit zu großem Danke verpflichtet ist, oder wie die Verhältnisse sonst stehen, kurz, er gab dem Magistrat genügende Beweise, daß er seine geisteskranke und schon ziemlich bejahrte Schwägerin in eigener Pflege behalten wolle, und erbat sich dafür nur die Vergünstigung, sie in der hiesigen Einwohnerliste nicht aufführen zu müssen, theils wohl, um lästigen Fragen zu entgehen, theils auch vielleicht aus Rücksicht für die angesehene Familie selber. Der Mutter der betreffenden Unglücklichen hatte man nämlich den traurigen Zustand derselben verheimlicht, und sie beweinte sie als eine Todte."

„In der Stadt," sagte Theodor doch etwas bestürzt, „wurde aber immer von einer jungen und wunderschönen Dame gesprochen."

„Ganz geheim konnte das Alles ja nicht gehalten werden," sagte der Stadtschreiber, mit den Achseln zuckend, „in das Publikum drang natürlich etwas davon und wurde dann von verrückten Menschen phantastisch aufgeputzt. Von Folterkammern und anderm Unsinn, von Jammertönen und dergleichen, die in der Nacht gehört sein sollten, schwatzten sie eine Weile, und der verrückte Doktor Gieselbrecht schrieb sogar eine haarsträubende Novelle über das Haus, die er in seinem Klatschblatt abdrucken wollte, was ihm aber noch zur rechten Zeit gelegt wurde. Die Unglückliche lebte indessen in bester Pflege, aber sorgfältig überwacht, denn wenn auch nur zu Zeiten, so kam doch manchmal der tolle Geist wieder über sie und man durfte sie dann nicht aus den Augen lassen. Worin ihr Wahnsinn eigentlich bestand, kann ich selber nicht genau sagen, aber man brauchte sie nur anzusehen und es stand unverkennbar in ihren Zügen geschrieben."

„Sie haben sie gesehen?" rief Theodor rasch und erstaunt aus.

„Gewiß," sagte der alte Herr, „aber ich kann nicht sagen, daß ich eine besondere Freude daran gehabt hätte, denn es war wirklich kein tröstlicher Anblick. Doch das Alles wollte ich Dir nur sagen, um Dich, da Du doch nun einmal in Danneburg Deinen bleibenden Aufenthalt nicht hast, über das Alles aufzuklären."

„Aber in wie fern kann mein Name mit dem Allen in Verbindung gebracht werden?“ sagte Theodor nach einer kurzen Pause.

„Diese Unglückliche,“ erwiderte der Stadtschreiber, „ist gestern Nacht entflohen. Ueber Tag waren nur, als Fremde, die Arbeiter im Haus gewesen: Meister Behrens, seine zwei Lehrlinge und ein fremder Geselle und heute Morgen kam der Herr Polizeidirektor von Bosse zu mir, um mir zu sagen — “

„Was? Der Polizeidirektor war bei Dir, Onkel?“

„Um mir zu sagen,“ fuhr der alte Stadtschreiber fort, „daß Du, Theodor, mit in jenem Hause gearbeitet habest und daß Herr van Beeker Dich besonders im Verdacht habe, bei diesem Fluchtversuch betheiligt gewesen zu sein, da die Flucht selber nur von innen heraus, nicht von außen, bewerkstelligt sein konnte.“

„Ich, Onkel?“ rief Theodor jetzt wirklich bestürzt, denn das Gehörte paßte nicht im Entferntesten zu dem Bilde, das er sich bis dahin von der ganzen Sache gemacht.

„Beruhige Dich,“ sagte der Onkel freundlich, „ich konnte dem Herrn Polizeidirektor die bestimmte Versicherung geben, daß Du unmöglich dabei betheiligt gewesen sein könntest, da Du gestern Abend, wie ich ganz bestimmt wüßte, schon um dreiviertel elf Uhr in Deinem Bett gelegen hättest, gerade in der Zeit aber, wie er meinte, in welcher die Flucht bewerkstelligt sein müsse.“

„Das ist eine sonderbare Geschichte, Onkel“, sagte Theodor, während es ihm im Kopfe wirbelte. Wie es schien, hatte ihn sein alter Onkel auf die unschuldigste Weise von der Welt von jedem Verdachte rein gewaschen, weil er eben seine Betheiligung für unmöglich hielt, aber jetzt war er dadafür auch auf's Aeußerste gespannt, den Doktor Gieselbrecht zu sprechen. Was ihm der Onkel erzählt hatte, kam ihm noch immer zu unwahrscheinlich vor. Der Herr Polizeidirektor wünschte nur vielleicht das in der Stadt auszusprengen, damit sich das Publikum, wenn es etwas von der Flucht der Unglücklichen erfuhr, rasch darüber beruhigte und nicht etwa den Herrn van Beeker selbst belästigte. Doktor Gieselbrecht konnte ihm aber darüber die beste und sicherste Auskunft geben, und wie er nur seine Toilette, heute aber etwas sorgfältiger als sonst gewöhnlich, beendet hatte, eilte er so rasch er konnte in die Redaktion des Dannebuger Journals.

Dort fand er Gieselbrecht allerdings vor, aber nicht wie sonst wohl eifrig mit Arbeiten beschäftigt, sondern unruhig im Zimmer auf- und abgehend und seine Haare sahen dabei aus, als ob er mit beiden Händen eine Zeitlang darin herumgefahren wäre.

„Guten Morgen, Doktor,“ rief er ihn fröhlich an. „Nun? — wie ist Alles abgelaufen?“

„Na, Sie haben mir eine schöne Suppe eingebrockt!“ rief ihn aber Gieselbrecht statt jeden andern Grußes doch mit etwas unterdrückter Stimme an, und schloß auch dabei die Thür, denn die Leute gingen dort

ab und zu, „an die Nacht will ich denken und wenn ich Methusalem's Alter erreichte.“

„Hatten Sie Unglück unterwegs?“ frug Theodor besorgt; „es war sehr schlechtes Wetter und der Sturm heulte hier in der Stadt, als ob er die Ziegel von den Dächern reißen wollte.“

„So? Haben Sie das auch bemerkt?“ sagte der Doktor gereizt, „ich bin bald erfroren, denn ich mußte dem unglücklichen Geschöpf doch meinen Mantel borgen, da sie nichts auf der Welt trug, als ein etwas zu kurzes Ballkleid.“

„Ein Ballkleid?“ rief Theodor verwundert, „bei dem Wetter?“

„Und Sie hätten sie sehen sollen, Plessen, die geheimnißvolle verschleierte Dame, als sie den Mantel endlich in der warmen Stube abwarf, und in allem Glanz holder Weiblichkeit vor uns stand —“

„So schön war sie?“ rief Theodor.

„Ein altes Scheusal!“ platzte jetzt der Doktor heraus, „mit einem Eberzahn vorn, mit schielenden Augen und aufgetakelt mit Blumen und Flitterkand um das alte Gesicht herum, daß man Zahnschmerzen bekam, wenn man sie nur ansah.“

„Altes Gesicht?“

„Nun, in den Vierzigen hat sie nicht mehr viel zu suchen.“

„Aber, Doktor, was um Gottes Willen haben Sie mir selber nicht Alles von ihrer Jugend und Schönheit erzählt, es sollte ja eine wahre Sylphe —“

„Der verfluchte Bläßchen,“ sagte der Doktor mit zusammengebissenen Zähnen, „aber ich habe ihn auf den Trab gebracht.“

„Bläßchen? Wer ist das?“

„Mein Berichterstatter, der Esel!“ sagte Doktor Gieselbrecht. „Weil ich ihn anständig honorirte, wenn er mir etwas Interessantes brachte, hat sich der Lump ganze Geschichten erfunden.“

„Aber, was sagte die Dame? War sie dankbar für ihre Befreiung?“

„Was sie war, weiß ich nicht,“ knurrte der Doktor, „aber desto genauer was sie ist — rein verrückt nämlich, toll wie ein Märzhase, gekleidet geht sie wie ein Backfisch, und bei meinem Freund, dem Förster, hat sie gestern noch das ganze Haus umgedreht, das Bett in der Stube herumgezogen und, mit Ausnahme des Ofens, Alles von der Stelle gerückt, um angeblich die Meubels geschmackvoll zu ordnen; die muß auch eingesperrt gehalten werden und befände sich am sichersten in einer Zwangsjacke.“

„Ist das Ihr Ernst, Doktor?“

„Meine volle und feste Ueberzeugung.“

„Alle Wetter, dann haben wir am Ende einen dummen Streich gemacht?“

„Das haben wir,“ bestätigte Gieselbrecht feierlich.

„Und was jetzt? Was fangen wir mit dem unglücklichen Wesen an?“

„Gar nichts,“ entgegnete Gieselbrecht ruhig. „Das Einzige, was geschehen konnte, ist geschehen. Sobald ich heute Morgen zurückkam, habe ich an Herrn van Beeker mit verstellter Handschrift geschrieben, wo er die

Dame finden könne und eine halbe Stunde später ist er denn auch schon, wie mir mein ausgeschickter Bote versichert, in seinem Wagen dahin abgegangen."

„Herr van Becker?" rief Theodor erstaunt aus, „aber der wird denn dort auch erfahren, wer sie dahin gebracht hat?"

Gieselbrecht schüttelte mit dem Kopf. „Dagegen ist jede Fürsorge getroffen," sagte er, „der Förster Selling nennt keine Namen, wie er mir fest versprochen hat, und wird ihm schon eine Geschichte aufbinden — dafür ist er ein Jäger."

„Doktor," sagte Theodor, sich mit der Hand durch die Haare fahrend. „Das ist eigentlich eine verzweifelte Geschichte. Heute Morgen war der Polizeidirektor schon bei meinem Onkel."

„Alle Teufel!" rief der Doktor rasch.

„Diesmal hat mein alter Onkel noch, in seiner Unschuld, ein Alibi für mich eingebracht; wenn aber die Sache weiter getrieben wird?"

„Bah," sagte aber Gieselbrecht mit dem Kopf schüttelnd, „wenn der Polizeidirektor selber kommt, ist die Sache nicht gefährlich, sondern das ist eben ein Beweis, daß er Alles unter der Hand abmachen will, sonst hätte er Sie ganz einfach vorgeladen. Nein, sie wollen es augenscheinlich nicht an die große Glocke schlagen und wenn Sie jetzt nur den Mund halten, so hören wir gar nichts weiter davon."

„Ich dachte, Sie hätten schon einen Artikel geschrieben und wollten ihn in Ihr Blatt aufnehmen?"

„Ich werde mich hüten," sagte der Doktor, „einmal die Finger verbrannt und nicht wieder, und wenn ich von dieser Nachtfahrt nicht auch noch den Rheumatismus in alle Glieder bekomme, so kann ich Gott auf meinen Knieen danken. Nun aber müssen Sie mir wenigstens erzählen, wie es gestern Abend bei der Entführung zuging, das ist wenigstens interessanter als meine Nachtfahrt mit der alten Schachtel, an die ich mein ganzes Leben denken werde."

„Ein anderes Mal, Doktor," sagte aber Plessen, während er nach seiner Uhr sah, „es ist schon halb ein Uhr; um ein Uhr habe ich aber zu einem Diner zugesagt und darf die Zeit nicht versäumen. Also es bleibt dabei — wir Beide wissen von Nichts."

„Keine Silbe — selbstverständlich —", und dem Doktor zunickend, verließ der junge Architekt das Haus.

11.

Theodor Plessen wollte eigentlich bei seinem Freund Bomeier vorgehen, um diesen abzuholen, aber schon vor dem Hause besann er sich noch anders. Einmal war es sehr zweifelhaft, in welcher Laune er gerade „Kunigunde" antraf und er hielt es daher für besser, ihr so lange als möglich auszuweichen, und dann konnte er ja auch immer ein paar Minuten zu Meister Behrens gehen und brauchte die Zeit nicht so genau ein-

zuhalten. So drehte er sich denn auf den Hacken herum, und verfolgte nach der andern Richtung seine Bahn.

Unterwegs mußte er die Wohnung des Herrn van Beeker passiren und unwillkürlich fast flog sein Blick dort hinüber, als plötzlich ein Wagen die Straße herabrasselte und vor dem Hause hielt. Die Fenster desselben waren aber mit seidenen Gardinen verhangen, so daß sich nicht erkennen ließ, wer darin saß. Der Kutscher hatte jedoch kaum einmal mit der Peitsche geknallt, als sich auch schon unten das große Thor mit beiden Flügeln öffnete, der Wagen fuhr hinein, das Thor schloß sich wieder und still und ruhig lag auf's Neue die ganze Fronte.

Theodor nickte still vor sich hin mit dem Kopfe; da war Herr van Beeker mit der Entführten zurückgekehrt, und wie die Pferde gelaufen sein mußten, zeigte der Schaum, der auf ihnen lag. Also seine Bemühungen, seine Tage lange Arbeit, die Gefahr, der er sich ausgesetzt, umsonst — und doch lächelte er bei dem Gedanken und schritt leichten Herzens die Straße entlang, die ihn dem Hause des Maurermeisters Behrens zuführte. Dieser hatte seinen „neuen Gesellen" zu Mittag eingeladen, da er, wie er sagte, nach gethaner Arbeit auch einmal ein Stündchen mit ihm essen, trinken und plaudern wollte. Von dem, was ihn bis dahin beschäftigt, war der romantische Schimmer abgestreift, deshalb hatte es all' sein Interesse verloren und andere Gedanken erfüllten sein Herz, als er jetzt des Meisters Hausthür öffnete.

Er war noch etwas vor seiner Zeit gekommen und fand Else allein in der untern Stube, eben damit beschäftigt, den Tisch zu decken und zu ordnen; aber wie freundlich begrüßte sie ihn und wie gut stand ihr dabei das leise Erröthen, das sich wie ein lichter Schein über ihre Züge legte.

„Das ist hübsch von Ihnen, Herr Plessen," sagte sie, „daß Sie die Essenszeit so pünktlich einhalten, und daß Sie nicht zehn Minuten später kommen, wie es in der großen Welt Sitte ist, was mir aber nie gefallen hat. Base Bomeier kommt auch immer so bestimmt fünfzehn Minuten nach der festgestellten Zeit, daß wir uns, wenn sie einmal bei uns zu Mittag speist, schon immer mit dem Anrichten darnach vorsehen; aber," setzte sie dann verstohlen lächelnd hinzu, „ich hätte Sie beinahe gar nicht wieder erkannt; Sie sehen heute ganz anders aus wie neulich."

„Sie haben Recht, Fräulein Else," lachte Theodor, „und ich muß Ihnen gestehen, so gewohnt ich auch früher in der Arbeitstracht war, so kam ich mir jetzt doch, wenigstens den ersten Tag, wie halb auf einer Maskerade vor, aber man gewöhnt sich rasch an Alles, und heute Morgen that es mir fast leid, meinen Arbeitsanzug ablegen zu müssen. Ich habe ihn aber sorgfältig in meinen Koffer gepackt, um ihn als Andenken mitzunehmen."

„Wollen Sie Tanneburg wieder verlassen?" fragte Else und sah mit ihrem lieben Gesicht bestürzt zu dem jungen Mann auf.

„Ich muß, liebes Fräulein," sagte dieser wehmüthig, „denn meine Arbeit beginnt jetzt; ich habe gestern in der hiesigen Zeitung gelesen, daß

eine Concurrenz für einen hiesigen Bau, ein neues Gymnasium, ausgeschrieben ist, und ich fühle die Kraft in mir, da mit einzutreten. Wir müssen ja Alle arbeiten, um im Leben fortzukommen und ich selber bin mit Leib und Seele bei meinem Beruf."

Else war recht still geworden; sie sah schweigend eine Weile vor sich nieder, endlich sagte sie: „Und wenn Sie nun den Bau bekämen, dann würden Sie zu uns zurückkehren, nicht wahr, und mit dem Vater zusammen arbeiten?"

Ein leichtes Lächeln flog über Theodor's Züge. „Wenn ich einen Wunsch in der Welt habe," rief er bewegt aus, „so ist es der."

Jetzt war es an Else, zu erröthen, aber glücklicher Weise kam jetzt der Vater herein, der seinen jungen Gast herzlich begrüßte, und genau fünfzehn Minuten nach Eins, wie es Else vorhergesagt, trafen auch Bomeiers ein und Else hatte indeß noch so viel zu thun, um Alles zu ordnen, daß sie kaum fertig werden konnte.

Auch Kunigunde war heute gnädig; sie trug ihr schwarzseidenes Kleid und dunkelrothe Blumen im Haar und rauschte herüber und hinüber, während Bomeier selber seine Zeit abpaßte, des Freundes Arm ergriff und ihn in eine entfernte Zimmerecke führte.

„Ich habe Dir heute Mittag Deine Photographie des alten Hintergebäudes zu Deinem Onkel geschickt", flüsterte er ihm zu, „aber, weißt Du schon, daß heute Nacht der Teufel da drüben los gewesen ist?"

„Wo?"

„In dem alten Haus."

„In der That?"

„Ein Gehülfe von mir war noch spät in der Restauration der „Krone," als plötzlich ein Kellner herein kam und erzählte, da drüben zeige sich an allen Orten Licht, und sie hätten schon geglaubt, es sei dort Feuer ausgebrochen."

„So?" sagte Theodor mit der größten Ruhe, „aber wer weiß, was die Familie hat, vielleicht ist Jemand krank geworden. Uebrigens, was ich Dir sagen wollte, ich reise morgen selber wieder ab, denn ich habe einige Arbeiten auszuführen, die ich nicht länger aufschieben darf."

„So rasch? — Ich glaubte, Du wolltest den ganzen Monat hier bleiben und jetzt so auf einmal willst Du uns wieder verlassen?"

„Ich komme wahrscheinlich in kurzer Zeit wieder, doch hängt dies von Umständen ab, die — ich noch nicht vorherbestimmen kann. Ich sage Dir, Bomeier, es giebt Ahnungen und ich glaube fast, das alte Hintergebäude, das von Anfang an mein Interesse so sehr in Anspruch nahm, ist doch zuletzt für mich bedeutungsvoll geworden."

„Aber in wiefern?"

„Das erzähle ich Dir später, jetzt wird zu Tisch gerufen und ich werde mir meine Dame holen."

„Meine Frau?" sagte Bomeier.

„Die fordert eben Behrens auf, ich werde mich heute an Fräulein Else halten.“

Bei Tisch herrschte ein heiterer ungezwungener Ton und nur Kunigunde war Anfangs noch ein wenig steif und förmlich und warf ihrem Gatten manchmal ernste Blicke zu, wenn er sich, ihrer Meinung nach, von seiner Laune zu sehr hinreißen ließ, aber auch sie wurde endlich gesprächiger und thaute auf.

Nach Tische blieben die Gäste auch noch bis sechs Uhr zusammen und als sich Bomeiers endlich zum Gehen rüsteten, reichte Theodor Elsen die Hand und sagte herzlich: „Mein liebes Fräulein, ich muß diese Gelegenheit leider auch zugleich benutzen, um von Ihnen und von Ihrem lieben Vater Abschied zu nehmen. Ich reise morgen wieder ab nach meinem Heimathsort.“

„Sie wollen wirklich fort?“ sagte das junge Mädchen und es lag etwas in dem Ton, das Theodor bis in's Herz zuckte.

„Hoffentlich auf nicht lange,“ flüsterte er ihr zu. „Bewahren Sie mir ein freundliches Andenken bis dahin.“

„Halloh, Plessen,“ sagte der Maurermeister, als auch ihm der junge Mann die Hand zum Abschied reichte, „das ist ja verwünscht schnell gegangen, denn gestern wußten Sie doch noch nichts davon, haben wenigstens keine Silbe erwähnt und ich bin noch immer in Ihrer Schuld, der Hülfe wegen.“

„Vielleicht hol' ich mir meinen Lohn ein anderes Mal,“ lachte Theodor, drückte dem Alten herzlich die Hand und schritt dann mit Bomeiers eine Strecke zusammen die Straße hinab, um ohne Weiteres zu seinem Onkel zurückzukehren.

Drei Monate mochten seit dem Tage vergangen sein; der Winter hatte seine weiße Decke über Stadt und Land geworfen, das neue Jahr war eingeläutet worden und das unruhige Menschenvolk hoffte schon wieder auf den freilich noch immer fernen Frühling, wo es die dumpfigen Zimmer verlassen und unter Blumen und Blüthen wandeln konnte.

In Danneburg hatte sich indessen nur wenig verändert; die Welt ging eben ihren regelmäßigen Gang und das kleine Städtchen schloß sich davon am wenigsten aus. Theodor war nur in stetem Briefwechsel mit dem Ort geblieben, mit seinem Onkel sowohl als auch mit dem Maurermeister Behrens, und zwar zu keinem geringern Zweck, als jener Concurrenzarbeit, der sich der junge Architekt indeß mit Lust und Liebe hingegeben.

Danneburg fing überhaupt an sich zu heben; es war der Plan im Werk, daß eine Zweigbahn von dort aus nach der nächsten Eisenbahnstation gebaut werden sollte, das Terrain in der That auch schon vermessen worden, und es wurde davon gesprochen, verschiedene neue Bauten aufzuführen. Theodor hatte denn auch seinen Plan für das Gymnasium eingereicht und dieser war, wie ihm Behrens geschrieben, als der beste erkannt und angenommen worden. Es würde ihm also jedenfalls die

Ausführung übertragen werden, und er thäte am Gescheidtesten, wenn er im Lauf des nächsten Monats einmal herüber käme, da sich so etwas viel besser mündlich als schriftlich abmache.

Maurermeister Behrens wollte sich eben mit seiner Familie zu Tische setzen, als es draußen anklopfte.

„Na, wer kommt denn jetzt gerade? — Herein!"

Auf der Schwelle stand Theodor Plessen und streckte dem Meister lächelnd die Hand entgegen.

„Plessen? wahrhaftig! das ist gescheidt!" rief der Alte. „Else, noch einen Teller, und nun setzen Sie sich gleich mit her, denn ich habe Hunger."

Else war blutroth geworden, als sie den jungen Gast begrüßte, aber ihre Augen glänzten dabei, und Theodor hätte laut aufjubeln mögen vor Glück und Seligkeit, denn der Blick verrieth ihm, daß er nicht ganz vergessen sei. Aber die Einladung, an dem einfachen Mahl Theil zu nehmen, wurde wiederholt, und im Nu saß er mitten zwischen der Familie und lachte und plauderte mit ihnen, als ob er dazu gehörte und gar nicht fortgewesen sei.

„Haben Sie Ihren Freund Bomeier schon besucht?" frug Behrens.

„Ich komme eben erst an," sagte Theodor.

„Sie sind wieder bei Ihrem Onkel abgestiegen, wie?"

„Ich sage, ich komme eben erst an und mein Gepäck liegt noch beim Kutscher im „Goldenen Löwen." Ich habe noch kein anderes Haus betreten, als das Ihre."

Er warf den Blick verstohlen nach Else hinüber und sah, wie ein leichtes glückliches Lächeln über ihre Züge glitt.

„Bravo!" sagte Meister Behrens, „das ist freundlich von Ihnen, aber darüber wird der alte Stadtschreiber am Ende böse werden."

„Ich überrasche ihn nachher," lächelte Theodor, „und nun, lieber Herr Behrens, wenn Sie jetzt nach Tisch einen Augenblick übrig haben, möchte ich ein paar Worte mit Ihnen auf Ihrem Zimmer reden."

„Gern — aber unser Geschäft drängt nicht so; erst wollen wir doch den Kaffee abwarten."

„Ich möchte Sie gern noch vor dem Kaffee sprechen, es nimmt uns nur wenige Minuten."

„Wenn Sie wollen gewiß — kommen Sie nur mit herüber."

Meister Behrens dachte natürlich nicht anders, als daß Plessen über den zu beginnenden Bau mit ihm sprechen wollte, sah aber zu seinem Erstaunen, daß sich der junge Mann in einer ganz merkwürdigen Aufregung befand und Anfangs gar nicht zu wissen schien, wie er beginnen solle.

„Na?" sagte er verwundert, „was haben Sie denn. Sie sehen ja auf einmal so roth aus; ist etwas vorgefallen?"

„Meister Behrens," sagte da Theodor mit einem, freilich etwas er-

zwungenen Lächeln, „Sie — wissen, daß Sie noch in meiner Schuld sind.“

„Oho,“ lachte Behrens, „brauchen Sie Geld?“

„Das nicht,“ sagte Theodor, „aber — eine Frau.“

„Eine Frau?“ rief der Meister verwundert, „alle Wetter, Sie meinen doch nicht —“

„Ich liebe Else,“ fuhr aber Theodor bewegt fort, „und ich glaube und hoffe, daß mir das liebe Mädchen auch ein wenig gut ist.“

„Haben Sie schon mit ihr gesprochen?“ frug Behrens und sah ihn scharf an.

„Noch keine Silbe; ich wollte erst die Gewißheit haben, ob Sie mich zum Schwiegersohn mögen; über meine Vermögensumstände wird Ihnen mein Onkel genaue Auskunft geben. Ich kann eine Frau ernähren und ihre Zukunft sichern; außerdem fange ich jetzt erst ordentlich zu arbeiten an und habe selber eine Zukunft vor mir.“

Der Meister Behrens sah den jungen bildhübschen Mann, wie er mit gerötheten Wangen und blitzenden Augen vor ihm stand, eine Weile fest und ruhig an, dann legte sich ein wehmüthiger Ausdruck über sein ehrliches Gesicht und er sagte leise:

„Und soll ich das Mädel hergeben? — Mein ganzes Leben hängt an ihr.“

„Mein Vater!“ rief da Plessen mit freudestrahlendem Gesicht, „ich ziehe nach Danneburg; der hiesige Magistrat selber hat mir eine ehrenvolle Stellung angeboten, und ich bin hergekommen, nicht des Baues wegen, sondern vorher nur um Ihr, um Else's Wort zu hören; dann schlage ich ein und wir leben und arbeiten mitsammen.“

„Dann komm' an mein Herz, Junge!“ rief der alte Mann, während sich seine Augen mit Thränen füllten, „denn daß Dir das Mädel gut ist, weiß ich; ich hab's ihr, wie Du fort warst, oft und oft angemerkt. Nun geh' aber zu ihr und frag' sie selber — ich will indessen mit der Mutter sprechen.“

An dem Abend des nämlichen Tages aber, strahlend in Glück und Seligkeit, saßen die Liebenden im Kreis der Familie beisammen, um die Verlobung still aber herzlich zu feiern. Der alte Stadtschreiber war natürlich mit dazu eingeladen, Bomeier und seine Kunigunde ebenfalls, und glücklichere Menschen gab es wohl an dem Abend nicht in ganz Danneburg, als Plessen und Else. Da wurden Luftschlösser für die Zukunft aufgebaut, wie sie sich einrichten wollten, und in die Nähe der Schwiegereltern ziehen und tausend andere Dinge mehr, und der alte Stadtschreiber ermahnte dann, nur ja noch nicht zu rasch an die Verbindung zu denken, da noch manche andere vorbereitende Schritte dazu verlangt würden. Vor allen Dingen mußten die nöthigen Papiere beigebracht werden, dann war es auch nöthig, eine Wohnung zu finden und einzurichten. und wie viele andere Dinge mehr.

„Apropos, Wohnung," sagte der Maurermeister, „das van Becker'sche Haus, wo wir damals zusammen gearbeitet haben, steht jetzt zum Verkauf angezeigt."

„Zieht Herr van Becker fort von hier?" rief Theodor rasch.

„Ja, in den nächsten Tagen. Neulich war ein Todesfall in der Familie; in der Stadt hieß es, seine Schwägerin sei gestorben, eine kranke, ältliche Dame, die schon lange leidend gewesen, und die Niemand bis jetzt gesehen hat. Das Begräbniß fand auch in aller Stille statt; nur jener alte Herr, ein Obermedicinalrath Bondern, der früher öfter hier gewesen war, kam nach Danneburg, und begleitete die Todte mit zu ihrer letzten Ruhestätte. Die Leute wollten auch wissen, daß dem Ganzen ein sehr romantischer Stoff zum Grunde läge, aber, Du lieber Gott, was wird nicht Alles geschwatzt, und man darf nie die Hälfte davon glauben. Merkwürdig ist nur, daß Doktor Eieselbrecht in seinem Klatschblatt kein Wort von der ganzen Sache erwähnt hat."

Theodor hatte still und aufmerksam der kurzen Erzählung gelauscht, ohne sie auch nur mit einem einzigen Wort zu unterbrechen; jetzt sagte er leise und langsam mit dem Kopf schüttelnd: „Sonderbar, wie das so manchmal in der Welt geht und wie wir unser Schicksal in der Hand zu haben glauben, während wir in der That nur Maschinen sind, die von einer außer unserm Bereich stehenden Kraft geleitet werden. Ich glaubte zum Beispiel damals durch Dich, mein guter Schwiegerpapa, in das alte Hintergebäude zu gelangen und wie sich die Sache jetzt herausstellt, bin ich durch das alte Hintergebäude in Deine Familie gekommen und dadurch einer der glücklichsten Menschen geworden, den die Erde trägt."

„Du wolltest in das alte Hintergebäude gelangen?" sagte Behrens erstaunt.

„Das ist eine lange Geschichte," lächelte Theodor, „die ich Dir ein andermal ausführlich erzählen werde; heute mein lieber Schwiegerpapa, bin ich viel zu glücklich, um an irgend etwas Anderes zu denken, als an mein liebes Bräutchen. Ob ich dessen Besitz nun dem alten Hintergebäude verdanke oder nicht, bleibt sich gleich, aber eine frohe Zeit liegt vor uns," fuhr er fort, „und wenn die alte wunderbare schöne Sage Wahrheit ist, daß uns Allen in der Kindheit von einem gütigen Gott ein Schutzengel beigegeben ward, der uns führt, und erst, wenn wir seiner Hülfe nicht mehr bedürfen, Gestalt annimmt, so habe ich den hier gefunden. Es ist Else, und gesegnet sei die Stunde, die mich zuerst in die lieben Augen schauen ließ."

Leben und Treiben in Amerika.

Humoristische und ernste Skizzen

von

Dr. Th. Griesinger,

Verfasser von „New-York vor Zwanzig Jahren."

Zwölfte Auflage.

Verlag von

H. Zickel, 129 Duane Str., New York,

Post Office Box 3001.

1.

Der Einwanderer.

Er war ein unzufriedener Mensch.

Er war mit der Regierung nicht zufrieden, — er war mit dem Einkommen, seinem eigenen nämlich, nicht zufrieden, — er war mit der Religion nicht zufrieden, dem herrschenden Religionssystem nämlich, — er war vielleicht auch mit seinem Weibe nicht zufrieden; kurz er war unzufrieden; also fort in's gelobte Land, nach Amerika.

Die Möbel in die Auktion! Das kleine Gütchen verkauft! Wenn nicht viel gelöst wird, so ist's doch wenig! Fort mit Schaden! In Amerika kommt's doppelt und dreifach, ja hundertfältig wieder herein.

Fort nach Amerika! Die Base dort drinnen hat ja geschrieben, wie gut sie es habe! Der Vetter ist ja bereits Besitzer von Haus und Hof, die Capitalien gar nicht zu rechnen! Und wenn's der so weit gebracht hat, so muß es ihm, dem Einwanderer, doch zenmahl besser gelingen, denn er war ja dem armen Burschen, dem Vetter, schon in der Schule dreimal überlegen! —

Fort geht's zu Lande nach Bremen oder Hamburg, zu Lande und per Eisenbahn nach Havre, auch Havre de Gràce genannt; fort geht's auf dem Rhein nach Rotterdam und über den Canal nach Liverpool und London, Alles per Dampfschiff. Die Reise hat zwar ihre Widerwärtigkeiten, man schläft ein wenig gar zu eng eingepfercht auf den kleinen Dampfbooten, und auf der Eisenbahn in der „Auswandererklasse“ wird man auch von Wind und Wetter mehr mitgenommen, als man sich vorher dachte; aber — frisch auf zum fröhlichen Leben! Es geht ja nach Amerika. Es wird geraucht und getrunken und getrunken und gesungen; Wein und Bier giebt's in Hülle und Fülle und wenn die Wirthe, bei denen man unterwegs einkehrt, auch vielleicht ein Bischen sonderbare Rechnungen machen, — in Amerika gleicht sich ja Alles wieder aus! Also — ein neues Lied angestimmt, das Lied von der goldenen Zukunft!

Jetzt ist er eingeschifft. Es hat etwas Zeit genommen, bis Alles so weit kam und mancher Batzen und Gulden ging noch flöten, bis das Schiff abging, — aber endlich ging es doch!

Jetzt ist er auf hoher See, und noch dazu im Zwischendeck. — Ein sonderbares Leben, das Zwischendecksleben! Da sind vielleicht zweihundert breite Bettstellen von rohem Holze, alle hart nebeneinander, aufgeschlagen, und in jede Bettstelle gehen vier Personen hinein. Ein Leben, wie auf der Arche Noah! Aber — man richtet sich ein, so gut oder so schlecht es geht. Man kocht und ißt, man trinkt und singt, man schläft und liebt; man führt ein Leben, wie Adam und Eva im Paradiese, denn Männlein und Mägdelein, — Alles ist Eine Heerde, in die sich bloß die Herren Matrosen hie und da als Wölfe bei Nacht und Nebel einschleichen.

Jetzt ist er auf hoher See! „Wenn's so fortgeht, so sind wir in drei Wochen in New-York.“ So hat's der erste Steuermann ihm anvertraut; aber da kommt ein scharfes Lüftchen und zwar dummerweise gerade von Westen; das Schiff fährt, wie der Leibhaftige, aber immer kreuz und quer und nicht vorwärts! Vielleicht kommt

auch einmal eine sanfte Windstille und die See ist so spiegelglatt, daß man d'rauf schleifen könnte, wenn's Eis wäre, aber, wenn das Schiff auch einen Tag lang still steht,—es thut nichts; morgen ist's wieder anders. Am Ende muß man doch einmal ankommen!

Jetzt ist er auf hoher See! Die Seekrankheit hat ihn ein wenig arg mitgenommen, denn sie ist ein gar unangenehmes Gefühl, diese Seekrankheit; allein es ist ja noch Niemand daran gestorben, und einmal muß doch das ewige Speien und Brechen aufhören! Was hat auch eine solche menschliche Schwäche für ihn zu bedeuten! Für ihn, der nach Amerika geht, nicht bloß um sich mit Amerika, sondern auch, um die Amerikaner mit seiner Gegenwart zu beglücken! — Hörst du sie Pläne schmieden, die Herren Auswanderer? Siehst du den Berliner dort, der seinen maulaufsperrenden Zuhörern frischweg deducirt, wie in Amerika noch der helle Unverstand zu Hause ist, welchen er, der Berliner, bestimmt ist, aufzuklären? Siehst du den jungen Herrn da drüben, mit der Brille auf der Nase, wie er ein geschriebenes Büchelchen aus der Tasche zieht und den Umstehenden erläutert, daß darin ein ganzer Schatz von Weisheit verborgen ist, mit dem er die neue Heimath zu überschütten gedenkt? — Sie alle, ohne Ausnahme, haben „was in petto". Alle sind überzeugt, daß es ihnen nur vortrefflich gehen könne. — Ist die Kost auch schlecht und mangelhaft; frischweg zu den Vorräthen gegriffen, die man um theures Geld im Seehafen erkaufte!

Jetzt ist er vier, vielleicht gar sechs Wochen zur See. Der mitgenommene Wein ist ausgetrunken, die Cigarren sind verraucht, die Schinken haben ein Ende genommen und — man ist auf die Schiffskost angewiesen. Ein Glück, wenn man täglich halbsatt bekommt! — Die Gesänge auf dem Verdeck werden seltener und hören am Ende fast ganz auf. Es ist kein Geschäker und kein Lachen mehr; die Leute werden ernster und ernster. Der Süddeutsche schneidet ein schiefes Gesicht, denn das trübe Schiffswasser will ihm gar nicht munden. Der Berliner aber fängt an zu räsonniren: „Was? Ist das eine Kost, wie sie uns versprochen wurde? Die Rationen werden ja mit jedem Tage schmäler! Und das Schiff selbst, — ist das ein Postschiff erster Klasse? Das ist ja bloß eine Barke, ein schlechtes, kleines, schieflaufendes Hundeloch von einem Schiffe! Im Zwischendeck, das so prachtvoll ventilirt sein sollte, wie der Agent uns vormalte, kann man ja kaum Luft schöpfen und dazu nicht einmal frische, und auf dem Verdeck wird man von den Matrosen hin- und hergestoßen, wenn man beim Segelziehen nicht selbst mit Hand anlegt, wie draußen in Deutschland von keinem Polizeidiener!" — So der Berliner, aber auch den anderen Leuten will das Ding gar nicht mehr recht behagen, und manch' Frauenauge, das vor sechs Wochen noch so fröhlich gelacht, wischt sich jetzt heimlich eine Thräne ab.

Jetzt ist er acht Wochen zur See und die Unzufriedenheit wächst. Erst treten Zwei oder Drei zusammen und flüstern miteinander; jetzt werden es Fünf und Sechs, bald ein ganzes Dutzend, und aus dem Flüstern wird ein laut Gerede. „Die Compagnie, bei der wir accordirten, hat uns nicht Wort gehalten, die Schiffsmannschaft ist brutal; der Capitän überschreitet täglich seine Befugnisse; wir sind gefoppt, geprellt; wir müssen uns beschweren."

Nun ist es heraus, das schwere Wort: „Beschweren muß man sich." — „Gleich, wenn wir nach New-York kommen," so wird beschlossen, „gehen wir zum Consul; wir wollen doch sehen, ob man uns so mitspielen darf." — Es wird eine Schrift

aufgesetzt, eine große Beschwerdeschrift, und Zwanzig, Dreißig unterschreiben sie, die Unterschriebenen fühlen sich in ihrer Würde. — „Ich werde heimschreiben und den Leuten sagen, wie sie künftig reisen sollen," setzt Einer hinzu, der weiß oder wenigstens glaubt, daß man auf seine Stimme was giebt im alten Vaterlande. — „Ich werde einen Bericht in unserer Zeitung veröffentlichen," meint ein Anderer, und wirft sich dabei in die Brust, ohne daran zu denken, daß „seine Zeitung," d. h. das Lokalblatt seiner Heimath, vielleicht nur in einem Umkreise von sechs Meilen gelesen und gekannt ist.

Doch Alles nimmt ein Ende, so auch eine Seereise.

„Land! Land! Hurrah für Amerika!" In der Ferne sieht man einen blauen Streifen, der eher einem Nebel gleicht, als grünen Bergen; aber der Capitän und die Matrosen sagen: es sei Land, und die müssen es doch wissen! — „Hurrah für Amerika!"

Der Pilot ist bei Nacht und Nebel an Bord gekommen. Jetzt geht's in den Hafen. Alles strömt auf's Deck. Die Irländer und die Deutschen vergessen ihren langen Hader auf der langen Reise; die Weiber wischen die Thränen aus den Augen; der Verfasser der Beschwerdeschrift schiebt dieselbe tief in die Rocktasche. — Amerika ist da; das Land der Bestimmung ist erreicht! —

Da liegt es nun am Dock, das Einwandererschiff, die Einwanderer mit allen ihren Wünschen und Hoffnungen, mit all' ihren Klagen und Beschwerden, mit all' ihren Erinnerungen und Sehnsuchten sind am Lande. — Ein Paar Stunden, ein Paar Tage sind einige Dutzend von ihnen noch bei einander geblieben im Emigrantenhause. Dann haben sich auch die Letzten getrennt und Jeder ist seiner Wege gegangen, um sich vielleicht im Leben nie mehr zu sehen. Aus der Klageschrift ist natürlich Nichts geworden, denn Jeder war froh, wie er frisches Obst, frisches Bier, frisches Fleisch sah! Aller Groll ist vergessen. „Mögen die Andern, die nachkommen, auch zusehen, wie sie durchkommen; wir haben's nunmehr überwunden!" So lautet's jetzt.

Der Frischeingewanderte ist noch einige Zeit lang nach seiner Ankunft leicht zu erkennen. Er geht, wenn er aus der kleinen Stadt oder vom platten Lande ist, statt auf dem Trottoir, inmitten der Straßen und ist alle Minuten in Gefahr, überfahren zu werden. Er raucht, anstatt einer Cigarre, eine Pfeife und hat eine Kappe auf dem Kopfe, die er, wenn er in eine Wirthsstube tritt, pflichtschuldigst abzieht, worüber ihn Jung und Alt auslacht. Vierzehn Tage lang spricht er von Nichts, als von seiner Seereise. „Solch' einen Sturm, wie wir hatten, hat noch Niemand erlebt," meint er, und bekräftigt seine Meinung damit, daß er hinzufügt; „Der Capitän habe selbst so gesagt." — Jeder will am meisten auf der See durchgemacht haben.

In fast gleicher Weise geht es Passagieren, die mit Dampfschiffen kommen, nur sind diese schon vierzehn Tage nach der Abfahrt vom europäischen Hafenort in New-York, Boston, Baltimore oder New-Orleans.

Nach einigen Wochen fängt der Einwanderer an, zu begreifen, daß das Geld immer weniger wird, wenn man blos ausgiebt und Nichts einnimmt; ja, daß es sogar ganz ausgeht, wenn man sich nicht bald nach Arbeit umthut. — Und nun arbeitet er, wie er es in seinem Leben drüben nie gethan oder auch nur für menschenmöglich gehalten hätte. Es wird ihm Anfangs sehr sauer und er sagt sich: bist du dazu nach Amerika gekommen? Doch er sieht bald, die Arbeit schändet nicht, wenn

er nur brav Geld verdient und spricht man den deutschen Einwanderer nach Jahren wieder, so ist er wenigstens mit seiner Lage zufrieden und möchte nicht mit der Vergangenheit im alten Vaterlande tauschen.

2.

Der Pedlar.

Der Pedlar ist unter elf Malen zehn Mal ein Jude.

Der Pedlar ist übrigens kein Bettler, sondern ein Hausirer, der mit seinem Kram auf dem Buckel herumläuft, um ihn für gutes Geld los zu werden.

Heute kam er an, direkt von Bremen oder von Havre, der ehrliche Samuel oder Aaron oder Moses.

Von seinem Kosthause geht er schnurstracks zu einem Glaubensgenossen oder gar zu einem Vetter. Der Glaubensgenosse ist „gut ab," d. h. er hat einen hübschen Laden mit Halsbinden, Unterleibchen, Hosenträgern, Bändern, Handschuhen, Schnupftüchern, Socken — eine ganze Garderobe.

„N'Gruß vom Aetti in Wankheim".

„Ach der Sam! der Sam! Wahrhaftig und Gott, der leibhaftige Sam Ferkelche von Wankheim".

Na, was das eine Freude ist! Der Sam war noch ziemlich klein, als sein Vetter die alte Heimath verließ; aber die Gesichtszüge lassen sich nicht verläugnen; es ist eine große Freude. Sam setzt sich.

„Na, was könne wer thu' für Dich, Sam?" sagt „Gutab". Und so giebt ein Wort das andere. Sam erfährt von „Gutab," wie dieser angefangen hat und schreibt sich's hinter die Ohren und nach zwei Stunden geht er nach Haus in sein Abstandsquartier, mit einem großen Pack unter dem Arm, und in dem Pack sind Unterhosen, Unterleibchen, Socken, Halstücher, Kragen, Hosenträger, Handschuhe und noch eine Menge anderer Dinge, alle nothwendig für's Leben, nothwendig für den täglichen Bedarf. Vetter „Gutab" hat's ihm nicht geschenkt, aber er hat ein Uebriges gethan; er hat sich hoch und theuer verschworen, an seinem Vetter nehme er keinen Kreuzer Profit; und darum hat er's ihm gegeben zum „Einkaufspreis," d. h. er hat nicht 50, sondern nur 25 Procent darauf geschlagen.

Den andern Morgen ist Sam früh auf den Beinen. Er miethet sich ein einsames Dachstübchen für zwei Thaler den Monat. Er kauft sich einen Hausirkasten, damit er seine Waaren hübsch sauber d'rinn auslege und — nun geht's los! Von Haus geht's zu Haus, Trepp' auf, Trepp' ab; die Waare wird feilgeboten! Von einem Bierhaus läuft er in's zweite, von einer Straße in die andere, — die Waare wird feilgeboten!

Freilich geht's hart im Anfang. Da wird er abgewiesen und dort fortgejagt. Aber Sam läßt sich's nicht verdrießen. Hat er an zehn Orten nichts abgesetzt, am elften springt doch ein Sixpense heraus! Freilich kostet's manchen Tropfen Schweiß, denn im Sommer ist's gar heiß in New-York; freilich werden die Füße durch und durch naß, denn im Winter ist's böse durchkommen durch den Morast der Straßen; freilich heißt's auch im freien und aufgeklärten Amerika oft: „betrügerischer Jude, mach' daß Du fortkommst"; freilich wird ihm manche Thür vor der Nase zugeschlagen, daß der Zipfel fast d'rinn stecken bleibt; freilich muß er sich

manchmal auf die Schnelligkeit seiner Füße verlassen, wenn es heißt: „auf ihn, Sultan; pack an, er ist vom Geschlecht Mosis"; — aber das macht Alles nichts; Abends, wenn er in sein Dachstübchen kommt, zählt er sein Geld und siehe da, er hat doch ein paar Schillinge verdient. Es ist dies sein Anfang und er ist nicht entmuthigt. Gott wird weiter helfen, denkt er und legt sich ruhig und zufrieden schlafen.

Sam treibt's so 8 Tage, vielleicht auch 14 Tage. Seine Nahrung ist trocken Brod, sein Getränk ist Wasser. Er hat in 14 Tagen nicht mehr gebraucht, als viele seiner Miteinwanderer in den ersten 24 Stunden.

Und gelernt hat er auch etwas. Er hat gelernt, welche Tage die besten sind für den Verkauf und welche Straßen die geeignetsten; er hat gelernt sprechen mit den Leuten und versteht bereits das „Yes" und „No" und hauptsächlich das „How much". Er hat erfahren, wo die Wholesalehäuser liegen, von denen sein Vetter selbst einkauft, und er geht jetzt dorthin und kauft einen Theil für cash, und einen Theil für credit.

Nach 3 Monaten ist Sam ein ganz anderer Mensch. Er ist selbst gut ab, wenigstens für einen Pedlar, und erlaubt sich daher zu seinem trockenen Brod hie und da ein Stückchen Käse, nämlich amerikanischen, das Pfund zu 15 Cents. Seine Baarschaft erlaubt ihm einen größeren Einkauf und er beschließt in die „Country" zu gehen. Die Country ist groß und es giebt immer noch Orte, durch die keine Eisenbahnen führen und wo die Leute froh sind, wenn ein Pedlar hinkommt. Sam findet sie, diese Orte, und die Farmer sind wirklich froh, den Pedlar zu sehen, denn sie brauchen dann nicht den weiten Weg in die nächste Stadt zu machen. Sam aber ist noch froher, denn er verkauft mit schönen Nutzen und hat das Nachtlager und Abendessen umsonst.

Freilich ist's jetzt mit den Unterhosen und Schnupftüchern, Socken und Hosenträgern nicht mehr gethan; er braucht auch Knöpfe und Nadeln, und Faden und Garn, und Spitzen und Litzen, und Schwämme und Kämme, und Stahlfedern und Bleistifte, und Fingerhüte und seidene Bänder; er braucht Alles und er hat Alles. Sam weiß sich zu helfen.

Am liebsten zieht Sam in die Neuenglandstaaten, nach Connecticut, Massachusets, Rhode Island und wie sie alle heißen. Hier wohnen wenig oder gar keine Deutsche und Sam mag nichts mehr mit Deutschen zu thun haben, seit ihm das „Howmuchen," d. h. das Handeln mit Amerikanern, immer mehr klar wird. Sam's größte Qual sind die Hunde auf den Farmen und 's ist auffallend, aber es giebt keinen Hund auf amerikanischer Erde, der nicht beißt und bellt, wenn ein jüdischer Pedlar kommt.—Sam möchte daher am liebsten nicht für einen Juden gelten, und verbittet sich von deutschen Landsleuten eine solche Anrede. Dem amerikanischen Farmer gegenüber giebt er sich für einen canadischen Franzosen aus, und der Amerikaner thut, als ob er's glaube — nur die verfluchten Hunde glauben's nicht; es ist nicht der Geruch eines canadischen Franzosen!

Nach 2 Jahren reist Sam nicht mehr zu Fuße. Er liebt die Anstrengung nicht allzusehr und ein Wägelchen und ein Gäulchen sind oft billig zu bekommen. Und das Wägelche und das Gäulche machen sich in 14 Tagen bezahlt, denn Sam führt jetzt auch Cigarren und Goldwaaren, — Cigarren von Havannah, Goldwaaren von Paris. Gott weiß, daß dieser Taback nicht in Havannah, sondern in der Pfalz gewachsen ist, und Sam weiß es auch, aber die Farmer und ihre Knechte

wissen's nicht.. Gott weiß, daß Sam's Parisergoldwaaren, seine Ketten, seine Brochen, seine Lockets, seine Uhren, seine Ohrringe Paris nie gesehen haben, wohl aber die berühmte Stadt Providence, allwo nichts als Gmünder Gold verarbeitet wird. mit nicht mehr als 6 und nicht weniger als 4 Karat,—Gott weiß es und Sam weiß es auch, aber die Farmersfrauen wissen's nicht und die jungen Burschen, die den Mädchen gerne ein „Andenken" hinterlassen, wissen's auch nicht. Diese Unwissenheit trägt dem Pedlar viel Geld ein und man sieht daraus, daß auch Unwissenheit zu etwas gut ist.

So geht's einige Jahre lang. Sam giebt das Peddlen auf, kehrt, wenn er einige hundert Dollars gemacht hat, nach New York zurück, etablirt sich und heirathet.

Sam ist jetzt ein gemachter Mann. Er spricht bloß noch englisch, weil er das Deutsche ganz verlernt hat. Auf seinem Schilde steht nicht: „Sam Ferkelche;" Gott bewahre, es heißt: ,,Simmy Fairchield."

Sam hat sich amerikanisirt.

3.

Der Grocer.

Der Grocer ist stets ein Plattdeutscher. Ehe Plattdeutsche nach New-York kamen, mußten sich die Amerikaner selbst des Geschäftes annehmen; allein seit langer Zeit ist das anders geworden, und jetzt haben die Plattdeutschen das Grocer-Privilegium. Es giebt aber auch keinen Plattdeutschen in New-York, der nicht eine Zeit lang in seinem Leben Grocer oder wenigstens Grocerclerk gewesen wäre.

Grocer heißt auf deutsch Gewürzkrämer und Grocerie: Specereiwaarenhandlung; der Grocer führt aber Alles, nur keine Kirchthürme und Krammetsvögel. Da ist zu haben: Zucker und Kaffee, Thee und Chocolade, Käse und Eier, Milch und Brod, Schinken und Würste, Bürsten und Besen, Schnupftabak und Cigarren, Zündhölzchen und Seife, Waschseile und Brennholz, Holzkohlen und Steinkohlen, Rettige und Sauerkraut, rothe Rüben und Gurken, Bohnen und Linsen, Schnaps und Wein, Strongbier und Molassesapfelwein, Oel und Essig, Pfeffer und Salz, Schuhwichse und Zwiebelkuchen, Stärke und Zahnpulver, Butter und Waschzuber, Schmalz und geräucherte Bücklinge, gedörrte Aepfel und gelbe Rüben, Reis und Birnenschnitze, Zwetschgen und Wachholderbeeren, Häringe und gesalzenes Fleisch, Zwiebel und Lauch, Kartoffel und Meerrettig, Honig und kölnische Pfeifen, Putzpulver und Ziegelsteine in den Kochofen, Senf und Schreibpapier, Lichter und Bindfaden, Nähnadeln und Tinte und noch hunderterlei andere Artikel. Auf dem Lande fügt er sogar noch Strümpfe, Schuhe, Tücher, Leinewand, kurz Alles hinzu, was ein Mensch, der nicht gerade hottentottisch leben will, in die Haushaltung und zur Existenz braucht.

Eine Grocerie liegt wo möglich an einer Ecke, und in den belebteren Stadttheilen sind, wo zwei Straßen sich kreuzen, immer alle vier Ecken Grocerien. — Ein Eckladen ist von allen Seiten sichtbar, und — der Mann ist nicht auf den Kopf gefallen, der diesen Platz wählte.

Er ist auch nicht auf den Kopf gefallen, der Grocer. Zwar war er nur ein armer, armer Bube in seiner Heimath. In die Schule ging er so wenig, als irgend

möglich, denn er hatte keine Zeit dazu; und vom Lesen und Schreiben lernte er gerade so viel, daß er zur Noth seinen Namen kritzeln und den Titel der Bibel herausbuchstabiren konnte. Er wuchs etwas wild auf, und von Sitte, Anstand oder Bildung hatte er nie, auch nicht einmal vom Hörensagen gehört. Aber — Eines hatte er gelernt, eine Hauptsache in Amerika, das Rechnen. — —

Er versteht sich aber noch auf mehr, als auf's Rechnen, und dieses zweite „Nochmehr" ist gerade so viel werth, als das erste. Dieses zweite „Nochmehr" heißt — „Entbehrung."

Wenn der Hochdeutsche nach New-York kommt, so ist sein Erstes: „Gut essen und trinken". Er muß sich doch entschädigen für die lange Seereise. Der Süddeutsche besäuft sich in Wein und Lagerbier, der Norddeutsche in Schnaps und Weißbier. Der Plattdeutsche aber — trinkt gar nichts. Er zieht sein letztes Stück Speckschwarte aus der Tasche und nagt daran, bis ihm der Hunger vergeht. Dann macht er sich auf den Weg, seinen Vetter, Onkel, Gevatter oder was er sonst ist, aufzusuchen; denn dieser Vetter,Onkel oder Gevatter hat ihm geschrieben, hereinzukommen und nicht blos geschrieben, sondern auch das Reisegeld geschickt, d. h. gerade genug, um das Fahrgeld auf der niedrigsten Klasse und auf der schlechtesten Route, der Liverpooler nämlich, zu bezahlen. Natürlich hat dieser Vetter, Onkel oder Gevatter eine Grocerie und der Neuangekommene wird gut aufgenommen und bekommt zum Einstand einen Schnaps und ein großes Stück Speck. Nach einer halben Stunde ist er installirt, und wird angewiesen, was er zu thun hat.

Sein Vetter, Onkel oder Gevatter hat ihm das Reisegeld natürlich nicht aus purer „Verwandtschaftsliebe" geschickt. Er hatte auch seinen Vortheil dabei im Auge, denn der Neuangekommene ist auf ihn angewiesen und muß um einen geringeren Lohn arbeiten, als Jakob, wie er die sieben theuren Jahre um die Lea diente. Der Onkel, Vetter oder Gevatter hat viel zu thun, sein Laden geht gut, und er selbst muß viel auswärts sein, auf dem Markte und sonst herum; er muß also einen „Clerk" d. h. einen Menschen haben, der die Stelle des Buchhalters, des Ladendieners und des Lehrlings in einer Person vertritt. Sollte er Einen nehmen, der „sich schon auskannte?" Da müßte er ihm zum mindesten zwölf bis sechszehn Dollars den Monat geben und gute warme Kost und ein Zimmer zum Schlafen. Prosit die Mahlzeit. Das kommt viel zu hoch. Da schreibt man dem lieben jungen Vetter zu Hause, und macht ein Wesen von der Wohlthat, die man ihm erzeigen wolle und schickt ihm das Reisegeld mit zwanzig Thalern und — thut Niemand eine Wohlthat, als sich selbst. „Zwei Mücken auf Einen Schlag." Der junge Vetter ist in vier Wochen eingeschult und muß doch ein ganzes Jahr lang um vier Thaler den Monat dienen. Ist das nicht ein Nettoersparniß von sechsundneunzig Thalern im Jahr? Und nicht bloß das! Glaubst du, der grüne Vetter mache Anspruch auf ein eigenes Zimmer? Gott bewahre, der nimmt sich alle Abende, wenn der Laden geschlossen ist, seinen Strohsack, wirft ihn in eine Ecke des Ladens und schläft darauf so gut und fest, daß manch' Anderer in seinem Bette ihn d'rum beneidet. Und glaubst du, die Frau Grocerin nehme sich die Mühe und koche alle Tage ein warmes Mittagessen? Da kennst du sie schlecht; sie hilft selbst mit im Laden und hat keine Dienstmagd, weil's zu theuer kommt, und so begnügt man sich die Hälfte der Woche mit geräucherten Fischen und die andere Hälfte mit Speck und Schinken, und wenn's hoch kommt, mit ein paar gebackenen Eiern. — Der

„Clerk“ ist aber mit Allem zufrieden, denn er hat Etwas aus dem Fundamente gelernt und das ist — „Entbehren“.

Der Plattdeutsche streift das Gewand des „Neuangekommenen“ in kurzer Zeit von sich ab. Nach einem Jahre schon ist er nicht mehr „grün“ und kein Mensch merkt ihm an, daß er erst so kurze Zeit im Lande ist. Das macht seine Beschäftigung und seine Muttersprache. In den Laden des Herrn Vetters oder Onkels oder Gevatters kommen gar allerlei Leute, Leute von allen Nationen: Süddeutsche, Norddeutsche, Irländer, Amerikaner, Engländer. Wie leicht geht ihm das Englische ein Nicht daß er ein besonderes Sprachtalent hätte, nicht daß ihm das früher erworbene Latein oder Französisch von besonderem Nutzen wäre, denn Latein und Französisch sind für ihn böhmische Dörfer; allein, plattdeutsch ist schon halb englisch, es klingt eines wie das andere, und viele Wörter sind auch ganz dieselben; ein Hauptbestandtheil des Englischen kommt ja aus dem Plattdeutschen! Und dann der tagtägliche Umgang mit englischredenden Kunden! Der plattdeutsche Jüngling macht sich's zum Nutzen, mehr noch als der Pedlar, den wir im vorigen Kapitel geschildert.

Nach zwei Jahren hat sich der junge Bauernbursche in einen fixen Clerk umgewandelt, d. h. er spricht erträglich englisch und versteht das Geschäft aus dem Fundamente. Sein Gehalt ist von vier Thaler monatlich auf acht Thaler gestiegen und jetzt ist's an der Zeit, sich nach einer besseren Stelle umzusehen. Der Herr Vetter, Onkel oder Gevatter ist ihm selbst behülflich dazu und so tritt er bei einem andern Plattdeutschen in's Geschäft, der die Sache mehr in's Große treibt. Der Herr Vetter, Onkel oder Gevatter aber thut wieder ein Werk der Barmherzigkeit, und läßt einen anderen Bauernburschen herüberkommen, um denselben ebenfalls für vier Thaler den Monat zu benützen.

Nach vier Jahren geht der Clerk mit dem Gedanken um, sich selbstständig zu machen. Er hat sich hundert oder zweihundert Thaler erspart und einen Kameraden gefunden, der's eben so gemacht hat. Eines schönen Sonntags machen sich die Beiden auf, und gehen zu dem Grocer, bei dem sie die Lehrzeit durchgemacht. Der Grocer merkt gleich, wo es hinaus will. Das Hinterstübchen, dicht hinter dem Laden, wird aufgemacht und eine Flasche ächten Brandy's belebt bald das Gespräch. Die Beiden haben nämlich erfahren, daß der Grocer sich noch ein anderes Geschäft aufgemacht hat, oder daß er Willens ist, sein Geld in einem Wholesale-Groceriegeschäft anzulegen und sie kommen daher, um ihm seinen „Store“ abzukaufen. Natürlich langen die paar Hundert Thaler nicht zum „Auskauf“; aber der Herr Vetter oder Onkel oder Gevatter giebt für den Rest Kredit, und mit dem letzten Glas ist auch der Handel abgemacht. Am Montag ziehen die neuen Herren ein und der alte ab. Nach einigen Jahren ist das ganze Geschäft bezahlt und noch ein paar Jahre, so hat jeder der beiden Partner seinen eigenen Store.

Das ist der Lauf der Welt, der plattdeutschen wenigstens.

Einen armen Plattdeutschen, der schon einige Jahre im Lande ist, giebt's in New York nicht. — Will er etwas kaufen, wozu ihm sein eigen Geld nicht langt, so braucht er nicht in Verlegenheit zu sein. Die Plattdeutschen halten Alle zusammen.

Die größte Widerwärtigkeit für den plattdeutschen Grocer ist das Sonntagsgesetz. Er soll Sonntags „zuhaben“ und liebt doch, alle Tage sein Geld zu verdienen. Allein — er weiß sich zu helfen und zu jedem Store giebt's eine Nebenthür, wenn auch der Haupteingang verschlossen ist. Die Kunden kennen sie schon, diese Nebenthür.

Die größte Freude hat der Grocer am Schnapsverkauf. Er kauft die Gallone zu dreißig und sechsunddreißig Cents und verkauft sie wieder Glasweise zu fünf Cents den „drink" und zehn Cents die halbe Pinte. Das sind gerade hundert fünfzig bis dreihundert Procente. Ob übrigens der Schnaps wirklicher Schnaps, oder ein mixtum compositum, ist ihm Nebensache.

Einige Leute wollten schon behaupten, sein Gewicht sei etwas mangelhaft und sein Gallonenmaß halte gerade eine Pinte zu wenig. Es mag sein, daß hie und da einige kleine Irrthümer mitunterlaufen, allein wer kann denn dafür, wenn das Gewicht sich mit der Länge der Zeit „abnützt," oder wenn der Blechschmidt zu den Quart- und Gallonenmaßen zu wenig Blech genommen hat?

Drei Haupteigenschaften hat der plattdeutsche Grocer, die ihn von allen andern Deutschen unterscheiden: er kann das Lagerbier nicht vertragen, — trägt keinen Schnurrbart — und hält es für unmöglich, daß es Menschen gebe, die nicht in jeder Weise ihre Vortheile wahrnehmen, wenn ihnen die Gelegenheit dazu geboten wird.

So viel vom Grocer!

4.

Medicinae Doctor, Surgeon and Dentist.

Ein prächtiger Titel und nimmt sich herrlich aus auf einer Visitenkarte, noch herrlicher auf einem Schilde (neben der Hausthür) mit goldener Schrift auf blauem Grunde.

„Doktor der Heilkunde, geprüfter Chirurg und approbirter Zahnarzt," so viel bedeutet jener famose Titel! Der Mann muß viel gelernt haben! Und in der That, so groß ist dieses „Vielwissen," so immens ist diese Gelehrsamkeit, daß der Inhaber eines solchen Titels oft und viel selbst vor seiner Hausthür stehen bleibt und sein Vielwissen „auf dem Schilde" selbst anstaunt.

In New-York ist kein Mangel an Apotheken, noch weniger ist ein Mangel an Doktoren, denn auf jede Apotheke kommt zum Mindesten ein Dutzend, wenn nicht zwei. — Und geschickte Doktoren findet man darunter, Doktoren, die in der That und Wahrheit auf deutschen Universitäten studirt haben, aber suchen muß man sie, die geschickten Doktoren; denn New-York ist nicht gerade „vollgepflastert" mit ihnen; auch findet man sie nicht so leicht, denn sie haben keine langen Annoncen in der Zeitung und ihr Schildchen neben der Hausthür ist so unscheinbar, daß man es fast übersieht. Sie haben trotzdem genug zu thun und keine Zeit zu Firlefanzereien.

Ein ganz anderes Völklein ist die große Masse der Doktoren; es ist ein Völklein fast so zahlreich, daß man ein ganzes County damit bevölkern könnte, wenn man nicht befürchten müßte, dasselbe würde zu bald aussterben, wenn sich die Herren Doktoren unter einander selbst behandelten! Mit dieser Masse haben wir es hier zu thun, nicht mit den „Ausnahmen!" Denn nicht von den „graduirten" Herren sprechen wir jetzt, sondern von jenen anderen Doktoren, die in Hülle und Fülle, nicht leben, aber existiren und vorhanden sind, von den Doktoren mit den langen Titeln, mit den breiten Schilden und den fußhohen Annoncen! — Und deren giebt's Legion, nicht bloß in New-York, sondern in ganz Amerika, denn das kleinste Städtchen zählt ihrer mehr als gut und heilsam ist.

Sieh' Dir ihn einmal an, den Herrn Doktor! Du würdest ihm „draußen" keinen

kleinen Finger anvertraut haben, ja Dein Hund hätte ihn möglicherweise in einem Krankheitsfall refüsirt. Allein — in Amerika herrscht die freie Kunst, und „Doktor sein“ kann, wer will, und ob jährlich ein Paar Tausend Menschen mehr oder weniger d'rauf gehen, hat Nichts zu sagen, es giebt ja Menschen genug und die Einwanderung ersetzt den „Abgang“ doppelt und dreifach!

Du hättest ihm aber auch keinen kleinen Finger anvertrauen können in Deutschland; denn er war draußen noch kein Arzt, nicht einmal Chirurg, und vollends gar nicht einmal Zahnarzt. Nein, er war Schreinergeselle, Bäckergeselle, Goldschmidt, Hufschmidt, Fleischer oder sonst etwas dergleichen, wenn's hoch kommt ein Gerichtsschreiber oder gar ein armseliger Schulmeister; aber der Trieb nach etwas Höherem steckte in ihm, und so kaufte er sich, ehe er nach Amerika ging, einige alte Charteken über Materia medica; oder verschaffte er sich einige Hundert Recepte eines Kaltwasserdoktors; oder machte er die Bekanntschaft eines Homöopathen und seiner homöopathischen Präparate, bestehend aus Brodkügelchen und aqua pura; oder er wurde mit einem klugen Schäfer vertraut, der ihn die Kunst der „Sympathie“ lehrte und Mittel gab „für's Blutstillen“ und „für die Schmerzen“ und gegen den Bandwurm. Vielleicht las er auch ein Büchlein über Elektricität und beschloß, die Leute elektrisch zu kuriren, oder er hörte von der Bedeutsamkeit des Urins und nahm sich vor, nur Urinpatienten anzunehmen oder vielmehr seine Patienten alle zu „uriniren.“ — Jedenfalls graduirte er erst in Amerika und ein Glück für Amerika, daß er's that!

Das Examen wurde ihm leicht; er machte keines. Der Doktorschmaus kostete ihm auch nicht viel und — es stand ihm sogar frei, außer dem Titel „Doktor“ auch noch den Titel: „Professor“ anzunehmen; in Amerika kann sich Einer heißen, wie er will.

Uebrigens wurde er nicht gleich am ersten Tage seiner Ankunft in Amerika praktischer Arzt; sondern er ließ sich Zeit zur „Ausbildung.“ Er arbeitete vielleicht ein paar Jahre lang auf seinem Handwerke irgendwo in einer Binnenstadt; oder trieb er Handel und Pedlerei auf dem Lande und „studirte“ nur in den Feierstunden. Er mußte es doch abwarten, bis seine Landsleute, und besonders die, mit denen er über See kam, ihn ein wenig aus dem Gedächtniß verloren hatten! Er mußte sich doch vorher von ihnen allen losschälen, damit er nicht Angst haben mußte, den anderen Tag gleich an den Pranger gestellt zu werden!

„Aller Anfang ist schwer,“ sagte jene Frau, als sie zum ersten Male in die Wochen kam. Besonders schwer ist's aber, ein Recept zu schreiben, wenn man von den zu heilenden Krankheiten lediglich Nichts versteht und noch weniger Kenntniß hat von dem Doktor-Latein. Was ihn das Angstschweiß kostete! Und wie oft rannte er nach Hause, um sich in seinem Buche Raths zu erholen, nachdem er vorher gewohntermaßen seine „Brodkügelchen“ als „erstes Recept“ verschrieben hatte! Die „Brodkügelchen“ konnten ja doch nichts schaden! Und wie oft wäre es für die Kranken besser gewesen, sie hätten nie ein anderes Recept von ihm bekommen und gesehen, als das Brodkügelchen-Recept! — Wie oft stand er verzweiflungsvoll, wenn ein Kranker, den er vielleicht soeben „als außer Gefahr“ erklärt hatte, ihm und seinen Kenntnissen den Possen that, urplötzlich das Zeitliche mit dem Ewigen zu vertauschen! — Wie manchmal passirte es ihm, daß ein in der „äußersten Noth“ herbeigerufener College, der aber zufälliger Weise ein wirklicher Arzt war, ihn einen Esel nannte und ihm einen Tritt auf seine breiteste Grundlage gab, figürlich zu reden! —

Das waren böse Tage, bis er das Ding mehr gewohnt war und sich in den Hocus Pocus eingeschafft hatte; denn — Uebung macht den Meister und jetzt macht er ein Gesicht so gut, als Einer, der zehn Semester in Jena oder Bonn war.

Doch es sind nicht lauter gewesene Bäckergesellen und Hufschmiede, die neugebackenen Doktoren; im Gegentheil die große Mehrzahl derselben stand „draußen“ auf einer höheren Stufe der Kultur und Wissenschaft, nämlich auf der Stufe des Bartscheererthums.

Ein Gerichtsdiener ist natürlich kein Richter, aber er schnappt doch manchen Brokken auf, den der Richter fallen läßt und viele Brocken geben auch einen Laib. Geht's dem Bartscheerer nicht auch so? Oder muß er nicht dabei sein, wenn z. B. Einer trepanirt wird, und vorher das Haar wegrasiren? Wird er nicht geholt, wenn Einer geschröpft werden muß? Ja, hat er nicht schon in Deutschland Recepte verschrieben, z. B. Laussalbe für jenes kleine Kind? Und hat nicht der Apotheker seine Handschrift respektirt und — die Laussalbe verabfolgt? Und — wurde er nicht allüberall, besonders aber im Wirthshause, „Doktor“ gescholten und nie Barbier oder gar Bartscheerer.

Wenn der Barbier nach Amerika kommt, so steht er wie Herkules am Scheidewege, oder wie Bileam's Esel zwischen den zwei Heubündeln: „Entweder eine Rasirstube eröffnen oder — Doktor werden“; das ist die Frage. „Barbier, — gemeines Handwerk!“ so räsonnirt der ehemalige Bartscheerer. „Die Leute einseifen und rasiren, ihnen die Haare waschen und kämmen, — pfui Guguck! Ein sicheres Brod mag's sein und auch seinen Mann ernähren, aber ein Bartscheerer bleibt ein Bartscheerer, — Ich werde Doktor!“ — Und also geschieht es.

Und es wird ihm gar nicht einmal schwer! Ist er denn nicht auch auf der „Universität“ gewesen? Hat er nicht in Heidelberg oder sonst wo „studirt“, d. h. die Studenten barbiert und sich hie und da wegen Naseweisheit einen Tritt vor den — geben lassen? Spricht er nicht von Diesem und Jenem, der zu seiner Zeit auch auf der Universität war, als von seinem „Studiengenossen“, während er vielleicht alle Halbjahre einen Gulden Trinkgeld von ihm bekam für's „Nichtgeschnittenhaben?“ — An Frechheit und Geläufigkeit der Zunge übertrifft ihn nicht leicht Einer, und so wird's dem früheren „Barbutzen“ nicht schwer, sich als „Doktor“ zu legitimiren. Er hatte ja schon durch sein Handwerk einen kleinen „Hieb“ von der Heilkunde, was Wunder, wenn er, durch einen praktischen „Faullenzer“, durch einige Receptbücher unterstützt, in kurzer Zeit gar nicht mehr daran denkt, was er früher war und was er — eigentlich jetzt noch ist!

Medicinae Doctor, Surgeon and Dentist! Englisch und Lateinisch unter einander! Das ist jetzt sein Titel, und seine Karte ist die zierlichste, sein Schild das größte, seine Annonce die längste! Von nun an ist er es, der am ärgsten über die „Stümper und Quacksalber“ loszieht und der fuchsteufelswild wird, weil wieder so ein Bäckergeselle oder „Bändeljude“ sich als „praktischer Heilkünstler“ „aufgethan“ hat! Er ist es, der bei jeder Gelegenheit über die Mangelhaftigkeit der amerikanischen Pharmacopoe und hauptsächlich darüber jammert, daß noch kein Medicinalcollegium da ist! Er ist es, der es wagt, in den Zeitungen das Publikum öffentlich vor Betrügern und Charlatanen zu warnen, die sich als Aerzte aufthun, ohne ein Universitäts-, ohne ein Staatsprüfungs-Zeugniß! — Es geht Nichts über eines Bartscheerers Unverschämtheit, besonders wenn er in Heidelberg „studirte!“

Doktor der Heilkunde, Chirurg und Zahnarzt! Den Accoucheur nicht zu vergessen! — Und der Accoucheur ist oft die Hauptsache; denn in Amerika giebt's gar arg wenig Hebammen und der Doktor muß das Kindlein holen und auch — waschen. Im Anfang war's ihm oft, als müßte er den kleinen Racker fallen lassen, und bei den paar ersten schwierigen Fällen gingen die Wöchnerinnen regelmäßig d'rauf. Allein mit der Zeit kommt Rath und — jetzt ist die Behandlung von Damen seine Hauptpassion. Er zeigt's öffentlich an in den Zeitungen, daß er die Frauenkrankheiten auf der Universität „so oder so" zu seinem Hauptstudium gemacht habe, und daß er daher im Stande sei, auch „die Unheilbaren" zu kuriren! — „Lieber zuviel, als zu wenig," ist sein Grundsatz. Er verrichtet auch solche Kuren, die ein studirter Arzt nicht unternimmt, da ein solcher sie freilich für ein Verbrechen hält, aber unser Doktor fragt nicht darnach, er ist ein Allerweltskerl, der ehemalige Bartscheerer und jetzige Medicinae Doctor, Surgeon and Dentist!

Am wohlsten ist's ihm im Wirthshause, natürlich nicht unter Collegen oder sonstigen gebildeten Leuten — ein Glück, daß nicht zu Viele die etwas gelernt haben in Amerika herumlaufen — „aber unter Schuhmachern oder Schreinern oder sonstigen ehrlichen Handwerkern; denn da kann er krakehlen und großthun, gleich einem Zehnschlachten-Freischärler. Die können ihn ja nicht beschämen, wenn er von seinen „Studienzeiten" spricht; die können ihn nicht abfahren lassen, wenn er von seinen „Kuren" und „Operationen" windbeutelt! — Ein Hauptspaß wäre es, wenn er es noch dahin brächte, Pferd und Wagen halten zu können. Dann gliche er in Allem dem wirklichen Arzte, natürlich immer die Kenntnisse ausgenommen.

Gegen einen wirklichen Arzt ist er sehr devot und kriechend. Er scharwenzelt um einen solchen herum, als wäre er ein Kellner mit der Serviette unter dem Arme. Natürlich nimmt er die Aussprüche des „Arztes" als ein Orakel an; kommt er aber Abends in's Wirthshaus, so giebt er der Sache eine andere Wendung. Dann ist nicht der „Arzt" von ihm zum Consilium berufen worden, sondern umgekehrt, der Arzt hat ihn, den Barbutz, consultirt! Und wie wirft er sich in die Brust! Er und der berühmte Doktor So und So hielten heute Consilium! Und Er war der Berufene!

Wenn's ihm einmal passirt, daß ihn Einer daran erinnert, daß er eigentlich Nichts sei, als ein Pfuscher und Quacksalberer, so langt er in die Tasche und zieht sein Diplom heraus; lesen kann er's aber nicht, denn es ist wirklich in gutem Latein abgefaßt, wovon er keine Sylbe versteht.

Wo kam er aber zu dem Diplom, es ist auf Pergament gedruckt, auf seinen Namen ausgestellt und mit dem großen Universitätssiegel versehen?

In Amerika giebt es Druckereien, welche sich zu dem schändlichen Gewerbe hergeben, Diplome von Universitäten, von wo man sie nur haben will, Jena, Bonn, Halle, Berlin oder sonst wo zu drucken, da braucht der seinsollende Doktor also nur anzugeben, wo er studirt haben will, dem Setzer ist es ja gleich. Auf diese Weise entsteht manches Doktor-Diplom in Amerika, so daß auch der Besitz eines solchen nicht mehr vor Quacksalbern schützt.

Nach der alten Heimath sehnt sich der Doktor dieser Art nie; dort müßte er wieder rasiren oder sein sonstiges Handwerk treiben.

5.

Das deutsche Dienstmädchen.

Das deutsche Dienstmädchen ist von Natur zum Kochen geneigt und besitzt als besonderes Kennzeichen ein liebebedürftiges Herz.

In Deutschland war sie gering angesehen und noch geringer bezahlt. Sie mußte alle Dienste verrichten, die man von einem dienstbaren Geiste mit Anstand erwarten kann und oft noch mehr; der Lohn aber war so gering, daß er kaum zulangte, ein kattunenes Fähnchen anzuschaffen und auf den Sonntag eins von Wollenmousslin. Vielleicht war sie auch nicht in „auswärtigen" Diensten, sondern lebte bei ihren Eltern, armen Tagelöhnern, die kaum selbst im Stande waren, das tägliche Brod zu verdienen, und wußte vom Leben bis jetzt gar Nichts, als daß es aus Arbeit und Kartoffeln bestehe. — Da hörte sie von Amerika und wie dort die Dienstmädchen sich als „Ladies" kleiden und bezahlt seien gleich fürstlichen Leibweißzeugverwalterinnen. Sie ging daher zu Rathe mit ihrem Schatz, dem Bauernknechte oder Schreinergesellen oder was er sonst war, und mit vieler vieler Mühe wurde das nöthige Geld zusammengebracht, und fort ging's nach Amerika.

Sie kam hier an in ihrer alten vaterländischen Tracht, im kattunenen Kleidchen und im kattunenen Schürzchen, und ohne andere Kopfbedeckung, als die der liebe Gott auch den Thieren gegeben hat. Aber trotz Alledem, — ihr Schatz muß vielleicht wochenlang zusehen, bis er eine Stelle und Arbeit bekommt; sie hat nach zwei Tagen schon einen Dienst! Deutsche Dienstmädchen sind ein gesuchter Artikel in Amerika.

Freilich, mit dem ersten Dienst dauert's nicht lange. „Wie viel hast Du monatlich?" fragt sie eine Freundin, die schon längere Zeit „im Lande" ist, und sich auskennt. — „Sechs Thaler nur? Wo denkst Du hin? Du kannst zehn und zwölfe haben, — Du mußt zu Amerikanern in Dienst gehen!"

Gott! Welche Aussicht! Zu Amerikanern! Danach hat sie schon lange gedürstet; davon hat sie schon geträumt bei der Herüberfahrt, wenn ihr ihr Schatz Zeit dazu ließ, zum Träumen nämlich! — Zu Amerikanern! Eine Stelle bei Amerikanern betrachtet sie mit demselben Auge, wie ein deutscher Bedienter eine Stelle bei einem Grafen! — Die Amerikaner werden ja alle als Cröfusse geboren und sind nebenbei Geschwisterkinder von Lords und Herzogen! Sie kann zwar noch nicht englisch, erst ein Paar Worte Yes und No; aber das thut nichts; die Amerikaner sind ja so liebreiche, zuvorkommende Leute; die nehmen sie doch an, und — die technischen Küchenkunstausdrücke werden bald gelernt sein. Allerdings, das Bischen Englisch, das sie in ihrer Küche braucht, ist bald gelernt. Auch sonst kommt sie zurecht, denn die Küche einer „gewöhnlichen" amerikanischen Familie ist bald bestellt. „Beefsteak und Hammelfleisch," „Kartoffeln und Weißkohl," — die Speisen sind so ziemlich leicht zuzubereiten. Aber — es will ihr doch etwas sonderbar vorkommen, daß gar nichts Anderes gekocht wird, und es will sogar ihrem Gaumen nicht recht behagen, das ewige Beefsteak und Hammelfleisch! Und gar vollends die Ordnung der Dinge, daß was Morgens warm genossen wurde, Abends wieder kalt auf den Tisch kommt, ist nicht nach ihrem Geschmack! Es müssen doch keine Lords sein, die Amerikaner, bei denen sie ist. — Und dann die schreckliche Einsamkeit! Da ist keine liebe Freundin und Collegin, mit der man am Brunnen zusammenkommt, um

das Herz gegenseitig auszuschütten; denn man geht gar nicht zu den Brunnen, weil man das Wasser im Hause hat! Da ist keine Hausfrau, welche die Neuigkeit so gerne mitanhört, die die Magd zu erzählen weiß; denn die Hausfrau und das Dienstmädchen verstehen einander gar nicht, viel weniger plaudern sie mit einander. Da ist kein Jakob, oder Joseph oder Fritz in der Nähe, mit dem man Abends nach gethaner Arbeit um die Ecke gehen und ein Stündchen „schwatzen" kann. — Und da ist auch kein Militär, an dessen Seite man stolz spazieren ginge. Immer in der Küche ist sie; denn d i e ist für sie Wohnzimmer, Arbeitslokal und oft Schlafgemach zugleich. Das eigentliche Wohnzimmer, der „Parlor," ist nicht für sie da. Da innen hat sie nichts zu thun, als den Bodenteppich auszulüften und die Möbeln abzustäuben.

Sie hält's nicht lange aus; besonders wenn es mit dem versprochenen Zwölfthalerlohn hapert, d. h. wenn er nicht verabfolgt wird, wie's bei d e r l e i amerikanischen Familien nicht gar selten vorkommt. Was hat ein Amerikaner sich viel um so ein „Dutch Girl" zu bekümmern?

Nunmehr beschließt sie wieder zu Deutschen zu gehen, aber sie ist jetzt wählerisch geworden. Ein Vierteljahr in New-York hat einen großen Unterschied hervorgebracht und Du kennst sie gar nicht mehr, die Anne Marie von Degerloch, oder die Katharine von Kirchintellinsfurth! Sie heißt jetzt Mary oder Kathrine und hört auf keinen anderen Ruf mehr. Sie geht auch nicht mehr im Kattunkleid herum oder gar vollends ohne Kopfbedeckung. Im Gegentheil, sie trägt einen Hut mit Schleier und ein Kleid von feinem Mouslin und nach der neuesten Mode gemacht. Sie ist daher nicht mehr geneigt, zu einer Familie „mit Kindern" zu gehen; sie kann das Kindergeschrei nicht ertragen und liebt's noch viel weniger, Kinder herumzutragen. Auch der Küchendienst ist ihr so ziemlich zuwider, wenigstens die gröbere Arbeit darin, wofür jedenfalls ein anderer Dienstbote engagirt werden muß. Eine Stelle als Kammermädchen oder Zimmerzofe ist noch am meisten nach ihrem Geschmacke, aber unter zwölf Thalern per Monat und einem Ausgangstag alle acht Tage thut sie's in keinem Falle. Sie fühlt sich!

Nach einem Jahre besitzt sie zwei seidene Kleider und einen weißen Atlashut. Ein halbes Jahr d'rauf kommt noch eine schwarze Mantille mit Spitzen dazu, nebst kurzen Filethandschuhen; sie ist jetzt eine vollständige Lady. Eine große Anzahl Leibwäsche wie überhaupt solche Dinge, die man n i c h t sieht, sind ihr vollkommene Gleichgültigkeiten; auch gewaschene Unterröcke besitzt sie selten und Reinlichkeit am „bedeckten" Leibe ist überhaupt nicht ihre Passion; aber eine goldene Broche — sechskarätig thut's auch — und etwelche Ringe mit Steinen dürfen nicht fehlen.

Nunmehr wird sie eine besondere Freundin von Photographien und läßt ihr „Likeness abnehmen", und sendet die „Likenesser" nach Deutschland an ihre Verwandten und Freunde. D i e müssen sie doch auch in ihrem „Staate" sehen! — Sobald wieder ein neuer Hut oder ein neues Kleid angeschafft wird, muß wieder ein Likeness hinaus!

Wie sie von Deutschland fortging, hatte sie sich vorgenommen, wenn sie einmal ihre zwanzig Gulden den Monat verdiene, im Jahre wenigstens zweihundert Gulden zu ersparen. Jetzt aber nach zwei- oder dreijähriger „Dienstzeit" besitzt sie nichts als — einen Koffer voll Kleider.

Dies bringt sie zum Nachdenken, d. h. nunmehr ist sie in das Zeichen des Wendekreises getreten. Entweder siegt die Liebe zu schönen Kleidern, und dann geht sie

in's Basement „mit freundlicher Bedienung." oder siegt die Liebe zum Fritz oder Jakob, oder Hannes und es wird geheirathet. Aber — dann Adieu Kleiderpracht! Ein Arbeiter kann so viel verdienen, daß ein Ehepaar l e b e n kann. Er verdient auch so viel, daß ein Paar Kinder mitleben können; aber — eine Lady kann er nicht erhalten. Madame ist keine „Madame," sondern eine Ehefrau, wenigstens am Werktage, und muß selbst waschen, selbst einkaufen, selbst heimtragen, selbst kochen, selbst scheuern, selbst Schuhe putzen! Nur gut, daß es einen Sonntag giebt und Sacred-Concerte und Biergärten, wegen der seidenen Kleider nämlich, die man vom „Ledigsein her" noch hat!

Besondere Liebhabereien des Dienstmädchens sind Bälle und Theater. Man kann sich zugleich sehen lassen und sein Herz erfreuen. Sie geht aber nur in Spektakelstücke, denn Trauerspiele rühren sie zu sehr. Von Leichenbegängnissen ist sie so wenig eine Freundin, als vom Kirchenbesuch. Nicht daß sie gefühllos oder irreligiös wäre, aber es ist nicht Mode unter den Deutschen in Amerika, nicht „fashion."

Ihre Sehnsucht nach Deutschland ist sehr gering. Dort wäre sie wahrscheinlich jetzt noch Magd, hier dagegen hat sie ihren eigenen anständigen Haushalt, aber zeigen möchte sie sich doch einmal draußen, was D i e Augen machen würden! —

6.

Der Temperenzler.

Der Temperenzler oder der Mäßigkeitsmann schwört, weder Wein, noch Bier, noch Schnaps, noch andere berauschende Getränke zu sich zu nehmen, sondern bloß Kaffee, Milch, Thee und vor Allem Wasser.

Der Temperenzler ist immer Amerikaner, selten Irländer, nie Deutscher und gar nie Franzose.

Der F r a n z o s e liebt den Wein; — der D e u t s c h e trinkt gern Wein und Bier und schwört darauf, daß Essen und Trinken Leib und Seele zusammenhalten: — der I r l ä n d e r wacht mit dem Gedanken an Schnaps auf und geht mit dem Gedanken an Branntwein zu Bette. Temperenzler wird er nur, wenn ihm der Fusel die Eingeweide halb zerrissen hat und er auf der Pritsche liegen muß, um sich wieder zusammenflicken zu lassen; ist er wieder kurirt, so erinnert er sich, daß Sanct Patrick eigentlich kein Mäßigkeitsapostel war und wirft sich von Neuem dem Schnaps in die Arme.

Ganz anders steht's mit dem Amerikaner. Vor zwanzig Jahren noch wurde gar kein Wein in Amerika gepflanzt und der wenige, der damals erzeugt ward, schmeckte nach — Wanzen. Der Wein aber, der von Spanien und Frankreich und Deutschland kommt, ist theuer und in selbigen Ländern schon meist zum „Exportiren" präparirt, d. h. angemacht worden. Und nicht genug damit, in Amerika selbst wird dreimal mehr Wein konsumirt, als importirt wird; die Weinhändler verstehen den Rummel und — Essig, Citronen, Wasser, etwas Branntwein, viel Traubenzucker, Molasses und ein Paar Tropfen Malaga geben einen vortrefflichen Rheinwein. Nirgends wird mehr Wein g e m a c h t, als in Amerika, soll da der Amerikaner eine Vorliebe für den Wein bekommen? — Und wie mit dem Weine, so mit dem Brandy. Das soll Franzbranntwein sein? Es ist vielleicht etwas Zucker, viel Wasser und einiges Scheidewasser oder Vitriol, aus dem d i e s e r Stoff zusammengesetzt ist, aber Branntwein ist kein Tropfen darunter. Der Zoll ist hoch

auf den Schnaps; darum wird er gemacht und die Fabriken sind Gott und der Welt bekannt und tragen reichliche Zinsen. Die Gesundheitspolizei kümmert sich ja um nichts und Gift darf eben so offen verkauft werden, wie ein anderer Artikel! — Soll da der Amerikaner keinen Abscheu gegen das Schnapstrinken bekommen? — Mit dem Bier stand's früher fast eben so schlimm. Da wurde Porter und Ale aus England importirt; es war aber nicht mehr sonderlich gut, wie es ankam; gebraut, im Lande gebraut wurde fast nichts als Strongbier, d. h. auf deutsch: starkes Bier. Und ein starkes Bier war's, denn wenn keine Belladonna darunter war, so waren es andere Ingredienzien, und die wirkten nervenerregend, kopfwehrzeugend, berauschend, betäubend! Drei Glas konnten den stärksten Mann werfen; — war das ein Empfehlungsbrief für's Bier? Und wer hat das so prächtige Getränk in Verruf gebracht, wer anders als gewissenlose Fälscher?!

Von diesen Getränken gab's gar zu viele Betrunkene, denn zwei Glas Niggerbrandy, d. i. Vitriolschnaps machen nicht bloß betrunken, sondern wahnsinnig, und um dem Uebel auf einen Schlag abzuhelfen, ward das Temperenzthum erfunden. Die Amerikaner dachten nicht daran, durch eine gute Polizei darüber wachen zu lassen, daß die Wirthe keinen unächten, gesundheitswidrigen, aus schädlichen Stoffen fabricirten Getränke ausschenken; dies war ihnen zu langweilig, und so machten sie es viel kürzer und erfanden die Mäßigkeitsgesetze, d. h. das Verbot allen und jeden Weines, allen und jeden Bieres, allen und jeden Schnapses. Ein Mensch, der gar nichts mehr zu trinken bekommt, kann sich nicht mehr betrinken; das ist ein Factum!

Die Hauptstützen des Temperenzthumes sind die Geistlichen und die Reichen. Es kommt nicht darauf an, ob der Geistliche Methodist oder Presbyterianer, Unitarier oder Mennonit, Quäcker oder Episcopale ist, in dem Punkt stimmen Alle miteinander überein, daß je weniger Geld für Schnaps, Wein und Bier ausgegeben wird, um so mehr für kirchliche, d. i. „geistliche" Zwecke ausgegeben werden kann; — so sollte der Geistliche also kein Temperenzler sein? — Die Reichen aber sind aus gleich edlen Beweggründen Temperenzler, denn die Arbeiter, die nichts für Getränke ausgeben, können doch existiren, auch wenn sie weniger Lohn bekommen! — Ueberdieß, die Reichen und die Geistlichen brauchen keine Wirthshäuser. Die Anstalten, wo man das Getränk glasweise bekommt und bezahlt, sind für den gemeinen Mann; der Reiche und Angesehene läßt sich den Wein und Branntwein Flaschen-, Korb- und Faßweise in den Keller bringen!

Am meisten zu Hause ist das Temperenzthum im Norden Amerika's, und seine vesten Stützen sind die amerikanischen Bauern. Man hat ihnen so lange die Hölle heiß gemacht, bis sie zur Mäßigkeitsfahne schwuren. Die meinen's nun grundehrlich! Kommst Du zu Einem, so siehst Du nichts als Wasser auf dem Tische, — Wasser Morgens zum Kaffee, — Wasser Mittags zum Fleische, — Wasser Abends zum Thee. Bist Du aber einige Tage da und erst ein Bischen in der Familie „warm" geworden, so nimmt Dich zuerst der Sohn auf die Seite. Er führt Dich in den Stall neben der Scheune, und hinter einem großen Heubündel zieht er eine dickbäuchige Korkflasche hervor und meint, ein guter Schluck könne an diesem kühlen Morgen nichts schaden, nur sollst Du gegen Vater und Mutter zu schweigen wissen. Nach dem Mittagessen zupft Dich die Hausmutter am Arme und führt Dich in ihr Allerheiligstes und hinter einem breiten Kleiderschranke öffnet sie ein geheimes Thürchen und zieht ein zierliches Fläschchen „ächten" hervor und giebt Dir

einen „Tropfen für den Magen", und Du kannst deutlich sehen, daß das Fläschchen vom „Aechten" noch einige Schwesterchen und Brüderchen im Hintergrunde hat. Sie meint aber, Vater und Sohn brauchen nichts von diesen Magentropfen zu erfahren. — Zu allerletzt am Abend nimmt Dich der Hausvater an der Hand und geht mit Dir in das „Bibliothekzimmer", wie er's nennt, allwo ein großer Schrank die „Hausapotheke" enthält und aus einer der Medicinflaschen füllt er ein großes Glas, das Du mit ihm zu leeren gebeten wirst, und Du meinst: „dieser Brandy sei noch der beste von allen dreien", aber Du trinkst ihn nicht als Brandy, sondern als „Medicin"! — Auch der Hausvater calculirt, daß diese „Medicin" nicht für die übrige Familie passe und ermahnt Dich, das Geheimniß für Dich zu behalten.

Auf diese Art läßt sich's auch in einem Temperenzstaate und im Hause eines Temperenzlers aushalten, wenn Einer nicht gerade auf das Trinken im Wirthshause versessen ist, und — auch dafür giebt's Rath.

Die Temperenzfanatiker haben's nämlich in der That so weit gebracht, daß in einzelnen Staaten das Verbot des Weines, Liqueurs und Bieres zum Staatsgesetze erhoben wurde. Weiter sind sie bis jetzt noch nicht gegangen; sie haben z. B. das Küssen, das Heirathen, das Rauchen und das Essen noch nicht verboten. Ja auch das Trinken ist nicht ganz verboten: Zuckerwasser, Apfelwein, Limonade und Sodawasser sind erlaubt. In solchen Staaten sehen die Wirthe alle aus wie „frischgeborene Puritaner". Sie tragen hohe Vatermörder, ein frischrasirtes Kinn und einen Rock, der bis an die Knöchel reicht; das ist die ächte Sorte. Mach' Dich bekannt mit ihnen, so wirst Du vielleicht in's „Familienzimmer" zugelassen. Dieses liegt im dritten Stock, wenn einer da ist, im andern Fall im zweiten; und Du erstaunst, wenn Du die Treppen hinaufgestiegen bist, weder Frau noch Kinder allda zu treffen, wohl aber eine Gesellschaft Temperenzler, die sich alle damit beschäftigen, Wein, Bier und Schnaps so schnell wie möglich zu vertilgen; denn sie haben diesen mörderischen Getränken ebenfalls den Untergang geschworen.

Der Hauptunterschied zwischen einem Temperenzstaate und Nichttemperenzstaate ist der, daß in dem ersteren die berauschenden Getränke doppelt so theuer verkauft werden, als in dem letzteren, und daß dennoch die Zahl der Betrunkenen sich so ziemlich gleichkommt, ja sogar vorwiegend ist in den ersteren. „Keine Liebe brennt so heiß, als die, von der Niemand was weiß."

Seit der Einführung des Lagerbiers hat das Temperenzthum einen großen Stoß erlitten. Vor etwa 20 Jahren wußte man noch kaum etwas davon, jetzt ist es über die ganze Union verbreitet, und die Amerikaner schwören so gut zu ihm, als die Deutschen. Ein Deutscher, der seine zwanzig Glas „Braunes" vertilgen kann, ohne umzusinken, wurde noch vor wenig Jahren wie ein wildes Thier angestaunt; jetzt übertreffen ihn bereits viele „Natives"! Ein Getränk, das weder blödsinnig macht nach dem dritten Glase, wie das Strongbier, noch wahnsinnig aufregt, wie der Scheidewasserschnaps, noch die Gedärme blau färbt, wie das Sodawasser, und — doch den Durst löscht, das ist eine gottvolle Erfindung! So haben die Deutschen den Ruhm, daß sie den Amerikanern wenigstens Eine ihrer Heucheleien verleidet machen werden, die Heuchelei des Temperenzthums. Bereits wackelt das stolze Gebäude, und in nicht langer Zeit wird's vom Erdboden verschwunden sein, wie noch aller Unsinn verschwunden ist.

Es werden zwar in der allerjüngsten Zeit auf's Neue Anstrengungen gemacht,

durch Ausnahmegesetze den Genuß des Bieres in einzelnen Staaten ganz, in anderen nur am Sonntag zu beschranken; doch dies ist das letzte Aufflackern des heuchlerischen Muckerthums, denn je mehr die Kultur des Bieres verbessert wird und sich dem ächten deutschen bayerischen Bier nähert, wovon es leider noch immer weit entfernt ist, je mehr Freunde werden demselben unter den Amerikanern zugeführt werden.

Auch die Völkerwanderung, welche jetzt fast jährlich von Amerika nach Europa stattfindet, untergräbt die Bestrebungen der Temperenzler. Die Amerikaner, welche Deutschland bereisten, sind entzückt davon, wie selbst die bestsituirten Deutschen bei ihrem Töpfchen oder Seidel Bier sitzen und gemüthlich plaudern, wie selbst Mitglieder der höchsten Stände es nicht verschmähen, am Sonntag öffentliche Lokale zu besuchen und dort — o Grausen für ein amerikanisches Gemüth — öffentlich Bier oder Wein zu trinken, Musik und was es der unheiligen Dinge mehr giebt, anzuhören.

Alle diese von ihrer Wanderung durch Deutschland zurückkehrenden Amerikaner sind Gegner des Puritanismus und des Temperenzunwesens. Wir werden beide mit großer Freude in's Grab steigen sehen, und weinen vielleicht nur darüber eine Thräne, — daß Millionen von Menschen sich so lange Zeit dadurch das kurze Bischen Dasein vergällten und Anderen zu vergällen suchten.

7.

Heirathen in Amerika.

Wenn Einer in Deutschland heirathet, so kennt er nicht bloß seine Braut, sondern auch die Schwestern und Brüder derselben, er kennt ihre Eltern und Großeltern und die Onkels und Tanten, und die ganze ehrenwerthe Verwandtschaft bis in's dritte und vierte Glied. Er weiß, wie das Mädchen erzogen worden ist, in welcher Umgebung, in welchen Verhältnissen, mit welchen Ansprüchen sie bisher gelebt hat; er weiß, wie's mit den Eltern steht; alle künftigen Erbschaften und Anwartschaften sind schon zum Voraus in Anschlag genommen und es läßt sich daher der künftige Lebensweg des jungen Paares mit ziemlicher Bestimmtheit zum Voraus berechnen, Kinder und Sterbefälle abgerechnet. — Vor dem Verspruchstage macht der Liebhaber pflichtschuldigst bei den Eltern der „Zukünftigen“ seine Aufwartung; man weiß natürlich, was er will, und ist längst entschlossen, das Jawort zu geben, aber man bittet sich doch einige Tage Bedenkzeit aus, um sich die Sache nochmals zu überlegen Endlich ist die Brautschaft fertig, die Heirath aber noch lange nicht. Prosit die Mahlzeit, man darf sich in einer gesitteten Gesellschaft nicht so übereilen. Ein Brautstand von einem halben Jahre ist das Geringste, was der Anstand erfordert; ein Pfarrkandidat bringt's oft auf zehn Jahre! — Aber jetzt geht's an's Heirathen. Huh, was eine Aussteuer Mühe kostet! Die Mutter der Braut hetzt sich seit Wochen ab, daß sie nur noch wie ein Schatten herumläuft; man wird wohl die Copulation um einige Zeit verschieben müssen, denn der Schreiner oder die Weißzeugnätherin haben noch nicht abgeliefert! Doch, es kommt endlich zum Schlusse, der Pfarrer bekommt den Auftrag des dreimaligen Aufgebots. Er hat den Fall genau untersucht und es ist in der That kein Hinderniß vorhanden; weder in Religion, noch in Verwandtschaft, noch im Alter, noch in der beiderseitigen Zustimmung der Eltern — nirgends ist ein Hinderniß. Der Hochzeitstag ist da, die Copulation ist angesetzt. Welche Pracht in neuen Kleidern! Und die Brautjungfern und Brautführer

— welche Lust und Freude! Was für ein Zug in die Kirche! Hunderte von Menschen strömen zusammen; — eine Hochzeit kann man doch nicht nur so vorübergehen lassen ohne nähere Notiz! — Der Pfarrer läßt's bei dem einfachen Copuliren nicht bewenden, es muß doch auch, wenn nicht eine besondere, stundenlange Predigt, doch eine Segenspendung in einer viertelstündigen Rede dazukommen, sonst würde ja das Brautpaar glauben, es sei nicht richtig verbunden. Endlich ist auch das vorüber, jetzt geht's an's Festessen und nach dem Essen an's Trinken und mit dem Trinken an die Toaste und nach den Toasten an's Tanzen, oh' — das Tanzen darf doch nicht vergessen werden! Es sind ja einige Dutzend junge Leute da, die müssen doch hüpfen und springen und sich im Kreise drehen und sich im Arme haben, denn sie wollen ja später auch einmal Hochzeit machen! Die Alten können sich einstweilen beim Wein vergnügen und ihrer, nunmehr bald silbernen Hochzeit gedenken.

So ist's in Deutschland, und in manchen Gegenden ist man sogar mit einer eintägigen Hochzeit nicht zufrieden, sondern macht eine zwei- oder dreitägige daraus, und kommt nicht zu Athem, als bis die Füße sich nicht mehr regen können.

Wie ganz anders in Amerika! — Der Amerikaner ist kurz angebunden, er hat keine Zeit zum langen Herumflankiren. Er lernt ein Mädchen in der Gesellschaft kennen, oder im Theater, oder auf einem Balle oder auch im Hause der Eltern; er braucht eine Frau; er glaubt, die passe. Er sagt's ihr, — sie sagt ja, den andern Tag lassen sie sich copuliren und gehen dann möglicherweise zu den Eltern, um diesen Anzeige davon zu machen. Vom „Kennenlernen" der Brautleute unter einander ist keine Rede; das kommt erst hintendrein.

Am ungemüthlichsten ist es für den jungen Deutschen in Amerika. Wo in aller Welt soll er eine Frau hernehmen?

Der Deutsche in Amerika weiß wenig vom Familienleben. Er ist meist zu eng logirt, um viele Besuche annehmen zu können. Und dann — an der Arbeit darf kein Tag ausgesetzt werden, wenn man nicht einen Taglohn verlieren will. Somit können sich die jungen Leute nur an öffentlichen Orten, in Wirthshäusern, oder Sonntags bei Concerten, im Theater, bei Bällen kennen lernen. Und was lernt man da von einander kennen? — Alles, nur nicht, was eine Frau im Hauswesen ist. Und dann wie viel in Amerika erzogene oder gar geborene deutsche Jungfrauen giebt es? Sind nicht die Alle schon längst amerikanisirt, und wollen keinen frisch eingewanderten Deutschen, besonders aber keinen Arbeiter? — Aber importirte deutsche Jungfrauen giebt's doch genug? Gar keine Frage, und was für Jungfrauen! Reise einmal mit einem Auswanderungsschiff nach Amerika, besieh' Dir das Leben auf diesen Schiffen, gehe hinunter in's Zwischendeck, wo sie zu Hunderten Alle unter einander leben, betrachte Dir die meisten der Mädchen, wenn sie allein reisen und nicht mit Eltern oder befreundeten Familien herüber kommen, wie schamhaft und züchtig sie sich schon nach der ersten Woche benehmen — ei, wie vergeht Dir die Lust, eine importirte Jungfrau zu heirathen! Und wenn sie auch „anständig" ankam, weißt Du etwas Näheres von ihr? Kennst Du ihre Verhältnisse? Wie sie aussieht, siehst Du, — wie's in ihr aussieht, muß erst die Zukunft lehren. Am Ende bist Du gerade so gut daran, Du setzest in die Zeitung, daß Du eine Frau suchst. Hundert gegen Eins, Du bekommst ein Dutzend Anträge. Verlangst Du gar vollends eine, die ganz ohne Vermögen sein darf und auch kein Wunder an Schönheit, so bekommst Du zum Min-

destens ein doppeltes Dutzend Briefe. Nun lies aus. Es giebt ja Leute die aus der Handschrift den Charakter zu erkennen vermögen, und wenn's nichts ist mit dieser Wissenschaft, was thut es? Eine „Katze im Sack" mußt Du auf jeden Fall kaufen, also besinne Dich, ob Du eine schwarze einer grauen, oder eine graue einer gefleckten vorziehst, besieh sie Dir und dann — frisch drauf los! — Handelst Du vernünftig, so gehst Du in die Heimath und holst Dir eine Lebensgefährtin, kannst Du dies nicht, — so schreib' nach Deutschland und importire ein frisches Röschen und sorge dafür, daß sie mit einer honetten Familie herüberkommt. Die Hauptsache ist natürlich: die Braut; das Copulirtwerden ist eine Kleinigkeit.

Du brauchst nicht zum Pfarrer zu gehen, wenn Du das nicht liebst; ein Richter kann die Ceremonie ebenso gut vornehmen. Und magst Du einen solchen nicht, so gehe auf's Rathhaus: jeder Aldermann oder der Major, ist mit Vergnügen bereit, Euch zusammenzuschließen. In ein paar Minuten ist Alles geschehen. Du zahlst Deinen Thaler und gehst mit Deiner Frau davon. Von einem Hochzeitsschmause ist auch nicht die Rede, wenn nicht zufällig derjenige der Dich copulirt, zugleich eine Wirthschaft hält (was im Lande sehr oft der Fall ist) und darauf sieht, daß außer Copulationsgebühren auch ein Paar Flaschen Wein draufgehen.

Umstand und Aufenthalt giebt's gar keinen. Man fragt Dich nicht nach Deinem Alter und nicht nach Deinem Vermögen; Du brauchst weder einen Heimathschein, noch einen Bürgerbrief; Deine Braut mag katholisch sein und Du ein Jude, man kehrt sich nicht daran; von einem Aufgebot in der Kirche ist ebenso wenig die Rede, als von der Einwilligung der Eltern; bist Du einundzwanzig und Deine Braut wenigstens vierzehn, so geht's keinen Menschen etwas an, ob ihr einander nehmt oder nicht, und wenn Du zehnmal ihr Onkel oder sie Deine Tante wäre. Das wäre eine schöne Geschichte, wenn man nach solchen „Lappalien" zu fragen hätte! Nicht einmal Handschuhe braucht man in Amerika zum Heirathen, und es ist Vielen schon zu viel, daß man sich überhaupt nur noch copuliren lassen muß, und die leben so zusammen und ihre Kinder sind doch legitim, weil ein Zusammenleben zwischen Mann und Weib vor jedem Richter so viel gilt, als wäre der Knoten in der Kirche geschlungen worden. Die Rechte der Frauen werden geschützt in Amerika!

So wäret Ihr denn verheirathet. Es war in einer Viertelstunde vorbei. Jetzt richtet Euch ein. Das Logis habt Ihr, jetzt fehlt nur die Aussteuer. Aber — die bringt Niemanden in Verlegenheit. Ihr geht in einen Möbelstore; das breite zweischläfrige Bett, das Bureau (Kommode), die Sessel, der Spiegel und vor allem der Schaukelstuhl sind bald gekauft. Jetzt noch zu einem Blechschmied; Ihr könnt unter hundert Kochöfen auslesen und alle sind mit dem zum Kochen nöthigen Geschirr versehen. In einer Stunde seid Ihr fix und fertig eingerichtet und habt schon Alles im Hause. Der nächste Grocer liefert gespaltenes Holz, Kohlen und Alles, was Ihr braucht. Habt Ihr Morgens Euch kennen gelernt, um zwei Uhr Euch trauen lassen, so eßt Ihr um sechs Uhr schon als Mann und Frau in der eigenen Wohnung zu Nacht.

Es geht flink in Amerika mit dem Heirathen! Ob's aber mit dem Glück in der Ehe ebenso flink geht, ist eine andere Frage. Gar viele hunderte Male kommt's vor, daß das Ding nicht recht klappen will. Die Leute passen nicht zu einander, und

statt dem Himmel ist die Hölle in höchsteigener Person eingezogen. Das wird eine traurige Geschichte geben für das lange übrige Leben! Zum Frühstück Händel, — zum Mittag Katzbalgereien — und zum Abendessen Prügel! Und so vielleicht ein Dutzend oder noch mehr Jahre lang! Herrliche Aussichten das!

Mit Nichten. Wofür hätte man seine Füße, wenn man nicht mit ihnen davon laufen könnte? — Der Mann freilich thut's selten. Er muß seinem Geschäft nachgehen und kann seinen Aufenthalt nicht wechseln, wie ein Paar Handschuhe. Die Frau aber, die hat Zeit und Muße und oft auch den guten Willen dazu. Die packt auf und davon, und wenn Du Abends vom Geschäfte nach Hause kommst, so findest Du das Zimmer leer, Deine Frau hat sich empfohlen und als Begleitung die Möbeln mitlaufen lassen. Diese Nacht mußt Du schon auf dem nackten Boden campiren; den nächsten Morgen aber gehst Du in ein Boardinghaus und thust, als wenn Du Deiner Lebtage ledig gewesen wärest. Sei froh, wenn sie sonst weiter keine Ansprüche an Dich macht. Scheiden lassen kannst Du Dich in seltenen Fällen, denn nirgends in der Welt ist eine „gerichtliche Scheidung" schwerer, als in den meisten Staaten Amerika's. Gar Viele wollen freilich schwer hieran glauben, und meinen, wo die Heirath so leicht, müsse auch die Scheidung bequem sein; man läuft zum Notar und verlangt einen Scheidebrief. Der giebt ihm auch einen, wenn beide Theile mit einander übereinstimmen, aber nur einen Scheidebrief von „Tisch und Bett," eine Vermögenstrennung und gegenseitige Abfindung. Zum Wiederheirathen berechtigt eine solche Scheidung so wenig, als gar keine Scheidung! — Viele Deutsche springen auch auf's Zeitungsbureau und lassen da einrücken: „heute ist mir meine Frau So und So durchgegangen, kommt sie binnen drei Tagen nicht wieder, so betrachte ich mich als geschieden." Sie meinen, ein solcher öffentlicher Aufruf sei so viel werth als eine wirkliche Scheidung und man kann daher alle Tage ein Dutzend und mehr solcher „öffentlicher Aufrufe" in den Blättern lesen. Sie sind aber nicht mehr werth, als ein Strohhalm. Gehe hin, heirathe wieder und dann lasse Deine erste Frau klagen, so wirst Du ohne Gnade wegen Bigamie gestraft und die Strafe auf Vielweiberei ist — Zuchthaus.

Doch sei getrost, sie klagt nicht, so wenig als Du klagst, wenn Du hörst, daß sie sich zum zweitenmale verheirathet hat. Wie viele Tausende giebt's in Amerika, die zum zweiten- und drittenmale verheirathet sind und ihre ersten oder zweiten Ehemänner oder Eheweiber leben noch! Beide Theile sind froh, daß sie einander auf so wohlfeile Art losgeworden sind und es fällt ihnen im Schlafe nicht ein, einander wegen so einer Kleinigkeit, als eine zweite Heirath ist, zu chikaniren. Willst Du aber ganz vorsichtig zu Werke gehen, so übersiedle in einen anderen Staat und nimm einen anderen Namen an. Wer kümmert sich darum? — Und wenn auch eine Klage vorkommt, es giebt ja Advokaten und mit Geld läßt sich viel machen. Vielleicht gelingt es Dir auch, die beiden Weiber, die erste und die zweite, mit einander zu versöhnen und Du lebst dann mit beiden, eine Geschichte, die sich öfters zuträgt, als man glauben sollte. — Freilich, die noch in Deutschland angetrauten Weiber lassen sich nicht so leicht abspeisen und wenn Du Eine draußen hast, und Du mußt befürchten, daß sie nachkommt, dann laß das Heirathen in Amerika. Besonders aber hüte Dich vor Eheversprechungen, denn die sind noch schlimmer, als eine wirkliche Heirath.

Ein Eheversprechen muß gehalten werden in Amerika. In Deutschland ver-

Du's nicht so genau damit genommen. Was ist ein bloßes Versprechen! In Amerika aber ist's ein ander Ding. Habe einmal Umgang mit einem Frauenzimmer, führe sie aus auf einen Ball, an einen Vergnügungsort; sei zutraulich gegen sie und sage ihr, daß sie Dir gefalle; bleib' dann den anderen Tag weg und hoffire mit einer Andern; ei, — wie schnell ist ein Verhaftsbefehl gegen Dich da! Du wirst vor den Richter geführt und da steht sie schon, die schöne Klägerin, und schwört, daß Du ihr Deine Hand mit oder ohne Herz zugesagt. Was willst Du machen? Auf ein Paar Jahre in's Gefängniß wandern? Oder heirathen? Du wählst natürlich das Letztere und der Richter schließt Euch gleich zusammen vor der versammelten Menge und aus der Klage ist eine Hochzeit geworden. Auch hieran kannst Du erkennen, mit welcher „Dame" Du es zu thun hattest, wenn sie Dich deshalb, daß sie Dir vielleicht erlaubte, ihr einen Kuß zu geben oder sie für Dein gutes Geld auf den Ball zu führen und mit Champagner zu traktiren, vor den Richter citirt und einige Tausende Dollars — billiger thut's Keine — als damage für ihren „guten Ruf" verlangt. Ein anständiges, gut erzogenes Mädchen will ihr Herzensgeheimniß wahrlich nicht vor einem öffentlichen Tribunal bloßgelegt sehen; anständige Eltern wollen sicher nicht, daß der Name ihres Kindes durch alle Zeitungen die Runde macht, und daß man an allen Orten davon spricht: Die hat Der und Der sitzen lassen und sie hat ihren Schatz wegen damage verklagt. Die Irländerinnen sind besonders stark in diesem Artikel. Sie kennen das Gesetz und sind sehr drauf aus, geheirathet zu werden, besonders von Deutschen. Sie bieten Dir alle Gelegenheit, vertraut mit ihnen zu werden, thue es, und — gefangen bist Du. Kein Gott kann Dich retten, außer wenn Du beweisest, daß Du schon eine Frau hast und dann mußt Du — zahlen.

Ist aber eine glückliche Ehe zwischen Deutschen schon so selten, wie prächtig ist erst eine Ehe zwischen einem Deutschen und einer Irischen! Die Sprache zwar, die lernt sich bald, aber — irische Gewohnheiten und deutsche Gewohnheiten! Zehnmal unter eilfmal ist sie betrunken, wenn Du nach Hause kömmst, und wenn Du alles Geld vor ihr verbirgst, und wenn Du dem Grocer sagst, daß Du keine Schulden mehr für sie bezahlst — sie versetzt ein Stück Möbel, ein Stück Kleid nach dem anderen, nur um Schnaps damit zu kaufen. Sag' was zu ihr, kanzle sie ab, gieb' acht, wie schnell sie ist mit der Zunge und dem „damned Dutchman!" — Bei einer Irländerin helfen nur Schläge. So denkst Du und versuchst dies Mittel. Ist Deine liebenswürdige Gattin zur Zeit betrunken gewesen, so daß sie nicht weiß, was mit ihr geschehen, dann ist Dir wohl; denn sie kennt kein Rachegefühl; hat sie aber noch Bewußtsein gehabt, dann schickt sie Dir sicher einen Pat, Jimmy, Sam, Johnny oder sonst einen liebenswürdigen Vertreter der grünen Insel als Rächer der „weiblichen Ehre" und Du kannst Dir Deine Knochen in einem Sacke sammeln. Heirathe aber vollends eine Amerikanerin, o Du armer Deutscher, da bist Du ganz verloren; denn in ihren Augen bist und bleibst Du doch immer nur ein „verachteter Deutscher". — Natürlich Alles mit Ausnahmen, wie überhaupt mit dieser Darstellung nicht gesagt werden soll, daß es nicht auch sehr glückliche Ehen giebt, die in Amerika geschlossen worden sind, — daß nicht auch auf amerikanischem Boden prächtige, arbeitsame und tugendhafte Mädchen existiren, die einen Mann glücklich machen können. Bist Du ein Glückspilz, so gewinnst Du das große Loos; — ein Glückspilz bist Du, wenn Du eine Dich beglückende Frau findest.

8.

Der deutsche Winkeladvokat.

Der Winkeladvokat wird auf englisch „shyster," deutsch „Schinder" genannt. Ein Schinder ist in Deutschland ein Mann, der die gefallenen Thiere ausweidet und ihnen das Fell abstreift; in Amerika ist ein Schinder ein Mann, der seinen Landsleuten bei lebendigem Leibe die Haut über die Ohren zieht. Er fängt seine Carrière an als Dollmetscher, nicht als vom Staate oder der Stadt angestellter Dollmetscher, sondern als Dollmetscher „auf eigene Rechnung". Der Deutsche in Amerika bringt's selten bald so weit, sich im Englischen richtig oder auch nur verständlich ausdrücken zu lernen, und es giebt Viele, die schon zwanzig Jahr im Lande sind, und doch noch nichts sprechen können, als ihre Muttersprache. Wi[e] sind die in Verlegenheit, wenn sie einmal, vielleicht wegen einer Kleinigkeit, vo[r] Gericht oder vor sonst eine Behörde gefordert werden! Sie stehen da, wie der Ochs am Berge, denn der Beamte wird doch nicht ihretwegen deutsch sprechen lernen? — Und während sie so dastehen, kommt der freundliche Landsmann, der sich als „Dollmetscher auf eigene Rechnung" vor den Gerichtshöfen herumtreibt und nimmt sich ihrer an, natürlich gegen Geld und gute Worte, wobei übrigens die Letzteren die Nebensache bilden. — Wie staunen sie ihn an, den deutschen Landsmann, dem die englischen Worte so fließend aus dem Munde gehen, als hätte er seiner Lebtage nichts Anderes zu thun gehabt!

Und doch geht Alles ganz natürlich zu! Er, der Dollmetscher, kam ziemlich jung hierher, in welchem Alter das Gedächtniß noch frisch und die Zunge geläufig ist; er war von Jugend auf ein Freund vom Nichtsthun, so was man einen „kleinen Taugenichts" nennt, trieb sich daher viel auf der Straße herum unter der „fröhlichen" amerikanischen Jugend, vielleicht unter den „Loafern" und Straßenlungerern, und lernte so spielend sein Englisch, und besser, als wenn ein Anderer, ein schon älterer Mann, tagtäglich einen Lehrer mit einem Dollar bezahlt.

Dollmetscher bleibt er aber nicht lange. Es trägt zu wenig ein, besonders seit in einigen Städten, wo viele Deutsche wohnen, und wo vielleicht der „Nativismus" nicht so gar sehr überwiegend ist, auf städtische Kosten beeidigte Dollmetscher bei den Polizeigerichten angestellt sind. Will den Herrn selber machen, denkt er und so rückt er vor aus eigener Machtvollkommenheit und wird „Advokat". — Freilich zur Führung eines Criminalprozesses langt's nicht; er hat auch gar kein Verlangen darnach, denn es gelüstet ihn durchaus nicht, mit seinen Kenntnissen „offen" zu prangen. Auch müßte er ja vorher eine Prüfung durchgemacht haben; denn wirkliche Advokaten haben in Amerika ein Examen zu machen, das zwar leicht genug ist, aber doch zu schwer für Einen, der gar keine Kenntnisse hat! So hält er sich an Civilprozesse, Schuldklagen und die vielen kleinen Prozesse, die bei den Polizeigerichten vorkommen. Diese Kleinigkeitskrämereien, die jeder Mensch mit einigem Verstande ohne fremde Hülfe abmachen kann, sind sein Element; besonders aber die Fälle, wo der Betreffende lieber sich etwas gefallen läßt, um nur nicht vor Gericht erscheinen zu müssen!

Man sollt's kaum glauben, daß er's so weit gebracht hat! In Deutschland war er ein Nichts, vielleicht ein Metzger, der das „Schinden" ja praktisch erlernen muß; oder ein Schreiber, der draußen im Verwaltungsfache „verunglückte"; oder endlich ein Theologe und Wortgottesprediger, der zu frei dachte oder vielmehr

lebte und deshalb umsattelte. — Möglich ist's, daß sein Leumund draußen nicht der beste war; möglich, daß er wegen eines kleinen Mißgriffs in der ihm anvertrauten „Kasse" zum Zuchthaus verurtheilt und flüchtig oder nach einigen Jahren „Wollespinnen" zur Auswanderung begnadigt wurde; möglich, sogar wahrscheinlich, daß er wegen liebedürstender Absichten auf „unconfirmirte Kinder" mit Schmach aus dem Clerus gestoßen und zur Auswanderung gezwungen wurde; möglich, daß er sonst irgend ein gemeines Vergehen in der alten Heimath auf sich sitzen hat, sogar sehr möglich; allein Deutschland ist Deutschland und Amerika ist Amerika, und solche Kleinigkeiten hindern ihn nicht, in Amerika den „wichtigen" Mann zu spielen und als Advokat aufzutreten. Freilich, an sich ist das Zutrauen der Landsleute nicht groß. Von „draußen" her hatte er keinen Namen, außer einem schlechten, und in Amerika hat er sich noch keinen erworben, keinen guten nämlich, wenigstens nicht durch gewonnene Prozesse. Allein was will das Publikum machen? Zu einem amerikanischen Advokaten kann man nicht gehen, weil man sich ihm nicht recht oder auch gar nicht verständlich machen kann, und so — erhält der Winkeladvokat die Clienten. Auch kann man ihm nicht nachsagen, daß er nicht sein Möglichstes thut, Clienten zu bekommen. Nicht etwa durch rechtliche und billige Behandlung derselben; Gott behüte, davon ist er weit entfernt! Auch nicht etwa durch sein ruhiges, anständiges, höfliches und gebildetes Benehmen; Helf uns Gott, das sind ihm böhmische Dörfer! Nein nicht hierdurch, aber dadurch, daß er sich in den Vorsälen der Polizeigerichte mit seiner Vertrautheit zu den Gerichtsdienern und dergleichen Bediensteten breit macht; dadurch, daß er seine „Zuführer" (natürlich bezahlte Zuführer) hält, die sein Lob unter der Hand ausschreien müssen und ihm lange nicht so viel kosten, als dem Wunderdoktor seine Annoncen; und besonders dadurch, daß er die Wirthshäuser fleißig frequentirt und in einem derselben sein Hauptquartier aufschlägt. Dem Wirthe muß doch daran liegen, dem Manne Kunden zu verschaffen, schon deswegen, um zu seinem Gelde, der Bezahlung der Zechschuld nämlich, zu kommen, und dann auch deswegen, weil die Präliminarien eines Processes nie ohne ein Paar Flaschen Wein abgemacht werden. Geld für eine „Office" auszugeben, hat daher der Winkeladvokat nicht nöthig; — das Wirthshaus ist seine Office.

Die Gebühren, die er rechnet, sind nicht gering, jedenfalls nicht geringer als die Gebühren eines „wirklichen" Advokaten. Uebrigens läßt er mit sich „handeln" und wenn er Dir „für den Anfang" fünfzehn Dollars absordert, was keine Seltenheit ist, so biete ihm getrost fünf, er ist sehr wohl mit zufrieden. Natürlich liegt ihm am meisten am Angeld. Der Prozeß mag nachher zum Teufel gehen, wenn er nur das Angeld hat!

Hat der neugebackene Advokat eine Zeit lang debütirt, und in Fällen, wo er, weil seine Kenntnisse nicht zureichten, selbst nicht zurechtkam, — sich der Hülfe eines amerikanischen Advokaten bedient, so wirft er sich auf Politik. Natürlich hält er es mit der herrschenden Partei, oder wenn gerade Wahlen im Anzuge sind, mit der Partei, die am meisten Aussicht hat, an's Ruder zu kommen. Hat er sich in dieser Beziehung verrechnet, so macht das für einen Mann von seiner Elasticität nichts aus. Er changirt seine Meinung über Nacht. — Als Politiker macht er den Hausknecht irgend einer bedeutenden Persönlichkeit, denn da fallen nicht blos Hausknechtstrinkgelder ab, sondern es ist vielleicht später möglich, wenn die „Persönlichkeit" ein Amt bekömmt, ein Hausknechtsämtchen zu erwischen! Un-

bescheiden ist er hierin nicht; er nagt gerne an den Knochen, die ein Anderer mit dem Fuße weggestoßen. — Hie und da versteigt er sich bis zur öffentlichen Rednerbühne, natürlich nur unter seinen deutschen Mitbürgern, und auch hier nur unter dem Theil derselben, der ihn nicht näher kennt. An dem „Redenhalten" selbst liegt ihm wenig, es fällt ihm auch ein Bischen schwer, aber daran liegt ihm, daß sein Name in der Zeitung genannt wird.

Seine Hauptleidenschaft ist das Notar werden; dazu hat man schon manchen Lumpen gemacht, denkt er, und Einer mehr oder weniger, thut nichts zur Sache. Es gehört auch lediglich gar nichts dazu als die Empfehlung eines angesehenen Politikers beim Gouverneur des Staates! Und diese „Empfehlung" ist oft mit fünfzig Dollars zu erlangen! Sind's ja doch schon Leute geworden, die von Deutschland infam weggejagt wurden; Leute, die Jahre lang alle Wochen sieben Mal betrunken in der Gosse lagen; — Leute, die sogar als deutsch-amerikanische „Landpfarrer" zu erbärmlich gefunden wurden, — warum sollte er's nicht werden? — Es kostet ja dem Gouverneur nur einen Pinselstrich, und dem liegt nichts daran, ob so ein deutscher Notar ein Schuft ist oder nicht.

Was hat aber der Winkeladvokat von dem Notarship? die Ehre allein, es zu sein, kann ihn sicher nicht veranlassen, es zu erstreben, denn dieses Subjekt hat ja keine Ehre im Leibe.

Haben Deine Landsleute keine Erbschaften in Deutschland zu erheben; brauchen sie keine Vollmachten und sonstige Urkunden? Und wie der Herr Notar die sich oft bezahlen läßt, das wissen die — Geprellten am allerbesten! Diese Art Notare haben ihre Agenten in allen Wirthshäusern, die ihnen die Kunden zuweisen. Hat er nicht das Recht, Wechselproteste zu erheben und selbst ein Wechselgeschäft nach Deutschland anzufangen, wenn ihm anders — Jemand Geld anvertraut? — In Deutschland wäre der Herr Winkeladvokat und Notar längst im Arbeitshause, — in Amerika ist er eine Persönlichkeit mit einem Amtssiegel.

Hie und da freilich hat der amerikanische shyster eine kleine Angstperiode durchzumachen. Das ist, wenn er Jemandem nicht bloß das Fell, sondern auch das Fleisch abzuziehen versuchte, oder wenn er als politischer Hausknecht zu frech würde. In solchen Fällen wagt es hie und da Einer, den Herrn „Advokaten" oder „Notar" auf seine „frühere Laufbahn" hinzuweisen. — Geschieht das so nebenbei im Wirthshaus, so hat's wenig auf sich; ein Wirthshausgespräch ist ja nur ein Wirthshausgespräch! Geschieht's aber öffentlich vor einer versammelten Menge oder gar in einer Zeitung, dann — kratzt er sich hinter den Ohren, der Herr Notar und Advokat. Doch er weiß sich zu helfen. „Steh' ihm bei, göttliche Frechheit!" — Den andern Tag erscheint ein Gegenartikel, worin die vorgeworfene „Niederträchtigkeit und Schuftigkeit" frischweg geläugnet wird, und höchstens einige „jugendliche Unbesonnenheiten" zugegeben werden. „Soll der Angreifer es weiter treiben und die gerichtlichen Akten aus Deutschland kommen lassen?" Das macht zu viel Umstände und auch Kosten. Das weiß der „shyster", und darauf baut er. — Und wie selten kommt schon das vor, daß der Schinder überhaupt nur öffentlich angegriffen wird! „Was mich nicht beißt, macht mich nicht heiß", ist ein altes Sprüchwort, und ein noch älteres; „Wer im Dreck rührt, beschmutzt sich". — So bleibt der Herr Advokat und Notar meist ungeschoren, bis er vielleicht zu viel „notariellen" Dreck „an den Stecken" bekommt, und in einen andern Staat oder gar auf englischen Grund und Boden verdampft.

Der größte Stolz für den shyster ist es, seine „Karte“ drucken zu lassen, mit den Worten darauf: „Doktor N. N., Advokat und öffentlicher Notar“. — Der allergrößte Stolz aber ist es für ihn, diese Karte nach Deutschland zu senden. Dort sperren sie Maul und Nase auf und denken: was aus dem Menschen geworden ist! Ein Titel macht immer seinen Eindruck!

9.

Der New-Yorker Bierwirth.

In Amerika hat Einer das Recht, Alles zu werden. — Dies Recht hat auch der deutsche Doctor juris, wenn ihn das Unglück nach Amerika verschlägt. Allein er macht selten Gebrauch von diesem Rechte, denn er wird fast nie etwas Anderes als Bierwirth.

Er thut's vielleicht nicht gerne, aber — es bleibt ihm nichts Anderes übrig! 's ist übrigens keine so gar üble Beschäftigung, denn sieh' ihn Dir einmal an, den deutschen Bierwirth in New-York und in Amerika!

Er ist meist ein Mann von 30—60 Jahren, hat einen dicken Bauch, trägt einen Schnurrbart, führt hier und da eine Brille und giebt sich nie mit Glacéhandschuhen ab.

Seinen Aufenthalt hat er überall, hauptsächlich in den gangbaren Straßen, wo viel Deutsche verkehren. Im Uebrigen hat er's weiter gebracht, als ein Amphibium, denn er lebt theils unter, theils auf, theils über der Erde.

Wenn unter der Erde, so heißt man's ein Basement; wenn auf der Erde, so heißt man's einen Store; wenn über der Erde, so ist's ein Saloon.

Die Basementer wollen nicht mehr recht ziehen. Sie sind zu tief unten und man liebt doch bei hellem Tage lieber das Licht der Sonne, als das Gaslicht, aber was will man machen? In der unteren Stadt sind die Stores gar zu theuer und werden von den Hauseigenthümern nicht einmal gern zu Wirthschaften hergegeben. — Die Saloons wollen auch nicht mehr recht ziehen, die Leute lieben es nicht, so hoch zu steigen, aus Furcht, sie könnten herunter fallen, und so hilft nichts, als daß der Wirth nachhilft, nämlich mit einem Flaschenzuge, bestehend aus Musik, Tanz und schönen Kellermädchen. — Am besten steht's noch mit den Stores, den Lokalen ebener Erde; da ist doch der Verkehr ein naturgemäßer. Wenn nur die theure Rente nicht wäre, die sogar immer im Voraus entrichtet werden muß, was für einen Zahlungsunfähigen immer etwas Unbequemes ist.

Da steht sie nun, die deutsche Bierwirthschaft! Geh' einmal hinein, lieber Leser, und sieh' sie Dir an. Du kannst zehn ansehen, ja hunderte, und sie sehen alle einander gleich, wie ein Esel dem anderen. Du brauchst auch nicht weit zu gehen, um den Vergleich anzustellen. In der Williamsstreet, in der Chathamstreet, in der Bowery, in „Deutschländle“ und in „Ebenes“ (Avenues), kannst Du in einer Länge von hundert Schritten drei Dutzend zählen und nicht selten in Einem Hause drei: ein Basement, — einen Store und einen Saloon. Geh' hinein, auf gut Glück daß Du „frisch angestochen“ findest.

Da siehst Du zuerst eine Bar mit einer langen Platte darauf und hinter dem Schenktische ein Gestell für Gläser, Flaschen und etwelche Citronen nebst Cigarren. Im Zimmer stehen der Länge nach ein halb Dutzend oder auch ein ganz Dutzend Tische, rund oder viereckig, wie's gerade kommt, und um die Tische hölzerne Stühle.

An den Wänden hängen etwelche Gemälde, historische Bilder, vielleicht ein Stahlstich aus alter Heimath oder ein Portrait vom Vater oder der Mutter, — und die sehen so traurig und verlassen drein; man glaubt, es hänge ihnen eine Thräne im Auge.

Voilà tout sagt der Franzose. Aber er hat nicht Recht; es ist dies nicht Alles. Die Hauptsache ist vergessen. Du meinst nun wahrscheinlich: die Gäste. Ach, die sind freilich auch vergessen, denn es sind wenig genug da und sie kommen vielleicht auch nie in großer Menge. Wo sollen sie auch herkommen, es giebt ja fast so viele Wirthshäuser als Gäste! Aber was ich unter der „vergessenen Hauptsache“ meinte, das ist der Mann hinter dem Schenktisch.

Kennst Du ihn nicht, den Mann dort mit dem dicken Bauche, mit der Brille auf der Nase, mit den geschwollenen Fingern und dickem Siegelringe, mit dem roth angelaufenen Gesichtsvorsprunge? Du hast ihn doch früher oft genug gesehen, Du hast ihm vielleicht zugehört, wie er vollblutschnaubende Reden hielt; Du hast ihm gelauscht, wie er mit gewichtigem Nachdruck im politischen Zank seine Endentscheidung gab! Schüttele nicht mit dem Kopfe, es ist freilich derselbe, es ist der frühere Aktuar „so und so“, es ist der frühere Advokat U. oder X.; es ist der frühere Doctor juris, er ist's und kein Anderer.

Freilich, damals vor Jahren sah er anders aus, seine Gestalt war noch schlank, sein Gesicht frisch, sein Auge hell. — Und jetzt!

Ja, er hat's weit gebracht. Er hatte einst eine angenehme Stellung, er lebte im Umgang mit Seinesgleichen, er war angesehen und geachtet, sein Geist war frisch und lebhaft, denn Lectüre und Gesellschaft gab ihm jeden Tag neue Nahrung: er war ein Mann, wie ein Mann sein soll, eifrig in Erfüllung seiner Pflichten, heiter im Kreise seiner Familie, geistreich in Mitten seiner Freunde. Und jetzt?

Nun jetzt ist er New-Yorker Bierwirth. Er hat Nichts zu thun, als Bier einzuschenken und Bier zu trinken. Morgens früh fängt er an, und Abends spät hört er auf. Eine glorreiche Beschäftigung! Wenn Niemand kommt, so trinkt er aus Verzweiflung; — wenn Leute da sind, so trinkt er aus Gesellschaftsrücksichten. — immer aber trinkt er.

Da kommen zehn, zwölf auf einmal; heute ist ein guter Tag; das Geschäft geht. Der Miethzins kann bezahlt werden. Drei, vier treten an den Schenktisch. „Vier Ponies!“ kommandirt eine Stimme. Oh! heute ist ein Tag des Glücks, denn an den Ponies hat der Wirth den doppelten Profit, weil's nur kaum halbe Gläser sind. „Du trinkst auch eins mit,“ ruft eine andere Stimme dem Wirth zu, es ist die Stimme vielleicht eines Maurerhandlangers, der einmal früher draußen im alten Vaterlande in des jetzigen Wirths Garten die Mauer ausbesserte oder wenigstens den „Speiß“ herbeitrug, oder ist's die Stimme eines früheren Arbeitshaussträflings, der auf die Festung kommandirt war, um für die damaligen politischen Untersuchungsgefangenen den Aufwärter und Spion zu machen. — Jetzt ist der ehemalige Maurerhandlanger oder Arbeitshaussträfling der „Duzfreund“ des ehemaligen Rechtsconsulenten, und hat ihn auch der Rechtsconsulent nicht dazu gemacht, so hat er sich doch selbst dazu gemacht, denn er verzehrt sein Geld dort und da muß es sich der Wirth doch als Ehre anrechnen von ihm mit „Du“ angeredet zu werden.

Verfüge Dich doch hinaus in die Küche; nicht dorthinein, denn dort geht's in's Freie, nein dorthin, in jenes finstere, dumpfige Loch, wo den ganzen Tag das Gas

brennt und die Hitze Sommer und Winter einen Nigger kraten würde. Siehst Du sie dort, die blasse, magere Frau mit den grau gesprenkten Haaren? Sie macht eben ein Kotelette fertig, wo sie draußen die Dame war. — Siehst Du diese arme, abgehärmte Frau? Sie ist das Weib des dicken Kameraden hinter dem Schenktisch, sie war sein treues Weib drüben im alten Vaterlande, sie ist es auch hüben im neuen, aber nicht mehr lange, denn der Küchendunst in dem engen feuchten Loche wird der Sache über kurz oder lang ein Ende machen.

Er kam nach New York voll froher Hoffnungen. Sein altes Vaterland war ihm zu enge geworden oder auch hatten sie ihn dazu genöthigt, der alten Heimath Valet zu sagen. Einen neuen Wirkungskreis wollte er sich gründen, einen viel weiteren, viel größeren. Er hatte ja Kenntnisse, viel Kenntnisse, wie konnte es ihm fehlen? Freilich, natürlich, auf eine Staatsanstellung konnte er nicht hoffen, denn erstens giebt's in Amerika wenig Staatsbeamte und zweitens werden sie da nicht warten mit der Anstellung, bis so ein Deutscher von drüben herüber angeschneit kommt. Aber es giebt ja andere Stellen genug.

Also frisch weg zu einem Advokaten. Das ist ein goldener Boden in Amerika, wo kein Mensch leben, ohne einen Prozeß gewonnen, und kein Mensch sterben kann, ohne wenigstens den letzten Prozeß verloren zu haben. — „Wenn man auch nur als Advokatenschreiber im Anfang ankömmt!“ — denkt unser Mann in seiner deutschen Einfalt; aber „können Sie englisch sprechen?“ ist die erste Frage, und mit dieser ersten Frage ist die zweite schon abgeschnitten. Hier ist also nichts zu machen. — Nun zu einem Engroshändler. — „Verstehen Sie die englische Correspondenz?“ — Auch wieder nichts zu machen. — Doch da ist eine Stelle als Lehrer ausgeschrieben. — „Zu welcher Kirche gehören Sie? Wir nehmen nur einen Rechtgläubigen.“ — Wieder nichts zu machen. — Ueberall nichts zu machen. Als „Pfarrer“ hätte er vielleicht ankommen können, wenn er sich dazu verstanden hätte, sich selbst, seine Grundsätze, seinen Glauben zu verläugnen; — aber er ging ja von Deutschland fort, um von nun an ganz seiner freien Ueberzeugung zu leben!

Freilich, wäre er Schuhmacher gewesen, oder Schneider, oder auch nur Maurerhandlanger, hätte er irgend etwas „Rechtes,“ nämlich ein Handwerk verstanden, — freilich, dann hätte es ihm nicht gefehlt. So aber — wissenschaftliche Kenntnisse gewähren in Amerika keinen Lebensunterhalt, es müßte denn Einer so gut englisch verstehen, als ein geborener Amerikaner, und dann gehörte er wahrhaftig in's Narrenhaus, wenn er sich mit der Wissenschaft als Gelderwerb befassen würde, in d i e s e m Lande nämlich.

Was nun? Lehrling irgend eines Handwerks werden? Dazu ist er zu alt. — Ein Importgeschäft anfangen? Dazu gehört Erfahrung und Geld. — Bauer werden und eine Farm kaufen? Dazu ist er zu schwach und der harten Arbeit ungewohnt. — Was bleibt ihm also übrig, als eine Bierwirthschaft? — Man muß doch Etwas treiben, um nicht Hungers zu sterben und „in Amerika braucht man sich an keiner Arbeit zu schämen,“ ist ein althergebrachtes Sprüchwort.

Eine schwere Arbeit ist's freilich nicht. Er braucht nicht mit dem Kopfe zu arbeiten, der neugebackene Bierwirth; er braucht überhaupt gar keinen Kopf. — Im Anfang genirt ihn das ein wenig, und doch wie leicht gewöhnt er sich daran? Ein Tag ist wie der andere; er wird hinter dem Schenktisch zugebracht. Ein Abend ist wie der andere, es werden ein Dutzend Cigarren geraucht und zwanzig bis vierundzwanzig Glas Bier dazu getrunken. Ist das nicht ein Leben, wie es sich für einen

Mann von Bildung, einen Mann von Kenntnissen geziemt? — Mann und Frau sind in demselben Lokale; sie sehen sich aber nur Abends, denn sie ist in der Küche und er am Biertisch.

Nach fünf Jahren „Wirthschaftthums" mag der ehemalige Advokat oder Beamte oder Gelehrte nichts Anderes mehr ergreifen; nach zehn Jahren kann er nichts Anderes mehr ergreifen. Zehn Jahre lang alle Abende „genug" haben, macht den Kopf nicht heller. Nach zehn Jahren ist der Herr Wirth ganz so geworden, wie ihn seine neuen „Dutzfreunde" haben wollten, — er hat sich mit dem Volke amalgamirt.

Dies ist eine Art Bierwirthe, und wir möchten sie die „gelehrten" nennen; unter ihnen findest du viele Achtundvierziger, und solche, die es sein wollen.

Eine andere Species New-Yorker Bierwirthe ist folgende:

Der Hans oder Jörge hatte sein gutes Handwerk; er verdiente schönes Geld, mehr als ihm gut that; wäre er nur so gescheidt gewesen und hätte die hübschen Dollars jede Woche auf eine Sparbank gethan. Aber, so dachte unser Hans oder Jörge, „die Banken können brechen und dann kommst du um dein schönes Geld, besser du thust Deinem Körper etwas Gutes an." Gedacht, gethan; und so wurde aus dem fleißigen Arbeiter, ein fleißiger Wirthshausbesucher, wobei er sich viele Freunde erwarb, d. h. solange er treatete. Der frühere gute Arbeiter wurde durch dieses Leben der Arbeit überdrüssig und kam auf die Idee, das, was er jetzt dem Wirthe zu verdienen gab, sich selbst zu verdienen geben. Freunde und Bekannte hatte er ja, und daß die etwas consumiren konnten, wußte er auch, also wurde eine Lagerbierwirthschaft angefangen. Mit einem freien Lunch wurde sie eröffnet, womöglich gar mit Musik, aber ohne Tusch wird diese Art Wirthschaft bald zugemacht, denn gar schnell findet Hans oder Jörge aus, daß er fast der einzige Customer ist, und daß er auch das jetzt billige Bier nicht bezahlen könne, wenn er nicht arbeitet. Das Eldorado der ersehnten Bierwirthschaft dauerte also hier nicht lange.

Es giebt noch eine andere Gattung New-Yorker Bierwirthe:

Seht jenen Menschenfreund, jenen Volksbeglücker! In allen Versammlungen, wo es das Wohl der Mitbrüder gilt, ist er zu finden und hält feurige Reden. Insbesondere interessirt er sich für die Arbeiterfrage und sucht es dahin zu bringen, in ein Comité gewählt zu werden. „Das ist der Mann," spricht der große Haufe, „Der will unser Bestes" (allerdings das Beste — deren Geld); so wird der Volksbeglücker populär und benutzt seine Popularität zur Eröffnung einer Lagerbierwirthschaft. Diese wird nun alsbald stark frequentirt, denn man muß doch seine Gesinnungsgenossen unterstützen, und es ist doch so schön von Demjenigen, den man auf der öffentlichen Tribüne „beklatscht" und „behurraht" hat, ein Glas Bier eingeschenkt zu bekommen, das schmeckt besser als beim ehemaligen Schuster und Schneider.

Diese Art Wirthe lukriren außerordentlich, sie werden reich und ziehen sich als Kapitalisten schnell vom Geschäft zurück; dann sind sie aber keine Arbeiterfreunde, keine Communisten mehr, sondern gehen in das gegenseitige Lager über und kennen ihre früheren Freunde nicht mehr.

Dieser Art von Bierwirthen hat New-York seine zahlreichen Feste zu verdanken; diese Art Bierwirthe lassen keine Gelegenheit vorbeigehen, ihr Bier an den Mann zu bringen, es mag ein Ereigniß auf amerikanischem oder deutschem Boden von nur einiger Bedeutung stattgefunden haben, es wird ein Festredner nebst einem „Musik

dor" (drei bis vier Mann) engagirt, ein Comité aus den fleißigsten Biertrinkern gebildet, eine große Zeitungsannonce erlassen und irgend Einem von der Presse freies Essen und Trinken versprochen, wofür ein Puff im editoriellen Theile der Zeitung gegeben wird, — — und das Fest ist gemacht.

Der Herr Bierwirth kommt dabei auch noch in den Ruf nationaler Gesinnung, denn selbstverständlich hält er sich im Hintergrunde und nur das Arrangements-Comité bittet womöglich noch um die Erlaubniß, daß man sich in dessen Räumen versammeln dürfe. Nicht selten erhält der Herr Bierwirth noch ein öffentliches Dankvotum für seine außerordentliche Uneigennützigkeit und für die vortreffliche Beschaffenheit seiner Küche und seines Kellers. So wird's gemacht; nämlich der Enthusiasmus — die Feste — das Geld!

Die größte Freude für den New-Yorker Bierwirth ist's, wenn ihn ein anderer Wirth besucht, denn dann wird „getreatet" oder „traktirt". Die zweitgrößte Freude für ihn ist, wenn er selbst ausgeht und einen anderen Wirth besucht, denn da wird wieder getreatet oder traktirt, aber diesmal von der umgekehrten Seite.

10.

Der Runner.

Der erste Mensch, dem ein Einwanderer früher auf amerikanischem Grund und Boden begegnete, war ein Runner; denn der Runner ging den Einwandererschiffen, wenn sie in den Hafen fuhren, viele Meilen weit entgegen. Er miethete zu diesem Zwecke ein eigenes kleines Schiffchen, nur um der Erste zu sein, der die lieben „Vettern und Landsleute" begrüßte. Und nicht selten zahlte er dem Kapitän eines Einwandererschiffes hundert bis hundertfünfzig Dollars, nur für das Recht, der Erste zu sein, der die Einwanderer zu ihrer Ankunft beglückwünschen, und sie einladen durfte, mit ihm in New-York in's Wirthshaus zu gehen. Nicht wahr, das heißt Aufopferung? Solche Nächstenliebe kennt man in Deutschland nicht.

Leider, für den Runner wenigstens, sind ihm jetzt die Flügel ein wenig beschnitten; er bekommt die lieben Einwanderer erst aus zweiter Hand. Die erste Hand wird in Castle Garden an sie gelegt, wo jetzt jedes Einwandererschiff landen muß und wohin kein Runner dringen darf. Doch kaum sind sie heraus, die Herren Einwanderer, aus dem sicheren Port, wo die Eisenbahnbilletsverkäufer den Rahm von der Milch sich aneigneten; kaum sind sie aus dem Thore, so steht der Runner da, die abgenommene Milch giebt auch noch Käse!

Die unschuldigen Leute in Deutschland wissen freilich nicht, warum sich der Runner so viel Mühe um die Frischangekommenen giebt; sie können sich aber bald einen annähernden Begriff machen, wenn sie für ein paar Tage mit der Eisenbahn verreisen und in größeren Städten über Nacht bleiben. Wimmelt es da nicht von Leuten, die sich den Herren Reisenden aufdringen, der Eine um den Reisesack zu tragen, der Andere, um ihnen einen guten Gasthof zu verschaffen? Etwa Aehnliches ist der Runner in Amerika, nur in bedeutend verstärktem Maßstabe.

Der Runner hat seinen Namen vom Umherrennen, denn zum „Gehen" hat er keine Zeit. Einen Menschen, den man nicht wie die Kugel aus dem Rohre fortschießen kann, kann man nicht zum Runner gebrauchen.

Seinen Hauptaufenthaltsort hat er in den Landstädten an den Bahnhöfen und in den Seestädten an den Werften, wo die Dampfboote und andere Schiffe mit

Passagieren landen. Er sieht's jedem Reisenden auf den ersten Blick an, weß Geistes Kind er ist, und weiß sich darnach zu richten. Seine Aufgabe ist, dem Reisenden zuerst zu einem Gasthofe und sodann zu einem Billet auf die Eisenbahn oder auf's Dampfboot zur Weiterreise zu verhelfen. Er hat es deshalb besonders auf Landleute und Landsleute abgesehen, denn mit diesen versteht er es am kordialsten umzuspringen. Der deutsche Runner macht sich natürlich meist an Deutsche, und der irische oder amerikanische an Irländer, Engländer oder Amerikaner. Der Amerikaner kann dem Deutschen bei diesem Geschäft nicht in's Handwerk greifen, wohl aber der Deutsche dem Amerikaner; denn der deutsche Runner muß englisch sprechen, wie Wasser, wenn er seinem Geschäft recht vorstehen will.

In New-York hat der Runner sein Hauptaugenmerk auf die Einwanderer aus Europa und die Reisenden, welche per Dampfschiff nach Californien gehen, geworfen. Die übrigen Reisenden tragen zu wenig ein. Denn was ist's auch, wenn Einer für's Gepäcktragen und Wirthshausanweisen ein paar Schillinge verdient? Das kann doch einem New-Yorker Runner nichts helfen!

Der Runner für Einwanderer und besonders für deutsche Einwanderer steht immer im Dienste eines Wirthes. Für diesen wirbt er, für diesen steht er am Thore, das zum Castle Garden herausführt, für diesen scheut er nicht Kälte, nicht Wärme, für diesen scheut er weder Händel noch Schläge. Er weiß wohl warum; er bekommt seinen halben Thaler für jeden Kopf, den er dem Wirthe abliefert und oft noch mehr. Und da geht's nicht Paarweise, sondern es geht Dutzend- und oft Hundertweise, und Ein Schiff mit Einwanderern trägt einem Runner oft seine hundert und mehr Thaler ein. — Es kostet ihn aber auch Mühe, die Einwanderer zu bekommen, und er läßt sich's noch nebenbei was kosten. Er hält seine Korrespondenten in Havre, in Rotterdam, in Liverpool, in Bremen, in Hamburg. Der muß ihm melden, nicht blos, welche Auswandererschiffe abgegangen sind, denn das kann man auch sonst erfahren, sondern wer auf dem Schiffe ist, was für Landsleute, von welcher Gegend, von welchem Gau Deutschland's. Ist nur Ein Landsmann darunter, nur Ein Württemberger, Badenser, Bayer oder wo der Runner sonst her ist; ja kennt er nur Einen Namen unter all' den Deutschen auf dem Schiffe, so hat er gewonnenes Spiel. Frischweg tritt er vor und ruft unter die Leute hinein nach seinem Landsmann: er ruft ihn beim Namen, beim Tauf- und Familiennamen, und nun — was für eine Freude, wenn der Frischangekommene sieht, daß er gekannt ist! Welches Glück, in dem fernen, fremden Lande einen Landsmann gefunden zu haben! Mit dem muß er doch gehen, auf den kann er sich doch verlassen! Und wo der Eine Einwanderer hingeht, dahin gehen zugleich ein ganzes Dutzend, ein ganzes Hundert. Hurrah für den Landsmann! Und glaubst Du, es sei so schwer, einen Landsmann auf einem Schiffe aufzutreiben? Der Runner versteht ja verschiedene deutsche Dialekte und kann sich gerade so gut für einen Hessen als für einen Schwaben ausgeben. Er kennt sich ja aus in Deutschland, und ist da als Handwerksbursche in weiß Gott wie viel Herrschaften und Fürstenthümern herumgekommen. Er weiß mehr von den einzelnen Ortschaften und den Leuten drin, als der Einwanderer selbst. — Und hat nun der Runner einen Schock Einwanderer bekommen, hat er sie im Schlepptau, ist er etwa der Mann, sie sich wieder abjagen zu lassen? Lieber läßt er sein Leben! Versuch' es einmal und rede den Leuten zu, nicht mit dem Runner zu gehen. Ei, wie schnell hat Dich seine Faust niedergeschlagen! Hiebe sind das letzte, was der Runner scheut. Ja,

wenn Einer der Einwanderer selbst sich wieder von ihm losschälen wollte, und sich vielleicht anders besonnen hätte, er mag sich in Acht nehmen, auch e r fühlt die Faust des Runners und m i t m u ß e r, — er mag wollen oder nicht.

Früher trug das Geschäft mehr ein als jetzt, denn man konnte Einwanderer nicht blos an die Wirthe verkaufen, sondern — die E i s e n b a h n e n zahlten auch per Kopf einen und mehr Dollars, je nachdem die Reise weiter oder näher ging. Jetzt aber — der leidige Castle Garden nimmt allen ehrlichen Verdienst weg! Das Einzige, was man noch thun kann, sind die Californiatickets, aber auch hier hat die Pacific-Eisenbahn das Geschäft verdorben, und dieser Artikel ist zumeist in den Händen der Irischen oder Amerikaner. Aber wie beuten ihn diese aus! — Wie der deutsche Runner es schon in der Luft wittert, wenn ein Einwandererschiff den Strom herauffährt, so r i e c h t der englische Runner einen Landmann, der nach Californien reisen will, und e r ist's, der dem Arglosen das Billet verschafft und natürlich um zehn oder zwanzig Dollars zu theuer. Der ehrliche amerikanische Landmann wird von seinem Landsmann gerade so gut betrogen, wie der Deutsche von dem Seinen. Das ist doch ein Trost für die Betrogenen!

Der Runnerstand war früher ein sehr verbreiteter und hatte sein Hauptquartier in der Greenwichstreet. Es gab Parteien unter den Runnern, ganz wie unter den Politikern. Die Eine Partei warb für d i e s e s Beförderungsbureau, d. h. für diese Eisenbahn, und die andere Partei für jene. An Erbitterung fehlte es nicht. wenn eine Partei bessere Geschäfte machte als die andere, und von der Erbitterung kam's zu Schlägen und von Schlägen zu Straßenkämpfen, und nicht selten wurde im Kampfe ein Haus halb demolirt oder trug man ein paar halb oder ganz Todte weg. Das hat aufgehört, und die Runner haben sich vielfach in's Land zurückgezogen. An den Bahnhöfen im Westen, in Chicago, in St. Paul, oder wie sie sonst heißen, werden jetzt bessere Geschäfte in „Einwanderern" gemacht, als in New-York. Die Einwanderer gehen ja alle in den Westen!

Ein Nebengeschäft des Runners ist die Mädchenrunnerei. Er gabelt eine hübsche Eingewanderte auf, die kein Geld mehr hat, aber Neigung zum Geldausgeben; er verspricht ihr einen prächtigen Dienst, einen Dienst, wo sie fast gar nichts zu thun hat und doch Geld in Hülle und Fülle bekommt. Er führt sie auch in einen solchen „Dienst" und läßt sich von der „Madame" fünf Dollars für's „Zuführen" bezahlen. Was mit derjenigen geschieht, die ihm arglos gefolgt ist, kümmert ihn nicht, er hat seinen Verdienst und es ist sein Geschäft.

Der Runner ist meist ein gebildeter Mensch, jedenfalls ein Mann, der schon viel gereist ist und die Welt und die Menschen kennt. Vom Arbeiten, von einem soliden Handwerk ist er jedoch ein abgesagter Feind. Er rennt sich die Seele aus dem Leibe, wenn's was f ü r i h n zu thun giebt; wenn aber kein Schiff in Aussicht steht, so lungert er in den Wirthshäusern herum, spielt Karten und trinkt dazu. Seinen Aufenthaltsort hat er natürlich bei dem Wirthe, für den er arbeitet und — hier vergißt er stets das Zahlen für Essen und Trinken. Im Winter, wo die Runnerei am Nagel hängt, weil wenig Schiffe hereinkommen, pflegt er der Faullenzerei systematisch und selten wird's ein Mensch in der Kunst: „Nichts zu thun, ohne Langeweile zu bekommen," weiter gebracht haben. Die andere Kunst: „gut zu leben, ohne Geld auszugeben, weil er keins hat," versteht er auch aus dem Fundamente.

11.
Der Schneider in Amerika.

Der Schneider ist der glücklichste Mensch in ganz Amerika.

Das Erste, was er thut, wenn er ankömmt, ist, daß er heirathet, selbstverständlich, wenn er unverheirathet herüberkommt; das Zweite, daß er nach Geschäft sieht.

Ein ordentlicher Schneidergeselle ist nie ohne „Schatz," auch hie und da „Feinsliebchen" genannt, — aber draußen, in Deutschland nämlich, verging's ihm, das Heirathen! Da mußte er die Woche durch, wenn's hoch kam, für zwei preußische Thaler arbeiten, natürlich bei freier Kost und Antheil an einem Dachkämmerlein, — und wie mußte er arbeiten? Von Morgens früh bis Abends spät. Daher kam's auch, daß seine Sitztheile so dick und seine Arme so dünn wurden. — Wie konnte er aber bei der Einnahme heirathen? Und — wenn er's riskirt hätte, hätte man's ihn riskiren lassen? — Draußen hat der Pfarrer und der Schultheiß und der Gemeinderath auch was d'rein zu reden, und der Gemeinde ist's gar nicht einerlei, wenn Bettelkinder auf die Welt gesetzt werden! —

In Amerika ist das ganz anders. Sobald der Schneidergeselle an's Land tritt, wird er von selbst Meister. Er geht sofort zu einem Kleiderhändler und deren giebt's Legion, producirt sich als Schneider, und frägt, wie viel der Herr Kleiderhändler für's Hosen- und Rockmachen zahle. Der Kleiderhändler sagt, was er bezahlt und giebt dem „Meister" alsbald ein Dutzend Röcke zu „machen" mit. Sind die Röcke fertig, so bringt sie der Schneider in den Kleiderstore zurück, zieht den ausgemachten Lohn ein und läßt sich ein Dutzend neue Röcke geben, die er nach acht Tagen abermals fertig bringt. — So geht's Jahr aus, Jahr ein!

Und wie leicht geht das Arbeiten! Da ist kein Aufenthalt mit Messen und Zuschneiden, kein Aufenthalt mit Futter und Knöpfe einkaufen. Der Schneider bekömmt Alles fertig zugeschnitten; er bekommt so viel Dutzend Futter, Knöpfe, Faden, als er gebraucht, nicht mehr, nicht weniger. — Freilich giebt's auch keinen „Abfall". Er kann in Amerika dem Kappenmacher nicht so und so viel jährlich „abgeben"; er kann sich von einer Kundenhose nicht eine Weste herausschneiden und von einem Kundenrock langt's auch kein Jäcklein für seinen Buben. Aber — alle Vortheile kann Ein Land nicht haben, und bis er draußen Einen Rock fertig brachte, ist hier der Vierte schon abgebüzelt.

Der liebste Tag ist dem Schneider der Sonntag Mittag. Morgens wird noch streng gearbeitet, denn die Röcke, die er am Montag abzuliefern hat, müssen heute schon fix und fertig sein. Aber — Mittags geht's los. Er selbst ist nagelneu und flott genug ausstaffirt, aber sein Weibchen, — wie sieht die erst aus? Na, wer die draußen gesehen hat, als sie noch bei Sekretärs So und So diente, und wer die jetzt sieht! Ein Rosahut mit Blumen, eine schwarzseidene Mantille, ein Tibetkleid mit drei Garnirungen, Sammtstiefelchen, Glaçéhandschuhe, gesticktes Schnupftuch, — na, was sagst du dazu? Und sie ist erst nicht zufrieden damit, ob's gleich für den Anfang schon recht ist; — zwei seidene Kleider müssen her, ein farbiges und ein schwarzes, ebenso ein feiner Shawl.

Aber sie verdient's auch, das liebe Weibchen, denn von Morgens früh an ist sie auf den Beinen. Jetzt sitzt sie neben ihrem Mann und hilft ihm nähen und Knopflöcher machen; darauf steht sie am Kochofen und macht im Flug das Mittagessen fertig. Und dazu singt sie und lacht sie und pappelt sie den lieben, langen Tag.

wie wenn unser Herrgott den Sonnenschein nur für sie geschaffen hätte! — Ohne sein Weibchen ist der Schneider nur ein halber Mensch; er würde kaum zwei Drittheile fertig bringen.

Hat der Schneider am Sonntag mit seinem Weibchen einen Ausflug in's Land gemacht, oder in einem Concertsalon bei „sacred“ Musik, Lagerbier getrunken — sie trinkt Punsch, — so ist dagegen der Montag sein Eigenthum. Die „fertigen“ Röcke oder Hosen oder Westen werden fein zierlich zusammengefaltet und aufeinander gelegt; der Schneider macht sich selbst fertig und — an diesem Tage weiß die Frau schon, daß sie mit dem Mittagessen auf ihren Mann nicht zu warten hat. — Zuerst wird die fertige Waare abgeliefert, dann wird das Geld eincassirt, dann wird die neu übernommene Waare in einen Bündel gepackt und nun geht's in's Wirthshaus. Ein Paar Kameraden sind schon da; man setzt sich zur „Kreuzmariage“ oder zum „Gaigel“ oder zum „Napoleon“, offenbar das Geistreichste unter allen diesen Spielen, wenn's auch Napoleon selbst nicht erfunden hat. An diesem Tage geht's ohne einen starken „Dusel“ nicht ab. Die Frau zu Hause weiß es aber schon und grämt sich deshalb nicht zu Tode; im Gegentheil, gegen Abend nimmt sie den Weg unter die Beine und sucht ihre Ehehälfte im Lagerbiersalon auf und führt ihn friedlich nach Hause. — Den andern Tag wird wieder d'rauf los genäht und d'rauf los gestochen, als ob's gar keinen Katzenjammer in der Welt gäbe!

So geht's von Woche zu Woche, von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr.

Hie und da läßt er sich dazu verleiten, ein „Kundengeschäft“ anzufangen, und Röcke und Hosen auf Bestellung und nach dem Maße zu machen, gerade wie's in Deutschland Sitte und Gebrauch ist; aber es will nicht recht gehen. — man muß zu viel in den Wirthshäusern herumlaufen, um Kunden zu bekommen, und — hin und da passirt's Einem auch, daß eine Rechnung unbezahlt bleibt, gerade wie in Deutschland. Früh oder spät kehrt daher der Schneider immer wieder zu seinem früheren Geschäft zurück und wird „Shoparbeiter“, d. h. näht zugeschnittene Kleider fertig.

Im Alter, wenn's mit der Arbeit nicht mehr so flink geht, wenn die Augen etwas nachlassen, wird er Flickschneider. Er miethet sich ein kleines Lädchen, besonders gern in der Nähe eines Hotels, und — an Arbeit fehlt's ihm nie, so lange noch Knöpfe abspringen und Hosen zerreißen. Die Frau aber ist auch da nicht unthätig und verdient so viel, wie er; denn sie bringt die „Flecken“ heraus und stellt Rock und Hosen wieder wie neu her.

Sein größter Feind war bisher die Nähmaschine; in neuester Zeit aber hat er sich wieder etwas mit ihr ausgesöhnt. Ja, wenn er übrige hundert Thaler zusammengenäht hat, ist er im Stande und kauft sich eine solche und verdient dann in der Woche statt sieben oder acht Dollars, seine zwölf oder vierzehn.

Irische oder amerikanische Schneider giebt's sehr wenige, fast die ganze Schneiderzunft ist deutsch.

12.

Das Basement „mit freundlicher Bedienung.“

Das Basement mit „freundlicher Bedienung“ ist eine rein deutsche Erfindung, aber nur auf amerikanische Städte anwendbar.

Es ist dies eine Kellerwirthschaft, wo Mädchen gehalten werden; dem Wirthe ist die Wirthschaft die Hauptsache, — den Gästen die Mädchen.

Ein Basement mit „freundlicher Bedienung" ist schon von weitem kennbar; nicht etwa wegen des hervorragenden Schildes oder sonstiger Ausgezeichnetheiten halber; nein einfach wegen der rothen und weißen Vorhänge. Manchmal sind sie auch blau und weiß und hie und da gelb und weiß. An diesen Vorhängen, die in der niederen Kellerthür angebracht sind und die in der Mitte durch einen Zug in dichte Falten zusammengezogen werden, — erkennst du, weß' Geisteskind die Kneipe ist, und du gehst nie fehl, wenn du diesen Vorhängen nachgehst. Zum Ueberfluß steht noch hie und da eine hübsche Inschrift über dem Eingang zu lesen, als z. B. „Zum stillen Vergnügen", oder „Zur Stadt Bremen", oder „Zum Venustempel", oder „Zum Hamburger Berg", oder was sonst der „zarten" Andeutungen mehr sind. Wenn du d i e s deutsch nicht verstehst, — dann ist Hopfen und Malz an dir verloren!

Die „häusliche" Einrichtung ist sehr einfach. Ein Schenktisch mit den nöthigen Schnapsflaschen dahinter; einige Tische und Stühle und ein leidliches Sopha zum „Poussiren" und „Charmuzziren", wie hie und da die Präliminarien der „Basementliebe" genannt werden. Diese Mobilien nehmen den vorderen Raum des Kellers ein. Der hintere Raum ist durch Bretterverschläge in verschiedene kleine Abtheilungen abgetrennt und jeder dieser Verschläge enthält ein sehr einfaches Mobiliar, der Raum ist zwar für den Aufenthalt von zwei Personen sehr beschränkt, aber „Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar."

Der Basementwirth ist meist ein Deutscher und unter diesen wieder meist ein Bremer oder Hamburger oder Hannoveraner. Die ursprüngliche Heimath der Frau Wirthin ist schwerer anzugeben, denn sie liebt es, sich englisch auszudrücken. Man soll ihr ansehen, daß sie schon lange im Land ist. Und sie ist es auch, lange genug, um alles Schamgefühl im Meere der Vergessenheit begraben zu haben! Der Wirth ist selten zu Hause. Er macht ja Geld und muß sich deßhalb mit schwerer goldener Kette unter dem Publikum zeigen! Dagegen ist der Barkeeper da, d. h. der Kellner, der in einem Basement mit freundlicher Bedienung zugleich die Funktion hat, die allzuunruhigen Gäste die Treppe hinaufzuexpediren. Es wird deshalb bei seinem Engagement weniger auf ein gewandtes, höfliches Benehmen, als auf starke Fäuste gesehen. Am liebsten hat man ihn, wenn er zugleich etwas Klavier „schlagen" kann, denn dann ist der Klavierspieler schon erspart und ein Fortepiano darf doch in einem Basement mit freundlicher Bedienung nicht fehlen!

Aber wo bleibt denn die „freundliche" Bedienung? Im Wirthe steckt sie nicht, denn der ist erstens selten oder nie da, und wenn er da ist, so ist er so grob wie Bohnenstroh. In der Wirthin steckt sie auch nicht, denn d i e hat das Maul auf dem rechten Fleck, und ihre Zunge ist so schneidig, wie das Schwert Petri; im Barkeeper steckt sie am allerwenigsten, denn d e r spricht gar Nichts, sondern schlägt bloß zu, auf's Piano wie auf die Menschen. Die „freundliche Bedienung" steckt ganz wo anders, — sie steckt in den Dirnen, die allda gehalten werden.

Es sind ihrer zwei bis zwölf, je nach der Zahl der „Verschläge." Die Eine ist blond und korpulent, ihre Heimath ist das Schwabenland; die Andere braun und schwarzäugig und ihre Heimath ist das Elsaß; die Dritte verräth ihr Dialekt als Frankfurterin und die Vierte nennt Sachsen ihre Geburtsstätte; sie kommen hier zusammen aus aller Herren Länder.

Die Basementdirne ist zwischen achtzehn und dreißig. Sie trägt ein tiefausge-

schnittenes Kleid, eine Zote im Munde und zehn Ringe an den Fingern. Sie ist vielleicht schon lange im Lande und ernährte sich früher von der Nadel oder vom Dienen oder auf sonst eine ehrliche Weise; aber das Dienen und das Nähen wurde ihr zu beschwerlich und — es läßt sich ja so bequem leben in einem Basement. „Der Herr giebt's den Seinen im Schlafe," steht geschrieben. — Vielleicht ist sie auch erst vor einigen Wochen angekommen, und war im alten Vaterlande gar streng und unter der Zuchtruthe gehalten; aber sie machte ihre Vorstudien auf dem Schiffe im Zwischendecke; so kostete es dem Freund Makler nur wenig Ueberredung, sie zu der „freundlichen" Herrin in's liebliche Basement zu bringen, in einen vortrefflichen Dienst, wie er ihr sagte! Und was es für ein Dienst war, den man von ihr verlangte, das erfuhr sie schon am ersten Abend und — blieb dennoch! Vielleicht sträubte sie sich auch ein wenig, vielleicht auch viel und suchte zu entfliehen, aber die Wirthin hatte ihr das Gasthütchen bereits abgezogen und ihre Kleider eingeschlossen und — wo sollte sie Hülfe und Recht finden in der großen, wildfremden Stadt, wo Alles eine andere Sprache spricht, als sie versteht? Einmal in der Klaue der Basementwirthin, ist sie verloren, und Einmal verloren, — was liegt am zweiten und dritten Male?

Die Basementdirne ist eine besondere Freundin vom Trinken. Sie kommt dazu, sie weiß nicht wie; denn jeder Gast, der hereinkommt, muß doch zu einem „Treat," d. h. dazu angehalten werden, ihr einen Trunk zu bezahlen! Das ist ja eine ihrer Hauptfunktionen, den Gast zum Treaten zu nöthigen. Je mehr getrunken wird, um so mehr geht Geld ein. — Im Anfang trinkt sie Bier oder Sodawasser, aber bald wird ihr das Bier zu schaal und das Wasser zu naß, und sie hält sich an den „Brandy," an den Schnaps. Der erfrischt die Lebensgeister, und wenn manchmal eine alte Erinnerung wach werden wollte, wenn das Ding, das man Gewissen nennt, sich dummerweise regen sollte, — ein großes Glas Brandy, und die Thräne, die gerade im Begriff war, sich in's Auge zu stehlen, verwandelt sich in ein grelles Lachen, und — hellauf geht's wieder an's Poussiren des gerade neu eingetretenen Gastes!

Es ist ein grundehrliches Wirthshaus, dieses Basement „mit freundlicher Bedienung". Steht ja doch oben angeschrieben „Lagerbiersalon!" Und wer könnte vom baierischen Biere Schlimmes erwarten? Freilich kommen hie und da kleine Abwechslungen vor, wie z. B. daß Einer hinausgeworfen wird, ohne daß man ihm die vorher abgenommene Börse nachwirft, oder daß ein Anderer, der die Nacht da zubrachte, am Morgen weder Uhr noch Kette finden konnte. Solche und ähnliche Kleinigkeiten mögen vorkommen, allein die Schuld liegt nicht an der Basementdirne, denn wenn so ein Gerupfter je so dumm ist und seine Schande zu Markte trägt und die Polizei herbeiruft, so wird weder Uhr noch Kette noch Geldbeutel in ihrem Besitz gefunden, und — der Barkeeper nebst einigen anderen Freunden des Hauses sind gleich bereit zu schwören, daß der Fremde weder Uhr noch Geld mit herunter gebracht hat, und Letzterer darf froh sein, wenn die „fälschlich Angeklagte" ihn ohne weitere Opfer entläßt.

Das Basement mit freundlicher Bedienung öffnet sich selten Morgens vor zehn Uhr und den ganzen Tag über finden sich nur wenig Besuche ein. Der Wirth ist aus, die Wirthin schläft hinter dem Schenktisch und der Baarkeeper spielt mit einem Kollegen Karten. Erst gegen Abend spürt man, daß „Leben" da unten ist. Die Dirnen schminken die vergilbten Wangen, waschen die erschlafften Glieder und

werfen sich in Putz. Nachts zehn Uhr fängt es an, lustig zuzugehen, denn der Hauptbesuch findet sich dann ein, wenn die andern Wirthschaften zuschließen. Am lebhaftesten geht's da zu, wo die Matrosen verkehren. Die übrigen Besucher sind verlorene Ehemänner und Betrunkene. Die Letzteren bilden bei weitem die Hauptklasse. Und wie freigebig sind sie in ihrer Betrunkenheit! Und wie wissen die Dirnen es zu nützen! Hie und da verliert sich auch ein „Verliebter" herunter und wie schneidet es ihm in's Herz, wenn er seine Auserkorene, für die er vielleicht seinen Prinzipal bestohlen oder seines Vaters Wechsel vergeudet, auf dem Schooße eines lallenden Hohepriesters des Teufels findet!

Die Basementdirne bleibt nie lange an Einem Platze. Sie wird bald zu bekannt da und muß deshalb changiren. Doch die Stadt ist ja groß und der Basementer giebt's die Hülle und Fülle! Auch der Städte giebt's nicht wenige, wo Basemente mit freundlicher Bedienung zu Hause sind! Besonders gewandt ist sie im Changiren, wenn die Polizei auf sie fahndet, weil sie vielleicht das Mein und Dein gar zu auffällig verwechselte.

Im Uebrigen steht die Polizei zu den Basementen „mit freundlicher Bedienung" auf besonders freundschaftlichem Fuße. Nicht etwa deswegen, weil das Treiben in einem solchen Basemente gesetzlich erlaubt wäre — es ist im Gegentheil gesetzlich streng verboten, — auch nicht deswegen, weil die Reize der Inwohnerinnen eine besondere Allgewalt über sie ausüben, — nein, einfach deswegen, weil der Wirth weiß, daß die Besoldung der Polizei stets einer kleinen Aufbesserung fähig ist Auch das Trinken schmeckt den Herren Polizeidienern sehr gut, besonders im Sommer, wenn's sehr heiß und im Winter, wenn's sehr kalt ist, und wie könnte der Wirth eines Basements mit freundlicher Bedienung je so frech sein, von einem Mann des Gesetzes eine Bezahlung anzunehmen? — Auf diese Art treibt der Wirth sein Handwerk unbelästigt und ungestört, denn die Nachbarschaft stört ihn nicht, weil sein nächster Nachbar auch ein Basement hält oder sonst 'was ähnliches „Ehrbares"!

Die Basementdirne bleibt D i r n e, so lange sie kann. Ist sie vor dem dreißigsten Jahre noch nicht im Spital gestorben, so wird sie nach dem dreißigsten: Straßendirne und dann darf sie sicher darauf zählen, in wenigen Jahren nach Pottersfield oder sonst einem „Armenkirchhof" zu wandern. — Die Basementwirthin wird vor der Zeit grau und aschfarbig; der Basementwirth aber läßt sich Nichts anfechten, er ißt and trinkt, wird dick und fett und ärgert sich über nichts, als darüber, daß andere Leute nicht an Einem Tische mit ihm sitzen wollen. Mit der Zeit kauft er sich ein Landgut, hält sich ein Reitpferd und bezahlt einige Leute als Gesellschafter, damit er doch Jemanden hat, der mit ihm trinkt.

13.

Ein amerikanischer Sonntag.

Gottes Sonne scheint überall lieblich auf dem ganzen runden Balle, auf dem wir wohnen; die Menschen aber setzen Jalousieläden vor ihre Strahlen, damit ihre Wärme nicht in die Herzen dringe. Hätte Gott die Berge und die Bäume, die Flüsse und die Thäler, das Licht und die Blumen, den Abend und den Morgen, den Rebstock und die Gerste erschaffen, wenn er ein J a m m e r t h a l aus der Erde

schaffen wollte? Die aber, welche den Menschen zu Gott leiten, welche ihm das Verständniß des großen, allgütigen Schöpfers und Meisters eröffnen sollen, die Menschen lehren, daß die Erde nur ein Zuchthaus und das Leben dahier die Strafzeit sei, die dem Menschen zugemessen, ehe er die himmlische Seligkeit erringe! Die Vögel in der Luft, die Thiere im Walde, die Fische im Wasser, sie singen und springen und sonnen sich; sie alle erfreuen sich ihres Daseins; — — die Menschen allein sollen Buße thun in Sack und Asche, weil Gott sie geboren werden ließ!

So lehrt nicht die Natur, so nicht die Bibel; aber, die das Lob Gottes verkündigen sollten, die lehren so und die sind es auch, die den „amerikanischen Sonntag erfunden haben. Und was für eine Erfindung ist's!

Wenn Kirchen der Ausdruck der Frömmigkeit eines Volkes sind, so ist das amerikanische das frömmste in der ganzen Welt. Es giebt allda keine Staatsreligion; aller und jeder Glaube ist gestattet; der Jude, der Heide, der Mohammedaner, der Katholik, der Reformirte, der Protestant, der Unitarier, der Mennonit, der Mormone, der Quäker, — Alle genießen sie gleiche Rechte und können ihren Gott auf ihre Weise verehren. Nirgends aber in der ganzen weiten Welt frägt man mehr danach, ob Einer einer Kongregation angehöre und welcher; nirgends in der ganzen Welt geschieht mehr für die Bekehrung der Heiden; nirgends werden mehr Bibeln vertheilt; nirgends wird mehr Geld gesammelt für Mission und Religion! Kirchen aber und Bethäuser, — deren sind Legion, und nirgends in der ganzen Welt sieht man mehr darauf, daß die Bethäuser und Kirchen besucht werden, als in diesem Lande der Duldung und Toleranz!

Wenn der Amerikaner am Sonntag aufsteht, so ist es sein Erstes, daß er nach dem Wetter sieht: ob er trockenen Fußes in die Kirche gehen könne. Aber es mag regnen oder schneien, Nichts hält ihn ab, sein Bethaus zu besuchen. Er hat vielleicht die ganze Woche auf Nichts gesonnen, als wie er seine Nebenmenschen übervortheile, — er ist vielleicht auf Wegen gegangen, die der Ungläubigste mit Abscheu meidet; — Sonntags nimmt er sein Gebetbuch unter den Arm und wandert zur Kirche; und wie er, so die Frau, so die Kinder. — Wo sonst auf Erden trifft man solche Frömmigkeit? Aber — geh' einmal hinein in die Kirche und betrachte Dir diese Frommen. Sieh' die Mädchen an in ihrem Putz- und Flitterstaat, wie sie seitwärts schielen nach den jungen Herren dort drüben; siehst Du das heimliche Nicken, das Blinzeln mit den Augen, das Fingeraufheben und Zeichengeben? Sieh' die Frauen an in ihrer Hoffahrt und ihrem Staat, sieh', wie sie mit ihren Nachbarinnen flüstern, wie sie den Mund schief ziehen und die Nase rümpfen, weil jene Frau dort auf der Seite noch reicher gekleidet ist, als sie? Sieh' die Männer, wie steif sie dasitzen und den Finger an der Nase haben und grübeln und spekuliren, welchen schwindlerischen Coup sie am Montag loslassen wollen? — Und können sie sich mit 'was Anderem beschäftigen? Hör' doch auf den Prediger, von was spricht er? Etwa von der Süßigkeit des himmlischen Manna? Nein, von dem irdischen Manna, von der Knauserigkeit und Zähigkeit seiner verehrten Zuhörer und Kirchenmitglieder, die in Hülle und Fülle leben und ihn, den Seelsorger, wenn nicht darben lassen, doch wenigstens nicht so bezahlen, wie er es zu verdienen glaubt. Unter zehn Mal ist neun Mal dies das Thema seiner Predigt. Merkst Du nun wo das Ding hinausläuft? In Amerika baut der Staat oder die Regierung weder eine Kirche, noch besoldet sie einen Pfarrer. Die Kongregationen

bauen die Kirchen und die Gemeinden bezahlen den Pfarrer. Wie nun, wenn die Gemeinde saumselig wird im Kirchenbesuch? Es ist dem Pfarrer nicht um Zuhörer zu thun, sondern um Besucher; denn der Gang in die Kirche kostet Entrée, so gut als in's Theater, außer Du hättest Dir um theures Geld einen eigenen Kirchenstuhl gekauft und — dieses Geld gehört wiederum dem Geistlichen. — Die Pfarrer in Amerika müssen sich ihrer Haut wehren, wie jeder andere Geschäftsmann; — sie müssen der Konkurrenz begegnen und Kundschaft gewinnen, wie jeder Kaufmann, und ihre eigene Schuld ist's, wenn ihr Einkommen sich nicht steigert. Siehst Du nun, warum Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt werden, um die Leute zum Kirchenbesuch zu nöthigen? — Und er ist da, dieser Kirchenbesuch, wie nirgends sonst in der ganzen Welt; — er gehört zum guten Ton, er ist althergebrachte Sitte, und wehe dem, der sich gegen Sitte und guten Ton verfehlt; lieber eine kleine Fälschung begehen, als Sonntags die Kirche verfehlen!

Was sollten sie aber auch thun am heiligen Sonntag, die Herren Amerikaner, wenn sie die Kirchen nicht hätten? Die Langeweile müßte sie ja umbringen!

„Sechs Tage sollst Du arbeiten, und am siebenten sollst Du ruhen.“ Das haben vernünftige Menschen so verstanden, daß der Sonntag der Tag der Erholung für Körper und Geist sein solle. Die Amerikaner aber legen es so aus, daß der Sonntag mit der Ruhe des Grabes begangen werde. Und sie haben Gesetze gemacht, die diese Auslegung erzwingen sollen.

Am Sonntag fährt kein Bahnzug, die allernothwendigsten für Berufsreisende abgerechnet; — kein Omnibus geht, kein Dampfschiff, wenn es anders zu vermeiden ist. Die Kaufläden sind alle geschlossen und die Wirthshäuser dürfen bei hoher Strafe nicht offen haben. Grabesstille soll herrschen, so lautet das Gesetz, und an vielen Orten kannst Du nicht einmal Milch oder Brod, oder Cigarren kaufen, außer mit Umgehung des Gesetzes. Von einem Theater, von einer Kegelbahn, von lustigen Ausflügen, — Gott bewahre Dich vor solchen Träumen! Sei froh, daß es Dir erlaubt ist, im Winter Feuer in den Ofen zu machen und eine warme Suppe zu kochen; denn die Gesetze Connecticut's verboten sogar jeden Spaziergang, außer den in die Kirche, — sie verboten das Kochen am Sonntag, man sollte es den Tag vorher thun, ja sie verboten, daß der Mann seine Frau am Sonntag küßte!!! — Sie mochten halb verrückt sein, die Menschen, die solche Gesetze machten, aber die jetzigen Sonntagsgesetze, sind sie nicht noch verrückt genug? Gehe hin in eine Stadt der Neu England-Staaten, nach Rhode Island, nach Massachusetts, nach Connecticut u. s. w., ja gehe in eine Stadt Pennsylvanien's und New-York's, gehe überall hin, außer nach Cincinnati und Saint-Louis, überall findest Du alle Belustigungsorte geschlossen, alle Wirthshäuser geschlossen, alle Theater geschlossen, alle Verbindungsmittel aufgehoben, alle Straßen leer, die ganze Stadt — Ein Grab! Und vollends auf dem Lande? Der Bauer reitet zehn Meilen weit in die Kirche, dann reitet er wieder nach Hause und schläft, — das ist seine Erholung.

Eine prächtige Erfindung, diese Sonntagsgesetze! Eine gar absonderliche Art, „dem Herrn zu dienen!“ Das muß ein Genuß sein für die lustigen Engelein oben, wenn sie diese „Selbstgeißelung“ der Menschenkinder unten mitansehen!

Da sitzt er nun, der fromme Amerikaner, in seinem „Parlor“ und schaukelt sich im Schaukelstuhle und streckt die Füße über zwei Stuhllehnen hinaus und raucht

eine Cigarre nach der andern und spukt den Kautabak, daß einem ein Ekel davor angeht; er hat es weit gebracht in diesem Spucken, denn er trifft mit dem Speichel irgend einen beliebigen Punkt, wie ein guter Schütze sein Ziel. Ist dies nicht auch eine hübsche Unterhaltung? Hie und da aber schleicht der Herr Sonntags-Mucker sich hinaus in das Nebenkabinet und nimmt einen guten Schluck aus der Brandyflasche und bis der Abend kommt, hat er genug, um sich bei Zeiten zurückzuziehen. Und die Frau? Die sitzt dem Herrn Gemahle gegenüber und schaukelt sich dito und hält ihr Gebetbuch verkehrt in der Hand und nickt mit dem Kopfe, wie im Schlafe und freut sich des Abends, wenn der Hausfreund seine Erscheinung macht. Die Töchter aber? Nun, die rennen auch Mittags von einer Kirche zur andern, und besonders die Abendkirchen lieben sie und die Heimbegleitung durch ihre Beaus!

Das ist ein amerikanischer Sonntag. Und nie, an keinem andern Tage, zu keiner andern Stunde fühlt der Deutsche mehr, daß er ein Fremdling ist im fremden Lande, und stets ein Fremdling bleiben wird.

Der Irländer — er hat genug an seiner Schnapsflasche. Die kann er sich auch Samstags füllen lassen, und wenn's Noth thut, so führt ja der Apotheker (der natürlich Sonntags nicht schließen muß) auch Rum und Brandy; er ist nur da ein bischen theurer. — Der Deutsche aber mit seiner Liebe zu Musik und Gesang, mit seiner Freude an Gottes freier Natur, mit seinem Hang zur Geselligkeit und Gemüthlichkeit, der Deutsche mit all' seiner Erinnerung an einen Sonntag in der alten Heimath, — was hat er? — Ich will Dir sagen, lieber Leser, was Du hast — Heimweh hast Du! — und Du brauchst Dich dessen nicht zu schämen, denn es geht nichts über einen in Deutschland verlebten gemüthlichen Sonntag, ohne Rücksicht darauf, ob man in der Residenz oder in einer Mittelstadt lebt. Der deutsche Sonntag ist ein Tag der Freude und der Erholung für den Bewohner des kleinen Ackerstädtchens wie für den Bauer auf dem platten Lande. Jeder amüsirt sich nach seiner Weise und sammelt neuen Muth, neue Geistesfrische für die künftige Woche.

Wann wird es in dieser Beziehung in Amerika besser werden, wohl nicht früher, bis die Geistlichen aufgehört haben werden „Geschäftsleute" zu sein, deren Geschäft am Sonntag blüht und den Schafen ihrer Heerde das Bischen Lebensfreude mißgönnt, weil es den frommen Herren eher etwas ausbringt als einbringt. Warum läßt sich aber die Masse des Volkes als Schafe behandeln. Hier giebt es etwas zu denken! Wer dessen fähig ist, thue es!

14.

Ein Junkshop.

Junkshop heißt auf deutsch eine Trödlerbude; aber was ist eine Trödlerbude in Deutschland gegen einen Junkshop in New-York, oder New-Orleans, oder Saint Louis, oder Baltimore, oder Philadelphia, oder sonst einer amerikanischen Handelsstadt!

Der wahre und ächte Junkshop liegt stets in einer engen Nebengasse. Die Gasse darf aber nicht weit entfernt sein von einer Hauptstraße. Am besten ist's, der Shop liegt mitten innen, im städtischen Leben und Treiben, zwischen und zunächst den Pulsadern des Handels und Wandels; aber doch zugleich still und verborgen und versteckt, damit der Fuß des Vorübergehenden sich nicht an ihm stoße und das Auge der Behörde ihn nicht erschaue. Wäre es möglich, so würde der Junkshopin-

haber eine Straße suchen, die selbst Gott nicht erblicken könnte! — Je verrufener der Platz, desto besser; je mehr Gesindel darum herum, um so erfreulicher; je mehr Gestank und Koth, um so angenehmer! — Er soll nicht p r a n g e n, der Junkshop; im Gegentheil je weniger man ihn beachtet, um so lieber ist es seinem Besitzer.

Sonderbar! — welch' ein wunderbar simples und zugleich welch' ein wunderbar ehrliches Aussehen hat der Junkshop! — Vorn am Eingang des verfallenen Stalles, der als „Laden" figurirt, hängen schwere eiserne Ketten, verrostet und zerbrochen zugleich; ringsherum liegen in buntem Wirrwarr Seile, Gelten, Pfannen, Schlüssel, Zuber, Schüsseln, Kessel, Tassen, — Hausgeräthe aller Art, bald halb, bald ganz erhalten; dann kommen Massen von zerbrochenem Zink und anderm Material; Dinge, die rein undefinirbar sind, und von denen kein Mensch sagen kann, wohin sie gehören und wessen Ursprungs sie sind. Was das Zeug Alles für einen Zweck hatte und zu was es jetzt wieder dienen soll, das erräth kein ehrlich deutsch Gemüth. — Genug, der Trödlerbude-Inhaber hat's gekauft und hat's bezahlt, und w i e und o b er's wieder an den Mann bringen kann, das ist s e i n e Sache.

Doch Du dringst weiter ein in's Innere. Wunderbar! Die alte Holzhütte, die aussah, als könnte sie nicht fünf zählen und als wäre kaum Raum genug da, um sich nur darin umzudrehen, dehnt sich immer weiter aus; ein finsterer Raum erscheint nach dem andern; hier führt eine Thür in ein altes Loch, das sich bei näherer Betrachtung als ein großes heimliches Gemach herausstellt, worin zwar kein menschliches Wesen wohnen, wo aber manch' verborgener Schatz Platz finden kann; — dort führt eine andere Thür aufwärts, und Du glaubst in den Taubenschlag zu kommen, und gelangst in ein Hintergebäude, vielleicht nicht weniger verfallen, als das vordere, aber — Platz ist da, Platz für die Waaren von mehr als Einem Großhandlungshause. Und sonderbar, die alten Ketten, die verlöcherten Pfannen, die zerrissenen Kessel, das alte Gerümpel zumal hat Abschied genommen, und Du findest Fässer an Fässer, und Gewinde an Gewinde, und fest zugeschnürte Päcke an fest zugeschnürten Päcken! Und noch sonderbarer: die Fässer sehen gerade aus, wie Schmalz-, oder Butter-, oder Eier-, oder Zuckerfässer, und die Gewinde scheinen Schinken oder geräucherte Rindsviertel oder Ochsenzungen, oder Aehnliches zu enthalten, und in den festgeschnürten Ballen, du wettest darauf, stecken Tuch- oder Seidenwaaren, oder Leinwand am Stücke oder noch kostbarere Stoffe! Dazwischenhinein fallen Dir Schubladen in die Augen, in denen es gerade aussieht, als lägen silberne Löffel darin, vielleicht nicht gerade neue, direkt vom Silberarbeiter bezogen, sondern schon etwas verbrauchte, vielleicht auch gezeichnete, wie's in reichen Privathäusern und Gasthöfen Sitte ist. Auch andere dergleichen Artikel meinst Du in diesen Schubladen zu erblicken, sei's von Gold oder von Silber, oder einem minder werthvollen Material. — Sonderbar, all' diese Gegenstände erscheinen Dir um hundert oder gar tausend Procent werthvoller und verkäuflicher, als die alten eisernen Schlempen im Laden vorne! Der Junkshopinhaber muß wahrhaftig ein ganz närrischer Kautz sein, daß er das Schlechte, Zerbrochene, Unverkäufliche, Werthlose zur Schau ausstellt, und das Kostbare, Gesuchte versteckt und verbirgt! Wunderbar!

Und doch nicht so gar wunderbar! Der Junkshop-Inhaber weiß wohl, warum er die eisernen Ketten vorn aushängt und das Silbergeräthe hinten vergräbt; er

weiß auch gar gut, w o h i n mit seinen „inneren" Waaren, auch ohne daß er sie zur Schau ausstellt, gerade so gut, als er weiß, w o h e r er seine Waaren bezieht.

In dunkler Nacht schleichen sie heran, die Herren Verkäufer. Der Eine hat den Schnappsack auf dem Rücken, der Andere hält Alles in den Taschen verborgen; der Dritte trägt s e i n e Waaren auf dem bloßen Leibe, und muß sich bis auf's Hemde auskleiden, um sie los zu werden; der Vierte fährt still und leise mit einem Wägelchen heran, und rasselt wie rasend davon, wenn er die Fässer und Kisten abgeladen und aus dem engen Gäßchen heraus ist. Das sind die Herren Bettler und „Umgottesbarmherzigkeitwillenflehenden", die sich in die Häuser schleichen und mitlaufen lassen, was ihnen möglich; — das sind die Herren Straßenlungerer, auf amerikanisch „Loafer" genannt, die nehmen, wo's was zu nehmen, und stehlen, — wo's was zu stehlen giebt; — das sind die Diebe und Einbrecher, und der kühnere Geselle, der Flußpirat, der sich auch nicht scheut, seinen Raub mit dem Revolver zu vertheidigen. — Und ebenfalls in dunkler Nacht schleichen sie heran, die Herren Käufer, tief eingewickelt in ihre Kaputzen und leise auftretend, als gingen sie auf Eiern. Sie suchen sich aus, was sie wünschen, bei Blendlaternenschein; ein anderes Licht könnte auffallen; und wenn sie's ausgesucht, so feilschen sie lange, denn ob sie gleich Alles zum halben Preise und oft unter diesem bekommen, so möchten sie's doch n o ch wohlfeiler haben. Auch sie schaffen die Waare auf dieselbe Art fort, wie sie gekommen ist: auf dem bloßen Leibe, in den Taschen verborgen, im Mantelsacke oder auch auf einem Wägelchen, aber letzteres nur in einer Nacht, wo weder Mond noch Sterne leuchten, und wo der Nebel so dick ist, daß man ihn kaum mit dem Rasirmesser schneiden kann. —

Man sollte es nicht für möglich halten, den Junkshop bei Nacht und Nebel aufzufinden. Und doch finden sie ihn! Sie würden ihn finden, und wenn man ihnen die Augen verbände! — Im Winter liegt der Schnee einen Stock hoch in der engen Straße, und das Eis steht drei Schuh tief auf den Seitenwegen; im Sommer macht der Gestank von verfaulten Fischen und Vegetabilien die Luft so dick, daß man nach zwei Schritten umsinken zu müssen glaubt, und doch finden sie den Weg bei Nacht so gut wie bei Tage! Die D i e b e finden ihn, denn wo sollten sie sonst verkaufen? Die Käufer finden ihn, denn wo wollten sie sonst gleich wohlfeil einhandeln? Das übrige Menschengeschlecht aber scheint sich allda nicht zurechtzufinden, denn die e h r l i ch erworbenen Waaren im Junkshop, das alte Eisen und die alten Möbeln, die Ketten und Seile, die hängen nach Jahr und Tag noch gerade so da, wie Du sie jetzt siehst. Wenn der Junkshopinhaber kein so gar „simpler" Mann wäre, so könnte man glauben, alles das Trödelgerumpel sei nur das Aushängeschild und der innere Verkehr die Hauptsache. Jedenfalls soll ein Handel mit gestohlenen silbernen Löffeln einträglicher sein, als der Handel mit ehrlich erworbenen alten Beißzangen!

Der Junkshopinhaber ist ein Mann von unbestimmtem Alter, anscheinend zwischen vierzig und siebzig Jahren. Seine Haut ist gelb, wie gegerbtes Leder; sein Auge tief und lauernd; sein Gang gebückt und schlotternd. Seine Ehehälfte sieht aus, wie eine alte Schlutte und Wetterhexe, liebt verworrenes ungemachtes Haar und geht barfuß in zerrissenen Pantoffeln. Das liebe Ehepaar hat sich bedeutend auf's Schnupfen verlegt. Kinder haben sie keine, oder wenn sie welche haben, so sind dieselben nicht zu Hause, sondern lungern auf der Straße herum. Woher das Ehepaar stammt, weß' Landes Kinder sie sind, kann mit Bestimmtheit nicht an-

gegeben werden; denn ihre Mundart hat keine Aehnlichkeit mit irgend iner anderen. — Ihre Religion ist Fluchen und Gelderwerb. Wenn man sie abe: ansieht oder anhört, so sind sie so arm, als Lazarus; doch hat die Frau ein besonderes Augenmerk auf das Bankbüchlein, das sie unter einem Stein am Ofen versteckt hält. Dort, unter dem alten Plunder sucht's Niemand und vor Feuersgefahr ist's auch sicher.

Eine besondere Antipathie hat der Junkshopinhaber gegen Alles, was Richter und Polizei heißt. Zwar passirt es ihm selten, mit der Polizei oder den Gerichten in Collision zu kommen, denn die „Waarenzuträger" werden doch den „Herbergsvater" nicht verrathen? — Und sollte der Mann, der die Trödelbude hält, so dumm sein, sich mit der Polizei auf keinen guten Fuß zu stellen? Mit Geld läßt sich viel machen, besonders in Amerika, und eine vorher angesagte Hausuntersuchung läßt sich eher aushalten, als eine unvorhergesehene!

Der Junkshopinhaber glaubt, nie genug erworben zu haben, und wenn er noch so viel hat. Er kommt daher nie dazu, sein Geschäft aufzugeben und von seinen Zinsen zu leben. Im Gegentheil, er stirbt in seiner Mördergrube, wie ein Trunkener auf dem Misthaufen. Wird er begraben, so wundert sich sein Leichnam, daß es auch eine „frische Luft" gebe. — Die Frau setzt das Geschäft fort, aber ohne Gehülfen. — Die Söhne werden mit der Erbschaft fertig, ehe noch der Vater halbverfault ist. Ihre Erziehung war zu „straßenmäßig."

15.

Die Wahrsagerin.

Sie ist eine Frau von vierzig, höchstens zweiunddvierzig Jahren. Aelter wird sie gar nicht, auch wenn sie ihr Handwerk im fünfzigsten Jahre noch forttreibt. Es ist dies ein besonderes Vorrecht aller Astrologinnen.

Ihre Person ist ziemlich beleibt, sowohl von vorne als von hinten, und Essen und Trinken schmeckt ihr sehr. Würde man's nicht täglich in den Zeitungen lesen, so würde man's gar nicht glauben, daß sie eine „rein geistige" Natur ist, eine Schwester der Seherin von Prevorst.

Ihr Name ist stets ein klangreicher und immer mit einem Beinamen begleitet. So z. B. „Madame Seymour, die nordische Seherin", oder „Madame Clintar, die Tochter des Nebels", oder „Madame Fleury, die Schwester des Lichts". Madame de Bellini nennt sich bescheiden eine zweite Lenormand, und Sennora Markina eine Base der letzten Druidin, obgleich sie selbst sich hie und da noch erinnert, daß sie eigentlich Trauz heißt und in Heilbronn am Neckar als Weingärtnerstochter das Licht der Welt erblickte. — Andere sind wieder bescheidener und nennen sich frischweg „Frau Mayer", „Madame Mollen", „Madame Rühl", oder wie es ihnen sonst beliebt.

Ihre Wohnung liegt stets in einer Nebenstraße. „Bescheidenheit ziert den Menschen". Es ist auch nicht nöthig, daß man so viel Aufhebens von sich macht, berühmte Leute werden überall gefunden. — Aber wenn auch in ein:r Nebenstraße, so ist sie doch nobel, diese Wohnung, immer im ersten Stock, und tief verschleiert mi Gardinen und geräuschlos gemacht durch dicke Fußteppiche.

Die Wahrsagerin New-York's ist in der That ein höheres Wesen Sie giebt

Auskunft über Gegenwart und Zukunft, über Reisen und Geschäfte, über Krankheit und Processe, über Abwesende und Gegenwärtige, über Leben und Tod. Sie offenbart alle Geheimnisse, auch über Dinge, die nie geschehen sind; sie kennt den Namen des „Heißgeliebten“, und giebt ein Portrait der „Süßen — Zukünftigen“, auch wenn's deren mehrere sein sollten. Jede Krankheit wird von ihr curirt, auch die incurabeln, und Geburten werden vorherverkündigt, die ohne sie nie eingetreten wären. — In der That, sie weiß viel, diese Base der letzten Druidin und wunderbar genug, zu allen diesen Aufschlüssen und Prophezeihungen braucht sie nichts als ein altes Spiel Karten, aber altdeutsche müssen's sein, denn französische thun's nicht, — und ein verwischtes Planetensystem mit den zwölf Himmelszeichen des Thierkreises. Nicht einmal einen Todtenkopf wendet sie an, wo man doch früher meinte, daß ohne einige Skelette nichts zu machen sei. Aber — so schreitet die Wissenschaft vorwärts! —

Das Publikum ist auch sehr dankbar für solche Kunstproduktion, und eine perfekte Wahrsagerin darf nie über Mangel an Besuch klagen. Die Herren sind zwar ziemlich rar in neuester Zeit, aber um so lustiger fliegen die Schillinge der jungen und alten Jungfern, und Entrée ist Entrée, ob's eine alte Jungfer zahlt, oder ein verdorbener Wüstling. Den meisten Zulauf machen die Neger und Negerinnen. Alles Geld, das diese auftreiben, geht entweder in die Lotterie oder wird der Wahrsagerin zugetragen.

Am Meisten liegt der Wahrsagerin daran, ein Dämchen aus den höheren Ständen aufzufinden, an dem eine „specielle“ Wahrsagung eintrifft, und zu dem Ende hält sie sich „Hausfreunde“, die in den höheren Ständen Zutritt haben. Sie kosten Etwas, diese Hausfreunde, gut Essen, gut Trinken und sonst noch 'was und noch baar Geld dazu, aber das Geld ist nicht hinausgeworfen, denn „Eine solche eingetroffene Prophezeihung“, — und die ganze Woche hindurch halten jeden Tag Dutzende von Equipagen vor der „Office“ der „Tochter des Nebels“, oder der „Schwester des Lichts“, und Damen, die in Equipagen fahren, begnügen sich nicht mit einem Nigger-Entrée!

Die eigentlichen Hauptkunden der Wahrsagerinnen sind stets junge und alte Wüstlinge, denen sie zu Rendezvous mit Mädchen und Frauen behülflich sind. Nur sehr ausnahmsweise werden solche Zusammenkünfte für den Zweck einer beabsichtigten Heirath arrangirt. Fast immer ist V e r f ü h r u n g der ausgesprochene und nur den Opfern derselben nicht bekannte Zweck solcher Arrangements.

Welch' leichtes Werk die Verführung in solchen Fällen hat, ist nicht schwer einzusehen! Das abergläubische Mädchen, dem eine reiche Heirath prophezeiht und dem sein künftiger Gatte in einer Weise geschildert wurde, daß es denselben in der Person des Schurken erkennen muß, der seinen Ruin beschlossen hat, besitzt selten moralische Kraft genug, um der raffinirt vorbereiteten Versuchung nicht zu unterliegen. Es erwacht aus seinem Traume fast immer erst, wenn es zu spät ist! In vielen solchen Fällen wendet sich das Opfer häufig wieder an den weiblichen Satan, der es schon einmal verkauft hatte. Es sucht abermals die Wahrsagerin auf, die, wie es glaubt, Mittel besitzt, ihm den treulosen Geliebten wieder zuzuführen. Doch damit kommt die Betrogene aus dem Regen in die Traufe! Die wahrsagende „Freundin“ weiß ihr bald ein neues, schöneres Glück vorzuspiegeln und führt sie entweder abermals in die Klauen eines Lüstlings, oder bringt sie in einem „Ladies Boarding House“ unter, womit ihr Ruin für immer besiegelt ist!

Es ist eine der Polizei wohlbekannte Thatsache, daß die Wahrsagerinnen im Solde von Freudenhäusern stehen, die durch sie einen namhaften Theil ihrer bedauernswerthen Opfer zugeführt erhalten. Diese Art Dienste sind für die Wahrsagerinnen bedeutend lohnender, als ihre Zukunfts-Enthüllungen, indem ihnen für solche Dienste $10 bis $15 ja sogar $50 gezahlt wird.

Mit den Behörden stellt die Wahrsagerin sich sehr gut. Zwar ist es diesen schon eingefallen, die „Damen-Astrologinnen" als Schwindlerinnen, Betrügerinnen und was solcher plebejischer Namen noch mehr sind, vor Gericht zu laden; allein die Herren Polizeirichter lassen „verständig" mit sich sprechen und — ein Kläger hat sich noch selten gefunden. Die Geheimnisse des Beichtstuhles sind nicht sicherer. — Die Damen-Astrologinnen geniren sich deshalb auch gar nicht; sie haben alle Tage ihre Annoncen in den Zeitungen, in englischen, in deutschen, und — was für Annoncen!

Die Wahrsagerin hat ihre besonderen „Office"-Stunden, wie der Arzt und Advokat, in der man ihr seine Aufwartung machen kann: meistens von zehn Uhr Morgens bis acht Uhr Abends. Die übrige Zeit ist sie nicht zu sprechen, denn das Prophezeihen strengt gar sehr an und man muß doch auch Muße haben für Essen und Trinken, für Toilette und Hausfreunde.

Einen besonders guten Eindruck macht es, wenn die Wahrsagerin einen Neger als Portier hält, der die Besuche anmeldet und einläßt.

Das Entrée ist meist ein Dollar für Herren und 50 Cts. für Damen. Vornehme Damen zahlen ad libitum; Negerinnen nur 25 Cts. Doch auch hier sieht man das Wandelbare des Schönen auf der Erde; giebt es doch so gemeine Kreaturen, die sogar das „Wahrsagen" heruntergestempelt haben, und es jetzt für 12 Cts. besorgen! — Die Konkurrenz ist der Untergang der Kunst.

16.

Die amerikanische Eisenbahn.

In Deutschland und Europa baut man die Eisenbahnen durch die cultivirtesten Gegenden. Man macht Umwege und Krümmungen, um die Städte und Dörfer ringsum nicht zu umgehen, und je mehr Menschen am Wege, um so einträglicher macht sich das Geschäft. In Amerika ist das Ding anders. Eine amerikanische Eisenbahn führt durch Strecken, wohin, außer dem Indianer, noch keines Menschen Fuß gedrungen. Sie wird gebaut, nicht um dichtbevölkerte Gegenden einander näher zu bringen, sondern um Bevölkerung in menschenleere Räume zu schaffen. Durch den Urwald, über Sumpf und Moräste, über Flüsse, die noch keine Brücke gesehen, führt sie, und die Hände erst, die die Bahn bauen, bringen menschliches Leben in eine Gegend, wo vor wenigen Jahren nur der Hirsch und der Biber oder der einzelne Jäger zu sehen war. Die amerikanische Eisenbahn ist nicht das Erzeugniß der fortgeschrittenen Kultur, — *sie ist die Vorläuferin der Kultur.*

Sie kommt nicht allzuhoch zu stehen, eine solche Bahn. Kleine Unebenheiten sind kein Hinderniß; zur Noth fährt man auch über kleine Berge. Auch mit der Grundlage der Bahn braucht man nicht allzuviel Federlesens zu machen. Wenn auch eine Schwelle hie und da einsinkt, wenn's auch ein Bischen wackelt und rumpelt und stößt, das genirt den Amerikaner nicht. *Wenn's nur vorwärts*

geht! — Die Brücken über Moräste und Flüsse, sogar über kleine Meeresbuchten, kosten auch nicht viel Kopfzerbrechens. Man schlägt Pfähle ein, legt die Schienen darüber und — fertig ist die Bahn. Geländer oder sonstige Sicherheitsmaßregeln sind Nebensache. — Sie darf aber auch nicht zu viel kosten, die Eisenbahn! Denn das Geld, das sie kostet, wird nicht etwa durch den Menschen- und Waarenverkehr wieder eingebracht, ein *solcher ist vor vielen Jahren* nicht zu erwarten; nein durch die Eisenbahn selbst, *durch das Land, welches sie durchläuft*, müssen ihre Kosten ersetzt werden. Dieses Land, viele Meilen weit rechts und links von der Bahn, hat die Gesellschaft, welche die Bahn baut, vom Staate zum Präsente erhalten. Es lag die Zeit her wüst und öde, und trug dem Staate nichts ein; *jetzt aber wird es der Einwanderung geöffnet.* — Große Annoncen stehen in den Zeitungen, Annoncen über die Fruchtbarkeit des Landes, Annoncen über die Städte, die allda gegründet werden, nebst den vollständigen Plänen derselben, Annoncen über die Vortheile, die den Einwanderern gewährt werden. Freilich *fertig ist noch Nichts.* Hier wird z. B. eine Stadt „Rom" genannt, dort „Paris," an einem anderen Fleck: „London," und wenn Du hinkommst und Dich begierig nach dem langen Wandern in der Wildniß nach der „Stadt" umschaust, so findest Du eine Lichtung in den Wald gehauen und an einem alten Baume hängt eine Tafel mit den Worten: „London, Paris oder Rom." *Das ist die neue Stadt.* Aber die Ansiedler kommen doch, denn sie bekommen das Land zu einem billigen, sogar sehr billigen Ansatz und die Eisenbahn sichert ihnen den Absatz ihrer Erzeugnisse. Je mehr Ansiedler kommen, desto mehr steigt der Acker im Preise und das Land ist bald zehn und zwanzig Mal so viel werth, als vor wenigen Jahren. *Jetzt ist die Zeit gekommen wo die Eisenbahngesellschaft Geld macht!* — Die ersten Ansiedler, denen man das Feld halb schenkte, waren nur die *Lockvögel.*

Die innere Einrichtung der amerikanischen Eisenbahn ist eine äußerst bequeme Prächtige Wagen und prächtige Sitze darin. Für alle Bequemlichkeit ist gesorgt. Wasser ist da zum Trinken; Oefen sind da zum Heitzen. Ein Rauchsalon ist da für Cigarrenliebhaber und ein „geheimes Gemach" für alle Fälle. Besonders auf die schöne Welt ist Rücksicht genommen. Die Sitze sind so eingerichtet, daß sie sich drin, wie in einem Großvaterstuhle, zurücklehnen können. Der Boden ist mit Teppichen, die Wände mit Spiegeln versehen. Und alles für einen geringen Preis von einigen Groschen per Stunde! und kein Rangunterschied, nur Eine Wagenklasse! Der Vornehme, wie der Geringe, der Reiche, wie der Arme zahlt Einen Preis! — Doch — der hinkende Bote kommt nach.

Man wird doch den feinen Amerikanerinnen nicht zumuthen wollen, daß sie in Einer Klasse, in Einem Wagen mit den schmierigen Irländern, mit den ungehobelten Deutschen, den Bauerlümmeln fahren? D'rum haben die Herren Amerikaner den *Emigrantenzug* erfunden. — Es ist eine gottvolle Einrichtung. Alles zum Wohl der frisch angekommenen Irländer und Deutschen! Allerdings besteht der Emigrantenzug meist aus Wagen, die sonst zum Transport des Viehes gebraucht werden; allerdings werden die lieben Emigranten in diesen Wagen auch zusammengepackt, wie das liebe Vieh; allerdings braucht der Emigrantenzug immer die doppelte und dreifache Zeit, wie ein anderer Zug und die Mitfahrenden haben hie und da das Vergnügen, ausgepackt und auf *Kanalbooten* weiter geschafft zu werden, wo sie manchmal *mitziehen* müssen, nur um vorwärts zu kommen;

allerdings sind durch den langen Aufenthalt unterwegs große Kosten mit diesem Zuge verbunden; aber — ist es nicht von Vortheil für den Emigranten, wenn er gleich Gelegenheit hat, sich das Land zu besehen und darüber sich zu orientiren? Ist nicht der Emigrantenzug in seiner Fahrtaxe um den vierten, vielleicht auch um den dritten Theil wohlfeiler, als der Expreßzug? Ist das nicht Erleichterung genug, um das Bischen schlechter und länger Fahren wieder auszugleichen? —

Sonderbar! Die Bahn ist schon lange fertig; die Ländereien rechts und links sind verkauft; die Frachten mehren sich mit jedem Tage; die Eil- und Emigrantenzüge sind fast immer mit Menschen vollgepfropft, und doch — will der Ertrag der Bahn nicht zunehmen! Ja die „Stocks" oder die Aktien, wie man's sonst nennt, haben eher eine Neigung zum Fallen, als zum Steigen. Noch einige Jahre und es zeigt sich zum Schrecken der Aktionäre, daß die Bahn nicht ertragsfähig ist! — Die Aktieninhaber fluchen; sie stellen neue Berechnungen und einen neuen Kassirer an; aber Alles hilft Nichts, die Bahn trägt keine Dividende, sie trägt kaum Zinsen, *sie hat zu viel gekostet!* — Der Kukuck hole die Wirthschaft! Die Direktoren und der Präsident der Bahn aber lachen in ihrem Innern, *sie* haben ihr Schäfchen im Trockenen; denn sie haben die Ländereien verkauft, und den Kaufpreis gemacht; *sie* haben die Bahn gebaut und die Baukostenrechnung gestellt; *sie* haben gehandelt und nicht zu ihrem Nachtheil gehandelt, und noch Besoldung dafür bezogen, ein Präsident z. B. selten unter 25,000 Dollars, dieselbe Besoldung, wie der Präsident der Vereinigten Staaten! — Glaubt ja nicht, daß die Bahn nicht ertragsfähig ist; sie war es stets, aber nicht für *Alle*, sondern nur für *Wenige*, die Direktoren! In Deutschland würde man vielleicht diese „Wenigen" in's Zuchthaus sperren; in Amerika nennt man sie „smart" und lacht die Aktionäre aus und damit hat die Geschichte ein Ende. Das Publikum aber kümmert sich nicht nagelsgroß um die ganze Geschichte, wenn nur die Bahnzüge zu richtiger Zeit abgehen.

Doch nicht blos in der Ertragsfähigkeit, — die Hauptbevorzugung der amerikanischen Eisenbahn liegt in ihrer *Sicherheit*?! — In Deutschland *denkt* man nicht daran, daß ein Unglück passiren könne, wenn man sich in einen Bahnzug setzt. In Amerika macht man vorher sein Testament und sucht einer Lebensversicherungsgesellschaft beizutreten. Unter zwölf Eisenbahnunfällen, die auf der ganzen Erde vorkommen, sind immer eilf auf amerikanische Rechnung zu setzen. Kein Wunder, wenn die Lebensversicherungs-Gesellschaften in neuester Zeit „Eisenbahnreisende in Amerika" nicht mehr annehmen wollen! — Solche Kleinigkeiten, daß Einer z. B. zu schnell aussteigt und unter die Räder kommt, oder daß ein Kondukteur zwischen die Wägen geklemmt und erdrückt wird, oder daß eine kleine Kollision mit einer Kuh vorkommt, die gerade zur Unzeit über die Bahn läuft und Schuld ist, daß ein Paar Dutzend Arme und Beine gebrochen werden, — solche Erbärmlichkeiten werden in Amerika nicht zu den „Unfällen" gerechnet. Ein Amerikaner legt einen anderen Maßstab an. Zu einem Eisenbahnunglück gehört schon, daß Ein Zug mit dem Anderen zusammenstößt und zwar in der kleinen Geschwindigkeit von vierzig Meilen auf die Stunde und daß sieben oder acht Wägen zertrümmert und ein Paar hundert Menschen zerdrückt, zerquetscht, zerrissen, zerbrüht, zermalmt werden! Dazu gehört schon, daß der Zug in vollem Rasen über eine Schiffbrücke fährt, während diese gerade offen ist, um eine Barke durchzulassen! Die Maschine macht einen Satz, wie ein angeschossener Tiger; sie hebt sich und bäumt sich, die vorderen Räder gelangen an's andere Ufer; aber dann stürzt sie hinab mit einem Ruck in den

reißenden Strom unten und mit ihr der ganze Zug, bis auf vielleicht Einen Wagen, der sich merkwürdigerweise ausgehängt hat. Ein Chaos von zerschlagenen Wägen und zerrissenen Menschenkörpern bedeckt den Grund! — Ja, ein Paar Hundert Menschenleben müssen schon darauf gehen, wenn's ein „Unglücksfall" genannt werden soll. Dann erhebt sich freilich ein Schrei der Entrüstung durch alle Blätter: es wird klar bewiesen, daß alle Schuld nur an dem wahnsinnigen schnellen Fahren, an dem Mangel an Aufsehern und Bahnwärtern, an der schlechten Bauart der Bahn, an dem einfachen Geleise, statt eines doppelten, liege. Die ganze Umgegend, wo das Unglück geschehen, wird wüthend; man droht, den unseligen Zugführer, der sich natürlich durch einen Sprung gerettet hat, an den nächsten besten Baum zu hängen, ja man droht, die Direktoren und die ganze schlechte Sippschaft mit aufzuknüpfen; aber — nach vier Wochen ist ein anderes Tagesereigniß auf dem Tapet. Die ganze Geschichte ist vergessen und das Publikum fährt fort, die Bahn wie bisher zu benutzen. 'S ist halt ein Unglück gewesen.

Natürlich lassen die Direktoren Alles beim Alten. Sie werden sich doch nicht wegen so ein paar Dutzend todter Menschen in Kosten stürzen und Bahnwärter anstellen oder gar noch ein Geleise legen! — Unangenehm bei der ganzen Affaire ist ihnen nur, wenn Einer, der bei der Kollision mit dem Leben davon kam, aber Arm und Bein verlor, oder Eine, die durch den „Unfall" ihres Ernährers, Beschützers und Gatten beraubt wurde, klagbar wird, d. h. eine Civilklage anstellt; denn dann müssen sie blechen, die Herren Direktoren, und oft viel blechen! — Lieber eine Kriminalklage wegen „Mords" aushalten, als Entschädigung zahlen!

Auf allen Bahnhöfen Amerika's steht mit großen Buchstaben angeschrieben: „Hütet Euch vor Taschendieben!" — Vorsicht kann nicht schaden, besonders in einem so grundehrlichen Lande. Du aber, lieber Leser, hüte Dich noch viel mehr, auf einer amerikanischen Eisenbahn eine Spazierfahrt zu machen, wenn Dir Dein Leben lieb ist.

Das muß man ihnen aber lassen, eine amerikanische Eisenbahn ist fix und fertig, wenn man anderswo kaum recht angefangen hätte. Und fahren thun sie, wie der leibhaftige Satan.

17.

Die Broadway-Dame.

Sie ist sehr jung und ist sehr schön. Ihre Kleidung ist die eleganteste, die Du sehen kannst, nach dem neuesten Geschmack, und nie überladen. Du bleibst stehen, wenn Du sie nahen siehst, Du glaubst eine Gestalt aus dem Feenreiche erblickt zu haben, und doch sagt Dir ein Etwas an ihrem Gange, ein Etwas in ihrem Blicke, ein Etwas am Schnitt ihres Leibchens, daß sie zu d e r Gattung Weiber gehört, die ein Gewerbe mit ihrer Schönheit treiben.

Sie wohnt prachtvoll. Die Straße ist still, ruhig, fein; es stehen keine Baracken drin, wie man sie sonst fast überall in New York hart neben den Prachtgebäuden von Marmor trifft. Nein, es sind lauter solide Backsteinhäuser und wohl geeignet für eine reiche Privatfamilie. Aber es wohnt keine reiche Privatfamilie da, in dem ganzen Straßen-Block wohnt keine; sondern lauter feine junge Damen wohnen da. — Das Haus ist mit Teppichen belegt von unten bis oben. Prachtvolle Kron-

leuchter hängen in den Sprachzimmern. Die Möbel sind vom feinsten Rosewood. Die sammtnen Sophas und Ruhebetten können nicht weicher gefunden werden. Die Spiegel im breitesten Goldrahmen reichen bis auf den Boden. An den Wänden hängen Oelgemälde, die Du Dir nicht in den Parlor aufstellen möchtest. Liebliche Vögel zwitschern in den silbernen Käfigen und in Krystallvasen schwimmen goldene Fischlein. — In diesem Hause wohnt sie. Sie wohnt nicht allein da; ihrer sind zehn oder zwölf; alle jung und schön, wie der anbrechende Tag oder wie der Mond wenn er glühend und voll emporsteigt. Jede hat ihr eigenes Zimmer und keine Dame könnte es prachtvoller ausgestattet wünschen. So glänzend, so von Gold und Sammet und Seide durchwirkt ist jedes Stück, so frisch und rein, so bräutlich geschmückt ist das breite Bett, so liebliches Helldunkel verbreiten die damastenen Vorhänge, so von Duft und Ambra durchflossen ist die Luft, daß Du glaubst, in die Brautkammer einer Rose von Schiras getreten zu sein. Und doch ist sie die Braut eines Jeden, der gut bezahlt! — Sie wohnt auch nicht da im eigenen Hauszins; die prachtvollen Möbel, die sie benützt, sind nicht die ihrigen; ja vielleicht die seidenen Röcke, die Spitzenmantillen und Sammetgarnirungen, all' die Kleiderpracht, die in ihrem Zimmer umherliegt, — sie gehört nicht ihr, sondern Alles gehört der „Madame“, die im ersten Stock wohnt. Die „Madame hält das Haus, sie hat die Tausende, die für die Möblirung nöthig waren, gespendet, sie hat den „Mädchen“ die Kleider, den Schmuck angeschafft und die Mädchen sind nun dazu da, die Sache — abzuverdienen. —

Das Haus, in dem diese Damen wohnen, erscheint Dir Morgens wie ausgestorben. Alle Läden sind fest geschlossen und höchstens siehst Du innerhalb der Hausthür, an welcher das silberne Schildchen mit dem Namen der „Madame“ prangt, ein Paar häßliche Negerinnen, den Gang säubernd und waschend. Die reiche Aristokratie New-York's und die — „Madame“ derartiger Häuser halten sich blos Neger zur Bedienung. — Mittags ist schon etwas mehr Leben. Die Jalousien an den Fenstern werden halb aufgezogen und hinter denselben nur schwach verdeckt sitzen die holden Feen, im tiefsten Negligé, mit halb aufgelösten Haaren, der Oberkörper in einem Naturgewande. Sie ziehen sich nicht zurück, wenn Du hart an den Fenstern vorübergehst; o nein, sie winken und lächeln Dir zu. — Die Mittagszeit ist ihre Frühstunde; um diese Zeit stehen sie auf. Gegen Abend wird Toilette gemacht und ein Spaziergang angetreten. Das eigentliche Leben aber beginnt erst Nachts, wenn die zehnte Stunde geschlagen und der ehrliche Bürgersmann zur Ruhe gegangen ist. Jetzt ist die Zeit für die Vornehmen und — für die „Damen“ der Vornehmen. — Still und ruhig, ja düster und verlassen steht das Haus; alle Läden sind fest verschlossen. Nur eine helle Gaslaterne mit verschiedenfarbigen Lichtern hart über der Hausthür verkündet, daß Leben darin ist. Du rührst den Thürklopfer, eine Negerin öffnet Dir, sie weist Dir den Weg zum „Salon“ und Du trittst ein in ein Strahlenmeer von Gas, von bezaubernden Nymphen bewohnt. Ein Prachtsalon! — An einer Seite steht das unvermeidliche Piano. Auf den Ottomanen sitzen einzelne Herren, im Salon schweben die Feen auf und ab. Was ziehst Du vor, das sanfte Veilchen mit den Taubenäuglein und der Sylphidentaille oder die blendende Rose mit den Feuerkugeln im Kopfe? Du kannst Deine Auswahl treffen nach Wunsch: blond oder braun, schwarz oder rosig, schlank oder üppig, sanft oder herausfordernd. — Wenn Dir die Wahl schwer wird, so iß den ganzen Speisezettel von unten bis oben. — Sieh', jetzt rühr: sich

der Klavierspieler. Es ist kein Virtuos und auch kein Dilettant; es ist ein Klavierspieler um's Geld und natürlich ein Deutscher. Die Damen hüpfen nach dem Takte auf und nieder; sie umschlingen sich und drehen sich und mit jeder Windung tritt eine neue Schönheit zu Tag. Jetzt erscheinen eine Partie Herren; sie kommen offenbar nicht aus der Kirche, vielleicht aus dem. Theater, ohne Zweifel aus dem Wirthshause. Sie sind lustig und guter Dinge und wollen ihrer Lust die Krone aufsetzen. Die Champagnerpfropfen knallen; ächter New-Yorker Champagner, die Flasche zu drei Dollars und — um fünf und zwanzig Cents im Engrospreis! Hurrah, den Yankee-Doodle aufgespielt! Auch ältliche Herren erscheinen, Männer, von denen man glauben sollte, sie seien ehrbare, reiche Kaufherren und die es auch wohl sind; Männer, die den Tag über wohl auf ganz andere Art beschäftigt sind, und von denen man hie und da vermuthen möchte, sie wären in der Nähe der Kanzeln mehr daheim, als hier in dem Hause des Lasters. Sie sind aber hier zu Hause, wenn sie sich auch etwas scheu benehmen und nach kurzer Anwesenheit wieder verschwinden, doch nicht ohne nachfolgende Begleitung. — Oft schon haben sich Sohn und Vater getroffen und die Mutter hat's doch nicht erfahren! Oft schon fand sich Beichtkind und Beichtvater zusammen und schwemmten die sündige Bekanntschaft in einem Glas Champagner hinunter! — Hurrah, den Yankee-Doodle! oder einen Tyroler Ländler, das ist die beste Musik in der ganzen Welt! Die Augen glühen, die halbbedeckte Brust hebt sich wogend auf und nieder; ein Pärchen nach dem andern verschwindet; die andern aber merken nichts, denn sie trinken und jubeln und singen den Yankee-Doodle!

Es ist drei Uhr vorbei. Die Herren, die noch im Salon, müssen sich entfernen Der Pianospieler ist schon auf und davon. Die Negerin löscht das Gas und schließt die Hausthür. — Ein Tag ist vorbei, um einem anderen Platz zu machen.

„Und wie kam sie dahin die schöne Jungfrau?!" — Eine traurige Geschichte ist's, aber eine alltägliche, und nimmt Niemanden Wunder, der mit dem Leben der „höheren" Stände bekannt ist. Denn daß sie den höheren Ständen angehört, das merkst Du aus jeder Bewegung, aus jedem Worte, das ihrem Munde entströmt.

Sie war die Tochter vielleicht einer reichen Kaufmannsfamilie, vielleicht eines hochgeachteten begüterten Farmers, vielleicht eines Fabrikherrn, vielleicht sogar eines weltberühmten Seelsorgers. Sie war so lieblich als ein Kind von vier bis fünf Jahren! Die blonden oder braunen Locken beschatteten ein Engelsangesicht Sollte man ein solches Kind nicht hätscheln? Man kleidete es in Spitzen und in Seide und alle Tage schwatzte man es ihm zwei hundert Mal vor, wie schön es sei! Man stellte es vor den großen Spiegel und ließ es sich winden und drehen, gerade wie die Frau Mutter oder die ältere Schwester sich wandten und drehten! Man that es in Gesellschaft von anderen Mädchen und Buben, und die Mädchen und Buben machten es den Fräuleins und jungen Herrchen nach und spielten „Liebhaberei" unter einander! Das war die Grundlage. — Dann kam das liebe Kind vielleicht in seinem neunten Jahre in eine „female academy", d. i. eine weibliche höhere Erziehungsanstalt. Es ist nicht weit hin, das junge zarte Fräulein kann den Weg dahin Morgens und Abends zu Fuße zurücklegen; aber es legt ihn nicht allein zurück; denn ein Jugendgenosse, ein früherer Spielgenosse, der den ähnlichen Weg zu machen hat, ist bald gefunden. Und da sitzen sie denn Abends bei einander im Hinterparlor und er macht den „Beau" und sie die „Angebetete", alles natürlich in purer Kindlichkeit, doch schon mit fast so viel

Natur, als im Vorderparlor die ältere Schwester mit ihrem Galant. In Amerika reift man schnell, und im zwölften Jahre verstehen dort Mädchen Dinge, die einer Lappländerin im dreißigsten Jahre noch böhmische Dörfer sind. — Im vierzehnten Jahre tritt die junge Dame irgend einer Kongregation bei. Der Vater und die Mutter gehören vielleicht der Episcopalkirche an und die ältere Schwester der Presbyterianerkirche. Sie selbst aber hat von einer Schulfreundin erfahren, daß die schönsten Beaus in der Unitarierkirche So und So zu finden seien und tritt dieser Kongregation bei. Natürlich besucht sie die Kirche sehr häufig, Sonntag Vormittag, Sonntag Mittag und besonders Sonntag Abends. Es ist so gar „nett", im Mondschein sich nach Hause begleiten zu lassen! Die Eltern aber sind ganz stolz auf ihres Töchterleins Frömmigkeit. — Im fünfzehnten Jahre steckt ihr eine Freundin die „Broadway Belle" oder eines jener anderen „züchtigen" Blätter zu, die heimlich und doch offen in New-York und durch ihre Holzschnitte das Herz der „Jungfrauen" erfreuen! Bald wird der Beau in's Geheimniß gezogen; er liefert von nun an die „illustrirte" Literatur, und mit einander bewundern sie den prächtigen Holzschnitt und schütteln sich vor Lachen! — Nunmehr wird der Beau „Liebhaber", in wörtlicher Auslegung des Wortes. Ja, sie lieben einander — — —, und wenn eine Freundin auf die möglichen „Folgen" dieses Verhältnisses aufmerksam macht, so lacht sie und antwortet: „Lebt nicht Madame So und So", oder „für was sind denn Doktoren und gewisse Pillen da?"

Und wie so weiß denn das junge Mädchen, wo Madame So und So wohnt; — wo der geschickte Doktor zu treffen ist, — wo man die praktischen Pillen bekommt? Wer sagt es ihr?

Jeden Tag kann sie es in den Zeitungen lesen, da kündigen die „Madamen" — die „Doktors" und die „Pillen-Bereiter" ihre Dienste, wenn auch etwas verblümt, an; die Herren Zeitungsherausgeber wissen, was damit gemeint ist, — sie wissen, daß sich dahinter das Verbrechen des K i n d e s m o r d e s versteckt, aber was kümmert sich ein Herausgeber einer amerikanischen Zeitung um die Ankündigung eines Verbrechens, wenn es ihm nur Geld einbringt!

F e i l e, c h a r a k t e r l o s e S u b j e k t e! H e l f e r s h e l f e r v o n M ö r d e r n und M ö r d e r i n n e n! Wer gestohlene Sache kauft, wer, vielleicht wegen eines kleinen aus Noth begangenen Diebstahls einige Wochen oder Monate im Gefängniß gesessen hat, wird verachtet, wird gemieden, — wer wird einem solchen Menschen die Hand reichen, wer wird sich eine Ehre daraus machen, mit ihm verkehren zu können?!

Aber diese Z e i t u n g s h e r a u s g e b e r, die nur gemeinen Gewinnes halber an dem begangenen Mord mitbetheiligt sind, — sie sind Ehrenmänner, sie stehen groß und geachtet da, denn sie haben ja Geld! Sollte ihnen ihr Gewissen nicht schlagen, wenn sie in den Kolumnen ihrer eigenen Zeitungen über die begangenen Verbrechen berichten müssen. Denn nicht immer geht Alles still und glatt vorüber; manchmal kommt doch die Behörde dahinter und es giebt eine Coroners-Jury und oft auch eine Gerichts-Verhandlung, besonders wenn es nicht „Damen aus den höheren Kreisen" betrifft; an Mädchen und Frauen aus den niederen Ständen wird ein Beispiel statuirt. Das nennt man Gleichheit vor dem Gesetze, das nennt man: kein Standesunterschied! Doch kehren wir zur Naturgeschichte unserer Broadway-Lady zurück

Bald genügt dem liebedürftigen Kinde ein Beau nicht mehr; der Vater muß sie

zu einen berühmten Badeort bringen, nach Saratoga oder Newport. Hier hat sie freien Spielraum; aber oh Jammer, dem Vater wird der Aufwand und Luxus zu groß, die „Abenteuer" waren zu piquant, um länger verschwiegen zu werden, das Fräulein figurirt in den Zeitungen, und — was bleibt nun anders übrig, als sich in's Wasser zu stürzen, oder zu heirathen, oder nach einen der erwähnten Häuser zu ziehen? Das Erstere ist mit zu unangenehmen Gefühlen verbunden; das Zweite ginge wohl, aber geht nicht immer; so bleibt nichts übrig, als das Dritte.

Das ist die Laufbahn von Dreiviertheilen jener Ladies, jener Damen; sie sind fast alle Amerikanerinnen. Hie und da nur triffst Du eine importirte Deutsche oder Französin. Und was ihre Geschichte? Die Eine war eine geborene Baronesse, die Andere eine Beamtentochter; jede aber wurde in ihrem siebzehnten Jahre zu vertraut mit ihrem Liebhaber. Er konnte, er wollte sie nicht heirathen; er verließ sie; die Stunde der Schmach kam heran; die Eltern verstießen sie und sie ging mit dem letzten Reste ihres Geldes nach Amerika; da kennt sie Niemand.

Gewohnheit thut auch viel. Im Anfang war fast ein Schlaftränkchen nöthig, um das „verlorene Fräulein" zu Allem zu bringen, was dort in einer Orgiennacht passirt. Aber nur der erste Schritt zu der neuen Carrière fällt schwer; der zweite geht schon im Galoppadentritt.

Eine besondere Liebhaberei dieser Damen ist es, Nachmittags in voller Galla im Broadway auf- und abzuspazieren, daher auch die Bezeichnung „Broadway-Lady," vor den Läden des Luxus stehen zu bleiben, und sich von den Broadway-Löwen bewundern zu lassen. Hie und da nimmt sie auch mit einer Kameradin einen Wagen und fährt auf die Spree. Da wird getollt und gelacht und die Wirthe, bei denen sie anfahren, um Brandy zu trinken und Spiegel zu zerschlagen, bekreuzen sich, wie Weiland die Münchner Geistlichkeit vor der Lola-Montez.

Das Ende der Gefallenen ist sehr einfach. Entweder erfährt der Vater nach langem Forschen und Spioniren, daß sich seine Tochter in einem New-Yorker Hause der Schande befinde und läßt sie sich ausliefern, um sie auf den Weg der Besserung zu bringen; oder verliebt sich einer der Besucher auf eine tolle Art in sie und zwingt sie fast, ihn zu heirathen; oder stirbt sie im Spitale, weil ihr Körper zu schwach war, die allnächtlichen Orgien auszuhalten; oder bringt sie in einem Anfalle von Reue, mit Delirium tremens vermischt, sich selbst um, oder wird sie, wenn ihre Reize für die feinen Leute nicht mehr zureichen, Straßennymphe. Letzteres ist der wahre Jakob. Das Paradepferd wird am Ende Karrengaul!

Die „Frommen" in New-York haben die Absicht, diesem Treiben ein baldiges Ende zu machen. Sie haben bereits vierhundert Kirchen in der Stadt, und sind eben im Begriff, das fünfte Hundert voll zu machen, allein — das Uebel liegt tiefer; es liegt in der Erziehung, in dem, was die Kinder an den Eltern sehen. — Da helfen Kirchen nichts und ebenso wenig die Scheinheiligkeit in Bestrafung der „Madamen!"

18.

Der Exchangebroker.

Der Exchangebroker ist auf gut deutsch ein Geldwechsler.

Seine „Office" hält er wo möglich in dem belebtesten Theile der Stadt, da, wo der meiste Verkehr ist. Du triffst ihn aber auch in Gegenden, wohin man glauben

sollte, es komme den ganzen Tag kein Mensch, um ein Dollarbill umzuwechseln. Und doch sieht man Tag für Tag nicht bloß Einen, sondern zwei und drei Herren in der Office beschäftigt, und — die müssen doch zu thun haben! Da muß doch ein Verkehr, ein Einkommen sein! Versteht sich, ist ein Einkommen da und kein schlechtes; denn der Broker treibt auch kleine Nebengeschäftchen. Ja vielleicht kommst Du später zur Einsicht, daß das ganze Brokerthum nur der Aushängeschild ist, wie der Putzmacherladen hie und da für andere Liebhabereien.

Und doch sieht sie so unschuldig aus, die Exchangeoffice. Kommst Du hinein, so siehst Du nichts, als einen großen Zahltisch, auf den Du Dein Papiergeld hinlegst, um anderes Geld dafür zu bekommen. Im Hintergrunde siehst Du freilich einen grünen Vorhang, und siehst, wie verschiedene Leute, die hereinkommen, hinter diesem grünen Vorhang verschwinden. Allein Du denkst: „das wird wohl das Privatzimmer sein", und scheust Dich natürlich, näher zu treten. Und doch — es gehen ja der Menschen gar Verschiedene hinein. Willst doch auch einmal sehen, was da los ist. Und siehe da, Du bist höchst willkommen, Du wirst freundschaftlichst eingeladen, näher zu treten, denn Du bist in keinem Privatzimmer, sondern nur in einem Geheimzimmer, und — „Lotterieloose, Lotterieloose" ist hier die Parole.

In Amerika giebt's äußerst gute Gesetze, wahre Mustergesetze. So z. B. im Staate New-York und einigen anderen ist ein strenges Gesetz gegen Lotterien. Die Gesetzgeber wissen wohl, welche Folgen gewöhnlich das Lotteriespiel hat; sie kennen den Wahnsinn, der den Spieler erfaßt; sie kennen den Ruin, den neunhundertundneunundneunzig Mal das „Setzen auf die Glücksnummer" über ganze Familien gebracht hat. Sie wissen es, und — das strengste Verbotsgesetz erging. Doch die Nürnberger hängen keinen, sie haben ihn denn zuvor, und ein amerikanisches Gesetz wird nur dann befolgt, wenn — die Leute Lust haben, es zu befolgen. Tritt nur hinter jenen grünen Vorhang, dann siehst Du, wie das Gesetz befolgt wird.

Der Broker genirt sich gar nicht in diesem seinem kleinen Nebengeschäftchen. Er hat seine Agenten allüberall, und diese Agenten geniren sich ebensowenig. Er sendet seine Cirkulare aus, als hätte er das vollkommenste Recht dazu. Und — keine Seele nimmt Anstoß daran. Kein Mensch legt ihm ein Hinderniß in den Weg. Das macht, er steht gut mit der Polizei, und wenn je was im Winde ist, so erhält er immer zeitig genug Nachricht, um den ganzen Lotterieapparat auf die Seite zu bringen.

Sie kostet ihm Geld, viel Geld, diese Freundschaft mit der Polizei. Aber er hat ja Geld. — Oder bezieht er nicht seine fünfundzwanzig Prozent von jedem verkauftem Loose? Hat er nicht seinen Diskonto von jedem Gewinn, den er auszahlen muß? — Und — weiß er nicht Mittel, sich diesen Diskonto zeitenweise bedeutend zu erhöhen? Oder läßt er sich nicht regelmäßig vorher telegraphiren, auf welche Nummern ein Haupttreffer fiel, und kennt er nicht die Inhaber dieser Nummern, und stehen ihm nicht Mittel und Wege zu Gebot, diesen Inhabern ihre Loose abzukaufen oder abzuschwatzen, oder auch abzunehmen, ehe die Gewinnlisten „per Post" ankommen? Er hat mehr und andere Leute auf seiner Seite, als sich der ehrliche Mann nur denken kann, und diese Leute scheuen kein Mittel, so ein Gewinnloos in die Hände zu bekommen, und wär' auch ein Bischen Raub mit im Spiele.

Auf diese Art macht der Broker wieder viel Geld, wenn er gleich mit seinen Spießgesellen theilen muß.

Die Hauptkunden des Brokers sind die Demi-monde, Neger und Commis. Unter den Commis zieht er diejenigen vor, welche die Schlüssel zur „Safe", d. h. zum Geldkasten haben. Diesen läßt er hie und da einen kleinen Gewinn zufallen, bis sie die Spielwuth so hingerissen, daß sie den „Schlüssel" benützen und von dem Prinzipal ohne dessen Willen „entlehnen", was sie auf andere Art sich nicht verschaffen können. — Gespielt muß sein!

Man sagt dem Exchangebroker nach, daß er sich hie und da dazu hergebe, den Hehler für gestohlene oder vielmehr für „gefundene" Banknoten zu machen. Das ist jedoch pure Lüge. Zu einem gemeinen Diebshehler giebt er sich nicht her. Aber wenn ihm Einer ein Paar Tausend Dollars in Bills zum Aufbewahren und nachherigem Umwechseln übergiebt, soll er's nicht nehmen? Und kann er dafür, wenn er den Tag darauf, wo die Zeitungen alle von einem frechen Einbruch und Banknotenraub erzählen, zufällig verhindert ist, die Zeitungen zu lesen? — Dieses „Nichtlesen" hat ihm schon viel Geld eingebracht, besonders wenn der Banknotenhinterleger flüchtig werden mußte und seine Bills nicht mehr zurückforderte. Kommt er aber wieder, nun so wird getheilt und — der Broker wird die Bills schon los, ohne daß Jemand merkt, woher sie kommen.

Man sagt ihm auch nach, daß er hie und da mit Kounterfeitern, d. h. mit Banknotenfälschern in Verbindung stehe. Und in der That sind schon Fälle genug vorgekommen, wo Leute vom Broker falsche Bills erhielten. Allein — kann sich ein Broker nicht auch täuschen? — Die Bills waren halt besonders gut nachgemacht!

Die Polizei hat dem Broker selten etwas an, und wenn sie je muß, so sagt sie's ihm vorher, und dann — schließt er seine Boutique zu und macht eine kleine Reise, bis die ganze Geschichte vertuscht ist.

Nicht wahr, eine ehrliche Welt, die New-Yorker Welt! Ein Trost ist's, daß es in Boston, in Baltimore, in New-Orleans, in Cincinnati, in Saint Louis, in Chicago, in ganz Amerika um kein Haar besser ist.

19.

Der Loafer.

Berlin hat seine Eckensteher, **Neapel** seine Lazzaronis und **New-York** seinen Loafer.

Loafer bedeutet auf deutsch einen Straßenlungerer, einen Herumläufer ohne bestimmte Beschäftigung. Mit der Zeit cultivirte er sich so, daß man jetzt unter Loafer einen jungen Mann versteht, der lediglich kein Geschäft treibt, als das, auf anderer Leute Kosten zu leben und gut zu leben, und der dabei stets auf der Straße herumlungert, um überall bei der Hand zu sein, wo es einen „Umstand", einen „Auflauf" oder etwas dergleichen giebt. Er ist eine specifisch-amerikanische Erfindung, denn anderswo giebt's zwar auch Bettler, Faullenzer und Diebe, aber Leute, die diese drei Eigenschaften zu Einer verbinden, dabei sich noch den Anstrich eines Gentlemen oder doch Particulier geben, und was die Hauptsache ist, eine politische Wichtigkeit haben, — solche Leute sind bloß in Amerika möglich.

Der Loafer ist ein Mensch von 16 — 40 Jahren und spricht nie ein anderes Wort, als ein englisches. Er ist stolz darauf, ein „geborner Amerikaner" zu sein, und

blickt mit tiefer Verachtung auf die Dutchmen herab, die sich im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod verdienen. Er kann vielleicht kaum lesen und noch weniger ist er im Schreiben oder in sonstigen Wissenschaften zu Hause, aber — er fühlt sich als geborener Amerikaner. Nicht einmal die Engländer sind in seinen Augen ebenbürtig, obgleich er von diesen herzustammen sich rühmt und nicht von den „Hocuspocusmännern", den Franzosen, oder den „Sauerkrautfressern", den Deutschen. — Doch sonderbar, so tief er die Deutschen verachtet, und so wahnsinnig hoch erhaben er sich über allem übrigen Menschentrosse zu stehen dünkt, so sind doch nicht wenige Deutsche unter der edlen Zunft der Loafers; — und nicht blos Deutsche, die in New-York oder Amerika von deutschen Eltern geboren wurden, sondern ächte, importirte, in Deutschland geborene Deutsche. Freilich sprechen auch die kein deutsches Wort und haben es sogar so weit gebracht, sich zu schämen, daß sie in Deutschland zur Welt gekommen sind! Freilich verläugnen sie ihr früheres Vaterland und behaupten, in Amerika oder wenigstens in Pennsylvanien geboren zu sein! Aber doch war es nur ein Deutscher, der es einmal so weit brachte, eine Art Loaferkönig zu werden in der guten Stadt New-York, und der seine Würde und seinen Einfluß beibehielt, bis er in Folge „eines Kampfes auf dem Felde der Ehre" d. h. eines Straßenkrawalls in Loaferinteressen seinen Geist aufgab! — Daß sich außer Deutschen auch viel irisches Gesindel unter die Loafers begeben hat und tagtäglich begiebt, versteht sich von selbst. Die haben es gut machen, denn ihre Sprache verräth sie nur wenig!

Der Aufenthalt des Loafers ist hauptsächlich die Straßenecke. In der mittleren Stadt, wo natürlich die Population am stärksten ist, lungern an jeder Ecke ihrer zehn oder zwölf. Sie sind nie müßig, sondern trippeln stets mit den Füßen, wie wenn sie tanzen wollten, besonders im Winter, wenn sie Angst haben müssen, daß ihnen die Füße an den Boden gefrieren. Von Zeit zu Zeit verschwinden sie unter vielem Geräusch in dem Eckladen, vor dem sie stehen, denn dieser ist natürlich ein Schnapsladen. Nach kurzem Verweilen erscheinen sie aber wieder und trippeln wieder mit den Füßen oder vertreiben sich sonst die Zeit auf eine würdige Weise; z. B. damit, daß sie Zoten reißen, wenn ein Frauenzimmer vorbeigeht, oder daß sie einem Herrn ein Bein stellen, damit er hinpurzelt und dergleichen mehr. Wenn ein Deutscher vorübergeht — und ein Deutscher kann sich nicht blos wegen der Physiognomie, sondern schon wegen des Schnurrbarts nie verläugnen, — so darf er sicher sein, mit einem „Damned Dutchman" oder „Dutch Son" u. s. w. beehrt zu werden.

Die Hauptthätigkeit des Loafers beginnt mit dem Anbruch der Dunkelheit. Dann stellt er sich in der Nähe der Theater auf, oder wo sonst viele Menschen verkehren, und übt sich darin, den Herren die Uhr aus der Tasche zu prakticiren und den Damen das Taschenbuch aus der Hand zu reißen. Liegendes Eigenthum liebt er nicht besonders, denn wie soll er dieses sich aneignen? Ein um so größerer Freund vom persönlichen Eigenthum ist er aber. Es mag dies bestehen, in was es will, es ist ihm gleich, wenn's nur leicht zu transportiren ist; denn hat Einer einen glücklichen Coup gemacht, so wirft er das Gestohlene sogleich einem Zweiten zu, damit man im Abfassungsfalle das corpus delicti nicht bei ihm findet. Uebrigens begnügt er sich nicht immer mit gewöhnlichem Taschendiebstahl, sondern er stellt sich hie und da auf die höhere Stufe des Räubers. Ein Raubanfall geschieht ge-

wöhnlich erst nach Mitternacht, wenn das Gewühl auf den Straßen nachgelassen hat, und immer verbinden sich Drei oder Vier zu einem solchen. Sie stellen sich in einen Hausgang, passen, bis ein „Unschuldiger" vorübergeht, der Erste schleicht sich hinter ihn, und versetzt ihm eins mit der Bleischlinge, der Zweite dreht einen Knebel und steckt ihn dem Niedergeschlagenen in den Mund, der Dritte eignet sich Uhr, Börse, und was transportabel ist, zu, und in drei Minuten ist der ganze Spaß vorüber. Die Polizei kommt, wie sich in New-York von selbst versteht, zu spät, um die Diebe einzufangen; aber früh genug, um dem Beraubten den Knebel aus dem Munde zu nehmen. — Natürlich ist's hauptsächlich auf „Grüne" abgesehen, oder auf solche, die vom Lande kommen und sich in den Irrgängen des modernen Babylons noch nicht auskennen. Doch kommen sie manchmal an den Unrechten, die Herren Loafers, und dürfen dann für eine furchtbare Tracht Prügel und Ablieferung in's Zuchthaus nicht sorgen; für das Letztere sorgt der Richter. Hie und da thun sich auch noch mehr als drei oder vier Mal so Viele zusammen und machen sich ihrer Dreißig oder Vierzig an eine der städtischen Eisenbahnen, d. h. sie halten einen der mit Pferden gezogenen Eisenbahnwagen an, plündern den Kondukteur, lassen sich von den Passagieren Uhren, Geldbeutel u. s. w. zur Aufbewahrung übergeben und verschwinden eben so schnell, als sie gekommen sind. Doch dies sind blos Ausnahmsfälle.

Die Erntezeit der Loafers ist die Zeit der Wahlen. Es mögen städtische Wahlen, oder Staatswahlen sein, das ist dem Loafer ganz einerlei. Er weiß, daß die verschiedenen Parteien sich den Sieg streitig machen und sich's ein gut Stück Geld kosten lassen, den Sieg zu erringen. An wen sollten sich nun die Herren Kandidaten vornehmlich wenden? An wen anders, als an die Zunft der Loafers? Durch deren Hülfe werden die „Ehrenmänner" in's Amt gebracht. Kann etwas mehr die Schmählichkeit der amerikanischen Wahlen charakterisiren, als diese unsauberen Hülfsmittel? — Da stehen sie nun von Morgens früh bis Abends spät an den Wahlurnen, die „amerikanischen" Herren Loafers und „schützen" das Wahlrecht, d. h., wer wider den Kandidaten stimmt, der sie gekauft hat, der darf sicher sein, Prügel zu bekommen! Freilich, wo eine gute Polizei ist, ziehen die Loafers den Kürzeren, aber lesen wir nicht alle Jahre, wie es hie und da bei den Wahlen zugeht? Um die Zeit der Wahlen haben die Loafers freies Spiel und frei Essen und Trinken und noch Geld dazu im Sack. — Und kann es Einen wundern, wenn ein auf diese Art gewählter Stadtrath seine „Freunde", die Herren Loafers beschützt und ihnen wegen ihrer übrigen „Excentricitäten" das Jahr hindurch nichts geschehen läßt?

In Amerika gehört fast Jeder einer Loge, einer Guard oder einer anderen Association an. Natürlich dürfen die Loafers hierin nicht zurückbleiben, deßwegen bilden sie besondere Loaferklubs mit Statuten, Präsidenten, Sekretären und Kassierern, so gut als eine andere Gesellschaft. Hie und da gerathen solche Loaferklubs mit einander in Feindschaft und dann wird der Hader auf der Straße ausgefochten. Es sind dies förmliche Loaferschlachten, in welchen Pistolen und Revolvers eine Hauptrolle spielen. Natürlich gehen dabei immer einige Menschenleben darauf, allein meistens trifft's Neugierige oder Vorübergehende und der Loafer selbst kommt ungeschlagen davon.

Von Religion und Kirche weiß der Loafer Nichts. Dagegen hat er, wie jeder Amerikaner, zwei Hauptfesttage: den 4. Juli, oder die Feier der Unabhängigkeits-Er-

klärung der „Vereinigten Staaten", und den 1. Januar, das Neujahr. Diese zwei Tage begeht der gewöhnliche Amerikaner mit Schießen, Trinken, Festessen, Paradeausrücken, Illuminiren und Feuerwerken. Der Loafer aber ist auch an diesen zwei Tagen exclusiv. Er benutzt sie nämlich dazu, daß er von Morgens früh bis Abends spät in allen, besonders deutschen, Wirthshäusern herumläuft, überall ißt und trinkt, Nichts dafür bezahlt und aus Dankbarkeit die Gläser, Spiegel, Möbel u. s. w zusammenschlägt. Natürlich wagt sich diese „Heldenjugend" Amerika's nur in „starken Banden" in ein Wirthshaus und auch dann nur, wenn sie sieht, daß gerade wenig Leute d'rin sind; denn im Allgemeinen ist Kraft und Tapferkeit so wenig Sache des Loafers, daß zwei deutsche Fäuste schon ihrer Zehn oder Zwölf in die Flucht gejagt haben! — An diesen zwei Tagen läßt sich natürlich die Polizei noch seltener sehen und — die Deutschen in großen Städten halten sich meist zu Hause oder machen sie eine Landpartie. Dem Loafer bleibt das Feld offen!

So ist das Leben des Loafers. Er theilt seine Zeit ein in Rauchen, Eckenstehen, Politisiren, Trinken, Pferderennen, Raufen, Theatergehen und — Stehlen. Letzteres gewährt ihm den Lebensunterhalt. Glaube aber ja nicht, daß der Vater des Loafers ein Taugenichts und seine Mutter eine Bettlerin war. Gott bewahre! Seine Eltern nehmen vielleicht gerade nicht die geringste Stellung in der menschlichen Gesellschaft ein, aber die Erziehung ist etwas „frei" in Amerika und das Söhnlein zog es vor, auf „eigene Faust" sein Leben zu machen, statt in der „Lehre", wohin ihn der Vater gethan. Glaube aber nicht, daß der Loafer von seinen Landsleuten verachtet wird. O gewiß nicht! Schon oft und viel haben Männer die jetzt Ehrenämter bekleiden, Männer von hohen Würden und Ehren, Jahre lang Loaferei betrieben, ehe sie zu ihrer jetzigen Lebensweise übergingen; denn die amerikanische Jugend fühlt fast durchaus einige Neigung zur „Ungebundenheit" in sich, und wo wäre die Ungebundenheit mehr personificirt, als im Loafer? Aus dem Loafer kann Alles werden! Der höchste Beamte, oder ein Kandidat für den Galgen.

20.

Der Boardingwirth.

Der Boardingwirth ist ein Mensch, der den Leuten, die zu frühstücken, Mittag zu essen, Abend zu speisen und zu schlafen gewohnt sind, Gelegenheit giebt, allen diesen Gewohnheiten obzuliegen. Nebenbei können sie auch Wein, Bier und Schnaps von ihm beziehen, wie von irgend einem andern Kneipier.

In Amerika ist's nicht Sitte, daß der Boß, d. h. der Meister oder Arbeitgeber, seine Gesellen in Kost und Logis hält. Nicht einmal die Lehrjungen behält er bei sich im Hause, er müßte denn besondere Gründe dazu haben. So ist der Schreinergeselle so gut, als der Schlosserjunge, der Schneider so gut als der Schuhmacher, der Goldarbeiter wie der Gürtler, der Posamentier wie der Polsterer, der Zimmermann wie der Bildhauer, der Maler wie der Grobschmied, — kurz alle und jede Arbeiter, sie mögen heißen, wie sie wollen, sind darauf angewiesen, zu heirathen oder in ein Boardinghaus zu gehen. — In Deutschland machen es die Arbeiter, die nicht beim Arbeitgeber essen und logiren, anders. Sie miethen sich ein Stübchen, machen ihren Kaffee selbst, essen in einer Restauration oder in einem Gasthause zu Mittag und soupiren im Bierhause. Das geht in Amerika auch, aber nur für Einen, der

nicht viel zu thun hat und statt fünf Dollars für Boarding, d. i. für Kost und Logis, gerne das Dreifache ausgiebt! Denn eine einzelne Mahlzeit in der Restauration steht immer doppelt so hoch, als das ganze abonnirte Essen im Boardinghause! Und vollends seinen Kaffee selbst machen, wo der Arbeiter präcis 7 Uhr an der Arbeit sein muß! Eine Minute später, und es wird ihm ein Vierteltag abgezogen! — Nein, da geht er lieber in Board.

Und ein prachtvolles Leben ist's, das Boardinghausleben, halb Familienleben, halb Gasthofleben, von jedem Etwas, aber nicht gerade das Beste!

Der Boardingwirth miethet immer ein ganzes Haus, wo möglich in der Nähe von Fabriken oder großen Arbeitslokalen, denn die Herren Arbeiter lieben es nicht, allzuweit zu gehen. Er wählt nicht gerade das Schönste, wohl aber das Geräumigste und Wohlfeilste. Auf die Feinheit und Noblesse der Straße und Nachbarschaft kommt's ihm dabei nicht an. Die Hauptsache ist: viel Platz, wenig Hauszins, und eine gelegene Gegend.

Die Einrichtung eines Boardinghauses ist sehr einfach. Ein Wirthschaftszimmer, das zugleich als Speisezimmer für die Herren Boardinger benutzt wird; eine Küche mit Range, damit man für dreißig Mann in einem Kessel kochen kann; Schlafzimmer, so viel als möglich und in jedem Schlafzimmer so viel Betten als möglich; für jeden Mann einen Stuhl, ein Waschbecken, ein Handtuch; vielleicht für je zwei Mann ein Gefäß für einen bestimmten Gebrauch und für drei einen Tisch: für Alle, die zusammen in einem Zimmer sind, ein Spiegelchen und einen Kleiderrechen. Das ist die ganze Einrichtung. Will Einer ein besonderes Zimmer für sich, so hat er auch besonders dafür zu zahlen! — Die Betten sind sehr einfach, ächt republikanisch, vielleicht hie und da spartanisch: eine alte Bettlade, ein Strohsack, eine Seegrasmatratze, ein Kopfkissen und ein Teppich zum Zudecken. Das ist Alles. — Im strengen Winter ist daher der Herr Boardinger genöthigt, wenn er nicht erfrieren will, die Bettwärme vermittelst einiger alter Kleidungsstücke zu unterstützen. In einigen bessern Häusern ist man übrigens jetzt so weit gekommen, daß Federdecken angeschafft worden sind, und — natürlich bei der Anzeige des Boardinghauses in der Zeitung wird ein solcher Empfehlungsbrief nie vergessen!

Eine besondere Abart von Boardinghäusern sind die Privatboardinghäuser und die Schneider- und Schuhmacherboardinghäuser. Die Privatboardinghäuser halten keine öffentliche Wirthschaft, sondern das „Familienzimmer" ist zugleich der Speisesaal der Boardinger; sie werden meist von heirathsfähigen Wittwen oder Wittwen mit heirathsfähigen Töchtern gehalten. Die Boardinghäuser für Schneider und Schuhmacher enthalten Sitzplätze, d. h. sie sind für Schneider und Schuhmacher, die zu Hause „auf Stück" arbeiten. Das Zimmer mit den Sitzplätzen vertritt dann die Stelle des Wirthschaftslokals. — Noble Boardinghäuser, wo die Preise von zehn bis zwölf Dollars die Woche variiren, erhalten ein Gesellschaftszimmer, „Parlor" genannt, mit einem Piano, auf dem sich die Tochter des Hauses Abends hören läßt und schmachtende Lieder dazu singt.

Der Boardingwirth ist der geplagteste Mensch von der Welt. Morgens früh sechs Uhr muß der Kaffee auf dem Tische stehen, denn die Herren Boardinger gehen um ½7 aus dem Hause, um vor dem Schlag 7 Uhr an der Arbeit zu sein. Mittags Schlag 12 Uhr muß das Essen parat sein, und wehe ihm, wenn die Suppe versalzen oder das Rindfleisch nicht gar ist. Nachts aber kommt er vollends nicht zur

zur Ruhe, denn der Herr Boardinger kommt nach Hause, wenn es ihm beliebt, und wenn die Hausthür schellt, so muß geöffnet werden. Er hat ja seinen Hausschlüssel vergessen! — Der beste Tag für den Boardingwirth ist der Samstag, denn das ist der Zahltag. Die Herren Boardinger haben ihren Wochenlohn eingenommen und nun wird auch das Geld für Kost und Logis bezahlt, falls es dem Herrn Boardinger so beliebt, denn das Zahlen ist nicht immer seine Hauptleidenschaft.

Der Boardinger ist nämlich ein ganz eigener Mensch. Er besteht so zu sagen aus Loben und Schimpfen. Er lobt nicht etwa seinen eigenen Boardingwirth, sondern im Gegentheil alle anderen Boardinghäuser, und läßt sich sogar in Specialitäten darüber ein, wie gut, wie reinlich, wie manierlich Alles dort ist; umgekehrt aber schimpft er über Alles im eigenen Boardinghause, und auch hier läßt er sich auf Specialitäten ein, denn Nichts ist ihm gut genug, weder das Bett, noch die Kost, noch die Bedienung. Kommt er von seinem jetzigen Boardinghause in eines der andern, seither so sehr von ihm Belobten, so schimpft er über letzteres und ertheilt sein Lob dem früher Geschimpften.

Eine weitere Haupteigenschaft des Boardingers ist, daß er zu Hause bleibt, wenn er kein Geld hat. Dann pflanzt er sich hemdärmelig im Wirthschaftszimmer auf, spielt Karten und vertreibt durch sein „ungenirtes“ Wesen alle anderen Gäste, weil er das Wirthschaftszimmer als das ausschließliche Eigenthum der Herren Boardinger betrachtet. Natürlich trinkt er zu Hause auf „Rechnung“. Am Samstag ist ja Zahltag! — Hat der Boardinger aber Geld, baar Geld, so halten ihn keine vier Gäule zu Hause. Das baare Geld muß in einem anderen Wirthshause vertrunken sein! — Es langt übrigens nicht lange, das baare Geld, gewöhnlich von Samstag Abend bis Montag Mittag, dann wird solid gelebt, zu Hause geblieben und auf Pump getrunken.

Die letzte und größte Haupteigenschaft des Herrn Boardingers ist, daß er den Boardingwirth anpumpt und dann darum betrügt. — Es existirt nämlich in Amerika das Gesetz, daß man Niemanden wegen Eß- und Trinkschulden verklagen kann, so wenig als wegen rückständiger Miethe. „Laß' Dich baar oder im Voraus bezahlen“, sagt das Gesetz, „so kommst Du um Nichts.“ Der Herr Boardinger liebt's aber nicht, zum Voraus zu bezahlen. „Soll er, der seine zehn oder zwölf Dollars in der Woche verdient, nicht einmal so viel Kredit besitzen?“ — Da sei Gott vor. In einem solchen Boardinghause möchte er nicht verkehren! So hat er also Kredit, der Herr Boardinger, natürlich nur auf Eine Woche; aber — er ist jetzt seit sechs Wochen im Hause und hat immer regelmäßig bezahlt, und in der siebenten Woche bekommt er selbst kein Geld vom Boß, oder wird krank, oder kommt außer Arbeit, willst Du ihn jetzt hinauswerfen, weil er eine Woche länger schuldig bleibt? Das kann man doch auch nicht und so behält ihn denn der Boardingwirth eine, zwei, drei Wochen und noch länger auf Kredit und die Summe wächst auf fünfzig und mehr Dollars an. Was willst Du nun thun? Nicht länger borgen? Dann nimmt er seine Kleider und empfiehlt sich, um Dich nicht mehr heimzusuchen, und Dein Geld ist verloren. Ihm gute Worte geben? Dann behandelt er Dich am Ende wie der Student seinen Pudel und giebt Dir einen Tritt, wenn nicht mit den Füßen, doch mit den Worten. Oder gar keinen Kredit geben, wenn Eine Woche nicht bezahlt wird? Das ist am Ende noch das Beste, denn dann geht doch nur das Kostgeld von Einer Woche verloren, aber — Du wirst als ein Grobian und Geizhals verschrieen.

Geld muß er verlieren, der Boardingwirth, er mag's machen, wie er will. Und kündigt er gar vollends einem der Herren Boardinger auf, weil dieser sich vielleicht unanständig benommen, dann darf man darauf zählen, daß Drei oder Vier auf einmal bei Nacht und Nebel sich davon machen und natürlich dabei vergessen, nach ihrer Rechnung zu fragen.

Aber der Wirth kann ja die Kleider und Mobilien behalten? Nicht einmal dieses. Es hat Niemand das Recht, sich selbst zu pfänden und wenn der Wirth Kredit gegeben hat, so that er's auf eigenes Risico. So bald der Boardinger klagt, müssen die Kleider und was sonst inne behalten wurde, verabfolgt werden. Der Boardinger klagt aber selten, denn er läßt, wenn er durchbrennen will, nichts zurück, als einen leeren Mantelsack oder einen noch leereren Koffer. An alten Koffern leidet daher der Boardingwirth keinen Mangel. Das baare Geld aber steckt im — Buche. — Und wie gerne würde der Wirth das noch verschmerzen, wenn nicht auch so Viele darunter wären, die nicht aus Geldmangel durchbrennen, sondern nur um zu betrügen! Doch — Ein Trost ist dem Boardingswirth geblieben. Er kann die Herren Schuldenmacher öffentlich in der Zeitung auffordern! Und er thut es auch, wenn er gleich die Einrückungsgebühren aus seinem Beutel zahlen muß, er hofft, daß doch noch Mancher Ehrgefühl im Leibe hat. Viele aber sind auch darüber hinaus, das sind die, welche auf's „Boardingwirthbetrügen" reisen. — Was liegt denen an einer öffentlichen Blamage?

Wenn der Boardingwirth ein Mann von Temperament ist, so ärgert er sich die Schwindsucht an den Hals. Ist er ein Mann von Ueberlegung, so giebt er das Boardinghaushalten schon nach dem zweiten Jahre auf.

Die Boardingwirthin sieht man selten; sie residirt in der Küche. Ihre größte Noth sind die Dienstmädchen und die Wanzen, welche beide wenigstens Eine Aehnlichkeit miteinander haben; die Dienstmädchen haben nämlich keine Ruhe vor den Boardingern und die Boardinger keine vor den Wanzen. — Alle acht Tage hält die Boardingwirthin großen Wanzenvertilgungstag; alle vier Wochen wechselt sie mit den Dienstmädchen.

21.

Der Pawnbroker.

Der Pawnbroker ist ein Mann, der auf Pfänder leiht. — In Amerika hat ein concessionirter Pfänderleiher das Recht, fünfundzwanzig Procent Zinsen zu verlangen. Dagegen hat er die Pflicht, das versetzte Gut ein Jahr lang zur Wiedereinlösung parat liegen zu lassen. Von dem Rechte macht er ohne Umstände Gebrauch, nur ärgert er sich über den niedrigen Zinsfuß. Von der Pflicht nimmt er hie und da Umgang, aber nur bei Leuten, von denen er denkt; sie werden ihn nicht mit Klagen behelligen, denn eine Klage scheut er, wie der Dieb das Criminalamt und — es wäre gar kein Spaß, wenn ihm das Recht, auf Pfänder zu leihen, entzogen würde. — Ein Pawnbroker muß nämlich einen Erlaubnißschein vom Mayor und Stadtrath lösen und zahlt jährlich dafür fünfundzwanzig Dollars. Der Erlaubnißschein kann aber keinem Bürger verweigert werden, wenn er nicht etwa schon wegen Diebshehlerei oder aus sonst einem anderen Grunde im Zuchthause saß.

Der Pawnbroker leiht auf Alles Geld, auf Kleider so gut, wie auf Leinwand, auf

silberne Löffel wie auf goldene Uhren. Doch zieht er Gold und Silber Allem andern vor. Sein Laden, der immer in einer stark bewohnten Straße liegt, ist vollgepropft mit kleinen Packeten, die wohl verpackt und mit einer Nummer versehen in den Fächern liegen. Für die Ketten, Ringe, Uhren, Löffel und sonstige Schmucksachen hält er sich eine Safe. Vor der Ladenthür hängen statt des Schildes drei vergoldete Kugeln; dies ist das Zeichen, daß hier ein offener Geldbeutel zu finden ist.

Der Pawnbroker steht den ganzen Tag von früh acht Uhr bis Abends sechs Uhr hinter seinem Ladentische, der gegen alle Angriffe erbitterter Kunden durch große starke Gitter wohl verwahrt ist, und seine Ehegespousin theilt sich schwesterlich mit ihm in's Geschäft; die zwei Personen haben den ganzen Tag über genug zu thun. Er, der Herr des Hauses, nimmt sich mehr der Geschmeide, der Metallsachen an. Ein Pawnbroker riecht schon, was gut Gold oder Silber ist. Sie, die Dame des Hauses, richtet ihre Aufmerksamkeit den Kleidungsstücken, dem Bettzeug, den leinenen Artikeln zu und ihre Zunge steht nie still von in der Früh bis in die Nacht. Es ist, wie wenn das bis jetzt unentdeckte Perpetuum mobile drin stecke! Und wie schlecht macht sie die Artikel, die ihr zum Versatz gebracht werden! Wie verächtlich wirft sie dieselben auf die Seite und bietet vielleicht den achten Theil des wirklichen Werthes darauf! Und wie still vergnügt lacht sie in sich hinein, wenn sie einer alten halbverhungerten Wittwe auf einen Shawl, der vielleicht seine zwanzig Thaler kostete und jetzt noch seine zehn Thaler werth ist, — Einen Thaler, sage Einen Thaler bot und wenn das Gebot angenommen wurde! Sie weiß gar wohl, daß die armen Leute selten dazu kommen, versetzte Gegenstände wieder einzulösen!

Darin steckt eben der Profit. Wie könnte ein ehrlicher Pfönderleiher sich sonst mit lumpigen fünfundzwanzig Prozent begnügen? Da braucht man ja viel zu lange, um reich zu werden! — Aber die n i c h t e i n g e l ö s t e n Waaren, die sind's die dem Pawnbroker im Kopfe stecken.

Allerdings kommen in Amerika Leute dazu, etwas zu versetzen, bei denen man es in Deutschland für u n m ö g l i c h halten würde. Mancher Arzt, der jetzt jährlich seine 3000 Dollars einstreicht; mancher Kaufmann, der jetzt für Fünfzigtausende jährlich importirt; mancher Privatier, der jetzt vom Ertrag seiner Häuser lebt, war vielleicht vor wenigen Jahren noch in der Lage, seine Kleinodien und die Kleinodien seiner Frau zum Pawnbroker tragen zu müssen. Für gar Manchen kommt in Amerika eine Zeit, wo er in augenblickliche Verlegenheiten kommt, und sich nicht anders zu helfen weiß, als zum Pawnbroker zu gehen; denn wo sollte er sonst Hülfe herbekommen? Vom Freund Nachbar, oder vom Vetter und Onkel? Prosit die Mahlzeit; die Nachbarschaft und Freundschaft hat ein Ende; geborgt wird n u r in Geschäftsangelegenheiten und n u r in Waaren! — Nun, d i e s e Versatzzettel werden wieder eingelöst; aber die Versatzzettel der A r m e n, die Versatzzettel der A r b e i t e r! Da bessern sich die Zeiten nicht so schnell, daß man in wenigen Monaten ein kleines Kapital ersparen kann, und wie mancher Trauring, wie mancher vom Taufpathen in Deutschland noch herrührende silberne Löffel wandert zum Pfänderverleiher, um von diesem nach Jahresfrist mit hundert Procent Nutzen versteigert zu werden!

Je schlechter die Zeiten, um so mehr freut sich der Pawnbroker. — Wenn die Geschäfte gehen und Jedermann zu thun hat, dann besteht seine Kundschaft aus liederlichem Gesindel, aus trunksüchtigen Weibern, aus banquerottirenden Vaga-

bunden und Bummlern. Aber wenn eine Geschäftskrisis kommt, wenn die Banken brechen, wenn das „Stoppen" beim Arbeiter einreißt, dann ist seine Erntezeit. Ei, wie es da mit neuen Kleidern, mit guten Betten, mit goldenen und silbernen Uhren regnet! Sein einzig Gebet ist um diese Zeit, daß der liebe Gott noch eine kleine Hungersnoth dazu senden möge, damit man vollends Alles zum Pfänderverleiher tragen müsse! — Und wie brutal wird er um eine solche Zeit! Sonst war er froh mit einem wollenen Unterleibchen, und gab doch seinen Schilling darauf; jetzt befaßt er sich mit Kleinigkeiten und Lappalien gar nicht mehr. Nur Gold und Silber ist wieder Gold und Silber werth! Höchstens kann er noch von seinem Porcellan oder Aehnlichem Gebrauch machen! — Es ist ein komisch Ding, um die Menschen. Geht's ihnen nach Wunsch, so werden sie übermüthig; und geht's ihnen konträr, so wollen sie gleich verzweifeln.

Die Hauptbesucher der Pawnbroker sind die Irländer. Dies Volk weiß nicht zu sparen, nicht zu rechnen. Zum Versetzen haben sie aber auch nicht viel, denn ein irländischer Hausrath geht bequem auf einen Handkarren; aber — Brandy muß her, und wenn die Schmorpfanne in's Pfandhaus wandern muß.

Die liebsten Besucher sind dem Pfänderleiher die Herren von der Langfingerzunft. Er kennt sie wohl, diese Herren: er sieht's Jedem, der dazu gehört, schon von Weitem an; mit Manchem steht er auch in jahrelanger, freundschaftlicher Verbindung. Diese Herren bringen ihm keine alten Kleider und noch weniger altes Bettzeug; die bringen Ballen Tuch und ganze Stücke Seide. Die bringen keine halbabgerissene sechskarätige Hemdknöpfchen oder vergoldete messingene Uhren; die bringen die Ketten und Geschmeide dem Hundert nach und die schweren Ankeruhren dem Dutzend nach. — Er weiß wohl, daß er etwas riskirt bei dem Handel; aber er weiß auch, was profitirt wird. Er weiß wohl, daß die Artikel nicht gefunden werden dürfen, wenn die Polizei nachforscht; aber er weiß auch, daß die Pfandzettel für solche Artikel nicht aufbewahrt werden, und darum ist er weit entfernt, diese Dingerchen länger als einen Tag im Hause zu behalten, wie viel weniger ein ganzes Jahr, wie es seine Pflicht und Schuldigkeit wäre! Kommt dann die Polizei, und forscht nach dem und dem gestohlenen Gut: er hat's nicht. Welch' Unglück, wenn er's hätte! Er müßt's ja wieder herausgeben! — Darum ist der Pawnbroker fein vorsichtig und sieht es sehr gerne, wenn die Herren von der „Vorliebe zu fremdem Eigenthum" nicht bei hellem Tage, sondern Abends nach der Geschäftsstunde kommen. Einen gewöhnlichen Kunden würde er um diese Zeit fortjagen, aber solche Gäste muß man zuvorkommend behandeln! Zweihundert Prozente in vierundzwanzig Stunden gewinnen, ist keine verachtungswerthe Eigenschaft! Dem-zulieb kann man wohl das Gas noch einmal anzünden!

Der Pawnbroker ist in wenigen Jahren ein reicher Mann. Dann kauft er sich ein Haus in einer feinen Straße und spielt dort Sonntags den vornehmen Herrn. Am Werktag ist er in seiner Pfänderbude, denn die giebt er nicht so leicht auf. Ein besseres Geschäft giebt's nicht! Ob auch ein angenehmes? Für ein fühlendes Herz, für Jemand, der Mitleid mit der Noth und dem Elend seiner Mitmenschen hat, jedenfalls nicht. Wie viel Thränen hängen an den Gegenständen, die einem Pfänderverleiher gebracht werden; wie viel Kummer ging dem schweren Schritt zum Pawnbroker voraus; doch darum kümmert er sich wenig, sein Herz ist nur eine Rechnenmaschine und von einer Steinkruste umgeben.

22.

Der Zeitungsschreiber.

Er war früher Parlamentsmitglied; — Oppositionsabgeordneter; — Herausgeber eines von Bundeswegen verbotenen Blattes; — Mitglied der akademischen Legion; — er hatte auf dem Asperg, in Spandau oder sonst im sicheren Gewahrsam gesessen, — oder hatte sich sonst in der Politik mißliebig gemacht, — wurde mit Steckbriefen verfolgt oder gar in contumaciam zum Tode verurtheilt; — so sagt er selbst, rühmt sich dessen und thut sich etwas darauf zu Gute, wenn er's schwarz auf weiß nachweisen kann — nämlich gedruckt.

Oftmals und vielmals ist es so, wie er sagt und es ist ein hartes Brod, das er dann ißt, — das Brod eines politischen Flüchtlings. Oftmals und vielmals steckt noch viel mehr im Hintergrunde, als er sagen mag. Er hatte vielleicht ein liebes Weib und liebe Kinder und das Weib starb aus Bekümmerniß und die Kinder sind — aufgehoben bei Verwandten. Oder er war ein vermöglicher Mann, der gemächlich von dem „Seinigen" leben konnte, und jetzt ist das „Seinige" Eigenthum des Staates geworden, — konfiscirt infolge der Revolution. Oder er war ein hochangesehener Beamter in seiner Vaterstadt und Hunderte richteten sich nach seinem Ausspruch, und jetzt?! — jetzt redigirt er eine deutsche Winkelzeitung in einer Ecke Amerika's! — es ist ein hartes Brod, das Brod eines politischen Flüchtlings! — Aber auch oftmals und sogar noch viel öfter ist's nicht so, wie der Zeitungsschreiber sagt; er war nie ein politischer Flüchtling, überhaupt eine politische Persönlichkeit, sondern er sollte wegen Betrügereien in's Zuchthaus gesteckt werden, oder hat wegen ähnlicher Verbrechen gesessen; — oder er war ein gottseliger Wortesgottprediger im alten Vaterlande, oder sollte vielmehr ein „gottseliger" sein, und mochte sich zu „weltselig" und spendete den jungen Damen zu viel Aufmerksamkeit oder stieg auch noch tiefer herunter und wurde aus dem Klerus gejagt und ging — nach Amerika; — oder er war ein Beamter, den man aus irgend einem Grunde absetzte; — oder er hatte eine unversiegbare Studentengurgel, deren Durst der gute Vater nicht mehr löschen wollte; — oder es hatte irgend sonst einen Haken, — und der Zeitungsschreiber weiß recht wohl, daß er lügt, wenn er sich für einen politischen Märtyrer ausgiebt und seine näheren Bekannte wissen's auch recht wohl, aber sie mögen's nicht sagen aus Angst, er könnt's ihnen einträuken in seinem Blatte; denn eine Zeitung ist eine Macht in Amerika, und nicht bloß in Amerika, sondern überall, wo die Menschen daran gewöhnt sind, Gedrucktes zu lesen und an das was geschrieben steht, zu glauben.

Das weiß das Publikum recht wohl, und der Zeitungsschreiber weiß es auch; und das tröstet ihn bei allen seinen Bedrängnissen, und der Bedrängnisse sind nicht wenig.

Da ist zuerst die Bedrängniß der Besoldung, und eine große Bedrängniß ist's. — — Der Zeitungsschreiber braucht viel Geld, schon weil er viel unter die Leute gehen muß, um Neuigkeiten zu erfahren. Er braucht viel Geld, weil er genöthigt ist, seinen Umgang, seinen Anzug, seine Wohnung nach den Besuchen zu regeln, die er empfängt. Die Besoldung aber ist nicht groß und will hinten und vornen nicht zureichen. Wohl zahlen größere Blätter in den größeren Städten ihren Redakteuren und Mitarbeitern ein auskömmliches Gehalt, aber in den kleineren Städten und bei kleineren Blättern muß sich der Herr Redakteur mit einem Solde begnügen, den

ein mäßiger Handwerker mit Entrüstung abweisen würde, aber der Redakteur ist ja auch nicht mehr, wie ein Arbeiter, wenigstens in den Augen des Herausgebers und Eigenthümers. Oft ist er nicht einmal so viel werth, denn ein guter Arbeiter ist schwer zu bekommen, derlei Zeitungsschreiber aber laufen zu Dutzenden brodlos herum und die Schlingel müssen froh sein, wenn der Eigenthümer ihnen nur etwas zu nagen giebt. Noch übler ist der Zeitungsschreiber daran, wenn er den Herausgeber und Eigenthümer ja selbst den Redakteur spielt; dann ist er Eigenthümer, Redakteur, Expeditor, Setzer, Drucker, Colporteur und Laufbursche in Einer Person, und macht in allen diesen sieben Eigenschaften in kurzer Zeit Banquerott. — So ist's!

Da ist dann weiter die Bedrängniß der Politik. — Der arme Mann, der Zeitungsschreiber, war eine Zeit lang ohne Stelle; eine solche wird vacant, der Zeitungsschreiber fragt nicht lange, „was für eine Stelle;" er ist froh an jeder Stelle. Er greift zu, er wird engagirt. Aber bisher hat er für die „Demokratie" gewirkt, und das Blatt, das er jetzt redigiren soll, wirkt für die „republikanische" oder gar für die „Knownothing-Partei". Was kümmert sich das Publikum, was kümmert sich der Eigenthümer darum, was der Redakteur für Privatansichten in seinem Herzen trägt? Jetzt ist er Redakteur einer republikanischen, einer Knownothing-Zeitung und in diesem Sinne muß er schreiben, oder er wird fortgejagt. Freilich ist's eine harte Nuß zum beißen für einen „ehrlichen" Mann (und gerade deswegen für so manchen Zeitungsschreiber keine harte Nuß), aber soll er seine Kinder halb Hunger sterben lassen? Freilich fallen nun die anderen Blätter über ihn her, als über einen Abtrünnigen und heißen ihn Alles, — nur keinen Edelmann; aber was thut's? Schimpfworte sind immer noch keine Prügel und — er kann ja wieder schimpfen. Und das thut er denn auch weidlich, und um so ärger, je mehr er innerlich fühlt, daß er eigentlich ein grundschlechtes Subjekt ist, aber doch nicht schlechter, als sein College von der entgegengesetzten Partei, der seine Grundsätze schon ein halb Dutzendmal gewechselt hat, während er es erst zweimal that. — So ist's!

Da ist dann noch eine dritte Bedrängniß, und keine kleine Bedrängniß ist's, die Bedrängniß der Abonnenten. Der Zeitungsschreiber ist nicht engagirt, um Abonnenten zu verlieren, sondern um Abonnenten zu machen, denn Abonnenten sind Geld. Da kommt der Herr Eigenthümer und Boß in die Office. „Fünfundzwanzig Abonnenten haben abgesagt," rapportirt der Clerk. — Teufel, fünfundzwanzig Abonnenten sind keine Kleinigkeit, und wenn's so fortgeht, so ist die Zeitung in vier Wochen ruinirt. Und wer ist Schuld? Das Papier ist nicht Schuld, denn das ist dasselbe, wie seither; — der Druck ist auch nicht Schuld, denn die Lettern sind sich so ziemlich gleich geblieben; — die Zeitungsträger sind auch nicht Schuld, denn denen muß ja daran liegen, so viel Abonnenten zu haben, als nur möglich. Wer ist also Schuld? — Niemand anders als der Zeitungsschreiber. „Hah! da liegen ja Briefe in Masse; die werden Aufklärungen geben." Die Briefe werden aufgerissen. „Richtig, da haben wir's. Der letzte Artikel über die Plattform der Gegenpartei; hab's doch gleich gesagt, war viel zu zahm und viel zu flau. Der Mann hat keine Force, kein Feuer, keine Energie. Der Kerl ist lungenlahm. Muß auf einen anderen Mann denken." Und fort stürzt der Herr Boß zum Zeitungsschreiber und überhäuft ihn, nicht mit Vorwürfen, aber mit Schimpfworten, an denen sich kein Longshoreman zu schämen hätte. — Man sieht, der Zei-

tungsschreiber hat einen harten Stand, denn zur selben Zeit, da auf der Expedition die Absagebriefe wegen des zu „zahmen" Artikels ankamen, erhielt er selbst ein Dutzend anderer Briefe, die ihn tadeln, weil jener Artikel zu scharf, zu bissig, zu verletzend gewesen sei. Und so geht's fort, von Tag zu Tag, von Woche zu Woche. — So ist's!

Doch jedwedes Ding hat zwei Seiten und auf Regen folgt Sonnenschein, außer in Kamtschatka, wo's immerfort schneit. — So hat das Zeitungsschreiberhandwerk auch seine Fidelitäten und Annehmlichkeiten.

Da ist Nummer eins der reiche Fabrikant. Er hat ein neues Fabrikat; muß in die Welt hinaus und — ein Artikel in der Zeitung kann viel thun. Die Eingeweihten kennen sie wohl, diese Lockvögelartikel, aber der Eingeweihten sind gar wenige — und der Fabrikant läßt sich's daher was kosten, daß so ein Lockvogel losgelassen wird, denn das große Publikum hält Alles für baare Münze, was in den editoriellen Spalten steht. — Da ist Nummer zwei der Doktor N. N. Er ist noch nicht recht bekannt, der Herr Doktor, seine Praxis hat eine Null vor dem Eins, nicht hinter dem Eins. Aber der Herr Doktor versteht den Rummel, und der Zeitungsschreiber wird sein Dutzfreund und einem Dutzfreund kann man schon mit einem kleinen Darlehen aushelfen. — Da ist Nummer drei der Wirth und Weinhändler. Ein kleiner „Lockvogel" über den soeben frisch importirten Ungarwein, das non plus ultra der Weine, ist schon ein Dutzend Flaschen werth, und — der Zeitungsschreiber hat, wenn auch kein Geld, doch Wein im Keller. — Da ist Nummer vier das Theater und in jedem Städtchen befindet sich ein Theater. Der Zeitungsschreiber hat natürlich freies Entrée; eben so natürlich kennt er jeden Schauspieler und Sänger, jede Schauspielerin und Sängerin, und wenn er sie nicht kennen sollte, so sorgen die Schauspieler und Schauspielerinnen schon von selbst dafür, daß er sie kennen lernt. Freilich Geld haben die Herren Schauspieler keins, aber Kredit haben sie wenigstens beim Cigarrenhändler, und dem Zeitungsschreiber fehlt's daher nie an Cigarren. Geld haben auch die Schauspielerinnen keins, oft nicht einmal die Sängerinnen, aber sie sind sonst von der Natur nicht vernachlässigt und die Gaben Gottes darf man nicht verschmähen, denkt der Zeitungsschreiber. Es ist nur Ein Haken dabei: loben darf der Zeitungsschreiber so viel er will, aber — für das Tadeln giebt's keine Gaben Gottes und keine Cigarren, sondern — Prügel, oder das Entziehen des freien Entrée's.

So giebt's noch viele Numeros für die Zeitungsschreiber; die Hauptnumero ist aber die „Wahlnumero". — Gott sei Dank, in Amerika geht die Wahlnumero nie aus. Jetzt sind Gemeindebeamte zu wählen, ein Mayor, Aldermänner, Councilmänner, ein Comptroller, Sheriff und wie sie alle heißen. Das Jahr darauf finden die Staatswahlen statt: ein neuer Gouverneur, ein Vicegouverneur, die Senatoren und Abgeordnete zur Legislatur, die verschiedenen Richter u. s. w. u. s. w. Wieder ein Jahr darauf geht's an die Wahl eines Präsidenten der Vereinigten Staaten, eines Vicepräsidenten und der Kongreßmitglieder. — Ho! das ist eine gloriose Zeit, diese Zeit der Wahlen! Da kann für das Wohl des Volkes gesorgt werden! Da können die Fehler aufgedeckt werden, die dieser Kandidat an sich hat, und die Tugenden, die jener entwickelt! Das Glück, die Wohlfahrt der Stadt, des Landes, der ganzen Vereinigten Staaten hängt an dem Zeitungsschreiber. Ein Wort von ihm, ein geharnischter Artikel aus seiner Feder, — und Hunderte von Wählern für

diesem abspenstig gemacht, sind für Jenen gewonnen, und Eine — Stimme schon entscheidet möglicherweise die ganze Wahl!

Um diese Zeit reichen sich Eigenthümer und Zeitungsschreiber brüderlich die Hände. Das ist die Zeit der Ernte. Schon lange Zeit vorher, viele Wochen vor dem eigentlichen Wahltag, beginnen die Unterhandlungen. Der Generalstab entwirft den Plan zur Schlacht; dann kommen die Scheingefechte und die Plänkeleien. Zuletzt erst fällt die Bombe des schweren Geschützes hinein und es kracht und donnert, daß man glaubt, das Ende der Welt stehe vor der Thür. — Es geht aber Alles ganz friedlich vorüber, einige blutige Köpfe abgerechnet, die den Zeitungsschreiber und Eigenthümer nichts angehen. — Nach der Wahl wird Abrechnung gehalten, und es findet sich stets, daß der Beutel des Wahlkandidaten, sei er siegreich oder sei er unterlegen, bedeutend eingeschrumpft ist; der des Zeitungseigenthümers und des Zeitungsschreibers aber ist um einige Zoll dicker geworden.

Der Zeitungsschreiber wird vor der Zeit alt. Wenn er klug ist, so sorgt er noch zu rechter Zeit dafür, daß die Partei, zu der er hält, die herrschende ist, d. h. die Aemter zu vertheilen hat. Weiß er es nicht so anzugreifen, daß er auch ein Amt bekommt, oder ist er zu ehrlich dazu, so heißt ihn der Amerikaner einen „damned fool“, zu deutsch: „einen verdammten Narren“. — So ist's!

23.

Die Californier-Wittwe.

Die Californier-Wittwe hat ihre Heimath in Amerika und speciell in New-York und Umgebung. In andern Welttheilen und Himmelsstrichen kommt sie nicht fort.

Sie ist entweder wirkliche Wittwe, oder Strohwittwe, oder gar keine Wittwe.

Die wirkliche Wittwe ist eine Frau von zwanzig bis vierzig Jahren, und heißt sich nur so lange Californier-Wittwe, als sie im Zustande der Heirathsfähigkeit ist. Ihr Mann hat sie vor Jahr und Tag verlassen, nicht etwa, weil sie nicht hübsch genug gewesen wäre, um ihm zu gefallen; sondern einfach deswegen, weil er das Geld nicht auftreiben konnte, um ihre Putzsucht zu befriedigen. Er hat sie verlassen, nicht um auf immer auszubleiben, sondern nur auf so lange, bis er genug Gold ergraben, um nach der „Fashion“ mit ihr leben zu können. Vor einigen Wochen erhielt sie leider die Nachricht, daß er in den Goldminen und zu allem Unglück, ehe er den Stein des Weisen gefunden, gestorben sei. Dieses Letztere braucht aber das Publikum nicht zu wissen, im Gegentheil, sie hütet sich wohl, so Etwas laut werden zu lassen. — Gewiß im Gegentheil, denn mit dem Tage, wo sie die Todesnachricht bekommt, wird sie — nicht etwa eine gewöhnliche Wittwe, sondern eine „Californier-Wittwe“.

Sie kleidet sich in Schwarz und ihr Gesicht wird schmachtend. Vor Trauer hält sie es innerhalb ihrer vier Pfähle nicht aus, sondern sie muß in's Freie, unter die Menschen. Eine freundschaftliche Familie wird sich doch finden, die sie bei ihren Ausflügen unter ihre Fittiche nimmt, besonders wenn sie, die Wittwe, die Kosten dieser Ausflüge bestreitet. Ueberdieß fehlt's ja, Gott sei Lob, nicht an Kirchen, in denen man sich sehen lassen kann! Und natürlich fehlt die Californier-Wittwe nie in der Kirche; sie muß sich doch ausweinen! — Nach vierzehn Tagen stiehlt sich irgend ein rothes Bändchen oder Zipfelchen oder Tüchelchen zwischen den schwarzen

Kleidern durch, und die Augen blicken wieder etwas heller, etwas weniger von „Thränen umflort“. — Die Partien, besonders die Landpartien werden häufiger, und es hat den Anschein, als ob nur die Trauer sie abhalte, einen Luxus zu entfalten, den eine Californier-Wittwe zu treiben das Recht hat. Wenn sie erscheint, so ist ein allgemeines Geflüster: „Wer ist das?“ — „Oh, es ist eine Californier-Wittwe!“ — „Teufel, der muß ihr Mann ein schönes Kapital hinterlassen haben!“ — Die Herren drängen sich um sie. Der Wittwenschleier giebt einem netten Frauenzimmer ein so interessantes Profil, und nun vollends ein Wittwenschleier mit Californischen Reichthümern im Hintergrunde! Die Californier-Wittwe hat die Auswahl. Sie weiß wohl, wen sie sucht und sie hat sich auch vorgenommen, so lange zu suchen, bis sie den Rechten gefunden. Kann man es einer Frau mit Californischem Vermögen übel nehmen, wenn sie „eine standesgemäße“ und hauptsächlich „vermögensmäße“ — wir sind in Amerika! — Auswahl zu treffen wünscht? Endlich hat sie ihn gefunden, den Mann, den sie braucht, und der im Geldpunkt auf derselben Stufe mit ihr zu stehen scheint. Der Wittwenschleier verschwindet nach kurzer Zeit und wohl ihr, wenn sie sich nicht getäuscht hat; der neue Herr Gemahl aber überzeugt sich in kürzester Bälde, wie viel an den hinterlassenen Californischen Reichthümern ist, oder vielmehr nicht ist. Sehr unangenehm müßte es sein, — für die junge Frau wenigstens, — wenn der neue Gemahl in Folge dieser Entdeckung gezwungen wäre, selbst auch nach Californien zu gehen, weil er kein Geld besitzt, um den Aufwand dieses Haushaltes auch nur eine Woche lang fortzuführen. Denn eine Wittwe, die zum zweiten Male Californier-Wittwe wird, zieht schon nicht mehr so gut.

Eine ganz andere Erscheinung, als die „wirkliche“ Californier-Wittwe, ist die Californier Strohwittwe. Ihr Mann ist zwar ebenfalls nach Californien gegangen, um Geld zu erwerben; aber er ist nicht gestorben, sondern lebt; ja, er lebt sogar so sehr, daß er gar kein Talent zeigt zum Sterben. — Es ist ein trauriges Dasein, dieses Wittwendasein, besonders wenn die Wechsel aus Californien so spärlich eintreffen, oder auch gar nicht eintreffen! Er schreibt zwar, der Mann, aus den Minen, oder von sonst woher; aber von den Briefen kann man nicht leben, nicht einmal von Liebesbriefen. Die Frau wird daher immer trauriger, und am Ende so traurig, daß ein „Freund“ — welche verlassene Frau hätte nicht einen „Freund!“ — nicht umhin kann, darauf aufmerksam zu werden, und es für seine Pflicht hält, diesem Zustande ein Ende zu machen. Es könnte ja am Ende Melancholie oder gar eine noch gefährlichere Krankheit daraus entstehen! Seine Bemühungen, seine freundschaftlichen Darlehen, und besonders seine Tröstungen sind auch vom besten Erfolge, und wenn der Mann nach einigen Monaten unversehens zurückkäme, so träfe er am Ende einen Familienzuwachs, der sich wohl naturgemäß, aber nicht kanonisch erklären ließe. Doch, ruhig Blut! der Mann erscheint nicht unversehens und die Californier-Wittwe weiß sich zu helfen. Sie schreibt ihrem Manne im Goldlande die zärtlichsten Briefe und zu gleicher Zeit in die Zeitungen eine Annonce, daß eine „arme Wittwe“, aus gewissen Gründen geneigt wäre, ein schönes neugeborenes Knäblein oder Mägdlein an eine kinderlose, aber reiche Familie auf immer abzutreten. Die Briefe an den Gemahl ziehen, denn die Rückantwort zerschmilzt fast in Sehnsuchtsseufzern; und die Annonce zieht auch, denn es giebt ja immer Frauen, die keine Kinder bekommen, oder wenigstens nicht gerade zu der Zeit bekommen, wo sie „Grund“ haben, ein „Frischgeborenes“ als ihr

„eigenes“ zu produciren, und wär's nur einer kleinen Erbschaft wegen! — Freilich wäre die Sache kürzer und bequemer abgemacht, wenn es Findelhäuser gäbe; aber in dem sittenreinen Amerika giebt's keine solche Beförderungsanstalten des Leichtsinns und — die Californier-Wittwe ist daher gezwungen, ihr Kind zu verkaufen, wenn sie es nicht lieber umbringen, oder sich selbst kompromittiren will, welches Letztere in keinem Fall geschieht. — Nach Jahr und Tag kommt der Gemahl zurück und die „treue“ Gattin fliegt ihm liebend in die Arme; — das Strohwittwenthum hat ein Ende.

Das ist die zweite Sorte Californier-Wittwen. Die dritte Sorte besteht aus solchen, die gar keine Wittwen sind; — ebenso wenig, als ihr Mann je in Californien war. Ein „jungfräuliches“ Mädchen von dreißig oder noch mehr Jahren will sich nicht recht passen, und dann um so weniger, wenn sich während des langen Mädchenstandes ein oder zwei Kinderchen eingefunden haben, die doch nicht zu der Jungfrau „Mutter“ sagen können. Das Fräulein macht sich daher eines Tages auf und davon, fährt nach New-York oder in ein renommirtes Bad, wenn's nämlich gerade Sommer ist, und wird „Californier-Wittwe“. — Eine gewöhnliche Wittwe schon hat das Recht, eigene Kinder zu führen, mit Embonpoint behaftet zu sein und die „dreißig“ hinter sich zu haben; eine Californier-Wittwe aber vollends darf ungenirt in der Welt herumreisen, ist befugt, allein Bälle und Partien mitzumachen, und kann sich überhaupt Dinge erlauben, die einer „ansässigen“ Wittwe, deren Mann man kannte, nicht anstehen. Deswegen wurde sie „Californier-Wittwe“ und nicht gewöhnliche Wittwe. Uebrigens macht diese dritte Gattung von Californier-Wittwen keine allzuhohen Ansprüche. Es ist ihr weniger um einen Gemahl, als um einen Liebhaber zu thun. Sie ist auch nicht so skrupulös, zu verlangen, daß der Liebhaber partout ein lediger Mann sein müsse. Ein Ehemann, dessen Frau auf dem „Sommersitze“ lebt, thut's auch. Geld aber muß er haben, und geizig darf er nicht sein. — Ihr Aufenthalt ist meistens das Wirthshaus. Die Annehmlichkeiten der Table d'hôte und die Bekanntschaften, die man da anknüpfen kann, zieht sie allem Familienleben vor. — Hat sie ein Kind von Einem Jahr, so ist ihr Mann Ein Jahr in Californien; — ist sie in gesegneten Umständen, so ist er erst vor zwei Monaten dahin abgegangen.

„Die Californier-Wittwe“ war eine Zeitlang ein sehr gesuchter Artikel. Nach und nach aber hat sich der Titel etwas abgenützt, und die Damen vom Californischen Wittwenschlage müssen auf etwas Neues denken.

24.

Der Künstler.

Er trug langes Haar, ein altdeutsches Gesicht, einen ausgelegten Hemdkragen und eine moderne Brille.

So kam er nach New-York. — In New-York giebt's wenig Leute, die mit langem Haar, altdeutschen Gesichtern, ausgelegten Hemdkrägen und modernen Brillen herumgehen, allein — „unser Herrgott hat allerlei Kostgänger“, denkt ein New-Yorker Geschäftsmann und rennt weiter. Kein Mensch sah sich nach unserem Künstler um, außer einem Dutzend Gassenbuben, die ihm johlend nachliefen und nachschrieen. — Was sie schrieen, verstand er zum Glück nicht, sonst wäre er schnurstracks wieder umgekehrt und — — New-York hätte keinen Künstler gehabt!

„In New-York ist Geld, viel Geld, und wo Geld ist, ist die Kunst zu Hause." So dachte der Künstler und sah sich nach den verschiedenen Kunstakademien um. Er ging die Straßen kreuz und quer, er fand Tanzakademien, Fechtakademien, Reitakademien, Schwimmakademien, tableaux vivants, — aber eine Kunstakademie konnte er nicht finden. Er schlug im städtischen Adreßbuch nach; es war nichts darin verzeichnet.

„Sonderbar," dachte unser Künstler. — Er besann sich hin und besann sich her; endlich fiel's ihm wie Schuppen von den Augen: „für eine Kunstakademie ist das Leben in New-York viel zu geräuschvoll und tumultuarisch. Die haben sich auf's Land zurückgezogen."

Er ging in's Wirthshaus. Es war ein recht ordentliches Wirthshaus und es schienen lauter gebildete Leute da zu verkehren.

„Können Sie mir nicht sagen, in welchen Städten hier zu Lande wohl die amerikanischen Kunstakademien zu finden sind?" — So fragte er einen ziemlich elegant gekleideten Herrn neben sich.

„K u n st a k a d e m i e n?" fragte der Herr, ihn verwundert anschauend. „Was ist das? Kenne ich nicht, habe nie davon gehört."

„Waren Sie denn nie in München oder in Düsseldorf? Haben Sie die Moritzkapelle in Nürnberg nicht gesehen? Wissen Sie —"

„Bitte um Entschuldigung; ich war in Paris und habe hier einen Customershop und verstehe mein Geschäft aus dem Fundamente; mit Ihrem Firlefanz lassen Sie mich aber ungeschoren."

Der Schneiderkünstler machte sich auf die Sohlen, und der andere Künstler blieb verdutzt sitzen.

Jetzt sah er einen Mann an einem Tische, dessen Miene und Manieren ihm wohlgefallen wollten. Der Mann trug wenigstens halblanges Haar und einen ganz langen Backen- und Schnurrbart. Auch das Gesicht hatte einen Anstrich von „altdeutsch".

Neben diesen setzte sich unser Künstler.

„Um Verzeihung, sind Sie schon lange hier?" fragte unser Künstler schüchtern.

„Schon über fünf Jahre," lautete die Antwort.

„Darf ich fragen, mit was Sie sich hier beschäftigen?"

„Warum denn nicht, ich bin Painter?"

Herrgott im Himmel, ein Stein fiel unserem Künstler vom Herzen, gerade so groß, als der linke Eckstein am großen Thurme des Ulmer Münsters Er hatte einen Painter getroffen und Painter heißt auf deutsch: „M a l e r". Das Herz wackelte ihm im Leibe und klapperte so laut wie die Kieselsteine in einem Straßenwagen; — er hatte einen M a l e r gefunden!!

Der Painter war ein gutmüthiger Kamerad und stand dem „Künstler" Red' und Antwort, aber bald ging ihm die Geduld aus.

„Genrebilder, — Historienmaler, — Lessing, — Rubens — lassen Sie sich die tollen Gedanken vertreiben; hier giebt's blos Zimmermaler und Schildermaler und ein solcher bin ich selber und stehe mich recht gut dabei. Portraitmaler sind schon dagewesen, aber meistens Hungers gestorben, weil eine Photographie hundert mal wohlfeiler zu haben ist. Mit der Skulptur aber bleiben Sie mir ganz vom Leibe, denn es giebt gar keinen Bildhauer in Amerika, obgleich ich auch von dem

dunkeln Gerücht gehört habe, daß in Italien ein Mann lebe, der von amerikanischer Abstammung sei und sich der Bildhauerkunst widme."

Also sprach der „Schildermaler" und ließ den Künstler sitzen. Der aber war ganz erboßt und sagte: „Sei es so; ist jedoch die edle Malerkunst jetzt noch nicht zu Hause im Lande der Freiheit, — ich werde sie da einheimisch machen."

Sprach's, ging in seine Wohnung und setzte sich an seine Staffelei.

Er malte lang und malte eifrig, denn er war begeistert für seine Kunst und begeistert für seinen Gegenstand. Ein Glück war's, daß er einige hundert Gulden baar Geld mitgebracht hatte, denn trotz Studium und Kunst machte sich der Magen auch geltend. Allein ein paar hundert Gulden sind äußerst wenig, wo man nach Dollars rechnet, und so kam es, daß der letzte Gulden gerade ausgegeben war, wie er das Bild vollendet hatte. Er schaute es lange und wehmüthig an, das Werk seines innersten Herzens. „Du sollst mir Bahn brechen," sagte er dann laut und packte es unter den Arm, um zu einem Bilderhändler zu gehen.

In New-York giebt's viele Bilderhändler und große Bilderläden. Es giebt darunter welche von hundert Fuß Länge und fünfundzwanzig Fuß Breite, und alle hängen voll Stahlstichen, Lithographien und Oelgemälden und diese alle in schweren goldenen Rahmen.

Der Künstler produzirt sein Werk.

„Schade, daß kein Rahmen darum ist," meinte der Bilderhändler, „wir kaufen alos Bilder mit Rahmen."

Der Künstler ging zum zweiten Händler.

„Sie können es hier lassen," meinte dieser, „wir stecken es in einen Rahmen, tellen es aus, und wenn es verkauft wird, so zahlen wir Ihnen den Erlös nach Abzug des Rahmens und 25 Prozent Unkosten für unsere Mühe."

Der Künstler ging abermals weiter.

„Wir nehmen nur Bilder in Auction," sagte der dritte Händler. „Wollen Sie s in den Katalog aufgenommen haben? Es kostet nur zwei Thaler."

Der Künstler hatte nicht nur keine zwei Thaler mehr, er hatte keine zwei Cents, um sich ein Brod zu kaufen.

Also dauerte es drei Tage und kein Bilderladen war in der ganzen Stadt, den der Künstler nicht besucht hätte. Sein Bild brachte er aber immer wieder nach Hause.

Endlich war ihm ein reicher Kunstkenner verrathen worden, ein Mann, der in der fünften Avenue wohnte und folglich nicht weniger haben konnte, als eine Million oder zum mindesten eine halbe. Der Künstler versetzte Uhr und Kette, aß sich satt und machte sich auf den Weg.

Der Kunstkenner wohnte in einem großen Marmorhause, — kein Fürst hätte sich daran zu schämen gebraucht. Die Böden waren mit kostbaren Teppichen bedeckt, — in keinem Residenzschlosse finden sich prachtvollere. Die Decken waren alle mit Gold ausgelegt und die Möbeln so prächtig, daß Ludwig der Vierzehnte seinen Beifall dazu gegeben hätte. Unser Künstler sah aber weder auf die Möbeln, noch die Decken, noch die Teppiche, noch die Marmorplatten, er sah nur auf die Wände, denn diese waren alle mit Oelgemälden geschmückt, — Oelgemälde mit prächtigen, grellen, grünen und rothen Farben und mit Goldrahmen so reich, so reich. Der Kunstkenner war sehr herablassend, und führte ihn in allen seinen Sälen herum und zeigte ihm seine Kunstschätze

„Viel Farbe und viel Rahmen, aber kein einziges Gemälde," dachte der

Künstler und hatte Recht, denn es war lauter Schund und Fabrikarbeit, zum Theil nicht mehr werth, als auf den Trödelmarkt geworfen zu werden.

Endlich besah der Kunstkenner auch unsers Künstlers Gemälde.

„Zu wenig Roth, — zu wenig Grün," sagte der Kunstkenner, „nichts Hervorstechendes! Die Farben sind zu matt, — zu todt. Mehr Colorit, mein Freund, — mehr Colorit, oder — haben die Farben vielleicht aufgeschlagen, weil Sie so damit sparen? Sehen Sie hier dieses Bild, das in dem runden Rahmen; — sehen Sie, wie's blitzt und funkelt! Aechter Carmin, und der Carmin ist theuer. Kostet mich doch nur fünfzig Thaler das ganze Bild, und der Rahmen allein ist dreißig werth. Möchte Ihr Bild nicht für zehn Thaler; — ist zu sehr mit dem Colorit gespart."

Also sprach der Kunstkenner und die Nase des Künstlers wurde so lang, wie ein deutscher Bohnenstecken und seine Augen so groß, wie zwei gebratene Kalbsköpfe. Er sagte keine Silbe, nahm sein Bild, ging zum Hause hinaus, zog sein Messer aus der Tasche und zerschnitt das Gemälde in tausend Fetzen. Dicke Thränen rannen dabei aus seinen Augen und ein Glück war's, daß er vorher seine Uhr versetzt und sich satt gegessen hatte, sonst hätte er sich ohne Zweifel ein Leids angethan; aber mit einem vollen Magen hat sich noch Niemand umgebracht.

„Was machen Sie da?" rief auf einmal eine Stimme. Es war ein Mann in grauen Ueberziehhosen, einen Eimer mit Oelfarbe an sich hängend und eine Leiter auf der Achsel. „Kann mir's schon denken, waren da oben in dem Marmorhaus? Kümmern Sie sich nicht. Ist nichts als ein reicher Ochse, und ein Deutscher dazu, der im „Branntwein" sein Geld gemacht hat. Aber lassen Sie's gut sein. Mit der Kunst ist nichts zu machen in Amerika. Werden Sie praktisch!"

Also sprach unser Freund, der Schildermaler, der gerade auf dem Weg war, ein Schild an ein Haus hinzupracticiren und seine zehn Dollars dafür einzunehmen. Und unser Künstler erwachte wieder zum Leben und ging wie ein vernünftiger Mensch weiter.

Freilich war's eine harte Nacht, die er damals zubrachte; aber sie ging auch vorüber und den anderen Tag war sein Entschluß gefaßt.

„Ich will die „New-Yorker Malerei" von Grund aus studiren," sagte er und machte sich auf den Weg. In einer engen Gasse der mittleren Stadt stand an einem kleinen halbverfallenen Holzhäuschen ein großer Schild: „Wilhelm Morbach, Painter."

„Kann ich Arbeit haben?" fragte unser Künstler. Der Painter besah ihn von oben bis unten und schüttelte einmal über das Andere den Kopf, denn die Kleidung unseres Künstlers war ihm etwas zu gut. Ein Glück, daß es Frühling war, wo es an Händen fehlte und der Meister gerade viel zu thun hatte.

So trat unser Künstler ein und in Arbeit.

Seine „Mitkünstler" oder Arbeitsgenossen waren zwei Neger und drei Weiße. Die Hauptarbeit bestand im Weißen und Gipsen, was insbesondere die Neger verstanden, und im Austreichen der Wände mit Oelfarbe, was den Weißen vorbehalten war. — Eine prächtige Beschäftigung für einen Künstler aus der Münchener Schule!

Das war die erste Sorte „Painter," bei der er in Dienst trat, und vier Wochen war er dabei und verdiente so viel, daß er die fünfte spazieren gehen konnte, um sich nach anderer Arbeit umzusehen.

An einem Hause stand mit feiner deutscher Schrift: „Eduard Müller, Dekorationsmaler". — Angeklopft. — „Herein". — In einer Viertelstunde ist das neue Engagement fertig. Jetzt ging's an's Häusermalen von innen und außen, und viel war da zu thun und viel Farbe und viel Geld wurde verwandt, denn es durfte an nichts gespart werden. Reich und glänzend sollten die Zimmer aussehen, und sie wurden reich und glänzend. Auch Kirchen wurden gemalt und da wurde noch weniger gespart. Es ging ja nicht aus dem Beutel des Pfarrers, der machte nur den Zahlmeister! „Nur in's Auge fallend" war auch hier der Wahlspruch.

Das war die zweite Sorte „Painter", und die Bezahlung war so gut, daß unser Künstler nach vier Wochen Arbeit Geld genug hatte, um vierzehn Tage lang spazieren zu gehen.

Mit der dritten Sorte „Painter" machte er nur kurze Bekanntschaft, der „Coloristensorte"; denn diese war ihm nämlich doch gar zu gering. Den ganzen Tag Landkarten anmalen oder Stickmuster beklecksen, das überließ er den Genie's aus dem Schreibervolke.

Die vierte Sorte „Painter" fand er in dem Atelier eines Photographen. Portraitmaler können Hunger sterben in Amerika und vielleicht sind auch schon Einige Hungers gestorben; aber Photographen stehen oben an. Giebt's Ein Dienstmädchen in New-York, das nicht schon Dutzendmale ihr „Likeness" nach Europa gesandt hätte? Giebt's Eine Mutter in New-York, die nicht das „Likeness" ihres „Baby" wenigstens ein halb Dutzendmal haben müßte? Jedes dieser Bilderchen aber muß retouchirt werden, d. h. auf die Wangen muß ein feiner rother Klecks, die Augenbraunen erhalten ein dünnes Härchen braun oder schwarz, die Lippen müssen „aufgefrischt" werden. — Es gehört ein sicheres Auge, eine stete Hand und ein schneller Pinsel dazu, in Einem Tage Hunderte solcher Bilder „in Stand" zu setzen und nicht jeder „Painter" vermag dies. Mit dieser Sorte „Malerei" machte daher unser Künstler viel Geld.

Inzwischen war derselbe schon ganz praktisch geworden, und der „Schildermaler", mit dem er jetzt Abends manchmal seinen Schoppen zusammentrank, meinte daher, die fünfte Sorte, die „Schildermalerei", von den New-Yorker Deutschen „Signpainterei" genannt, könnte füglich übergangen werden. Unser Künstler machte sich daher lieber gleich an die sechste und letzte Sorte und legte eine „Kunstfabrik" an.

Es ist ein gutes Geschäft, diese letzte Sorte; aber es gehört etwas dazu, um sie betreiben zu können.

Der Kunstfabrikant miethet einen hellen Saal, hoch und luftig, daß die Farben schnell trocknen. Er engagirt vier oder fünf „Painter", um unter ihm zu arbeiten. Dann nimmt er ein Stück Leinewand und zeichnet irgend eine Landschaft darauf, eine Burg, oder Kirche, oder Wasserfall, oder etwas dergleichen, dazwischen hinein viel Bäume und Scenerie, auch etwelche Menschen dazu, am besten Räuber oder sonstige ausgezeichnete Personen, in der Ferne muß ein Schiffsbrand oder so etwas sichtbar sein, damit's um so mehr Effekt macht. Ist die Zeichnung fertig, so giebt er sie einem seiner „Unterpainter", um sie „in's Grobe" auszumalen. Den letzten Pinselstrich muß er natürlich „selbst" anlegen, damit's ein Bischen „hell" in die Augen fällt. — Das sind die „Mustergemälde", und diese werden den verschiedenen „Kunsthandlungen" und Bilderläden-Inhabern zur „Auswahl" zugesandt. Je greller die Farben, je unnatürlicher der Entwurf, um so besser. Die Herren Kunstläden-Inhaber kennen ihre Leute und ihre Abnehmer. Von diesem

„Muster" bestellen sie ein Dutzend, von einem anderen zwölf Dutzend. Manches Muster zieht auch gar nicht. — Aber jetzt sind die Bestellungen eingelaufen; jetzt geht's an die Arbeit. Die Herren „Unterpainter" machen das Dutzend oder die zwölf Dutzend nach den Mustern fertig, und unser Künstler legt nur die letzte Hand an. In der Zwischenzeit sinnt er aber immer wieder auf neue Muster, um die Fabrik im Gange zu halten. — Auf diese Art werden in Amerika die Gallerien vieler Reichen mit Oelgemälden geziert. Der „Kunstfabrikant" verkauft das Stück zu zehn bis fünfzehn Dollars, je nachdem; im Dutzend natürlich immer billiger. Der Bilderhändler läßt die Rahmen darum machen und verkauft's zu vierzig bis fünfzig Dollars das Stück.

Jetzt hat sich unser Künstler in Amerika zurecht gefunden. Erst heute hat er wieder einen Bestellzettel empfangen, der also lautet: „Schicken Sie mir drei Dutzend „Eremitengrotte," ein Dutzend „Bergkapelle" und zehn Dutzend „Apenninenräuber."

Der Kunstkenner in der fünften Avenue, der „Schnapsmillionär," besitzt auch verschiedene Stücke davon, und ist ganz entzückt darüber, die haben genug Colorit, da ist die Farbe nicht gespart.

Wie in vielen anderen Beziehungen, so hat sich auch in Betreff der Künstler und künstlerischen Leistungen innerhalb der letzten Jahre Vieles in Amerika gebessert Aehnlich wie beim Temperenzschwindel wirkt hier das Reisen nach Europa gar mächtig. Amerikaner, welche den europäischen Kontinent bereisen, gehören jetzt zu den besten Kunden der Künstler und Kunsthändler. Hunderttausende werden jährlich von Amerikanern in Europa für Bilder und Kunstgegenstände ausgegeben, und wenn die Käufer auch wenig oder nichts vom Kunstwerthe desjenigen, was sie erwerben, verstehen, es thut nichts; sie unterstützen einerseits die Kunst, sie bekommen Geschmack an Besserem und bei ihrer Rückkehr wirkt ihr Beispiel mächtig. Die Zeit ist nicht mehr fern, wo jeder amerikanische Millionär seine kostbare und werthvolle Bildergallerie haben wird.

Aber die Bilder müssen von Europa sein, für heimische oder auf heimischen Boden schaffende Künstler hat der noch in Beurtheilung der Kunst im Kindesalter sich befindliche Amerikaner kein Vertrauen; er fürchtet, er könne ein Fünfzig-Dollar-Bild als ein Tausende werth sein sollendes erwerben, und es könnte wohl sein; ein New-Yorker „Kunsthändler" kriegt's fertig!

25.

Ein Spielhaus in New-York.

Es ist ein gut Ding um gute Gesetze in einem Lande; ein noch besseres Ding ist es aber um die Ausführung dieser guten Gesetze. In Amerika giebt's gute Gesetze in Menge und vielleicht werden in keinem Lande mehr Gesetze gemacht, als dort, denn die Herren Legislatoren sitzen ja alle zwei Jahre und ihre einzige Beschäftigung ist: Gesetze machen. In manchen Fällen weiß man jedoch nicht mit Bestimmtheit, ob die Gesetze dazu gemacht werden, daß man sie befolgt, oder dazu, daß man sie nicht befolgt. In diese letztere Kategorie scheinen die Gesetze über das Spielen zu gehören.

„Spielen um Geld!" Der Abscheu, welcher die Herren Gesetzgeber, besonders die Geistlichen unter denselben, befällt, wenn sie das Wort nur hören, ist so groß,

daß man glaubt, in eine Gesellschaft von Heiligen gerathen zu sein. Aber — wir sind jetzt in Amerika und in Amerika nehmen sich die Dinge im Handeln ganz anders aus, als im Sprechen.

Jedes Kartenspiel um Geld ist streng verboten, ja sogar das Kegelspiel. Man hat das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, um den Zuber rein zu waschen. „Also das Kegelspiel mit neun Kegeln ist verboten?“ Gut; doch zu was hätte man die Advokaten, wenn sie nicht dem Gesetze eine Nase drehen könnten? Man kegelt deshalb in Amerika nicht mit neun Kegeln, sondern mit zehn. Im Gesetz steht nur das Kegelspiel mit neun Kegeln! — Mit den Karten ließ sich das Ding nicht so leicht machen. Aber glaubst Du, Du könntest deshalb in New-York nicht so gut Hazard spielen, als ehemals auf der Bank in Wiesbaden oder in Homburg? Täglich werden in New-York mehr Summen verloren oder gewonnen, als auf diesen offenen Banken in einer ganzen Woche. Nur hast Du in New-York den Vortheil, daß Du gar keine polizeiliche Ueberwachung hast; der Bankhalter hat weder eine Abgabe zu zahlen, noch sein Spiel nach bestimmten Regeln zu modelliren; er wird ein reicher Mann, ehe Du die Hand umdrehst oder — er ist nicht smart, d. h, er leidet Mangel an Holz, wenn er im Forste wohnt.

Ein New-Yorker Spielhaus ist stets nur in der feinsten Straße zu finden, ringsum wohnen nur Familien von der exquisitesten Gesellschaft. Kein gemeiner Dutchman, kein betrunkener Irischer läßt sich je an einem Fenster blicken. Die Haute volée ist hier eingebürgert. — Du siehst Dir das Haus an. Es ist ein Prachtgebäude von Marmor oder Braunstein; die Jalousieläden sind den ganzen Tag geschlossen, wie's in feinen Familienhäusern Brauch und Sitte ist; Du meinst es sei die Stätte eines Millionärs aus der Wallstreet. Die Hausthür bleibt den ganzen Tag fest zu. Keine Equipage fährt vor; kein Mensch geht aus und ein, einige Dienerschaft abgerechnet. — Es wird Nacht, dunkle Nacht; aber die Gaslaternen brennen so helle, daß Du einen Cent auf dem Trottoir unterscheiden kannst. Dunkle, fein gekleidete Gestalten nähern sich der Thür; Equipagen fahren vor und elegante Herren hüpfen heraus; der Thürklopfer wird gerührt, die Hausglocke giebt ihr Zeichen, und die Gestalten verschwinden. Du gedenkst, auch hinein zu gehen. Du klopfst an, und es wird Dir aufgethan; aber — vor Dir im Gange ist der Weg versperrt; eine Jalousie verhindert Dich, weiter zu gehen, und eine Stimme fragt Dich um das Paßwort. — Nur wer das Paßwort hat, kommt hinein; denn man kann nicht Jedermann brauchen, absonderlich nicht Leute, die kein Geld haben, oder Neugierige oder Polizeidiener. Aber — es wird Dir nur zu leicht gemacht, das Paßwort zu erhalten, so bald Du Lust hast, Dein Glück zu probiren, und was die Hauptsache; die Mittel dazu.

Es ist prächtig ausgestattet, das Haus in seinem Innern. Feine Teppiche bedecken die Böden und Gänge; große Kandelaber strömen ein Licht aus, weißer und heller als das Sonnenlicht; an den Wänden hängen glänzende Gemälde in noch glänzenderen Rahmen; die Möbel sind von feinster Arbeit und die Ruhebetten strotzen von Sammt und Seide. Alle Zimmer im ersten und zweiten Stock sind geöffnet und überall sind Tische aufgestellt mit den feinsten Leckerbissen und die Wein- und Liqueurflaschen blinken, als ob flüssiges Gold darin wäre. Du kannst genießen, was und so viel Du willst. Herren im elegantesten Anzug wandeln auf und ab und feine Damen in Gold und Seide und süß lächelnd, wie ein Engel vom Him-

mel, machen die Honneurs. Doch halt, die Stunde ist gekommen; der Saal im dritten Stocke wird geöffnet, das Spiel beginnt.

Die Pharotische sind in der ganzen Welt dieselben, und der Wahnsinn des Glücksspiels erfaßt den Europäer ganz auf dieselbe Weise, wie den Amerikaner. Aber ein kleiner Unterschied findet statt unter den Spielenden, und ein kleiner Unterschied in der Art, wie gespielt wird.

In Europa giebt's verschiedene Spieler. Da sind die Spieler von Profession. Die können's nicht mehr lassen, und wenn Tod und Leben davon abhänge! Da sind die Müßigen und Langweilenden, die hie und da ein Goldstück auf eine Karte setzen, gleichsam um die Zeit todtzuschlagen, weil sie nicht wissen, was sie mit derselben beginnen sollen. Da sind die Spieler aus Lebenserwerb, die doubliren so lange auf Eine Karte, bis ihnen einmal ein Gewinn zufällt; dann hören sie auf, denn sie haben ihren Einsatz und ein Goldstück dazu, von dem sie den anderen Tag leben können. Da sind die Spieler aus Verzweiflung; sie haben in Spekulationen oder auf irgend welche Art ihr Vermögen geopfert, sie wollen's in Einer Nacht zurückerobern; die letzten Tausende werden gewagt, die Glücksgöttin schwankt hin und her, und das Ende vom Liede ist, daß sich der Spieler eine Kugel vor den Kopf schießt, nachdem er Alles verloren hat. So ist's in Europa.

In Amerika ist's ein wenig anders. Hier zerfallen die Spieler in zwei Hauptklassen: in die Lockvögel und in die Verlockten.

Die Lockvögel sind sehr gentile Leute; Männer von höchster Eleganz und mit schweren goldenen Ketten an den Uhren, Ihr Hauptaufenthalt sind die größten Hotels. Sie privatisiren da und leben von ihren „Einkünften". Ihr Hauptaugenmerk haben sie auf die Fremden gerichtet; aber nur ein Fremder, der viel Geld ausgiebt, wird von ihnen einer höheren Aufmerksamkeit gewürdigt. Eine besondere Freude haben sie an den Californiern, d. h. an denen, die von Californien mit einem gespickten Geldbeutel zurückkommen. Nebenbei würdigen sie den vermöglichen Farmer, der auf ein paar Tage von seinem Gute gekommen, um den „Elephanten" in New-York zu sehen, eines freundlichen Blickes. Mit besonderer Freundlichkeit begegnen sie dem „Buchhalter" eines reichen Hauses, zu dessen „Safe" er den Schlüssel hat; er wird nie ohne Handschlag begrüßt. Es ist so leicht, in einem Gasthofe eine Bekanntschaft anzuknüpfen und die Lockvögel verstehen den Handel aus dem Fundamente. Morgens wird noch „fremd" gegrüßt und — Abends ist die „Freundschaft" fix und fertig! Ja sogar an „Hochwürdige" wagen sie sich, wenn diese Herren die Stadt der „Laster" inkognito ansehen, natürlich nur um sich gegen die Verderbtheit der Welt zu stählen, denn — was ist Tugend ohne Versuchung? — Die Lockvögel und die Verlockten, — Abends siehst Du sie Arm in Arm auf der Straße, im Theater, im Salon der Broadwaydamen, und zuletzt natürlich — im Spielhause.

Es ist ein grundehrliches Spiel, das da gespielt wird. Es wird nicht bloß verloren, es wird auch gewonnen. Der Bankhalter ist ein Mann mit grauen Haaren mit den feinsten Manieren. Meist ist es ein Amerikaner; hie und da auch ein Ausländer, aber dann jedenfalls ein französischer Marquis oder ein polnischer Graf. Ihm, dem Manne mit den grauen Locken, dessen Point d'honneur so empfindlich, daß er nicht einmal ein unschönes Wort im Munde führt, ihm wird man doch nicht zutrauen, daß etwas „Faules" mit unterlaufen könnte? Die

Herren Californier, oder wer sonst die Verlockten sein mögen, sind auch mit den ersten paar Spielnächten im höchsten Grade zufrieden; sie haben nicht nur gut gegessen und getrunken, sie haben nicht nur mit den Huldinnen des Schenktisches geliebelt; sie haben sogar gewonnen und nicht wenig gewonnen. Aber — es ist noch nicht aller Tage Abend, jetzt kommt die Hauptnacht. Der Lockvogel hat nämlich in Erfahrung gebracht, daß sein „Freund" den anderen Tag „abreisen" will und man wird ihn doch nicht reisen lassen, mit dem Gelde des Bankhalters in der Tasche? Diese Nacht sind die Holden des Schenktisches doppelt freundlich; wenn er erhitzt vom Spiele aufsteht, um sich durch einen Trunk abzukühlen, so kredenzen sie ihm den goldenen Liquor mit einem Lächeln, das einen Bären bezaubern könnte; das arme Schlachtopfer weiß nicht mehr, was es thut; der Liquor wirkt so sonderbar, so betäubend, so umnachtend; sollte die „Holde" die Flasche mit Morphium verwechselt haben? — Die Nacht ist vorbei. Der Mann, der gestern noch Tausende besaß, erwacht den anderen Mittag in seinem Bette. Wie er dahin gekommen, weiß er nicht. Sein Kopf ist dumm und schwer, seine Augen glühen. Er sieht nach seinem Gelde; er hat keines mehr; Alles ist in dieser Einen Nacht verspielt worden. Ein Glück, daß sie ihm die Uhr und Kette noch ließen; die kann er ja versetzen, um nach Hause reisen zu können!

So ergeht es Hunderten und Tausenden und aus den Verlockten werden „Gerupfte". Denn von was sollten sonst die Lockvögel in den Hôtels ihren Aufwand bestreiten? Von was sollten das theure Spiellokal, die „holden Damen" und die Equipage des Bankhalters bezahlt werden? — Eine New-Yorker Bank wird fast nie gesprengt; der Bankhalter weiß sich zu helfen! Die Gerupften wissen's am Ende wohl, daß der Bankhalter sich „geholfen hat", aber — sie schweigen doch still zu ihrem Verluste; denn sollten sie etwa zum Verluste hin noch das Auslachen haben? Sollten ihre Namen in den Zeitungen figuriren, damit Weib und Kind zu Hause auch etwas davon erfahren? Sollte der Buchhalter, der Kaufherr, der Farmer oder gar der Geistliche seinen guten Ruf riskiren, um am Ende mit seiner Klage doch Nichts zu gewinnen? — O, sie klagen nicht, die Gerupften, sie machen auch keine Anzeige bei der Polizei; höchstens giebt ein Hitzkopf seinem „Lockvogel" eine Kugel zu kosten, wenn er ihn nämlich noch einmal zu sehen bekommen sollte, was aber der Lockvogel nach der „Hauptnacht" wohlweislich vermeidet.

Gesetzt den Fall aber, es käme eine Anzeige, was meinst Du wohl, was geschieht? Du meinst, die Polizei werde mit Heeresmacht ausrücken und das Spielhaus im Sturme nehmen? Gott behüte; da ist man in New-York viel höflicher; der Bankhalter wird einfach vor Gericht citirt und unter einige hundert Dollars Bürgschaft gestellt „für sein Wiedererscheinen". Wiederzuerscheinen aber hat er nie; denn von einem Termine zum anderen wird der Fall hinausgeschoben, bis dem Kläger die Zeit zu lange wird, und er seine Klage fallen läßt. Oder sollte ein Richter strenge gegen den Spielhalter auftreten, da er, der Richter, doch selbst die Gewohnheit hat, den Pharotisch hie und da mit seiner Gegenwart zu beehren? — Sollte jedoch einmal der Fall vorkommen, daß ein Gerupfter in seiner Verzweiflung und Wuth Alles auf's Spiel setzt und die Spielbank um jeden Preis zertrümmert, und — Banquier, sowie männliche und weibliche Lockvögel im Zuchthaus sehen will, oh — es giebt der Burschen gar Manchen in New-York, die um zehn oder zwölf für ein gut Stück Geld Einen seines Todfeindes entledigen, und manche Leiche ist schon den Hudson herabgeschwommen, von der man nicht wußte, wie sie

hineingekommen! — Der Kläger ist verschwunden; man weiß nicht, wo er hingekommen, das gentile Spielhaus aber bleibt unangetastet.

Etwas ganz anderes ist es freilich, wenn einmal ein paar Deutsche, Irländer oder Neger sich herausnehmen, eine Bank in einer ihrer Kneipen zu errichten. Wie der Wind ist die Polizei da, konfiscirt die Bank, die im Ganzen vielleicht bloß ein paar Dollars enthält, und schleppt die Spieler vor Gericht. Die werden unbarmherzig gestraft und um so härter, wenn der Richter, der die Strafe verhängt, in der Nacht vorher zufälligerweise verloren hat. — Oder laß ein paar Deutsche an einem Sonntag Nachmittag zusammensitzen und ein Kreutzmariage um einen Cent machen, Herr Gott im Himmel, was für ein Verbrechen! Fort mit den Burschen, in's Gefängniß, wenigstens bis auf den andern Tag, und der Wirth, der die Karten hergegeben hat, muß auch mitbrummen, und froh dürfen sie sein, wenn sie den anderen Tag mit einer derben Strafpredigt und dem heiligen Versprechen, nie wieder zu sündigen, loskommen. „Dem Gesetz muß sein Recht geschehen," sagt der Richter und geht Abends zum Pharo, wo der Bankhalter so vernünftig ist, ihn nicht selten gewinnen zu lassen. —

26.

Was man in Amerika Alles werden kann.

Er war ein leichtsinniger Kamerad, draußen in Deutschland. Sein Vater wollte was Rechtes aus ihm machen, weil der Schulmeister gesagt hatte, es steck e ein verborgenes Genie in ihm. Der Vater verwandte also viel Geld auf ihn, schickte ihn in's Gymnasium und wollte ihn studiren lassen. Aber das „Genie" wollte nicht zum Durchbruch kommen; außer im Schuldenmachen und in Wirthshausstudien. So besann sich der Vater anders und that ihn bei einem Schneider in der Lehre.

Ob's eigentlich ein Schneider war, oder ein Schuhmacher, oder ein Schreiner, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen, es thut aber nichts zur Sache, denn ein handwerkehrenwerthes war's jedenfalls.

Dem jungen Studiosus wollte das Handwerk nicht recht gefallen, und dem Lehrmeister wollte der Zögling noch weniger zusagen. Der junge Herr fühlte sich zu etwas Besserem geboren und so sagte er nach einigem Aufenthalt der Schneiderboutique Lebewohl. Sein Vater staffirte ihn zu guter Letzt mit einigem Gelde aus, wozu die Mutter noch heimlich einige harte Thaler aus ihrem Ersparten fügte und — fort ging's nach Amerika.

„Ihr sollt von mir hören," sagte er beim Abschied, und der Himmel hing voller Baßgeigen.

In Amerika angekommen, logirte er sich in einem Gasthofe ein und wurde „höherer Bummler."

Die Beschäftigung des „höheren Bummlers" besteht darin, daß man gar Nichts thut, als essen, trinken, rauchen, Billard spielen und die Zeit todtschlagen. Eine Zeit lang ging's recht gut. Das Handwerk des „höheren Bummlers" ist ziemlich leicht zu erlernen und unser junger Freund fügte sich schon mit viel Anstand in seine „erste Beschäftigung" in Amerika; denn sein einziger Umgang waren „politische Flüchtlinge", für was sich wenigstens diese seine Kameraden selbst ausgaben. Später freilich fand er aus, daß auch nicht Einer darunter das war, für das er sich ausgab, sondern entweder ein abgesetzter Pfarrgehülfe, oder ein fortgejagter Kom-

mis, oder ein zu langfingriger Eisenbahnkassirer, oder ein Postdienstadspektant ohne Aussicht oder irgend etwas dergleichen. Das Ding ging also gut, so lang die harten Thaler der Mutter reichten, und auch noch ein bischen länger, so lange nämlich noch etwas von der Garderobe zu versetzen war, oder der Gasthofsbesitzer Kredit gab. Unser Held begann sich bereits zu fühlen und nahm keinen Anstand, sich ebenfalls für einen politischen Flüchtling, wenn nicht zu halten, doch auszugeben, und so lange von seinen Heldenthaten zu erzählen, bis der Wirth ihm eines Tags seine Pumprechnung zusammengemacht, und ihn mitsammt der Rechnung zum Hause hinausgeworfen.

Da saß er nun, oder vielmehr lag er, ohne Kredit, ohne Kleider, und der Appetit begann sich zu regen, weil die Procedur des Hinauswerfens unseliger Weise nicht nach, sondern vor dem Mittagessen stattgefunden hatte.

Zum Glück erinnerte er sich, daß er in Deutschland auf der Schneiderwerkstatt gesessen und so machte er sich alsbald auf den Weg in einen entlegenen Stadttheil, dessen plebejisches Aussehen er früher immer gemieden, so daß er also keine Angst haben durfte, erkannt zu werden. Einem Schneider kann es in Amerika nie fehlen, nicht einmal in New-York, wo deren über 30,000 beschäftigt sind. Er fand alsobald Arbeit und führte die Nadel, als hätte er dieselbe nie bei Seite gelegt gehabt. In einigen Monaten hatte er sich wieder so weit erholt, daß er in neuer Montur ausgehen konnte. Noch einige Wochen, so hatte er auch wieder einige Dollars Geld in der Tasche. Allein so bald das Geld in der Tasche klimperte, so war der Teufel los Einmal zwar, als er eine solide Nähterin auf einem Balle kennen lernte, hatte er fest im Sinne, sich häuslich niederzulassen; denn ein Schneider ist in New-York wohl im Stande, eine Frau zu ernähren, besonders wenn diese auch nicht links ist aber zum Glück besann er sich noch eines Bessern und fand aus, daß er für das ewige Sitzen nicht geschaffen sei. Er fühlte sich zu etwas Besserem geboren.

Diesmal beschloß er jedoch, vorsichtig zu Werke zu gehen und das sauer Erworbene nicht blindlings hinauszuwerfen. Er besann sich hin und her, welches Handwerk wohl zu den „nobleren" gehöre, und entschied sich endlich für das Cigarrenmachen. „'S giebt Cigarrenmacher," kalkulirte er, „die ihre 12 und 15 und noch mehr Dollars die Woche verdienen; ich werde dasselbe thun und in kurzer Zeit so viel Geld zurücklegen, daß ich einen Cigarrenladen eröffnen kann."

Gesagt, gethan Ein Lehrmeister, der es unternahm, ihn für baare zehn Dollars in der edlen Kunst; „Das Cigarrenmachen in vier Wochen aus dem Fundamente zu lernen" — zu unterrichten, war bald gefunden. Zeigen sich ja doch deren genug alle Tage in öffentlichen Blättern an! — Der Cigarrenmacherlehrmeister erhielt also die erwähnten Dollars, und mit Eifer ging's hinter das neue Geschäft.

Es war bald erlernt und nach der kurzen Lehrlingszeit arbeitete er auf's Stück, d. h. er bekam vom Arbeitgeber den Tabak vorgewogen und für das Tausend fertiger Cigarren, alle wohlgelungen, so und so viele Dollars. Das Ding erscheint gar leicht, und deßwegen ergreifen Hunderte dies Handwerk, — Hunderte, die nichts „Praktisches" in Europa getrieben haben. Allein sie alle müssen dies Metier wieder aufgeben, wenn sie nicht Hungers sterben wollen, denn nur ein geübter Arbeiter, nur Einer, dessen Finger schon von Jugend auf damit beschäftigt waren, bringt's so weit, in der Woche seine drei- oder viertausend Stück, und alle wohlgelungen, fertig zu bringen. Unser Freund „Expolitischer Flüchtling" fand dies auch bald

aus, denn er brachte in der ganzen Woche keine Tausend zu wege, und von diesen wurde ihm noch die Hälfte ausgestoßen, als „unbrauchbar“, und er hatte den Tabak dafür zu ersetzen!

So quittirte er das Handwerk, „nothgedrungen“, ohne einen Cent Geld, aber mit einigen Bündeln schlechtgemachter Cigarren in der Tasche. Es war ihm nicht gar wohl zu Muthe, als er so durch die Straßen schlenderte, und er suchte deshalb die engsten und unsaubersten auf. In einem Keller unten war Musik und Geschrei. „Willst einmal Dein Glück in einer Basementkneipe probiren“, dachte er, „und Deine Cigarren an den Mann bringen.“ Und ein Glück war's, daß er's that, denn unten prügelten sie sich und natürlich mischte er sich gleich drein, und warf sich politischer Weise auf die Seite des Wirthes und half die Ruhestörer die Treppe hinaufwerfen. Nun hatte er eine neue Heimath, denn der Wirth engagirte ihn auf der Stelle als „Barkeeper“.

Dieses sein neues Amt hatte er lediglich seinen Fäusten, nicht seinem Genie zu verdanken; allein er hatte doch wenigstens ein Unterkommen. Besoldung bekam er keine, aber frei Essen und Trinken und sogar Freischlafen auf einer Pritsche in einer Ecke des „Salons“. Einige Wochen ging's ganz gut. Sein guter Kopf half ihm bald über die Hauptschwierigkeiten seiner neuen Stellung hinweg, denn er hatte nichts zu thun, als Bier und Branntwein einzuschenken und ungeschlachte Gäste hinauszuwerfen. Einstmalen an einem feinen Regentage passirte es ihm jedoch, daß er, weil keine Gäste da waren, sich selbst als Gast behandelte und so d'rauf los trank und immer wieder trank, daß er am Ende gar nicht wußte, was er that. Er war viehisch betrunken und fand sich den andern Morgen steif und kalt in einer Gosse auf der Straße. Wie er dahin gekommen, wußte er nicht. Wahrscheinlich hatte ihn der Wirth hinausgeworfen.

„Lauter unverschuldete Unglücksfälle,“ sagte der Schuster im „Lumpacivagabundus“; doch in New-York braucht kein Mensch zu verzweifeln.

Er ging die Straßen entlang, dem Wasser zu. An den Werften war's schon lebhaft. Lastträger waren beschäftigt, Schiffe auszuladen. „Willst Du zwölf Schillinge verdienen, so greif' zu,“ rief ihm eine rauhe Stimme zu, die eben damit beschäftigt war, eine schwere Kiste aufzuwinden. Er ließ sich das nicht zweimal sagen und griff zu. So ward er Dock- oder Hafenarbeiter. Die Arbeit war hart, aber der Lohn nicht schlecht. Es ging ganz gut eine Zeitlang; da gab's einmal einen kleinen Streit zwischen den deutschen und irischen Arbeitern; natürlich stand er auf der Seite der Deutschen; aus dem Streite wurde eine Prügelei und nach hartem Kampfe, nachdem ein Halbdutzend Arme und Beine zerschlagen waren, erschien die Polizei, ließ die Irischen laufen und steckte die Deutschen in's Loch. Zwar wurden sie Alle den anderen Tag wieder entlassen, weil kein Kläger gegen sie erschien; allein dieser Zwischenfall machte ihm die Sache verleidet, und er beschloß, sich einem anderen Wirkungskreise zu widmen.

Während er darüber nachdachte, was zu thun sei, begegnete ihm ein Farmer, d. h. der Besitzer eines Bauernhofes im Lande. Einen Farmer erkennt Einer, der schon einige Zeit in Amerika ist, schon auf zehn Schritte, auch wenn er kurzsichtig ist. Der Farmer war natürlich in die Stadt gekommen, um sich einen „Help“, d. i. einen Knecht zu suchen. Somit war der Handel bald abgemacht, und

unser ehemaliger höherer Bummler fuhr mit dem Farmer als wohlbestellter Bauernknecht auf dessen Hof.

Die Arbeit war in einigen Tagen gelernt. Morgens mit Tagesanbruch aufstehen, dann das Vieh melken, dann misten, dann in's Holz fahren und Bäume fällen, dann mähen, dann das Feld umbrechen, dann dreschen, dann fenzen, d. h. Zäune machen, dann füttern, und so fortan. Es blieb kaum Zeit zum Frühstück, Mittagessen und Abendbrod. Das Schlimmste aber dabei war, daß Frühstück, Mittagessen und Abendbrod, außer schlechtem Kaffee und noch geringerem Thee, aus Nichts bestand, als gesalzenem Schweinefleisch und abgenommener Milch. Wo sollte man denn frisches Fleisch hernehmen, da es in die Stadt gar weit war und man nur alle Vierteljahre ein oder zwei Schweine schlachtete? Die Rahm der Milch aber brauchte man zu Käse und Butter, die verkauft wurden. — Sonntags gab's auch keine Ruhe, denn da setzte sich die ganze Familie auf einen Wagen oder stieg zu Pferde, um der Predigt anzuwohnen, die ein Paar Meilen entfernt gehalten wurde und die ganze Nachbarschaft auf zehn Meilen zusammenführte. Doch gings nach der Predigt in den Store, den Grocerieſtore nämlich, und es wurde ein tüchtiger Schnaps aufgesetzt, zur Verdauung, der Predigt nämlich. So gings von Woche zu Woche, von Monat zu Monat; und der Sommer brachte keine Veränderung, sondern nur längere Tage, und folglich auch mehr Arbeit. Da erfaßte ihn eines Tages, zum Glück war's gerade ein Tag, wo er seinen Monatslohn nach vielem Drängen erhalten hatte, — eine solche Sehnsucht nach frischem Fleisch und Lagerbier, von welch' letzterem er sich nur noch einen sehr entfernten Begriff machen konnte, daß er seine sieben Sachen zusammenpackte und auf und davon ging.

Zufälliger Weise lag die Stadt, nach der er sich wandte, an einem Flusse, welche in Amerika alle schiffbar sind. Auf dem Flusse befanden sich verschiedene Dampfboote und auf den Dampfbooten werden immer „Hände“, d. h. arbeitende Menschen verlangt. Nach einigen Präliminarien, d. h. nachdem er sich vollgegessen und mehr als satt getrunken hatte, nahm er sein auf der Farm eingetrichtertes Englisch in beide Hände und stellte sich dem Kapitän eines dieser Boote vor. Es dauerte auch nicht lange, so ward er als zweiter „Porter“, d. h. als zweiter Haus- oder vielmehr Dampfbootsknecht angestellt.

Auf den Dampfbooten hat's Einer nicht schlecht, auch wenn er die niedrigste Stelle bekleidet. Das Essen ist gut, das Trinken vollauf und wenn Einer sich einmal erst an die Angst gewöhnt hat, in dem nächsten Augenblicke in die Luft zu fliegen, so ist's eine recht leidliche Existenz. — Als zweiter Porter hatte er gar Nichts zu thun, als die Waaren und das Gepäck der Reisenden mitzuübernehmen, in die verschiedenen Kajüten zu tragen oder in den unteren Raum zu schaffen und bei den betreffenden Anlandungspunkten wieder an's Tageslicht zu fördern. Der neu gebackene Porter that seine Schuldigkeit und nach einigen Wochen schon merkte der Kapitän, daß hinter dem Mann ein halber Gelehrter oder wenigstens ein Stück von einem Genie stecke und schon war's nahe daran, daß eine Beförderung eingetreten wäre, da begab es sich eines Tages, daß der Herr Porter den Mantelsack eines Reisenden in's Wasser fallen ließ und zwar gerade da, wo's ziemlich tief war. Wär's nur der Mantelsack eines Franzosen oder Deutschen gewesen, so hätt's Nichts zu sagen gehabt, so aber gehörte das Felleisen einem Amerikaner und noch dazu einem Kongreßmitgliede. Somit zog der Kapitän einen Revolver, womit Kapitäne immer versehen sind, und war im Begriff, den „Verbrecher aus Nachlässigkeit“

niederzuschießen und damit diesem wahrheitsgetreuen Lebensbilde ein vorzeitiges Ende zu machen, als der Porter seinen Vortheil wahrnahm und mir Nichts, dir Nichts in's Wasser sprang und an's Land schwamm.

Da stand er nun, und hatte Nichts gerettet als sein Leben und die Kleider, die er anhatte und die noch dazu tropfnaß waren. Allein wenn Einer einmal Bummler, Schneider, Cigarrenmacher, Barkeeper, Dockarbeiter, Farmer, Dampfbootporter gewesen ist, so weiß er sich schon eher zu helfen. Er beschloß in die nächste Stadt zu gehen und dem Kapitän einen Proceß an den Hals zu hängen.

Es war eine sehr kleine Stadt, kaum von dreitausend Einwohnern; aber doch waren zwei Dutzend Advokaten drin, die sich alle mehr oder weniger gut stellten. Die ersten Vier, an die er sich wandte, fragten ihn, wie viel er Geld habe, und da sie erfuhren, daß er keins habe, sondern erst durch seinen Proceß Eines erlangen wolle, so lachten sie ihm in's Gesicht, hießen ihn einen Narren und sagten, er solle zum Teufel gehen. — Da ging er denn auch hin, nämlich zum fünften Advokaten. Der nahm den Proceß an, aber unter der Bedingung, daß er, der Advokat, wenn er den Proceß gewinne, die Hälfte des zu erlangenden Schadenersatzes in die Tasche zu schieben habe. Einstweilen solle er als Schreiber bei ihm fungiren, und zwar um's „Warme“, wie ein angehender württembergischer Theologe.

Das war wieder eine neue Carrière, aber eine sehr hungrige. Der Advokat gab ihm viel zu schreiben und wenig zu essen. „Das erhält den Geist lebhaft,“ meinte er. Einstweilen ging der Proceß seinen Gang und ein doppelter Proceß war's, ein Civilproceß, wie ein Criminalproceß. Vom ersten Richter gings zum zweiten, von einem Gerichtshofe zum andern. So ein „Mordversuch“ mußte ausgebeutet werden! — Eines schönen Morgens erklärte der Advokat, der Proceß könne nun nicht mehr verloren werden und schickte sich an, auf die Court, d. i. in die öffentliche Gerichtsverhandlung zu gehen. Der Schreiber betete seit langer Zeit zum ersten Mal wieder ein Vaterunser und saß den ganzen Tag wie auf Nadeln, auf die Rückkehr des Advokaten und den Ausgang des Processes wartend. Wer aber noch da sitzen würde, wenn er gewartet hätte, das wäre der Schreiber, denn der Advokat kam nie wieder. Den andern Tag las man in allen öffentlichen Blättern des Städtchens, daß sich der Advokat mit dem Kapitän um eine erkleckliche Summe abgefunden habe und damit verschwunden sei.

Dem Schreiber ward bei dieser Nachricht ganz wind und weh zu Muthe; er hatte sich schon auf seine 5000 Dollars Entschädigung gefaßt gemacht, und nun war er um Nichts reicher, als eine Erfahrung die er nicht einmal zu Gelde machen konnte. — Was blieb ihm übrig, als sich wieder auf die Reise zu machen?

Er kam an einer katholischen Kirche vorbei, wo gerade feierliche Messe war. In seiner Betrübniß setzte er sich auf die Stufen zum Eingang und sang zur Musik so wehmüthig mit, daß es wie lauter „Tremolando“ klang. Der Meßner stand nicht weit von ihm, klopfte ihn auf die Achseln und beschied ihn nach der Messe zum „Hochwürdigen“. Dieser fragte ihn nicht lange nach seiner Religion, weil er annahm, daß Einer, der auf einer katholischen Kirchentreppe tremulirt, nothwendig katholisch sein müsse, und engagirte ihn als Kirchensänger auf alle Sonntage. Der „Hochwürdige“ hatte zugleich noch ein Amt für ihn, nämlich das eines Hauslehrers bei den Nièçen seiner Haushälterin. — Das war eine prächtige Anstellung! Nur Etwas machte ihm im Anfang bange, nämlich wie er's anfange, daß der Hochwürdige und seine Haushälterin nicht merken, daß er eigentlich protestantisch sei, o-

gleich er seit lange nicht gewöhnt war, von seiner Religion Gebrauch zu machen. Da war aber ein irisches Dienstmädchen im Hause und die unterrichtete ihn im „Bekreuzigen“ und manch' anderem katholischen und nichtkatholischen Mysterium.

„Hier ist gut wohnen,“ sagte er oftmals zu sich selbst, wenn er einen Kalbsschlegel nebst einer Flasche aus des Hochwürdigen Privatkeller verzehrte, die ihm das irische Dienstmädchen auf die Seite gethan hatte; allein das Unglück wollte, daß auch hier seines Bleibens nicht war. Einstmalen konnte der Hochwürdige nicht schlafen, stolperte im Hause herum, und fand das Dienstmädchen eben damit beschäftigt, den „Ketzer“ in der allein seligmachenden Religion zu unterrichten. Der Pfarrer meinte aber, daß das Proselytenmachen ihn allein angehe, und jagte den Neophyten noch in derselben Nacht zum Hause hinaus.

Der ehemalige höhere Bummler fügte sich in sein Schicksal und war noch froh, wenigstens a l l e i n und nicht m i t seiner Eva hinausgeworfen worden zu sein.

In der nächsten Stadt befand sich gerade eine deutsche Schauspielertruppe. Der „höhere Bummler“ fühlte einen Drang in sich, es auch einmal mit dem „Schauspielen“ zu probiren. Er erklärte also frischweg, in Magdeburg als Don Carlos und in Breslau als Clavigo aufgetreten, und überall vergöttert worden zu sein. Zufällig war der erste Liebhaber gerade durchgebrannt; so ward der höhere Bummler alsobald noch an demselben Abend zu einer Gastrolle zugelassen. Das Publikum hatte sich in Masse eingefunden; der Vorhang ging auf, der erste Liebhaber erschien, wußte aber von seiner Rolle keine Silbe, und hatte noch extra das Unglück, den Souffleur nicht zu verstehen, weil dieser gerade heiser war. Das Publikum fing an zu pfeifen und er fing an zu schreien, um das Pfeifen zu übertäuben. Je mehr das Publikum pfiff, um so mehr schrie er. Der Lärm wurde furchtbar; man warf mit faulen Aepfeln nach ihm; er warf sie wieder gegen das Publikum. Einige der Vordersten sprangen auf die Bühne; die Prügelei begann und das Ende vom Liede war, daß der Clavigo von Breslau und Don Carlos von Magdeburg mit zerschlagenem Kopf und zerrissenen Kleidern zum Städtchen hinausflüchtete.

„Einmal Schauspieler und nie wieder!“ — Jetzt dachte er aber im Ernste daran, ein solides Metier zu ergreifen. Er war nun bisher Alles gewesen, was man in Amerika unter die freien Künste zählen kann, und jetzt war's an der Zeit, sich „häuslich niederzulassen“.

Im nächsten Wirthshaus besserte er zuerst seine Kleider aus, und dann nahm er die Zeitung zur Hand, ob sich unter den „verlangten“ Arbeitern kein passender Platz für ihn finde.

„Ein Protestantischer Geistlicher wird verlangt!“ So stand mit großen Buchstaben drin geschrieben. „Das wäre was für Dich“, dachte er, aber — es wurden gute Zeugnisse und eine Probepredigt verlangt. Der Gedanke an die Pfarrei ließ ihn nicht schlafen. Er stand in der Nacht auf, holte seine Nadel und Scheere hervor und verwandelte alsbald seinen Rock, den er noch von der Kirchensängerei hatte, in einen schwarzen Frack. Von weißem Papier schnitt er sich große steife Vatermörder, um den Hals schlang er sich ein weißes Tuch, — ein Stück von seinem Hemde, künstlich zusammengeflickt; das Haar strich er weit zurück hinter die Ohren, und um die letzten Paar Schillinge kaufte er sich eine Brille von Fensterglas, um desto gelehrter auszusehen. Es war keine Zeit zu verlieren, den nächsten Sonntag schon sollte die Probepredigt stattfinden.

Der Eindruck, den seine Erscheinung machte, war bedeutend; das merkte er gleich,

wie er seinen Besuch bei den „Aeltesten“ machte. Besonders der Squire, d. i. der Schultheiß und dessen Tochter, eine feine Dame von dreißig Jahren mit rothen Haaren und Sommersprossen im Gesichte, fanden bedeutendes Interesse an ihm. Doch hatte er zwei Konkurrenten zu überwinden. Dem Einen sah man den Schulprovisor schon von Weitem an und der Andere schien früher viel in „Pech“ gemacht zu haben. Der Squires-Tochter that die Wahl nicht weh, und „Jetzt oder nie“, rief unser Schneider, als er in der Nacht die mit viel Kopfzerbrechen aus des Squires Bibliothek zusammengestoppelte Predigt memorirte. — Die Probepredigt wurde gehalten und unser Held blieb Sieger. Zwar die Zeugnisse konnte er nicht beibringen; aber die andern zwei Kandidaten, der Provisor und der Schuhmacher, hatten auch keine. Und überdies erklärte sich die Squirestochter, die in Theologicis als Autorität galt, mit dem „Examen“, das sie mit dem Kandidaten angestellt, „zufrieden.“

So ward der viel geprüfte Mann: Pfarrer, und die Squires-Tochter Frau Pfarrerin.

Und wie es diesem erging, so ist's schon Dutzenden und Hunderten ergangen; und Dutzende von ihnen sind jetzt noch Pfarrer und gerade so hoch angesehen, als hätten sie ihre Lebetage nichts anders getrieben, als Theologie.

„Heute Schneider, — morgen Pfarrer!“ — in einem Jahre ist er vielleicht Zeitungsreporter, d. i. Zeitungsnachrichtenneuigkeitserfinder, vier Wochen darauf Leichenbesorger und ein Vierteljahr später öffentlicher Notar.

27.

Der Bürgergardist.

Die Vereinigten Staaten haben so wenig stehendes Militär, daß ein deutscher Staatsmann die Hände über den Kopf derob zusammenschlagen muß. Wie doch ein Staat, der fast so groß ist, als ganz Europa zusammengenommen, mit 32,000 Mann, (die reguläre Armee der Vereinigten Staaten Armee besteht gegenwärtig aus 32,512 Mann darunter 2358 Offiziere, in 25 Infanterie-, 10 Kavallerie und 5 Artillerie-Regimenter), auskommen kann! Aber Thatsache ist's: er kommt aus und sogar diese wenigen Mann sieht man so zu sagen nirgends denn, außer einigen kleinen Besatzungen in den Küstenforts, werden sie alle an den Grenzen des Landes gegen die stets meuterischen und stets kriegerischen Indianer verwandt. Hat aber Amerika fast kein stehendes Militär, so hat es um so mehr Bürgermilitär. Die Miliz beträgt über zwei Millionen Mann!

In Amerika hat ein Bürger drei Dienstleistungen gegen den Staat. Er muß Geschworenendienste verrichten, oder als Feuerlöschmann fungiren, oder bei der Miliz eintreten. Letzteres ist die Liebhaberei der Deutschen.

Er könnte sich zwar davon losschälen, wenn er jährlich einige wenige Schillinge bezahlte, aber — Gott bewahre, er hat eine Passion für das Söldätlesthum, und seine Frau eine Leidenschaft für die Uniform. Er ist vielleicht aus Deutschland ausgewandert, um nicht unter's Militär zu müssen; ja er ist vielleicht flüchtig geworden, um dem „zweierlei Tuch“ zu entgehen, aber — in Amerika weiß er nichts Eiligeres zu thun, als sich zur Miliz zu melden und Bürgergardist zu werden. Ja, er tritt unter's Gewehr, noch ehe er eigentlich das Recht dazu hat, denn er sollte

pflichtschuldigst vorher fünf Jahre im Lande und Bürger geworden sein, ehe er Milizdienste thun kann und darf: aber — es ist so schön, Soldat zu sein, d. h. eine Uniform zu tragen, daß er die langen fünf Jahre nicht abwartet und sich schon früher einreihen läßt.

Freilich, der Dienst ist nicht gar schwer. Ein Bischen Drillen, ein Paar Wochen lang am Abend, wenn's Geschäft vorüber ist, und alle Jahre einmal ausrücken zur Inspektion vor'm General, das ist fast Alles; denn daß das Bürgermilitär wegen eines Aufruhrs, eines Straßenkrawalls, unter die Waffen gerufen wird, gehört unter die großen Seltenheiten. Freilich, wenn das Bürgermilitär ausrückt zur Inspektion, würde mancher Linienoffizier den Kopf schütteln. Die Schwenkungen, die ganze Haltung würde ihm gar absonderlich vorkommen, und besonders das Bürgermilitär „zu Pferde“ würde sein ganzes Erstaunen hervorrufen; aber — Amerika lebt ja im Frieden mit Jedermann. Der Bürgergardist ist ja kein Soldat aus Handwerk, sondern, weil es ihm Spaß macht, er ist ein freier Mann, also auch frei in seinen Bewegungen, Schwenkungen u. s. w. Der Dienst ist also nicht schwer, aber um so verlockender ist er, und so verlockend, daß nur Wenige ihm widerstehen können. Oder — haben die Herren Bürgergardisten nicht das Recht, wenn sich ihrer Dreißig oder Vierzig zusammenthun, eine eigene Kompagnie zu bilden, was ihnen für eine beliebt? — Haben sie nicht das Recht, ihren Hauptmann, ihre Lieutenants, ihre Unteroffiziere selbst zu wählen, und hat nicht Jeder unter ihnen so gut Anwartschaft zu einem solchen Ehrenposten, als der Andere? Ja wählen sie nicht so viele Offiziere und Unteroffiziere, daß wenigstens die halbe Mannschaft chargirt ist? Und dann die vielen Meetings, worin berathschlagt wird über die Wichtigkeit aller Wichtigkeiten, über die Uniform? Sollte das nicht verlockend sein, wenn die Kompagnie das Recht hat, jedem Gemeinen schon eine Offiziersuniform zu geben? Und dann vollends die Scheibenschießen alle Jahre, wo man fast gewiß ist, einen Preis zu bekommen? — Na, wer da widerstehen kann, der ist aus Holz geschnitzelt und stammt nicht von deutschem Heldenblute!

Es ist ein schönes Mixtum compositum, das Bürgermilitär in einer großen Stadt! Am einfachsten sind noch die „amerikanischen“ Regimenter; die Schotten tragen sich schon „vaterländisch“, fast ganz wie die schottische Leibgarde der Königin in England; die Irländer lieben das Bunte und Farbige und „Grün Erin“ ist Nirgends vergessen; — die deutschen aber, und diese sind noch die Hauptsache, denn mehr als zwei Drittheile der Regimenter sind deutsch, — na, die Deutschen wem da das Herz nicht aufgeht, der hat gar kein's im Leibe! Da giebt's Preußen mit den Pickelhauben, Uhlanen, Dragoner und Husaren, Schwarze Jäger und Tyroler-Scharfschützen; deutsche Landwehrleute u. s. w., von überall her werden die Namen und die Uniformen entlehnt, letztere nur etwas idealisirt, etwas mehr mit „Pelz und Busch“ versehen, damit's auch etwas gleich sieht. Es überläuft Dich ein Zittern, wenn Du die grimmigen Krieger unter ihren Helmen und Roßschweifen oder ihren ellenhohen Bärenmützen, den klirrenden Schleppsäbel an der Seite einherstolziren siehst! Und dann noch der Schnurrbart, — der lange grimmige Schnurrbart! Ein Deutscher und besonders ein deutscher Bürgergardist ohne Schnurrbart wäre ja ein Unding! „Sie sollen nur kommen, die Herren Engländer oder Franzosen, — — wir hauen sie zusammen, wie Kraut und Rüben!“ so spricht der Bürgergardist und pflanzt sein Bajonnet auf.

Die Kompagnien werden mit Nummern und Zahlen bezeichnet und zu Regimentern geschlagen. Viele Deutsche aber ziehen es vor „unabhängige Corps" zu bilden, eine Art Freicorps, die im Kriege als Guerrillas verwandt werden könnten. Die Ersteren bekommen wenigstens ihre „Wehr und Waffen" vom Staate und aus den Staats-Arsenalen; die Letzteren haben sich Alles selbst anzuschaffen, aber dafür haben sie auch das Recht, ihrer „Guard" einen schönen Namen zu geben. Die Eine heißt sich „Lafayetteguard", die Andere „Washingtonguard", die Dritte ist die „Steubenguard", die Vierte die „Butcherssguard" und die Fünfte die „Bäckerguard"; auch existirt eine „Brauerguard", „Horseguard", „Fettmannsguard" (in diese darf Niemand eintreten, der nicht mindestens 250 Pfd. wiegt); ja sogar eine „Umbrellaguard", d. h. eine Regenschirmgarde hatte sich früher in New-York gebildet; dieselbe trug schwarzen Rock, schwarze Hose, schwarzen Hut mit einem kleinen Regenschirm als Kokarde und statt des Gewehrs einen großen, baumwollenen, veritabeln Regenschirm unter dem Arme. — Auch eine Gegend.

Es kostet Geld in Amerika, Bürgergardist zu sein! Da ist vor Allem die Uniform; die schafft sich Keiner leicht unter fünfzig Dollars an, wenn die goldenen Litzen und die schweren Epauletts auch nur ein Bischen „generalsmäßig" dreinschauen sollen. Die von der „Regenschirmguarde" und Andere kamen freilich wohlfeiler weg; aber um so theurer wieder die von den „Dragonern", „Uhlanen", „Husaren". Zu einem solchen Corps können natürlich nur Leute treten, die ihres Geschäftes halber schon ein Pferd halten, als Metzger, Grocer, Bierbrauer, Bäcker u. s. w.; man sieht diesen Herren Kavalleristen aber ihre sonst ehrenwerthe Beschäftigung in meilenweiter Entfernung an. Zu einem „fußgehenden" Corps langt's schon für einen Schuhmacher, Schreiner, Conditor, Schneider und vor Allen für einen Wirth. Ein Wirth und kein Bürgergardist! Es wäre ja gegen allen Anstand! Der muß doch was draufgehen lassen können! Und dann — trägt's ihm nicht wieder Geld ein? Ist denn nicht das „Drillen" da? Und wenn auch auf Staatskosten gedrillt wird, erregt das Ding nicht Durst und viel Durst und was ist also natürlicher, als daß man nach vollendeten „Studien" beim Bruder „Wirth" einfällt? Ja, noch mehr, die vielen Versammlungen, die nöthig sind, um über die Uniform und nachher um über den „Ball" und das „Scheibenschießen" zu bestimmen, tragen die dem Bruder „Wirth" nicht wieder Geld ein? — Ein Wirth muß daher bei einer Kompagnie oder einer Guard sein und wenn er das Ding beim rechten Fleck anpackt und das „Traktiren" loshat, so kann's ihm auch gar nicht fehlen, die Kapitäns- oder doch eine Lieutenantsstelle zu bekommen! — Oh, welche Lust, Soldat zu sein! Es kostet zwar noch mehr Geld, Offizier zu sein; der Säbel kostet Geld, und das Traktiren und Freihalten kostet viel Geld; aber — „und wenn das halbe Vermögen drauf geht," sagt die Frau, die ihren Vaterlandsvertheidiger partout mit veritablen goldenen Epauletten sehen will! — Ist nämlich der Mann schon darauf versessen, Soldätles zu spielen, so ist's die Frau noch viel mehr, besonders die, welche keine Kinder hat. Die Katzen- und Hundeliebhaberei ist in Amerika nicht gar sehr zu Hause, wohl aber die Uniformliebhaberei und am allermeisten die Offiziersstellenliebhaberei. Viel, sehr Viel, ist sie bereit aufzuopfern, die Frau Schuhmacherin oder Grobschmiedin oder Seifensiederin oder Wirthin, wenn nur ihr Mann Kapitän wird!

Und warum denn nicht? Hält nicht jede Kompagnie oder Guard alle Jahre

ihr Scheibenschießen und ihren Ball? Und sind nicht die Frauen bei letzterem die Hauptsache und bei ersterem wenigstens der Mitpart?

Das Scheibenschießen wird in der nächsten Umgebung der Stadt abgehalten. Die Kompagnie rückt aus, festlich geschmückt, zwölf Chargirte und sechszehn Gemeine, — voraus die Musik, prächtige Trompetermusik mit der großen Trommel und dem Piccolo, zum mindesten vierundzwanzig Mann; hintend'rein die „Judges", d. i. die Preisrichter in schwarzem Fracke, mit dem die „Preise" tragenden Neger zum Schlusse. Alle Fenster thun sich auf, wenn die „Guard" einherzieht, und sie zieht natürlich durch alle Hauptstraßen der Stadt, und die Frauen der Gardisten, — ha, wie thun die sich auf! Sie haben von Geschmeide an sich, was sie auftreiben können; ein seidenes Gewand umschließt ihre kräftigen Glieder und fortmarschiren auch sie auf den Kampfplatz, d. h. sie fahren mit der Eisenbahn an Ort und Stelle, um ihre Männer nach erfolgtem Schießen im Essen und Trinken zu unterstützen.

Lieber Leser, die Scheibenschießen sehen sich in der ganzen Welt gleich; die amerikanischen aber haben die Eigenthümlichkeit der „Judges" für sich. Ein „Judge" oder Preisrichter darüber, wer am besten geschossen, ist stets ein guter Bekannter der Kompagnie, aber nie ein armer. Man ist in dieser Beziehung sehr wählerisch. Der Preisrichter hat nämlich für die Ehre zum Preisrichter erwählt worden zu sein, eine „Gabe" zu stiften, die herausgeschossen wird. Es darf ein silberner Becher oder eine goldene Uhr, eine Büchse oder ein Dutzend Löffel sein, — Alles wird angenommen, sogar „baar Geld", ein Fünfdollarstück oder so etwas. Je mehr Judges, um so mehr Gaben, daher ist die Zahl der Preisrichter nie gering. Uebrigens fallen auch von „Freunden der Kompagnie", von dem Wirthe, wo der „Ball" gehalten wird und Anderen — Präsente. Jedenfalls müssen so viel Gaben sein, daß jeder Gardist einen Preis gewinnt! Und was ist das nun für ein Jubel! Keiner fühlt sich gekränkt, denn Jeder hat gewonnen! Die Judges werden fast ersäuft im Champagner! Und das Essen, wie prächtig ist es! Und die Frauen, wie glänzen sie vor Freude! Und die Toaste, zuerst auf den Kapitän, dann auf den Gastgeber und dann auf alle Andere! Und die Musik, wie schallt sie! Es ist doch was ganz Anderes, mit leerem Magen blasen, als mit vollem!

Und wie das Scheibenschießen, so der Ball. Große und lange Konferenzen sind gehalten worden über das Wo und das Wann; aber endlich ist der Tag bestimmt. Das Lokal wird schon vier Wochen vorher gemiethet und — die Karten werden ausgegeben. — Ein Ball ist ein Ball in der ganzen Welt; ein amerikanischer Guardball aber hat seine ureigene Eigenthümlichkeit: die Eigenthümlichkeit des Karten- oder Ticketverkaufs. Anderswo in der Welt zahlen die Mitglieder der Gesellschaft die Ballkosten und laden Freunde dazu ein. In Amerika werden auch Freunde eingeladen, aber die Eingeladenen müssen die Ballkosten bezahlen. Das ist der einzige Unterschied. Zu dem Ende bekommt jeder Gardist eine Anzahl Ballkarten oder Tickets zum Verschluß in die Hände und geht nun bei seinen Bekannten hausiren, um die Tickets à 1 Dollar per Stück abzusetzen. Wehe dem Grocer, — wehe dem Wirthe, — der kein Ticket nimmt, zu ihm kommt er nie mehr! Die Tickets müssen, müssen verkauft werden, und wenn er die Leute dazu nothzüchtigen müßte. Und eine Nothzüchtigung ist's in vielen Fällen, und eine schmachvolle dazu! Aber was liegt daran, wenn nur zweihundert Tickets verkauft, so macht's zweihundert Thaler, und um zweihundert

Dollars, und um zweihundert Dollars kann man ein schönes Lokal miethen, viel Musik machen lassen und besonders viel essen und trinken. Den anderen Tag kommt doch in der Zeitung: „Große Festlichkeit, herrlicher Ballabend, ausgezeichnete Gesellschaft, famose Gemüthlichkeit.

Und was meinst du, wie erst da die Frau Lieutenantin, und gar vollends die Frau Kapitänin glänzt! An einem solchen Abend kann sie erst sagen: „ich habe gelebt!"

Nach sechs Jahren ist die Dienstzeit des Bürgergardisten vorüber, und von nun an ist er zu keinem Dienste mehr verpflichtet. Aber er hat eine solche Freude an seiner militärischen Laufbahn bekommen, daß er sich unmöglich davon trennen kann; am allerwenigsten, wenn er eine Charge bekleidet. Wie könnte Einer den Kapitänstitel aufgeben! Und der Sergeant hat ja Hoffnung, Kapitän zu werden!

Mit der Hälfte Geld, das ein Bürgergardist für sich und seine Uniform ausgiebt, könnte man einen europäischen Liniensoldaten erhalten; allein wenn der Bürgergardist dazu Geld hergeben sollte, so würde er sich schön bedanken; was er für sich ausgiebt, giebt er zu seinem eigenen Vergnügen aus, und — sein Geschäft leidet darunter nicht Noth, wenigstens nicht viel.

Die Kapitäns und Lieutenants müssen „Stunden" nehmen, um ihr Kommando loszubekommen, denn das Kommando ist englisch und gar schwer zu begreifen, zumal für einen Schuhmacher oder Bäcker oder Grocer. Es ist Thatsache, daß ein durch Treaten gewählter New-Yorker Oberst erst nach der Wahl bei einem aus Deutschland flüchtig gewordenen Officier nicht nur das Kommando, sondern auch das Exerciren lernen mußte. Derselbe wurde später General. O heiliger Moltke, was würdest du zu diesem Kollegen sagen? Diese amerikanischen Officiere würden lieber gestorben sein im alten Vaterlande, als eine solche Zumuthung, Soldat zu sein, erfüllt haben! Hier aber geschieht's zur „Ehre des Vaterlandes", d. h. zur Ehre der Uniform und der Frau Gemahlin, und in den Kopf muß es hinein, und wenn der Nürnberger Trichter dazu geholt werden müßte. Aber — es lohnt sich auch! „Wie steht der Weizen im Preise, Herr Lieutenant? — Was kostet ein Paar Stiefel, Herr Kapitän? — Ein Glas Bier, Colonel; — ein feiner Käse, Major; — was kostet das Bureau, General?" — Seit dem letzten Kriege in der Union laufen die Colonels und Generals wild umher. So steht es mit der Bürgermiliz in der Union.

28.

Der Fifth-Avenue-Mann.

„Amerika ist das Land der Gleichheit. Da giebt's keine Standes- und Geburtsvorrechte und absonderlich keinen Adel, weder Familienadel, noch Militäradel, noch Ordensadel."

Sie haben ganz Recht, die Leute, die so schwatzen, nur haben sie Eine Adelsforte vergessen, den Geldadel, und bekanntlich ist der Geldadel von allem Adel der unliebenswürdigste.

Die Fünfte Avenue in New-York ist die Straße der Paläste. Da sieht man keinen Karren fahren und keinen Omnibus; keine Eisenbahn ist da gelegt und kein Lohnkutscher peitscht auf seine Rosse. Kein Kaufmann oder Krämer hat hier seine Boutique aufgeschlagen und nicht einmal ein Bäcker oder Metzger hat sich einge-

funden. Nichts als Palast an Palast. Und dazwischen hinein englische Gärten und Orangerien und Springbrunnen, und auf der stillen breiten Straße die herrlichen Karossen der Reichen mit den noch herrlicheren Racepferden! — Wer Pracht sehen will, der gehe in die Fünfte Avenue in New York.

Pracht von Außen! Pracht von Innen! Da ist auch gar nichts vergessen! Billardsalon, Bibliothek, Kegelbahn, Kneipzimmer, Rauchzimmer, Spielzimmer, Ballsaal, Audienzsaal, Gesellschaftssaal, Empfangzimmer, Familienzimmer, Vorzimmer, Geheimzimmer — Alles ist da und Alles mit fürstlicher Pracht eingerichtet. Kostete das Palais seine Hunderttausende, so kostete die Einrichtung ihre Zweimalhunderttausende! Gemälde, Basreliefs, Teppiche, Gold — es ist eine Verschwendung, wie sie nur ein Geldfürst zeigen kann.

Und wer herrscht in diesen Prachtgemächern? Ein Mann, der vielleicht von all' den Büchern seiner Bibliothek noch nicht Eins gelesen hat; – ein Mann, der möglicher Weise seinen Namen nicht korrekt schreiben kann; aber ein Mann, der zehn deutsche Adelsgüter zusammenzukaufen im Stande ist, ohne vielleicht mehr ausgegeben zu haben, als sein doppeltes Taschengeld!

Der Fifth-Avenue-Mann hat seinen Reichthum nicht von seinen Voreltern ererbt. Ererbter Reichthum ist in Amerika in Grundeigenthum angelegt, und die „alten" amerikanischen Familien, die auf ihren großen Gütern residiren, entfalten auf ihren behäbigen Landsitzen keinen Geldprotzen-Luxus, sondern einen gebildeten, comfortabeln Wohlstand. Der Fifth-Avenue-Mann hat seinen Reichthum auch nicht erworben, d. h. nicht durch eisernen Fleiß, wie ein Handwerker, oder durch geistige Besonnenheit und Ueberlegung, wie ein Kaufmann, erworben; nein, sein Reichthum ist ihm zugefallen, wie dem Glücklichen ein Fund zufällt und dem Waghals ein Glück.

Er hat jedenfalls gering angefangen, aber er wagte sich in kurzer Zeit in Spekulationen hinein, die seine Kräfte zehnmal und hundertmal überstiegen. Die Börse wurde sein Element und er setzte Dutzendmale Alles auf einen Wurf. Feigheit und Zaudern ist nicht Sache des Amerikaners. Alles oder Nichts ist sein Wahlspruch. Und so wurde der kleine Geldwechsler in wenigen Jahren ein Millionär. — Vielleicht war er auch mit einem Senator verwandt, der Fifth-Avenue-Mann, oder mit einem Kongreßmitglied verschwägert und der rieth ihm, Ländereien im „Westen" aufzukaufen, in einer Gegend, die kaum dem Namen nach als amerikanisches Besitzthum bekannt war. Er kaufte die Ländereien fast um Nichts, kaum um den Preis, den die Staatsregierung dafür ansetzt und hatte noch den Vortheil, nur ein kleines Angeld zahlen zu müssen, die Hauptsumme aber stehen lassen zu können. Natürlich von der Urbarmachung und Kultivirung dieser Ländereien war bei ihm keine Rede; aber — er wußte es durch seine Vettern, den Senator und Kongreßmann dahin zu bringen, daß „selbige" Gegend der Einwanderung geöffnet wurde; er wußte es, durch Geld und gute Worte natürlich, dahin zu bringen, daß eine der verbreitetsten Zeitungen sich der Sache annahm, und den Strom der Menschen dahin leitete, und nach wenigen Jahren schon wurde jenes Territorium als Staat in die Union aufgenommen; auf seinen Besitzthümern war inzwischen eine Stadt angelegt worden und der Werth seines Eigenthums hatte sich um's Hundert-, ja Tausendfache gesteigert. Natürlich, — ohne einen kleinen Abtrag an den Senator und Kongreßmann ging's nicht ab, aber es blieb ihm genug, um Fifth-Avenue-Mann zu werden. — Vielleicht auch träumte es ihm bei Nacht einmal

von einer „neuen Eisenbahnlinie durch bisher unbekannte Länder." Ein Comité gleich Unternehmungslustiger ward bald zusammengetrommelt. Die neue Linie wurde verzeichnet und den Actionären ein ungeheurer Profit in Aussicht gestellt. Die Aktien gingen reißend ab, und noch ehe ein Spaten angerührt war, um den Bahndamm zu graben, war das Comité, war er, der Direktor des Comités, ein Millionär. Was lag ihm daran, wenn nachher die Aktionäre um ihr Geld kamen? Er hatte sein Schäfchen geschoren, er ist Fifth-Avenue-Mann!

So kam er zu seinem Gelde. Nun er es aber hat, giebt er sich alle Mühe, als Gentleman zu erscheinen. Doch, es ist nicht so leicht das Ding, wie man glaubt, besonders nicht für Einen, der so zu sagen gar nicht erzogen wurde. Der Bauer bleibt Bauer, auch wenn er reitet! — Er kauft sich also Kleider, die in Paris gemacht waren, und trägt sich, wie ein Vetter Lord Palmerston's; — er hält seine Maitressen, wie ein französischer Herzog; — er spielt wie ein ehemaliger russischer „Seelenbesitzer"; er schneuzt sich mit spanischer Grandezza. Aber — am wohlsten ist's ihm doch, wenn er sich heimlich in eine irische Schnapskneipe schleichen kann, um dort incognito in alter Nonchalance seinen früheren Gewohnheiten nachzuhängen. — Ist er zurück in seinem Palaste, so verlegt er sich wieder auf den „Anstand". Anstand und Würde ist sein Hauptstudium und Frau und Kinder müssen ihn hierin unterstützen. Seine Frau darf daher nie im Negligé erscheinen, sondern ist stets aufgedonnert, wie eine Pfauhenne, und seine Töchter riechen nur nach Ambra und zwar ächtem. Frau und Töchter legen sich womöglich in seidenen Kleidern in's Bett; sie haben's ja, was brauchen sie schonend damit umzugehen!

Die Erziehung seiner Kinder liegt ihm sehr am Herzen. Er beweist dies dadurch, daß er denselben ein Piano anschafft, das seine tausend Dollars gekostet hat, und einen Musiklehrer hält, der mindestens ein französischer Marquis ist. Nicht ein in Frankreich ansässiger Marquis, sondern so ein „Landesflüchtiger"; Einer, dem irgend eine französische Regierung das Vermögen konfiscirt hat, und dessen ganzes Marquisat jetzt in einem falschen Solitär besteht, einem Erbstücke seiner Ahnen, wie er sagt. Böswillige Zungen behaupten, der Herr Marquis sei ein durchgebrannter Pariser Friseur; aber die „Lady" des Fifthavennemannes weiß das besser; denn sie steht sehr gut mit dem Marquis und er nicht minder gut mit ihr.

Der Fifthavennemann ist nur dann vollkommen, wenn er in den heißen Sommermonaten ein Bad frequentirt. Und ein berühmtes Bad muß es sein, Eines wo die „fashionable" Welt zusammen kommt, und wo die einzelne Person des Tages nicht unter zehn Thalern brauchen kann. Die wohlfeilen Bäder sind nur für das gemeine Pack. — Freilich, wie herrlich kühl müßte es in diesen Glühmonaten in den hohen, weiten Räumen des Palastes in der fünften Avenue sein! Wie prächtig müßten sich die Sommerabende im Schatten der Fifthavenue-Orangerie zubringen lassen! Und wie langweilig, wie eng, wie heiß, wie staubig ist's dagegen in den überfüllten Räumen des Bades! — Aber die „Fashion" will's so haben und der Fifthavennemann möchte lieber zehntausend Dollars verlieren, als die Fashion, die Mode, beleidigen.

Mitunter passirt dem Fifthavennemann etwas Menschliches. Einige Häuser der Wallstreet, mit denen er in Verbindung steht, falliren; die Aktien der Eisenbahn, die er gegründet, sinken auf einmal auf ihren „wahren" Werth: die Bank, zu der er gehalten, und deren Präsident er vielleicht sogar ist, bricht; — dann adieu

Fifthavenue. Der kurze Traum ist vorbei und sein Palast wird von einem Andern erstanden, der vielleicht durch sein Fallissement reich geworden ist. Ein Glück für ihn, wenn er dem „Fall“ nicht durch einige „Staatsstreiche“, als: falsche Wechsel und dergleichen abzuhelfen suchte; denn sonst wäre ihm „Sing-Sing“ gewiß. Banquerotte Leute, aber nur Leute, die nicht mehr zahlen können, verdienen das Zuchthaus! — Und es lebt nicht blos Einer in Singsing, dem großen Staatszuchthause, der nicht schon in der fünften Avenue seinen Palast gehabt hätte.

Die Hälfte seines Vermögens gäbe der Fifthavenuemann darum, wenn er nur eine Woche lang „Lord“ sein könnte! Ja um einen deutschen Barontitel schon würde er ein Namhaftes bezahlen, und — wenn es vollends „Orden“ gäbe in Amerika, oder wenn man nur wenigstens das Recht hätte, „fremde“ Orden zu tragen; ach wie glücklich würde ihn das machen! — In Ermanglung dessen läßt er wenigstens ein „Wappen“ auf seinen Staatswagen malen. Was es für ein Wappen ist, ist ihm gleich. Das überläßt er dem Maler; aber — ein prächtiges, in die Augen fallendes Wappen muß es sein, sonst zahlt er kein Honorar.

29.

Die Intelligence-Office.

Mägdeverdingungsanstalten und Geschäftsnachweisungsbureaus giebt's in allen gebildeten Staaten, warum sollte es also keine in Amerika geben? Es ist aber doch ein Bischen anders in Amerika, als anderswo.

Die Intelligence-Office oder das Nachweisungsbureau befindet sich stets in einer frequenten Straße und immer zu ebener Erde. Meist sitzen fünfzehn bis zwanzig Mädchen drin, die auf einen „Dienst“ warten. Die Mädchen sind fast ohne Ausnahme irischer Abkunft, denn deutsche Mädchen brauchen in keine Intelligenzoffice zu gehen, um placirt zu werden. Stück für Stück zahlt seinen halben Dollar an den Officehalter und hat dafür das Recht, Tag für Tag so lange in der Office zu sitzen, bis eine Herrschaft kommt, die ein Dienstmädchen braucht. Viele sind auch „abonnirt“, d. h. sie zahlen für's ganze Jahr zwei Dollars, ein für alle Mal. Diese kommen am besten weg, denn wenn so ein Mädchen vier Wochen in einem Dienst ist, hat's lange ausgehalten. Irische Dienerinnen haben des Jahres gewöhnlich zwölf Dienste! — Und wie die Mädchen, so die Herrschaft, denn Frauen, die ihre Mägde aus der Intelligenzoffice holen, stehen nicht im Rufe, die friedfertigsten und freigebigsten zu sein. Sie zahlen für ein Mädchen ebenfalls einen halben Dollar und haben dafür das Recht, unter den Vorhandenen nach Belieben zu wählen. Viele Frauen sind daher ebenfalls abonnirt. — Allerdings eine gute Hausfrau — bekommt ihr Mädchen auf Privatwegen; — doch, wie wollte der Intelligenzofficemann ausmachen, wenn's keine zänkischen oder geizigen Hausfrauen und keine verstohlenen, lumpacivagabundirenden Dienstmädchen gäbe?

Die Dienstmädchenstellenverschaffung ist übrigens für eine gewinnbringende Intelligenzoffice nicht die Hauptsache. Die Hauptsache sind die Männer und deren Placirung. — Ein Mann ist nämlich gerade doppelt so viel werth, als ein Mädchen, denn er muß für einen Platz einen Dollar bezahlen. Er muß ihn auch bezahlen, ehe er den Platz hat und das ist jedenfalls für die Intelligenzoffice einträg-

licher und angenehmer, als wenn sie erst Geld bekäme, wenn der Platz verschafft ist. —'S ist freilich viel ein Dollar: aber was willst Du machen? Du mußt einmal eine Stelle haben, eine Stelle als Hausknecht, als Kellner, als Packer, als Ausläufer, als Buchhalter, als Kassirer, als Kommis, als Kegelbube, als Marqueur. als irgend Etwas. Wohin sollst Du Dich wenden? — In der Zeitung werden allerdings vielmals Leute „verlangt" und Du rennst gleich hin, wenn Du die Anzeige gelesen hast, aber der Kuckuck weiß, wie es geht, wenn Du hinkommst, sind schon zehn dagewesen; die müssen die Zeitung lesen, ehe sie trocken ist, und so bald bekommst Du sie nicht. — So gehst Du endlich in die Intelligenzoffice und — opferst Deinen Dollar.

„Versteht sich! Sollen gleich eine Stelle haben! Ganz nach Wunsch!" sagt der Intelligenzofficemann und reibt sich die Hände, wahrscheinlich vor Vergnügen, Dir einen Platz verschaffen zu können, vielleicht auch wegen des Dollars. Du kommst den anderen Tag wieder, aber die Stelle hat sich noch nicht gefunden. So ist's am dritten, vierten und fünften Tag. Der Officemann ist nicht schuld, denn er hat sich wegen Deiner die Füße wund gelaufen, wie er selbst sagt, oder vielmehr er hat keinen Schritt gethan, wie Dir Dein Inneres sagt. Nach vier Wochen weißt Du gewiß, daß Dein Geld hinausgeworfen ist und Du schwörst, in keine Intelligenzoffice mehr zu gehen. Aber — der Officemann lebt deswegen doch, denn außer Dir giebt's noch viele Tausende, die eine Stelle suchen und gerne einen Dollar opfern, um eine solche zu bekommen.

Kommen die Leute nicht von selber, so muß man sie locken; und das „Locken" des Intelligenzofficemannes ist jedenfalls verlockend genug.

An einem schönen Morgen liest Du nämlich in der Zeitung: „Verlangt drei feine Männer auf ein Dampfboot als Aufwärter, ein Commis für ein Handlungshaus, zehn kräftige Porter, und sechs flinke Barkeeper." — Ei, wie Du Dich auf die Beine machst, und mit Dir noch ein paar Dutzend andere junge Leute, die keine Stelle haben und die Fähigkeit in sich verspüren, als Aufwärter, Porter oder Barkeeper Dienste leisten zu können. Du triffst den Intelligenzofficemann zu Hause, wie ganz natürlich; er wartet ja auf Dich. Du verlangst Auskunft wegen der Stellen. „Mit Vergnügen, nur vorher die kleine Gebühr von einem Dollar." — „Die Stellen sind doch sicher?" — „So sicher, als die ewige Seligkeit." — Du zahlst Deinen Dollar, denn was bedeutet Ein Dollar, wenn man vierzig in Aussicht hat? Du bekommst eine Adresse und machst Dich flugs dahin auf den Weg. Du findest auch richtig den Adressaten, aber — o Leidwesen, gerade eben jetzt, vor noch nicht zehn Minuten, hat er einen Andern engagirt. Du rennst zurück in die Office und läßt Dir eine andere Adresse geben, weil ja ein paar Stellen ausgeschrieben waren; Du schonst Deine Füße nicht, um schnell an Ort und Stelle zu gelangen; allein — die Stelle ist schon vor einer Stunde besetzt worden. Der Intelligenzofficemann ist natürlich wieder nicht schuld; Du bist eben zum Unglück geboren. Hie und da bekömmt's Einen, als ob der Officemann mit den verschiedenen „Adressaten," welche die Stellen zu vergeben haben, unter Einer Decke stecke und als ob somit die zwei Beide Dich um Dein Geld prellen; allein — wer wird gleich so schlimm von seinem Nebenmenschen denken? Sieht denn der Mann aus, wie ein Betrüger? Da müßte ihm ja die Polizei längst das Handwerk gelegt haben! Ueberdieß, vertröstet Dich der Mann nicht auf die nächsten Tage, wo wieder viele Stellen offen werden? Verspricht er Dir nicht, zuerst an Dich zu denken?

Laß Dich daher die Zeit nicht verdrießen und schone Deine Sohlen nicht. Der Schuhmacher will auch leben.

Noch kühner treibt's die Intelligenzoffice, die gleich „Engrospartien-Stellen" ausschreibt. Sie verlangt z. B. dreihundert Arbeiter an den Canal zu zwei Dollars per Tag und verspricht, die Reisekosten extra zu zahlen. Oder sie verlangt vierhundert Eisenbahnarbeiter unter noch günstigeren Bedingungen. Die Leute, die schon an Kanälen und Eisenbahnen arbeiteten, sperren Maul und Nase auf, denn so viel wird sonst nie bezahlt. Hunderte melden sich; Jedem wird sein Dollar abgenommen; Jeder wird aufgefordert, den andern Tag früh acht Uhr, aber präcis, sich einzufinden; denn um diese Stunde wird abgefahren und der Officemann reist selbst mit, aus purer Vorsorge, damit die Leute richtig ankommen und gleich an die Arbeit gehen können. Da kann doch nun kein Mißverständniß obwalten! Da kann kein Schwindel dahinter stecken! — Gott bewahre, ein grundehrlich Spiel. Nur daß, wenn den andern Tag die paar Hundert Leute sich einfinden, die Office fest geschlossen bleibt! — Der Officehalter hat sich mit den schnell eroberten paar hundert Dollars aus dem Staube gemacht und — was hilft's jetzt, nach der Polizei zu rennen, um ihn verhaften zu lassen? Der ist längst über alle Berge. — Eine Woche darauf kann er ja in einer anderen Stadt unter einem anderen Namen eine andere Office anfangen!

Manchmal verzweifelt der Officemann daran, noch mehr Leute drankriegen zu dürfen. Er hat schon zuviel „Lockanzeigen" vom Stapel gelassen, um noch einmal auf Erfolg rechnen zu dürfen. Flugs besinnt er sich eines Bessern und läßt in die Zeitung rücken,etwa wie folgt: „Ein Großhandlungshaus wünscht aus Gründen mit seinem Buchführer zu wechseln. Gehalt 2000 Dollars. Bewerber mögen sich unter der Chiffre W. S. brieflich unter Beilage von zwei Postmarken (für die Briefbesorgung und den Retourbrief) an Herrn N. N. in Nro. 1003 Broadway wenden." — Die Annonce kostet etwa einen Dollar, aber — eine Buchführerstelle mit 2000 Dollars! Wenigstens 600 Anmeldungen laufen ein, — und jeder Brief enthält zwei Postmarken, je 3 Cents werth. Das macht 1200 Postmarken, oder so viel als sechsunddreißig Thaler. Um solchen Preis konnte man doch die Annonce erscheinen lassen? — Natürlich, keiner der Briefsteller erhält eine Antwort; aber der Herr N. N. hat 36 Dollars im Sack und säumt nicht, den anderen Tag seine Wohnung zu wechseln, damit er nicht in die Verlegenheit kommt, von einem der Briefschreiber persönlich aufgesucht zu werden.

Man sieht, für einen gewandten Mann giebt's in Amerika der Wege viel, um sein Leben zu machen und — ohne Arbeit sich sein Auskommen zu sichern. Es ist zwar ein Bischen — „Humbug" dabei, d. h. ein bischen Lug und ein bischen Trug, ein bischen Windmacherei und ein bischen Lumperei, aber — das ist — „smart". Ein smarter Mann ist ein Mann von Grütz und Pfiff, der auf anderer Leute Kosten lebt und reich wird, ohne daß er wegen Diebstahl in's Zuchthaus kommt. Einwanderer, besuche nie eine Intelligence-Office. Der Inhaber derselben ist Dir zu smart.

30.

Quacksalberei.

Amerika ist nicht allein das Land, wo Milch und Honig fließt, wo d : Goldklumpen wie Kieselsteine auf dem Boden gefunden werden, sondern es ist auch das Land des ewigen Lebens, das Land, wo alle Krankheiten aufgehört haben, zu existiren.

Wenn Du's nicht glaubst, lieber Leser, so lies nur die Annoncen irgend einer amerikanischen Zeitung, und Du wirst Dich bald eines Bessern überzeugen.

Es fängt ganz sanft an, z. B. mit schleimlösenden Brustkaramellen. Ein wenig Haferschleim mit Kandis würde vielleicht dieselbe Wirkung haben aber — Pfui über Haferschleim mit Kandis! „Schleimlösende Brustkaramellen" ist doch ein ganz anderer Titel.

Noch sanfter ist vielleicht die Revalenta arabica. Sie hilft nur gegen alle Kinderkrankheiten, die, wo die Kinder daran sterben, ausgenommen. Aber etwas ganz anderes ist schon das „Unsterbliche Schwedisch Bitters". Es hilft gegen Leberkrankheit, Dyspepsie, Gelbsucht, chronische Schwäche, Blähungen, Verdauungsmangel, Asthma, Hämorrhoiden, Nierenkrankheit, Lungenschwäre, weibliche Schwäche, Schwindel, Blutandrang, goldene Ader, kalte Füße, Gliederschmerzen, Sodbrennen, Würmer, kaltes Fieber, Magenkolik, hitziges Fieber und hie und da — Beinbrüche." Ist das nicht schon eine ganze Legion Krankheiten? — Und daß das Mittel probat ist, dafür bürgt ja die Annonce selbst und das Zeugniß von „vielen hundert Geheilten".

Noch stärker ist die Annonce vom „magischen Schmerzenserleichterer." Diese große Erfindung beseitigt alle Folgen der „Entzündung", und man vergesse ja nicht, daß bei Weitem die größte Anzahl von Krankheiten inflammatorischer Natur sind. Jedes Fieber ist inflammatorisch, ebenso Geschwüre, Pocken, Masern, Zahnschmerzen, schlimme Augen, Gicht, Beinanschwellungen. Bei dem Schmerz einer Wunde, sei's Brand- oder Schnittwunde, bei einer Quetschung, Verrenkung, einen Stich, einer Beule, einer Frostmarke, kurz überall, wo Hitze, Röthe, Anschwellung und Schmerz sich einstellt, ist immer Entzündung, und was soll man gegen alle diese Krankheiten brauchen? Nur allein den „magischen Schmerzenserleichterer", denn er ist das Non plus ultra aller Medicin. Er gewährt sichere und rasche Heilung gegen alle Art von Entzündung, sei's eine zufällige „Verletzung oder Verbrühung, sei's ein Schnitt oder eine Quetschung, sei es Brustwarzen oder Hühneraugen, Verrenkungen oder Vergiftungen, Bisse oder Beulen, Skropheln, Fieber oder Hämorrhoiden, böse Augen oder Rheumatismus, Kopfgries oder Rothlauf, Masern oder Krätze". — Also thut der magische Schmerzenserleichterer und ein Glück ist's, daß er in allen Apotheken der ganzen Vereinigten Staaten zu haben ist: denn wohin sollte es mit der Menschheit kommen, wenn dieser „Schmerzenserleichterer" nicht erfunden worden wäre?

„Lungenschwindsucht geheilt", ist eine andere Annonce, und nicht minder wahrheitsgetreu als alle anderen. Oh, wie sind sie zu bedauern, die armen Europäer, mit all ihren Aerzten und Recepten! Denn so weit haben sie's noch nicht gebracht, und werden es auch allem Anschein nach nicht so weit bringen, als die Amerikaner. Oder wo sind in Europa die berühmten „Luftbäder", vor denen die Lungenschwindsucht verschwindet, wie der Nebel vor der Sonne? Wo sind die „aromatischen Kräuterdampfbäder", die nur in Amerika zu haben sind, weil man da die meisten

Kräuter aus Europa importirt? Wo ist endlich der „unfehlbare Blüthenextrakt“, der jede Lunge wieder flickt? Nur wer diesen Extrakt trinkt, stirbt nicht, wenigstens nicht, so lange er ihn trinkt.

Du glaubst vielleicht, sie seien Quacksalber, diese Herren Doktoren mit ihren langen Wunderannoncen? Sie sind es gerade so wenig, wie Goldberger mit seinen galvanoelektrischen Ketten, die allen Rheumatismus bis hinter Kamtschatka vertreiben, und dabei nur vergessen haben, die Gicht auch mitzunehmen, Hoff mit seinem Malzextrakt, Jakobi mit seinem Königstrank u. s. w. Oder wären das Quacksalber, die alle Tage in den Zeitungen vor den Quacksalbern warnen?

Und das thun sie, und geben viel Geld dafür aus, nur um das Publikum aus den Schlingen des Charlatanismus zu retten. „Kommt zu mir,“ steht da zu lesen, „zu mir allein kommt, in meine Office, denn ich allein bin der Mann, Euch zu kuriren. Alles Andere ist Schwindel, nur darauf berechnet, Euch Geld abzunehmen.“ — Viele gehen in ihrer wissenschaftlichen Gradheit sogar so weit, die Leute zu versichern, daß sie lediglich nichts zu bezahlen haben, als bis Heilung erfolgt; aber wunderbar, unglaublich, es erfolgt immer schon Heilung, gleich nach der ersten Konsultation, und kein Kranker geht aus dem Zimmer, ohne daß man ihm seine Gebühren abgefordert hätte. Und nicht allzuklein sind sie, diese Gebühren, selten unter fünf Dollars, wohl aber vielfach über zehn. Denn der Kranke muß auch noch gleich für den nächsten und übernächsten Besuch zum Voraus bezahlen. Er könnte ja möglicherweise nicht wiederkommen, und Vorsicht ist zu allen Dingen nütze.

Am meisten nimmt sich der amerikanische Wunderdoktor der Geschlechtskrankheiten an. Er weiß wohl, wie viel Unheil schon dadurch entstanden ist, daß die Spanier Amerika entdeckt haben: aber Heil Amerika, er ist da, der Wunderdoktor, der Erlöser ist gefunden, wie jener Student auf seines Vaters Geldkiste schrieb!

Und das Publikum, es ist noch immer so dumm, sein gutes schönes Geld diesen Humbugern, diesen Schwindlern hinzutragen, welche sich ob dieser Dummen in's Fäustchen lachen. „Der Dumme muß geprügelt werden“, sagt der Volksmund; hier kann es heißen: „Der Dumme muß ausgesogen werden.“ Merkt's Euch!

31.

Die Kellnerin in New-York.

Die „Kellnerin“ ist eine specifisch deutsche Erfindung.

Einige amerikanische Etablissements suchten's nachzuahmen. Sie fanden richtig etwelche irische oder englische Subjekte, die sich dazu hergaben, aber das Unternehmen zog nicht und die irischen Kellnerinnen mußten wieder entlassen werden.

Die Kellnerin ist zwischen achtzehn und zwanzig Jahren und gehört zu der Classe: „Bedienung durch Damen.“ Sie trägt das Haar hinten in Knoten und vorn auf der Stirne à l'enfant. Das Kleid ist stets tief ausgeschnitten, damit man sieht, daß sie das Herz auf dem rechten Fleck hat. Die Finger zieren feine goldene Ringe; die Ohrringe sind mit Steinen besetzt und die Busennadel kostete nicht unter zwanzig Dollars. Ihr Gang ist lebhaft und elastisch und das niedliche weiße Schürzchen, mit den zwei Geldtäschchen daran, sieht fast noch koketter aus, als die Kellnerin selbst. — Unter siebzig Dollars ist keine elegante Kellnerin „aufzufixen“. Ob sie

jedoch einen zerrissenen Unterrock trägt oder einen geflickten, ob sie Liebhaberin eines gewaschenen Hemdes ist oder eines ungewaschenen, das habe ich bis jetzt nicht in Erfahrung bringen können.

Die Kellnerin war früher Dienstmädchen, aber das Kinderhüten und der Küchenaufenthalt waren nicht ihre besondere Liebhaberei. Auch in einer Fabrik hat sie schon gearbeitet, und dies schlug ihr schon mehr zu, trotz des geringen Verdienstes, denn es war doch einige Unabhängigkeit damit verbunden: nur konnte man zu wenig Bekanntschaften machen (der zehn Arbeitsstunden wegen) und diese wenigen wieder nur unter Fabrikarbeitern. Später war sie einige Zeit lang Nätherin und Stickerin; aber das viele Sitzen war ihrer Konstitution zuwider, und am Ende wäre sie bei dieser Beschäftigung ganz sitzen geblieben. Zuletzt ging sie in einen Cigarrenladen als „Verkäuferin" und machte da mehr Geld, als der Inhaber des Etablissements, weshalb sie auch gezwungen war, sich freiwillig zu absentiren, um nicht fortgejagt zu werden. — Jetzt aber ist sie Kellnerin und das entspricht ganz ihrem Geschmacke.

Woher sie das Geld nahm, um sich als Kellnerin zu equipiren, das ist ein Geheimniß zwischen ihr und ihrem Geldbeutel. So viel ist sicher, daß sie Alles baar bezahlte, schon deshalb, weil's ihr Niemand borgte. Woher sie das Geld nimmt, um sich in ihrer neuen Stellung stets auf dem Laufenden zu erhalten, das ist wiederum ein Geheimniß zwischen ihr und ihrem Geldbeutel. Ihre Ausgaben aber sind nicht wenig: jetzt ein neues Kleid, nun ein rother Spencer, dann ein Spitzenbusentuch und so fort und immer fort. Ihre Garderobe kostet sie monatlich wenigstens dreißig Dollars, und ihr Salair beträgt nur acht Dollars den Monat, nebst frei Essen und Trinken. Allein in jedem ordentlichen Büdget giebt's ordentliche und außerordentliche Einnahmen, und der Kellnerin geht's, wie manchem Finanzminister: die außerordentlichen Einnahmen übersteigen die ordentlichen um das Dreifache.

Da ist zuerst die Einnahme des „ungeraden Centes." Ein junger Mann hat z. B. vier Glas Bier gehabt und einen Vierteldollar bezahlt; er wird doch nicht so unnobel denken und die 5 Cents herausverlangen? — Da ist dann die Einnahme der „Vergeßlichkeit." Drei Herren kommen herein, es sind Amerikaner; sie trinken drei Glas Bier zusammen und zahlen achtzehn Cents, weil sie gewohnt sind in amerikanischen Häusern, sechs Cents für das Glas zu zahlen. Die Kellnerin wird doch nicht so dumm sein und die Herren daran erinnern, daß „hier" das Bier nur fünf Cents kostet? — Da ist ferner die Einnahme der „Geschwindigkeit." Es ist voll im Salon; die Kellnerinnen haben zu rennen und zu springen, um Jeden schnell zu bedienen. „Fünf Glas," ruft sie dem Aufwärter zu, der die Funktion hat, das Bier einzuschenken. Sie zahlt dem Wirth hinter dem Schenktisch auch richtig fünf Glas, aber der „Biereinschenker" hat statt fünf wenigstens zehn oder fünfzehn Gläser eingeschenkt, weil eine andere Kellnerin auch fünf Glas und ein Aufwärter vier Glas bestellt hat, und so passirt es unserer Freundin, daß sie statt fünf Gläsern, die sie bezahlt hat, in der Eile sechs mitspazieren läßt. Diese Geschwindigkeit trägt ihr manchen Vierteldollar ein. — Da ist dann wieder die Einnahme des „Findens." In jedem Salon, in dem Kellnerinnen gehalten werden geht's Abends ein bischen lustig zu, und an jungen Männern, die das Bier spüren, ist kein Mangel. Da fällt manches Drei- und Fünfcentstück auf den Boden und wird nicht mehr aufgehoben; [illegible] Dollarbills finden sich nicht selten den an-

deren Morgen, wenn die Kellnerin mit schlaftrunkenen Augen den Salon auskehrt; sie ist stets flugs bei der Hand, wenn Jemand etwas lange sucht. — So giebt's noch Einnahmsquellen genug, und die Haupteinnahmsquelle mag sich der Leser denken, wenn ich ihm sage, daß es auch eine Einnahme der „Geschenke“ giebt. Denn — warum sollte sie keine Geschenke bekommen, sie mit dem zierlichen Füßchen, mit dem halb offenen Oberleib, mit der ganzen umarmungsdurstigen Gestalt.

Die Funktionen der Kellnerinnen sind nicht sehr schwer. Sie hat Nichts zu thun, als volle Biergläser am Schenktisch zu holen, den Gästen vorzusetzen und das Geld dafür einzunehmen.

„Und dafür bezahlt der Wirth monatlich acht bis zehn Thaler und giebt noch freie Kost und Wasch dazu! Da könnte er ja um denselben Preis einen Kellner halten, und der würde für sich allein mehr leisten, als drei Kellnerinnen.“

So urtheilt manchmal der liebe Unverstand, als ob ein Kellner auch ein — ausgeschnittenes Spenzerchen tragen könnte! Die Kellnerin ist nicht blos da, um den Gästen Bier vorzusetzen, sondern sie ist da, damit die Gäste hereinkommen. Glaubst denn Du, die Musik thue es allein? Laß Du geigen und Trompeten blasen, so lange Du willst, das kann man in New-York in der kleinsten Kneipe gratis haben! Gieb Du ein so treffliches Glas Bier, als es nur möglich ist, in New-York trinkt man fast nirgends mehr ein schlechtes Bier! Sei Du freundlich und zuvorkommend gegen Deine Gäste, wie kein Anderer; — das Alles bringt die Leute nicht herbei; aber die Kellnermädchen thun's, denn man mag sagen, was man will, es ist halt angenehmer, das Glas von einem hübschen Mädchen kredenzt zu erhalten, als von einem Manne, und wenn er zehnmal eine Serviette unter dem Arm hat.

Die Kellnerin bleibt gewöhnlich sechs, hie und da auch acht Wochen in ihrem Dienste. In dieser Zeit ist sie sehr solid und benimmt sich äußerst anständig. Zwar ist sie natürlicherweise gegen Jedermann freundlich, zwar giebt sie bald Diesem bald Jenem die Hand und drückt sie auch wohl ein wenig, zwar erlaubt sie sich hie und da ein bischen niederzusitzen und vielleicht setzt sie sich sogar ganz hart neben Dich, — aber sie thut's nur, wenn Du schon einige Zeit mit ihr bekannt bist, wenn Ihr „Freunde“ geworden seid, und wenn sie Grund hat zu glauben, daß es bei der puren Freundschaft nicht stehen bleiben wird.

Ihr liebster Tag ist ihr „Ausgangstag“, ein Ereigniß, das alle Wochen Einmal vorkommt. An diesem Tage geht sie nach Hoboken in die „elisäischen Felder“; aber sie geht nicht allein, sondern sie geht mit ihrem „Freunde.“ Und einen herrlicheren Punkt giebt's nicht leicht, als diese elisäischen Felder mit ihrem Strauchwerk und ihren Bäumen, mit ihren Spaziergängen und ihren Irrwegen, besonders aber mit ihrer prachtvollen Aussicht auf die Stadt und Bay von New-York; und eine besondere Anziehungskraft hat er, dieser große Park, für Liebespaare, und schon Manches, das hinging als Liebespaar, kam heraus als Braut- oder gar Ehepaar. Sie ist sehr geputzt, die Kellnerin, an diesem Tage; eine Boulevard-Dame von Paris oder eine Broadway-Belle von New-York könnte nicht eleganter sein; natürlich sie geht ja am Arme ihres „Freundes“ als seine „Lady“, wie die Herren Lords sich ausdrücken.

Wenn die Kellnerin ihren Platz aufgiebt, so geschieht es entweder, um zu heirathen, oder um zu lieben, oder um geliebt zu werden. — Heirathet sie, so darfst Du d'rauf zählen, daß sie schon ein halb Dutzend, wenn nicht ein ganz Dutzend Jahre

über die bekannten „Zwanzig" vor sich hat. In diesem Fall macht sie sich während ihrer achtwöchigen Kellnerei an einen soliden Handwerker und verläßt das Haus nur als seine Frau, wofür ihm Gott gnädig sein wolle. — Ist die Kellnerin aber noch nicht oder nicht viel über zwanzig, so ist sie weniger geneigt, zu heirathen, als zu lieben. Es kommen so viele „vornehme" Herren in die Wirthschaft, seit sie da ist; und Einer darunter hat's besonders auf sie abgesehen. Er muß reich sein, denn er „spendet" viel; er ist freigebig, denn auf einen Goldring, auf ein Paar Berlocken kommt es ihm gar nicht an; er ist sein eigener Herr, denn er kommt zu jeglicher Tageszeit, wenn es ihm einfällt. Natürlich von einer Heirath kann hier nicht die Rede sein; aber muß man denn so stockpuritanisch denken, als ob man nicht lieben könnte, ohne daß der Pfarrer seinen Segen dazu gesprochen? — Heute erhielt sie eine Brustnadel von ihm, reich mit Steinen besetzt und sein Portrait mitten d'rin in feinster Photograph-Miniature. Dem konnte sie nicht widerstehen; ihr mormonisches Herz pocht vor Freude, — und sie hat's ihm zugesagt! — Morgen verläßt sie das Haus, um ein niedliches Zimmer zu beziehen, das er ihr gemiethet. — Manchmal geht's noch trauriger ab, dieses Hausverlassen. Sie hat vielleicht keinen reichen Liebhaber gefunden, der ihr behagte, oder hat sie überhaupt eine Inklination zu Herzerweiterung, oder ist sie eine besondere Liebhaberin von bauschigen seidenen Kleidern, — kurz, nach wenigen Wochen verläßt sie das Haus, um in ein Basement zu ziehen und sich von Jedem lieben zu lassen, der Lust und Geld dazu hat. An schönen Kleidern fehlt's ihr da nicht.

Das ist das Ende der deutschen Kellnerin in New-York. Mensch, nimm ein Beispiel d'ran!

32.

Farm-, Land- und Lots-Association.

„Eine Heimath für wenige Dollars!"

Eine Heimath! Welch' trautes Wort in den Ohren des Eingewanderten! Er hat eine Heimath verlassen, um anderswo sein Glück zu suchen; er hat sie freiwillig oder unfreiwillig verlassen, aber — sie will ihm nie aus dem Sinn, diese alte Heimath, und schon das Wort „Heimath" macht ihm das Herz im Leibe hüpfen.

Eine Heimath! — Da steht der Deutsche in fernem Lande, unter Menschen, deren Sprache er kaum oder gar nicht versteht, unter Menschen mit ganz andern Sitten, ganz andern Gewohnheiten! Wohl hat er Arbeit gefunden und Unterkunft und Brod und Nahrung; aber jetzt erst findet er aus, daß das Glück nicht im Essen und Trinken, auch nicht im Geldverdienen allein besteht; er findet aus, daß es nur Ein Glück giebt in der Welt, das Glück der Zufriedenheit im Kreise der Seinen.

Hoho! Da rufen sie nun in den Zeitungsanzeigen:

„Eigner Herd
Ist Goldes werth.
Nur im Kreise deutscher Brüder
Findest du die Heimath wieder."

Das ist das wahre Kernsprüchlein! Die Deutschen sollen sich zusammenthun, auch in fernem Lande! Sie sollen zusammen Dörflein bauen, zusammen Ko-

nien gründen; dann haben sie ja deutsche Sprache, deutsche Sitte, deutsche Gewohnheit im Verein mit den materiellen Vortheilen des neuen Vaterlandes! Gesegnet sei dieser Gedanke!

Wie schön malt sich's der Deutsche aus, ein Häuschen auf eigenem Grund und Boden zu besitzen. Wie lieblich riecht der Braten, auf eigenem Lande mitten unter deutschen Brüdern sein Korn, seine Kartoffeln zu ziehen! Und wie versalzen schmeckt die Suppe, so bald man in den Köder gebissen hat, wie schnell bricht das Dach über dem Häuschen zusammen, das so eben erst die Phantasie fertig gebracht hatte!

Betrachten wir die Farm-, Land- und Lotsassociation etwas näher.

In Amerika sind nicht blos von Einzelnen, sondern von Vielen fabelhafte Reichthümer erworben worden und meist nur durch Landspekulationen. Es erwarb sich Einer ein groß Stück Land in einer Gegend, die noch gar nicht bewohnt, viel weniger kultivirt war. Das Land gehörte dem Staat, und der Preis war fast Null. Das Land aber war nicht Null; denn nach einer Reihe von Jahren, als die Menschenmasse zunahm, siedelten sich zuerst Einzelne dort an, und den Einzelnen folgten Viele nach, und am Ende standen da Städte und Dörfer und wohl bepflanzte Bauernhöfe (Farmen), wo noch vor einem Jahrzehnt der Indianer streifte, und der Hirsch unbelästigt seiner Weide nachging. Das schrieb sich der Deutsche, der schon länger im Lande war, hinter die Ohren und er gedachte im Kleinen wenigstens ebensogut zu spekuliren, als der Amerikaner es im Großen that und noch thut. Bald fand sich (und findet sich noch täglich) eine kleine Gesellschaft Gleichgesinnter zusammen, die beschlossen ein Stück Land zu kaufen und es wieder auszuverkaufen in kleinen Parcellen. Natürlich langte es nicht zu einem Stück, so groß wie ein Fürstenthum, aber doch zu einem so groß, wie eine Grafschaft. allerdings mußten sie schon meist aus zweiter Hand kaufen; aber das schadete Nichts; man konnte ja wieder um so theurer verkaufen; gab es ja doch genug deutsche „Brüder", die begierig waren, eine so herrliche Gelegenheit zu benützen, sich eine Heimath zu gründen!

Diese „menschenfreundlichen" Gesellschaften theilten sich in Bau- und Landassociationen. Oft vereinigten sie auch beide edle Geschäftszweige miteinander. Immer aber war der Zweck derselbe, das Mittel dasselbe, das Resultat dasselbe.

Die Bauassociation brauchte kein groß Stück Land. Ein Areal von hundert oder noch weniger Aeckern genügte schon. Aber natürlich mußte das Land in der Nähe einer großen Stadt liegen, und war deshalb um so theurer. Doch man wußte sich zu helfen. Die weitere Umgegend um große Städte wird in Amerika noch in langer Zeit nicht so kultivirt sein, wie in Europa. Die Strecken, die aus Fels und Sand zusammengesetzt sind, die Ländereien, die naß und sumpfig liegen, bleiben unbewohnt und unbebaut liegen; man kann ja gesundes und kultivirbares Land genug haben! Kein vernünftiger Mensch denkt daran, dieses Land von seinen ursprünglichen Eignern, die es entweder von ihren Vätern geerbt oder um einen Spottpreis als Dreingabe zu gutem Land gekauft, — zu erwerben; aber die Bauassociation denkt daran. Sie kauft es, vielleicht um ein Butterbrod; vielleicht kauft sie es auch nicht einmal, sondern tritt blos mit den ursprünglichen Eignern in Kompagnie. Und nun geht es an's „Auslegen in Lots", d. h. an's Vertheilen in „Stadtbauplätze". Ein Lot ist 25 Fuß breit und 100 Fuß lang. Er

kostet in der Stadt seine Tausende von Dollars, hier figurirt er mit zwanzig bis siebzig Dollars! Es wird ein Plan der neu zu gründenden „Vorstadt“ fabricirt; die Straßen werden „entworfen“, die Bauplätze für Schulen und Kirchen und Rathhaus werden „bezeichnet“, und nun geht's an's Verkaufen.

Ganz dasselbe ist's mit der Landassociation. Sie kauft ein Stück Land, natürlich ein großes von zehn bis fünfzig tausend Acres. Das Land liegt entweder im fernen Westen, wo noch weit und breit keines Menschen Fuß hingedrungen; oder noch besser, es liegt in einem bereits kultivirten Staate, in New-York, oder New-Jersey, oder Pennsylvania, oder Illinois, oder Missouri oder sonst wo. Das beste Land ist's freilich nicht, denn gutes Land kostet ein gut Stück Geld; auch Urwald steht keiner darauf, denn Urwald kommt im Sand, auf dem Felsen, im Sumpfe nicht fort! — Aber kann man sich ein schöneres Verdienst um den Staat und die Menschheit erwerben, als Land zu kultiviren, das bisher mit stolzer Verachtung von den amerikanischen Bauern übergangen wurde? — Land, das vielleicht noch ein Jahrhundert lang dem Pfluge unzugänglich geblieben wäre, wenn sich die Banassociation nicht seiner angenommen hätte? Das Land wird gekauft, ein kleines Angeld bezahlt und der Rest „versprochen“, wenn die „Ansiedlung“ gelungen sei. — Nun geht's an's Vermessen! In der Mitte wird ein Theil zu einer neu zu gründenden Stadt reservirt, die jedenfalls einen prunkhaften deutschen Namen, wie „Breslau“, „Berlin“, „Hamburg“, „Germania“, oder so was erhält; das Uebrige wird in kleine Parzellen von fünfundzwanzig bis vierzig Aeckern zerrissen, die den stolzen Namen „Farmen“ oder Bauernhöfe bekommen. Der Plan der Kolonie ist bald auf dem Papier fertig und nun geht's auch hier an's „Verkaufen“.

Das Verkaufen ist und bleibt die Hauptsache. Was thut die Association mit dem Lande? Sie will sich nicht dort ansiedeln; ihr ist's gut genug in der Stadt, in der sie wohnt; sie will keine Häuser bauen, die nachher nicht mehr verkäuflich sind; sie will keine Farm acquiriren, wo erst nach jahrelangem Fleiß ein Strohhalm erzeugt werden kann! Die Association will nur Eins: Verkaufen. Und sie verkauft auch; ja sie würde verkaufen, wenn der ausgebotene Gegenstand noch weniger werth wäre, was in manchen Fällen gar nicht möglich ist.

Das Erste, was sie thut, ist, daß sie einen bekannten Namen an die Spitze der Association stellt. Es muß ein Name von gutem, deutschem Klang sein, der Name eines Mannes von einigem Gewicht unter seinen Mitbürgern, vielleicht auch noch mit einem geretteten Titel aus der alten Heimath. Wo der Mann seine Hand im Spiele hat, da kann doch kein fauler Fisch herausstinken! Und wie sehr stinkt es oft!

Das Zweite ist, daß Agenten angenommen werden; Leute, die eine ziemliche Bekanntschaft unter ihren Landsleuten haben, die einiges Vertrauen und besonders einiges Vermögen besitzen und anscheinend den Anderen mit gutem Beispiele vorangehen und sich bereits mit einer oder zwei Aktien betheiligt haben, die (einem geheimen Uebereinkommen zu Folge) natürlich die Association später wieder zurücknimmt. Umsonst thun's diese Agenten nicht; man kann's ihnen auch nicht zumuthen, denn sie müssen in allen Wirthshäusern herumkommen, um die Leute in ihrer besten „Stimmung“ zu fassen. Aber was liegt daran, wenn man einem Agenten fünfundzwanzig Procent zuläßt? Bleibt nicht doch noch genug übrig?

Das Dritte, und das ist die Hauptsache, sind Annoncen. Und was für

Annoncen! Die Annoncen sind theuer in Amerika, aber was liegt der „Association“ an einem spaltenlangen Artikel, — an einem Artikel, der ein Paar Hundert Dollars und noch mehr Einrückungsgebühren kostet, — wenn er nur zieht? Und tagtäglich liest Du sie, diese spaltenlangen Artikel, und nicht blos in einer Zeitung, nein, gleich in einem halben Dutzend. Und wie süß und lockend sind sie, diese Annoncen! Der sie verfaßte, war kein Stümper und ließ sich ohne Zweifel für sein Machwerk nicht schlecht bezahlen, denn die Herren von der Association sind der Feder nicht so kundig, um selbst als Schriftsteller aufzutreten. — Da wird zuerst die Lage, dann der Boden herausgestrichen; ja auch auf den Mineralreichthum unter der Erde wird aufmerksam gemacht. Eine Eisenbahn fährt zwar noch nicht durch das Land, aber es kommt eine, in der nächsten Zeit, und dann kann man die Erzeugnisse um den dreifachen Werth absetzen! An Holz, an Quellen, besonders an Teichen zum Fischen fehlt's auch nicht! Ja, schon stehen einige Häuser; einige Farmen werden bereits betrieben und das Rathhaus und das Schulhaus sind im Werden! „Noch ist es Zeit, noch könnt Ihr um einige hundert Dollars ein Landgut erwerben, wie kein Bauer in Deutschland es größer und schöner hat; greift zu, Landsleute, greift zu, ehe es zu spät wird!“ — Noch eindringlicher sind die Empfehlungen der „Baulots“ in der Nähe einer großen Stadt. — „Ha wie theuer ist's zu leben in der großen Stadt! Wie eng wird's Einem um's Herz in dem tollen Gewühl! Und wie elend sind die Wohnungen, die Ihr mit sieben oder acht Dollars den Monat bezahlen müßt! Kauft doch einen Bauplatz in der neuzugründenden Village, die so nahe liegt, daß Ihr jeden Tag um wenige Cents in die Stadt fahren könnt! Der Bauplatz kostet Euch ja fast gar nichts, das Häuschen darauf nur wenige hundert Dollars und dann habt Ihr eine Wohnung für Euch selbst und einen Garten hinter dem Hause, wo Ihr Eure Gemüse selbst pflanzen könnt, dann lebt Ihr als Menschen, nicht blos unter Menschen, sondern unter lauter deutschen Brüdern!“

Es ist ein wahrer Genuß, diese Annoncen zu lesen. Man kann nicht umhin, man muß zugreifen! — Und wie leicht wird Einem das Zahlen gemacht! Fünf oder sechs Thaler Anzahlung, das Uebrige in monatlichen Raten. Der Aermste kann's erschwingen und in wenigen Jahren steht er als schuldenfreier Grundeigenthümer da. O, die Association versteht ihr Handwerk! Jedermann macht sie den Beitritt möglich, denn sie will Alle glücklich machen. Freilich, wenn Einer einmal seinen monatlichen Beitrag vergißt, oder ihn nicht leisten kann, so ist Alles bisher Eingezahlte verloren; die Association zieht die Actie wieder an sich und verkauft sie von Neuem; es muß doch eine Ordnung sein!

Ist eine bestimmte Anzahl von Lots oder von Farmen verkauft, so geht's an's Verloosen, d. h. die Bauplätze und Bauernhöfchen werden nach dem Loose, wie's Einen trifft, vertheilt. Natürlich ist ein Eckplatz mehr werth, als einer in der Mitte, und ein trockener Hof ist beliebter, als einer im Sumpfe; aber — was liegt daran? Laßt sie nur jubeln, die ein „gutes Loos“ gezogen haben, in einigen Jahren pfeifen auch sie aus einem andern Loche!

Und es steht oft nicht so lange an.

Der Arbeiter hat sich mit seinen wenigen ersparten Thalern einen Bauplatz oder ein Bauerngütchen gekauft. Er hat sich geschunden und geplagt, bis er die monatlichen Raten abzahlte und hat jetzt sein Häuschen, sein Gütchen schuldenfrei. Aber was soll er mit dem Häuschen beginnen? Er ist darauf angewiesen, in die Stadt

hineinzufahren, um dort zu arbeiten oder gemachte Arbeit abzuliefern und das Hin- und Herreisen kostet ihn jährlich mehr Geld, als ihn eine schöne Wohnung in der Stadt kosten würde. Was soll er vollends mit der Farm? Sie ist zu klein, der Boden zu schlecht, der Absatz zu erschwert, um nur sein Leben darauf machen zu können? Und wo soll er das Geld herbringen, um Vieh und Ackergeräthe anzuschaffen? Der Bauernstand ist der schönste Stand in der Welt, wenn man ein hübsches Stück Feld hat, und guten Grund, und Vieh genug darauf und gute Wege, um auf den Markt zu fahren. Aber — so?

Vor ein paar Jahren konnte der gute Mann nicht schnell genug sein, um sich an der Land- und Lotassociation zu betheiligen; jetzt — geht's ihm zu langsam mit dem Verkaufen. Und verkaufen muß er, wenn er nicht noch andere Hülfsquellen hat, oder wenn er nicht alle Jahre zusetzen will, und beim Verkaufe bekommt er selten das Geld, das er bezahlt, alle Mühe abgerechnet, die er verwendet hat. Am besten hat Der daran gethan, der sein Lot oder seine paar Acker leer liegen ließ; er verliert doch blos seine Anzahlung an die Association. In hundert Jahren vielleicht, wenn die Speculation sich fort und fort steigert, ist man genöthigt, auch nach dem Lande zu sehen, das jetzt noch zu steril ist, um es ohne allzugroße Kosten benützen zu können, und wenn die Städte sich noch ein paar Dutzend Meilen weiter ausgedehnt haben, dann erhalten auch jene Bauplätze einen Werth, die jetzt nur von Narren oder Einfältigen als solche benützt werden!

In Amerika weiß man sich zu trösten. Das Geld wäre einmal hin, denkt man, und besinnt sich darauf, ein anderes zu erwerben; aber es ist nicht einmal hin, jenes Geld, sondern die Herren Mitglieder der großen Association haben es in die Tasche gesteckt! Zwar haben die Agenten viel gezogen, zwar hat vielleicht der Präsident seinen „guten Namen" auch nicht umsonst hergegeben, zwar sind die Annoncen schwer in's Gewicht gefallen und die herrlichen „Pläne" auf gutem Zeichenpapier ausgeführt, sind auch nicht umsonst gezeichnet worden; aber jene hundert Acres Felsen- und Sumpfland zu Baulots, sechszehn Stück auf den Acre, haben ja nur zusammen tausend Dollars gekostet, und die sechszehnhundert Lots, zu fünfzig Dollars das Lot, trugen achtzigtausend ein! Und — um neunundsiebzigtausend Dollars Gewinn kann man sich schon Einiges gefallen lassen! Jene fünfzigtausend Acres Sand-, Torf-, Sumpf- und Waldland zu einer Bauernkolonie haben hunderttausend Dollars, d. h. das Doppelte ihres wahren Werthes gekostet, weil sie nicht baar bezahlt, sondern auf Credit und gut Glück gekauft wurden; aber die fünfzigtausend Acres gaben zweitausend Farmen zu zweihundert Dollars das Stück. Das macht viermalhunderttausend Dollars, und um einen Nettogewinn von dreimalhunderttausend Dollars kann man mehr als ein Uebriges thun!

Lieber Leser, Du weißt nun, was Du davon zu halten hast, wenn's heißt: „Die letzte Gelegenheit! Eine Heimath für wenige Dollars!" In Amerika weiß man's zum größten Theil jetzt auch, und nur „Grüne", oder Leute, die ewig grün und unerfahren bleiben, lassen sich noch ködern; „anschmieren" wäre Beleidigung.

Am unangenehmsten ist es der Farm- und Lotassociation, wenn eine Zeitung auf den „Schwindel" aufmerksam macht. Doch die — Ankündigungen der Association tragen viel Geld ein und die Zeitungen schweigen. — Eine Hand wäscht die Andere.

33.

„Er macht sein Leben!“

„Er macht sein Leben“ heißt in Amerika so viel, als er verdient so viel, als er braucht, um zu heirathen, sich zu kleiden, nach Bedürfniß zu essen, nach Maß zu trinken und zu wohnen, wie ein Arbeitsmann in amerikanischen Städten zu wohnen das Recht hat, d. h. eng und ärmlich.

In Deutschland konnte er's möglicher Weise nicht so haben. Er verstand wohl vielleicht sein Handwerk, aber — es waren schon genug Meister in seinem Städtchen und so durfte er sich nicht etabliren und nicht heirathen, bis ein älterer Meister ihm Platz machte! Vielleicht verstand er auch sein Handwerk nicht, oder er hatte keine Freude daran, aber — was anfangen? Von Neuem vier lange Lehrjahre durchmachen? Dazu war er doch zu alt. Oder anderswohin nach Deutschland übersiedeln, wo etwas mehr Gewerbefreiheit zu Hause ist? Da mußte er ja, wie es früher im lieben Vaterlande Mode war, von Neuem Bürgerpapiere herausnehmen und hatte der Umstände viele. Da macht er's kürzer und geht nach Amerika. Da kann er anfangen, was ihm beliebt. Kein Mensch fragt ihn nach seinem Lehrbrief; kein Mensch nach seinem Bürgerpapier. Er kann hinziehen, wohin er will; er kann treiben, was er will; er ist ganz sein eigener Herr. — Kann man's da Einem übel nehmen, wenn es ihn anlockte, nach Amerika zu gehen, weil er in Deutschland sich nicht etabliren, nicht heirathen, sein „Leben nicht machen“ konnte? — Er that wohl daran, er wird es kaum jemals bereuen.

Tausende aber machten in Deutschland ihr Leben, und gingen doch nach Amerika! Sie verdienen so viel, daß sie davon leben konnten, schlicht und recht, wie's in der Bibel heißt, aber es war ihnen nicht genug! Mit dem Speck im Kraut wollten sie sich nicht zufrieden geben; sie wollten Fasanen darin haben. — Thaten die auch immer wohl daran? Werden auch diese es niemals bereuen? — Wir wollen sehen.

Da war einer vielleicht Buchhalter in einem kaufmännischen Geschäfte, seine Besoldung war anständig, seinen Leistungen angemessen, aber — sollte er immer Diener sein? Immer eine untergeordnete Rolle spielen? Er geht nach Amerika. Dort steht ihm die ganze Welt offen, und — seine gediegenen kaufmännischen Kenntnisse müssen doch in einem Lande ziehen, wo Gott und Welt handeln. Er geht nach Amerika, und nach Jahr und Tag ist der frühere Herr Buchhalter froh, wenn er in einem Handlungshause als Porter, d. i. als Packer und Hausknecht angestellt wird. Wenn's Glück gut geht, so bringt er's vielleicht nach Verfluß von abermals ein paar Jahren so weit, daß er einen Platz hinter'm Pulte bekommt, und — nun ist er, was er vorher war: Buchhalter oder Commis, nur unter dem veränderten Namen: clerk; und sein Einkommen langt gerade zu, um Weib und Kind zu ernähren; — er macht sein Leben!

Er war vielleicht Apothekergehülfe draußen, und brachte es endlich zu einer Provisors- oder Verwaltersstelle. Sein Einkommen war so, daß er Weib und Kind ernähren und auch alle Tage noch seinen Schoppen trinken konnte, aber — freilich dazu langte das Einkommen nicht, daß man der Frau des Hauses zwei seidene Kleider kaufen und sie viermal auf einen Ball führen durfte! Dazu langte auch das Vermögen nicht, daß man eine eigene Apotheke erwarb! — Also fort nach Amerika. — Dort angekommen, greift er natürlich zu seinem alten Handwerke.

In Amerika, so denkt er, giebt's ja doch bloß Pfuscher, und ein „amerikanischer Apotheker“ vermag ja nicht einmal Ipecacuanha von Teufelsdreck zu unterscheiden! — Vollkommen richtig; aber der Gehülfen giebt's gar viele, und ihre Besoldung ist oft geringer, als sie in Deutschland ist. Man muß also so viel Geld haben, um eine eigene Apotheke zu errichten, wenn man mit Weib und Kind existiren will. Es gehört nicht viel dazu; mit zwei Tausend Dollars kann man viel machen; doch die Dollars gehören dazu. Und nun — geht auch gleich die Apotheke? Ist nicht am andern Eck auch eine? Und wenn sie geht, wenn sie so viel einträgt, als Deines Nachbars seine, was bleibt Dir übrig, wenn Du den theuren Hauszins bezahlt hast? Du machst Dein Leben, und dieses oft mit „Hindernissen“, denn nicht immer langt's, einen Gehülfen zu halten und zu bezahlen, und dann bist Du Gehülfe, Stößer, Dütenmacher, Lehrling und Principal in Einer Person und darfst Dir nicht einmal das Vergnügen machen, alle Tage Deinen „Schoppen“ zu trinken und im Wirthshause über Politik zu kannegießern. —

Er war vielleicht Aufseher in einem größeren Etablissement, oder so etwas dergleichen. Er hatte eine hübsche Wohnung in der Fabrik und gerade so viel Einkommen, daß es langte. Aber — es langte immer blos nur, und nichts weiter! Das halte der Teufel aus; also fort nach Amerika. Und wie ist's da? Der Herr Fabrikaufseher wird wieder — Arbeiter! Das ungewohnte Ding will ihm wohl hart hinunter; aber „Vogel friß oder stirb“ heißt's in Amerika. — Vielleicht bringt er's mit den Jahren, und wenn er einmal gut englisch kann, so weit, daß man ihn auf einem Dampfboot als Steward anstellt, und dann macht er wieder sein Leben.

Er war vielleicht Schreiber oder gar Gelehrter, und der Böse ritt auch ihn, und er ging fort nach Amerika. Das war kein Gedanke, der von Gott kam, denn in Amerika ging's ihm verteufelt schlecht. Wenn er kein Geld mit herüberbrachte, so mußte er in Gottesnamen an den Kanälen graben oder an den Eisenbahnen arbeiten, um nur nothdürftig existiren zu können. Wenn er Geld mitbrachte, so konnte er sich eine „Wirthschaft“ kaufen, oder einen „Milchkram“ errichten, oder so etwas dergleichen. — Er machte auch in dieser Branche sein Leben, aber — welch' würdige Beschäftigung ist es für ihn, den Mann der Wissenschaft: Schoppen Bier einzuschenken! —

So viel ist richtig: es kann Einer sein Leben machen in Amerika, er mag sein, wer er will, und gewesen sein, was er will; er mag draußen viel oder wenig oder nichts gearbeitet haben, in Amerika arbeitet er gewiß, denn Niemand sorgt für ihn, wenn er's nicht selbst thut.

Was aber von unschätzbarem Werth ist, sind die Erfahrungen, die man in Amerika sammelt; die Selbständigkeit im Denken und Handeln, die man erhält, man geht oft durch eine Schule der Leiden, aber nach dem Regen giebt es Sonnenschein. Während man draußen oft verkommen könnte, erfreut man sich hier nach Jahren meist eines gemächlichen Wohlstandes und die Kinder, wenn welche da sind, die wachsen gleich im Lande der Freiheit auf. Doch über dieses Kapitel läßt sich viel sagen, es hat seine großen Schattenseiten und auch seine Lichtseiten.

34.

Der Emigrantenwirth.

Der Emigrantenwirth in New-York ist eine gefallene Größe. Die schönen Tage von Aranjuez sind vorüber und in wenigen Jahrzehnten vielleicht spricht man von ihm nur noch, wie von einer Mythe.

Früher, vor wenigen Jahren noch, war er der Herr der Greenwichstreet und den Deutschen erfaßte eine Art Grauen, wenn er an die Tage zurückdachte, wo er in *seinen* Klauen steckte. — Wenn ein Schiff mit „Landsleuten" landete, so war's *ihm* verfallen. Seine Runner hatten es bereits in Beschlag genommen, noch ehe es am Dock lag und am Dock nahm *er* die Einwanderer in eigener Person in Empfang. „Ein Hurrah für die lieben Landsleute!" — Hatten sie kein Geld, so warf er sie den anderen Tag zum Hause hinaus; hatten sie aber Geld, so durften sie ihn nicht verlassen, bis er sich den größten Theil desselben angeeignet. Sie mußten sich doch erholen, die armen Dinger, von der Seereise!" — Und dann, wenn sie um jeden Preis fortwollten, und sich unter keiner Bedingung mehr halten ließen, — *die* Rechnung! — Es kam z. B. Einer am 20sten und reiste ab am 26sten. „Wann bist Du gekommen?" „„Am 20sten."" „Das macht Einen Tag." — Und nun ward Ein Strich gemacht. „Und wie lang bist Du da gewesen?" „„Im Ganzen sieben Tage."" Jetzt wurden sieben Striche gemacht. „Und den wie vielten haben wir heute?" „„Den 26sten."" „Das ist wieder ein Tag," und abermals ward ein Strich gemacht. So brachte er neun Tage heraus, und der Emigrant mußte richtig für *neun* Tage bezahlen. — Und dann *das* Bier für 10 Cents das Glas! Und *den* Wein für einen halben Dollar die Flasche! — Und — wie viel rechnete er erst für das Aufbewahren der Effekten! Er konnte es doch nicht umsonst thun, wo der Hauszins in New-York so theuer ist! — Und was trugen erst die Eisenbahnen ein! Die Emigranten mußten doch weiter reisen und *er* mußte sich ihrer annehmen und ihnen die Billete kaufen! Und zahlte nicht manche Eisenbahndirektion Einem Wirth eine jährliche Summe von zwei und mehr Tausend Dollars? — — — *Das waren goldene Tage!*

Freilich, es hing Manches daran, manche Ausgabe und manche Unannehmlichkeit. Oder mußten nicht die Faullenzer und Schmarotzer d. h. die Runner und die anderen Spitzbuben der Greenwichstreet vom Emigrantenwirthe erhalten werden und *gut* erhalten werden! Und ließen sich nicht diese das Essen und Trinken schmecken, auch wenn keine Emigranten da waren? Und war's nicht verteufelt widerwärtig, vor den Mayor zu müssen, wenn einmal so ein Dummkopf von Emigrant wegen „Beschwindeltsein" klagte? — Aber schön war's doch. Das Geld floß wie Wasser, und allein am Auswechseln der Fünffrankenthaler ward täglich so viel profitirt, als ein anderer ehrlicher Wirth an allen seinen Gästen vielleicht die ganze Woche macht.

Die Zeiten kehren nicht wieder. Die Emigrantenschiffe landen jetzt nicht mehr an einem beliebigen Dock, sondern alle in Castlegarden, und nicht mehr der Emigrantenwirth verkauft die Ankömmlinge an die Eisenbahnen, sondern die Herren in Castlegarden besorgen selbst die Billete. Da kann man freilich einem Bauern nicht mehr 100 Pfund *Uebergewicht* rechnen und ihn, weil er's nicht glauben wollte, da er alle seine Habseligkeiten in einem *Schnupftuch* bei sich trug, — in eigener Person auf die Schnellwaage stellen, wobei natürlich sogar mehr als 100 Pfund herauskamen! Da kann man überhaupt keine große Rechnungen mehr

machen, denn die meisten Emigranten reisen gleich weiter, ohne sich in New-York aufzuhalten! — So vergeht alles Schöne auf Erden und die Greenwichstreet hat ihren ganzen früheren Charakter eingebüßt. Die Hälfte der Emigrantenwirthschaften ist eingegangen, und die andere Hälfte hat wenig mehr zu thun. Die Faullenzer und Tagediebe, die Runner und Spitzbuben sind fast ganz verschwunden, denn es giebt nichts mehr zu beißen für sie und — ein jetziger Emigrantenwirth hat an Einem Runner genug.

Der jetzige Emigrantenwirth ist ein ziemlich unschuldiger Mensch. Sein Wohnort ist nicht mehr ausschließlich die Greenwichstreet, sondern auch irgend eine anständige Straße der mittleren Stadt. Er hat ein Wirthshaus, wie andere Wirthe auch; nur stellt er mehr Betten in Ein Zimmer, als hineingehen. In dieser Beziehung ist er erfinderisch. Auch richtet er manche Räume seines Hauses zu einer Art Zwischendeck her, wo er Bett an Bett aufstellt, um seine lieben Landsleute drin zu logiren, nämlich die, welche an's Zwischendeck gewohnt sind. In Beziehung auf Zucht und Ordnung im Hause ist er sehr streng; denn er erlaubt den Emigranten nicht gerne, auszugehen und anderswo ihr Bier oder ihren Wein zu trinken. Sie könnten sich verirren, oder bestohlen, oder betrogen werden! Bei ihm aber sind sie gut aufgehoben und so gut, daß sie ganz leben und schlafen können, wie auf dem Schiffe: Weiber, Männer, Kinder, Krethi und Plethi unter einander. „Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht trennen."

In Deutschland hält der Emigrantenwirth sich gute Freunde, die ihm vom Abgang dieses und jenes Bekannten Nachricht geben, und kennt er einmal Einen auf einem Auswandererschiffe, so ist's so gut, als ob er Alle kennte. Auch versendet er seine Karten überall herum in den Gasthöfen Europa's und ist gerne zu Gegendiensten erbötig.

An Speise und Nahrung für die Emigranten läßt's der Wirth nicht fehlen; doch läßt er die Zwischendeckler und gewöhnlichen Emigranten „besonders" speisen Sie könnten ihm sonst die übrigen Gäste vertreiben! Und überdieß — vom theuersten Fleische braucht dieser Schlag gerade nicht; sie verstehen's ja doch nicht und — verzehren vom Lendenstück gerade so viel, als vom Schenkelknochen. Denn Appetit haben sie, die Zwischendeckler, viel Appetit!

Der Emigrantenwirth, wie er jetzt ist, hält nur Einen Runner. Er gebraucht ihn, wie der Schäfer seinen Hund; denn der Runner wartet außen vor dem Thor von Castle Garden und nimmt die in Empfang, die der Wirth herausschickt und hält sie bei einander, daß sie nicht davon laufen, bis der Wirth mit dem Letzten selbst erscheint.

Die Emigrantenrechnung ist jetzt sehr einfach: anderthalb Dollar per Tag. Der halbe Tag wird aber natürlich auch als ganzer gerechnet. Bezahlt wird meist baar, wenn der Emigrant nämlich baar Geld hat. Fehlt letzteres, so wird mit Effekten bezahlt und die Koffer bleiben so lange im Besitze des Wirths, bis das Geld erfolgt. An „Effekten" fehlt's daher in einem Emigrantenhause selten. Nach vier Wochen läßt man — die Effekten versteigern.

Ein reicher Mann wird der Emigrantenwirth nur dann, wenn er alle Tage das Haus voll hat.

Der Nimbus, der früher einen Emigrantenwirth umgab, ist verschwunden. Die ganze Poesie des Greenwichstreetschwindels ist dahin.

Inhalt.

Zwei vornehme Ehen.

Novelle

von

Friedrich Steinbach.

Verlag von
S. Zickel, 129 Duane Str., New York.
Post Office Box 3001.
1896.

1.

Zarte Geheimnisse.

Unter den Reliquien des geheimen Faches in meinem Schreibepulte finde ich eine vertrocknete Rose — sie stammt aus Paris; ein schwarzes Florband ist um dieselbe gewunden. Es knüpfen sich ergreifende Erinnerungen an Rose und Band.

Es ist schon lange, sehr lange her; ich stand am Bord des Dampfers „Roma," um Triest zu verlassen und Venedig zu besuchen. Ein herrlicher Frühlingsmorgen beleuchtete das bunte, unruhige Treiben am Hafen, die Stunde der Abfahrt des Dampfers nahte, und das Deck bot ebenfalls ein mannigfaltiges Bild dar. Kofferträger liefen, schwerbeladen, ab und zu, blasirte Engländer gähnten am Arme ihrer Ladies, Touristen notirten, auf die Schiffswand gestützt, die eine und andere Beobachtung in ihre Taschenbücher; hier starrte ein Sohn der Alpen, verlassen dastehend und mit dem Heimweh kämpfend, nachdenklich in das Wasser; dort spielte eine Abschiedsscene; der Scheidende hatte sich in komischer Verzweiflung eines Dutzend Arme zu erwehren, die ihn erdrücken zu wollen schienen; hier wieder hatte sich's eine Gruppe Soldaten bequem gemacht, die, aus kurzen Pfeifen schmauchend, leichtfertige Scherze austauschten; allerorts saßen Personen männlichen und weiblichen Geschlechts, die ängstlich jeder Schwankung des noch ankernden Bootes durch entgegengesetzte Beugung folgten und sich durch Zerkauen von Citronen, Orangenschalen oder bitteren Mandeln für die leichtere Ueberstehung des Jammers vorbereiteten, den sie vom Wiegen des Schiffes auf hoher See befürchteten. Zwischen all' den Passagieren drängten sich die eiligen Matrosen, fluchend über den beengten Raum; genug, es war ein buntbewegtes Treiben.

Ich hatte mich an die Schiffsplanke gelehnt, nächst der Zugangsbrücke, die durch starke, aneinandergefügte, vom Bollwerk auf den Schiffsrand gelegte und durch Taue festgehaltene Bretter hergestellt war. Ich hatte Niemand zu grüßen, von Niemand zu scheiden; ich befand mich allein in der fremden Welt, die zu sehen mich sehnsüchtig ergriff.

Das Bild der Thätigkeit, das sich vor meinen still beobachtenden Blicken entfaltete, erhielt plötzlich eine gesteigerte Lebendigkeit. Von einem der Thürme der Stadt tönte der gemessene Schlag der sechsten Morgenstunde herüber, der Capitain des Schiffes gab mit lauter Stimme das Kommando, die Brücke zu lösen, und die Räder des Dampfers begannen die Fluthen zu durchwühlen. In diesem Augenblicke bemerkte man eine junge, in Trauer gekleidete Dame vom Hôtel Metternich dem Dampfer zueilen, offenbar in der Absicht, noch an Bord des Schiffes aufgenom-

men zu werden. Die Aengstlichkeit das Schiff zu verfehlen, beflügelte die Schritte der eleganten Gestalt; an ihrer Seite hüpfte ein etwa zwölfjähriges, reizendes Mädchen, dem der Wettlauf ein besonderes Vergnügen zu bereiten schien.

Der Dampfer, zum Auslaufen fertig, schwankte heftiger, und die bereits losgebundene Brücke folgte denselben Schwingungen. Die Fremde glitt durch die den Dampfer umdrängende Menge, ohne Zagen betrat ihr Füßchen die Brücke und flog auf das Deck; mit keckem, behaglichem Muthe unternahm das Kind denselben Versuch; er war fast gelungen, da — eine neue Schwankung, die Kleine taumelte; — einige in der Nähe stehende Frauen schrien laut auf; — sie fiel, — doch hatte ich, der dicht vor ihr zur Seite stand, Zeit, sie zu erfassen; ich riß sie an mich und hielt sie in meinen Armen, worin sie, vor Schreck einige Minuten bebend, regungslos lag. Inzwischen arbeiteten die Räder schneller, Schaum bedeckte die Wogen, weiter und weiter trat das Ufer zurück, an dem die Blicke der Reisenden hingen, angeregt durch das bezaubernde Bild, das die Hafenstadt von der Wasserseite darbietet.

Die schöne Unbekannte in der Trauerkleidung erschöpfte sich in Danksagungen für den kleinen Dienst, den ich ihrem Töchterchen erwiesen hatte. Die Dame war, wie ich, ohne Bekannte auf dem Schiff, und es verstand sich von selbst, daß der kleine Vorfall an der Aufgangsbrücke eine Annäherung zwischen uns Beiden zur Folge hatte. Wir sprachen anfänglich von gleichgültigen Dingen; bald aber belebte sich unser Gespräch; sie war launig, feingebildet, witzig und geistvoll, wenngleich ein Wenig zu kokett. Wie ich bald erfuhr, war sie Wittwe, und bei ihren achtundzwanzig Jahren, bei ihren, in der vollsten Blüthe schwellenden Formen, ihren sinnlich aufflammenden Augen, ihrem echt italienischen, bläulich schwarzen Seidenhaar mußte sie als eine jedenfalls gefährliche Wittwe gelten.

Ihre Tochter, die ich Thea nennen hörte, war mit aller Kindesanmuth ausgestattet. Die rosigen Wangen, die dunklen, fast schwarzen Locken, die tiefblauen, schelmischen Augen, der unberührte Schmelz der Jugendfrische, Unschuld, Frohsinn und Herzensgüte im Gesichtsausdrucke, die zierliche Unbefangenheit in der Bewegung der graziösen Gestalt gaben dem vielversprechenden Kinde eine Art Verklärung. Thea schloß sich zutraulich an mich an; sie quälte mich mit tausend Fragen über jeden ihr fremden Gegenstand, und ich ergötzte mich an der Mannigfaltigkeit kindlicher Anregungen.

Wir befanden uns auf halber Fahrt, und die istrische Küste, die wir lange in Sicht gehabt hatten, entschwand vollständig unseren Blicken, als der Wind heftiger wurde und unseren Dampfer recht ungemüthlich schaukelte. Die meisten Passagiere brachten der Seekrankheit ihren Tribut; auch die schöne Wittwe ward immer bleicher und entfernte sich endlich, um, gegen meinen Rath, in der Kajüte Linderung gegen das unerträgliche Leiden zu suchen.

Auch Thea begann stiller zu werden; sie rückte dicht an meine Seite;

ich nahm das Kind in meinen Arm und versuchte durch alle Mittel, die mich meine Erfahrung gelehrt, den Zustand der Kleinen zu erleichtern. Ehe noch die venetianische Küste in Sicht war, hatte sich Wind und Woge beruhigt, was auf die Kranken heilsam wirkte, und Thea's Mutter erschien wieder auf dem Deck.

Der Hafen von Venedig mit seinem Mastenwalde ward bald glücklich erreicht. Die welthistorischen Gondeln umschwärmten den Dampfer, und der Reisende, dem es schwer ward, sich von dem überraschend schönen Anblick der Lagunenstadt zu trennen, schien sich ungern zu erinnern, daß der Augenblick zum Verlassen des Schiffes gekommen sei. Eine reiche Privatgondel erwartete die unbekannte Wittwe, welche unter wiederholten Dankesworten von mir Abschied nahm, während Thea's Augen zu verstehen gaben, daß ihr es entschieden unlieb sei, den neuen Freund nicht mit sich nehmen zu dürfen. Die Gondel entführte Mutter und Tochter in fliegender Geschwindigkeit den Canale Grande hinauf, Thea winkte noch einmal mit dem weißen Tuche, dann entschwand die Gondel meinen Augen. — Kommen und Gehen, — Finden und Scheiden, — sind stehende Bilder im Wanderleben. Venedig hielt mich mehrere Tage fest, und ich hoffte, gelegentlich die schöne Unbekannte wieder zu sehen. Ich irrte mich. —

Sechs Jahre später führte mich meine Wanderlust wieder durch Italien, und ich eilte über das Wormserjoch nach Deutschland zurück. Es ist diese Passage eine großartige, herrliche Fahrt, die keine Feder zu schildern vermag, man muß selbst sehen, selbst empfinden, um nie zu vergessen. Tüchtige Pferde hatten mich über die vierundvierzig Gallerien emporgetragen, zuletzt Stundenlang zwischen Eis und Schnee, glitzernd im Strahl der Mittagssonne, zwischen weißen Bergesspitzen, an Wasserfällen und Abgründen vorüber durch Schluchten und Tunnel geführt. Inmitten der großartigen Einsamkeit erhebt sich ein marmorner Obelisk, der Grenzstein Italien's und Tyrol's, und unweit desselben steht die letzte menschliche Behausung auf der Höhe, das schlichte Häuschen Santa Maria.

Hier wurden die Pässe visitirt und die Pferde gewechselt, die Reisenden pflegen hier ein flüchtiges Mahl zu sich zu nehmen. Die Wirthin wies mich in ein Zimmer am Ende des Ganges; dort befanden sich bereits Reisende, ein Herr und eine Dame, die soeben aus Tirol heraufgekommen waren. Als ich eintrat, entledigte sich der Herr seines Pelzes, die Dame warf Shawl, Mantel und Tuch von sich und schlug den Schleier zurück, flüchtige Grüße wurden gewechselt, und ich stand wie bezaubert: dieses wunderbar schöne Frauenantlitz hatte ich schon irgendwo gesehen! Vergeblich aber forschte ich in meinem Gedächtniß nach auf das Wo und Wie. Unwillkürlich heftete auch die Dame einen längeren Blick auf mich; sollte auch in ihr eine ähnliche Erinnerung dämmern? — —

Selbst dem befangensten Beobachter würde es unschwer gewesen sein, zu errathen, daß die fremden Reisenden ein vor Kurzem vermähltes Ehepaar seien; aber ebenso wenig ließ sich leugnen, daß man selten Eheleute

fände, die sich durch Vorzüge äußerer Schönheit einander so würdig waren. Die Frau, schlank und vom correctesten Ebenmaße der Formen, mit einer Fülle schwarzen Haares und einem tiefblauen, schwimmenden Auge, schien die Ideale der reichsten Künstlerphantasie zum Vergleich herauszufordern, ohne — und darin beruhte der mächtigste Reiz — sich ihrer Schönheit bewußt zu sein. Der Gemahl, eine kräftige Mannesgestalt, etwa dreißig Jahre alt, voll feinstem Anstand, voll Sicherheit, wie großer Reichthum oder eine bevorzugte, amtliche Stellung sie allein zu geben pflegen, vereinigte den Stempel männlicher Schönheit und sinnigen Ernstes in seinen interessanten Zügen, während die hohe, gewölbte Stirn, das Feuer seines Auges einen klaren und lebendigen Geist verrieth. Die jungen Leute schienen Einer in dem Glücke des Anderen aufzugehen.

Nicht aus Bedürfniß, sondern nur aus Artigkeit knüpfte der fremde Herr ein Gespräch mit mir an; er erkundigte sich nach Mancherlei über die Reise bis Florenz, und ich befand mich in der Lage, genügende Auskunft zu ertheilen. Das Gespräch gewann Interesse, und ich erging mich mit Wärme über die Reize jener Tour. Der Fremde, in Tirol ansässig, machte mich dagegen auf die vielen Vorzüge seines Vaterlandes aufmerksam; je eifriger sich der Reisende der Unterhaltung hingab, desto schweigsamer wurde seine Begleiterin. Ihr schönes Haupt stützte sich auf die fast noch schönere, schmale, weiße Hand; oft und öfter weilte ihr Blick auf mir. Mit einem Male wurde es klar vor meiner Seele, ich hatte diese Schönheit schon gesehen, vor sechs Jahren etwa, auf der Roma, dem Schiffe, das mich nach Venedig führte. Die Knospe hatte sich mittlerweile entfaltet; das liebliche Kind von damals war jetzt eine Frau, an der Schwelle weiblicher Bestimmung. Schnell lenkte ich das Gespräch auf jene Fahrt von Triest nach Venedig, ich erwähnte der schönen Unbekannten, und die Züge der jungen Frau belebten sich, ja sie mischte sich wieder in's Gespräch. „Auch ich," sagte sie leise, „machte vor sechs Jahren dieselbe Reise; es war am 30. Mai —"

„Ganz recht, meine Gnädige, gerade so wie ich am 30. Mai."

„Ich reiste in Begleitung meiner guten Mutter."

„Und kamen fast zu spät zur Abfahrt vom Hôtel Metternich?"

„So ist es; man war bereits mit dem Wegziehen der Brücke beschäftigt, als wir auf den Dampfer eilten."

„Es war ein kühnes Wagniß für zwei Damen."

„Ich schwankte, fiel und — Sie retteten mich vor dem Sturz in's Wasser."

„Zu viel Güte, daß Sie sich dieses kleinen Dienstes noch erinnern."

„Ah, wie freue ich mich dieses Wiedersehens!" rief die Dame mit entzückender Lebhaftigkeit, und ungekünstelt stellte sie mich ihrem Gatten als den freundlichen Reisegenossen vor, dessen sie und ihre Mutter so oft im Gespräche gedacht hatten. Dieser Zwischenfall erweiterte die Schranken gemessener Convenienz während des kurzen Zusammenseins. Die junge Frau kramte, heiter plaudernd, eine Erinnerung nach der anderen bezüg-

lich jener Reise nach Venedig vor, und Purpurröthe überflog ihre Züge, als sie auch daran dachte, daß sie damals so traulich in meinem Arme geruht.

Eine Stunde verfloß schnell, als das strenge Wort des Postillons: „Es ist angespannt!“ an unsere Trennung mahnte. Der Augenblick des Scheidens kam ohne eigentliche Vermittelung; wir tauschten nur noch schnell unsere Karten, und die Dame wandte sich dabei, fast bittend, mit den Worten an mich: „Die gute Mutter hat es oft innig bereut, ohne alle Erklärung von Ihnen geschieden zu sein; in Venedig ließ sich nichts mehr gut machen, denn wir fanden der Mutter Vater auf dem Sterbebette. Verzeihen Sie es uns daher, wenn wir damals den Vorwurf der Vergeßlichen verdienten, und bewähren Sie Ihr ausgesöhntes Gemüth dadurch, daß Sie meiner Mutter die große Freude Ihres Besuches machen. Ihre Reise führt Sie nach Meran, und bei einiger freundschaftlichen Opferwilligkeit wird es Ihnen nicht schwer werden, einige Tage auf dem Landsitze der Mutter zuzubringen. Den Namen des Gutes habe ich auf die Karte geschrieben. Also recht glückliche Reise, mein Herr, und hoffentlich auf ein späteres Wiedersehen! Und nun, mein lieber Oscar,“ sprach sie, ein zauberisches Lächeln auf dem unendlich lieblichen Antlitz, „bin ich zur Thalfahrt bereit.“

Ich führte die junge Frau an den Wagen; die letzten Abschiedsförmlichkeiten zwischen uns drei waren bald erledigt; dahin rollte der Wagen.

„Oscar von Haanen“, „Thea von Haanen, geb. Baronesse von Siewers“, las ich auf den mir zurückgelassenen Karten; auf der Rückseite der letzteren Karte stand „Schloß Neuberg bei Meran“ geschrieben. Wer wollte es mir verargen, daß mein lebhaftes Interesse die junge Frau begleitete, und ich fühlte eine heitere Beruhigung in meiner Brust, weil ich Thea glücklich, sehr glücklich gesehen. Fünf Minuten später rollte ich in meinem Wagen weiter in's Tiroler Land hinein; es ging über Franzenshöhe, Eirs, Naturns, zum Schloß Neuberg bei Meran.

Hier war ich ein willkommener Gast. Die Frau Baronin, noch immer voller Reize, fand ich von einem ganzen Hof umlagert; ein junger Graf schien nicht ohne Erfolg an dem Triumphwagen der koketten Gutsbesitzerin zu ziehen. Spazierritte, Jagden, Soiréees reihten sich in buntem Wechsel auf Schloß Neuberg aneinander. Der dabei entwickelte Aufwand grenzte an Verschwendung; ich fühlte mich zwischen dem Treiben der Genußsucht nicht lange behaglich und griff eilig zum Wanderstab.

Es verflossen wieder zwei Jahre. Meine Reiselust hatte mich weit herum in der Welt geführt, nur Paris war bisher von mir unbesucht geblieben; mein nächstes Wanderziel verlegte ich jetzt dorthin. Einer meiner ersten Spaziergänge in dem modernen Babel war dem Kirchhof Père la Chaise gewidmet, nicht um an den Leichensteinen die Geschichte von Frankreich's berühmten Tagen zu studiren, sondern um das Grab eines nahen Verwandten zu besuchen, der nach einem unglücklichen Duell hier seine Stätte fand.

Der letzte Abendstrahl war verglommen, als ich den Gottesacker verließ; eine Dame trat mit mir zugleich aus der Pforte. Die schlanke Gestalt war in Trauerkleider gehüllt, die feinen alabasterweißen Händchen spielten mit einer Rose. In tiefe, peinliche Gedanken versunken, schien das fremde Weib nicht zu gewahren, was um sie vorging; ich trat einen Schritt zur Seite, um der Dame den Vortritt in der Pforte zu lassen; jetzt vermochte ich in das Antlitz der Trauernden zu sehen, Marmorblässe bedeckte dasselbe, und die Fülle der dunkeln Locken erhöhte diese Blässe. Die Augen waren thränenfeucht; sie wie ich stießen einen Ruf der Verwunderung aus; ich erkannte das liebliche Kind von der „Roma", die glückliche Frau von Santa Maria wieder, und auch sie mochte sich des alten Bekannten erinnern.

Ich war ergriffen. Was mochte dieses Herz erlebt und gelitten haben? — Wer hatte über diese engelsmilden Züge das Bahrtuch des Grames geworfen?

Zitternd stand sie vor mir und sah zur Erde; auch in ihrer Seele mochte unser Wiederfinden die Träume der Kinderzeit, des Glückes der jungen Ehe wach gerufen haben; sie wankte unter dem Sturme der Empfindungen, und ich bot ihr meinen Arm zur Unterstützung. Ich fühlte sie beben, sie rang in Thränen; ich wagte anfänglich nicht, eine Frage an die Unglückliche zu richten, um so mehr, als ich selbst der Sammlung bedurfte, um die in mir wachgewordenen, schmerzlichen Gefühle zu beherrschen. Nach und nach gewann ich meine Ruhe wieder und glaubte auch zu gewahren, daß meine Begleiterin gefaßter wurde. Ich begann von allen möglichen Dingen zu sprechen, die man in eine Conversation einflechten kann, ohne zartere Saiten zu berühren. Die Fremdin antwortete mit knappen Worten und vermied mit großer Gewandtheit, auf Erkundigungen nach ihren persönlichen Verhältnissen Nachricht zu geben. Endlich erwähnte ich des Herrn von Haanen; der armen Frau Arm zitterte krampfhaft, und ich bereute meine Worte. „Sie sind Wittwe," flüsterte ich unwillkürlich. Ihre Lippen flüsterten ein leises, fast ersterbendes „Ja," und sie preßte das Battisttuch an die Augen. Nach kurzer Pause sprach sie: „Mein Herr, ich danke Ihnen für Ihre Begleitung: ich bin jetzt gefaßter. Ehren Sie den Kummer; folgen Sie meinen Schritten nicht weiter." Ich küßte ehrerbietig, mich stumm verabschiedend, die mir dargereichte Hand. Eine Rose mit schwarzer Florschleife war zur Erde gefallen; ich hob diese stille Zeugin der eben erlebten, ergreifenden Augenblicke auf, und sie vervollständigte jetzt noch das Reliquienkästchen der Erinnerungszeichen meiner früheren Tage.

Auf dem Père la Chaise fand ich das Grab von Haanen's nicht. Der Todtengräber wußte mir nur zu erzählen, daß die traurige Dame in Schwarz seit mehreren Tagen auf dem Gottesacker erscheine, nicht um ein bestimmtes Grab, sondern um die Gräber überhaupt zu suchen; Thea fand ich nicht wieder. —

Der Wandertrieb jagte mich weiter durch die Welt. Jahre um Jahre

vergingen, und ein jedes fand mich an einem anderen Ort: am Tajo und am Bosporus, an der Themse und an der Wolga, in den Prairien und am Fuß des Himalaja. Auch die Unruhe erfährt Uebersättigung, und ich sehnte mich endlich nach einer bleibenden Stätte, nach der Heimath. Ich wählte Ischl zum Sommeraufenthalt. Hier fand ich Freunde und Bekannte aus allen Weltgegenden. Ein heiterer, engerer, geselliger Kreis hatte sich bald entwickelt, und es fehlte an Erfindungsgeist nicht, den Tagen die angenehmste Abwechselung in Vergnügungen abzugewinnen. Dabei beschäftigten uns, wie es selbstverständlich war, all' die hundert kleinen, nichtssagenden Ereignisse der Saison, weil uns ja gerade diese zur Erfüllung unseres Programms dienten.

Uns entging daher keine Neuigkeit, die sich an den Ort knüpfte und kein neuangekommener Kurgast konnte sich unserer Kritik entziehen. Gutes Wetter lockte uns in die reizende Umgebung, Regen scheuchte uns in's Theater.

Ein solcher Regenabend war es, der uns zu der Vorstellung „Czaar und Zimmermann" verurtheilt hatte. Das Haus war einer Landesfeierlichkeit wegen festlich beleuchtet, das Auditorium eben so zahlreich als gewählt. Der erste Akt hatte begonnen, als ein Herr und eine Dame in eine der wenigen, noch unbesetzten Logen traten. Die neuen Ankömmlinge verursachten einiges Aufsehen, denn Niemand kannte sie; Grund genug, daß sich die Augen des Publikums von der mittelmäßigen Vorstellung der Oper ab nach der Loge wandten. Unser Badekönig und Festordner wurde mit Fragen bestürmt, und sein Achselzucken erklärte, daß hier seine Weisheit zu Ende sei. Der Herr des Paares, das unsere Neugier peinigte, war groß und elegant, wenngleich von etwas zu robuster Statur. Ein starker Vollbart umrahmte ein sonnverbranntes, edles Gesicht, das durch eine Narbe auf der linken Wange bis zur Schläfe eher verschönt als entstellt wurde. Die Dame fesselte durch die Ebenmäßigkeit ihres vorzüglichen Wuchses, so wie durch die elegante Anmuth ihres Benehmens. Ein enganschließendes, schwarzes Seidenkleid, ein Kaschemirshawl und ein Spitzenhut mit dichtem Schleier, der die Gesichtszüge verbarg, reizte die geschmackvolle Einfachheit, wie durch das Geheimniß hinter dem Schleier doppelt.

Als die Beiden Platz genommen, spannte die Dame einen Fächer aus, hinter welchem sie ihr Gesicht verbarg, als sie den Schleier zurückschlug. Dieser Kunstgriff hatte jedoch durchaus nichts Gemachtes und trug nur dazu bei, die Grazie der Fremden zu erhöhen, aber auch die Neugierde der Beobachter noch mehr anzustacheln. Der Begleiter der Dame hatte seinen Platz im Fond der Loge, und er war von den kundschaftenden Blicken durch die vor ihm sitzende Dame völlig gedeckt.

Nach Beendigung der Vorstellung stiegen die Fremden in eine elegante Equipage, die im raschen Trabe in die Nacht rollte. Es regnete in Strömen, und Niemand verspürte Lust, dem Wagen zu folgen. Nichtsdestoweniger hatte unser thätiger Badekönig am andern Morgen wenigstens

einige Auskunft zu geben. Er wußte, daß die Dame noch nicht dreißig Jahre alt, sehr, sehr bleich, und ihr dichtes Haar ergraut sei. Die Unbekannten waren vor zwei Tagen angekommen, bewohnten ein herrliches Landhaus und schienen jede Berührung mit andern Personen geflissentlich zu vermeiden. Ein alter, brummiger Diener und eine maliziöse, verschlossene Kammerfrau befänden sich in der Begleitung der Fremden; die Dame beabsichtige, die Molkenkur zu gebrauchen.

Weit früher, als der gute Ton der haute volée es gestattete, hielt die Equipage, die die Fremden vom Theater entführte, vor dem Kursalon. Das Paar stieg aus; gleich schweigsam, gleich verschleiert, gleich zurückhaltend, wie gestern in der Loge, blieben sie hier. Tag um Tag verstrich, die Fremden änderten nichts in ihrem Sonderlingsbenehmen, steigerten aber die allgemeine Neugierde. Nach Beendigung der Kur pflegten sie nach dem Landhause zurückzufahren, wo sie unsichtbar blieben, oder in ihrem anmuthigen Garten bis Mittags promenirten; später wurden Beide reitend, fahrend oder lustwandelnd in den einsamsten Partien der Umgebung gesehen. Die Spannung der beobachtenden Kurgäste war auf's Höchste gestiegen.

Eines Tages kam das seltsame Paar nicht mehr zur Kur. Das bewußte Landhaus ward von andern Gästen bezogen, und jede Spur der Fremden schien sich verloren zu haben. Die Ankunft neuer Gäste und das bunte Leben verwischten bald die Erinnerung an die geheimnißvollen Unbekannten; man sprach nicht mehr von ihnen; doch ich selbst fand sie in meinen Träumen immer wieder, mich zog ein unerklärliches Interesse zu der Dame, die so jung, so bleich, und deren Haar ergraut sein sollte. Die Freunde reisten nach und nach ab, und es ward stets einsamer um mich. Eines Tages beschloß ich einen Ausflug nach Hallstadt. Ich miethete mir ein Boot und nahm selbst das Ruder zur Hand, sanft glitt mein Fahrzeug auf den spiegelklaren Fluthen des Sees dahin. Ich hatte noch nicht den dritten Theil meiner Ueberfahrt zurückgelegt, als ich von dem linken Ufer, unweit eines kleinen, doch reizenden Landhäuschens, eine elegante Barke der Mitte des Sees entgegensteuern sah; ein Herr und eine Dame saßen in dem Fahrzeuge. Ein breitgeränderter Sommerhut verbarg das Haupt der Letzteren. Noch mehr Aufmerksamkeit als der Dame schenkte ich dem Herrn, der bald aufstand und, auf sein Ruder gestützt, lebhaft mit seiner Begleiterin sprach, die nachdenklich den Kopf auf die Hand neigte, während man den Nachen treiben ließ. Die Beiden waren so sehr in ihr Gespräch vertieft, daß sie das Vorüberfahren meines Bootes gar nicht beachteten; ich erkannte die Fremden aus der Theaterloge von Ischl.

Ich landete beim Gasthof am See zu Hallstadt, saß bald bei einer vortrefflichen Forelle im Vorbau dieses anmuthig gelegenen Etablissements, und ich gewahrte, daß die Fremden ihr Boot ebenfalls hier am Ufer anlegten. Der beliebte Führer der nächsten Bergpartien, der Schmiedsohn genannt, erwartete die Beiden, und sie traten mit demselben in's Haus.

Als der Schmiedsohn allein wieder zurückkam, nahm ich ihn in die Beichte. Ich bat mir seine Führerdienste nach dem Dachstein für den nächsten Tag aus; er lehnte ab, weil er bereits von den beiden Fremden gedungen war, ich sprach die Absicht aus, mich ihnen anschließen zu wollen; er erklärte jedoch, daß die Fremden ausdrücklich abgemacht hätten, allein bleiben zu wollen. Der Schmiedsohn kannte übrigens das sonderbare Paar auch nicht und wußte nur, daß sie das zierliche Landhäuschen am See bewohnten, von wo ich das Boot in den See hatte stehen sehen.

Gespannter als je, aber den Anforderungen der Diskretion lieber als denen der Neugierde folgend, brach ich alsbald auf, um die wildromantische Einsamkeit am Waldbach Strupp zu besuchen. Nach kurzer Wanderung hörte ich sein Tosen: ich stieg zur Terrasse hinauf. Da standen — es waltete ein fortwährendes, eigenthümliches Zusammentreffen — der Fremde mit seiner Dame; schweigsam sahen sie auf das herrliche Schauspiel der schäumenden Fluthen. Ich mochte nicht stören und schritt abwärts nach dem Fuße des Hügels, um von dort aus das prächtige Schauspiel zu genießen. Der Weg war fast gefährlich, da Feuchtigkeit und Verwahrlosung sich in das Werk der Zerstörung theilten; Wasserstaub erfüllte die Luft und durchdrang meine leichten Kleider wie Nebelhauch. Ich hatte noch nicht lange unten gestanden, als ich Schritte hinter mir vernahm. Plötzlich erfolgte ein Schrei einer weiblichen Stimme, ich drehte mich um und sah die Unbekannte in der Gefahr, über den Felsen zu stürzen. Sie mußte ausgeglitten sein, während ihr Begleiter beim Botanisiren zurückgeblieben war; ich eilte empor und erreichte die Gefährdete noch rechtzeitig, um sie in meine Arme emporzuziehen und den Sturz zu vereiteln; ihr Strohhut war hinabgefallen, ich sah in die bleichen Züge, in die tiefblauen Augen Thea's. Ihr Begleiter kam jetzt herbeigestürzt, — — es war ihr Gemahl, Oscar von Haanen.

Wir feierten ein herzliches Wiedersehen, doppelt herzlich wegen des Umstandes, der uns zusammengeführt. Thea war schöner als je, ihr Haar aber in der That schon ergraut. Ihr Gemahl erschien sehr verändert; hatte er mir von früher das Bild eines feinen, geistvollen, aber etwas zu conventionellen Salonmenschen hinterlassen, so fand ich ihn jetzt zum vorurtheilslosen Mann gereift und geläutert in der schweren Schule des Lebens; seine Grundsätze hatten an Geschmeidigkeit eingebüßt, sein Geist war klarer, sein Gemüth unmittelbarer geworden.

Thea trug also nicht den Wittwenschleier. Weshalb sie mich das Gegentheil auf dem Friedhof von Père la Chaise hatte glauben lassen, weshalb ihr schönes Haar so früh ergraut, weshalb ein tiefer Gram die sonst so rosigen Wangen so gebleicht, das betraf ein Geheimniß. Man lud mich zu der Partie nach dem Dachstein; ich wurde der Gast der Freunde in dem Landhause nächst St. Agatha, wo ich bis zum Spätherbst verweilte, und noch heute gedenke ich mit Entzücken der herrlichen Zeit, die ich in unmittelbarer Nähe des stillen, innigen Glückes zweier Menschen verlebte, die mich ihrer ehrenden Freundschaft würdigten, und

die es in so zarter Weise verstanden, dem Gaste die Zeichen der Freundschaft erkennen zu lassen. Auch später in Wien fand unser herzliche Verkehr seine Fortsetzung. Den Schlüssel zu dem Geheimniß, das über das Sonderlingsbenehmen der beiden herrlichen Menschen lag, ahnte ich; erst spät löste sich das Räthsel.

Vor ein paar Jahren riefen mich Familienangelegenheiten nach den Niederlanden. Anfangs unterhielten wir eine regelmäßige Correspondenz; nach einem halben Jahre blieben die Briefe aus. Mir ist die Rose mit dem Florband zurückgeblieben. Alle Herzen, die an dem Lebensdrama jenes Geheimnisses Theil hatten, deckt die Erde, oder sie sind in weite Fernen zerstreut, ich darf daher die Geschichte des Geheimnisses erzählen, so gut oder schlecht als die Erinnerung vermag.

2.

Der Funke zündet.

Das Palais des Fürsten Romanoff strahlte in einem Lichtermeer. Die feine Pariser Welt war zum Balle eingeladen, und der reiche Fürst hatte einen feenhaft glänzenden Empfang bereitet. Das Erdgeschoß des geräumigen Palais war in einen Blumengarten umgewandelt; Bosquets aus Gewächsen aller Zonen, Lauben, Grotten und Pavillons wechselten, in lebendigem Grün und dem bunten Farbenschmuck köstlicher Blumen prangend, mit einander ab. Ein auserlesenes Orchester spielte die beliebtesten Weisen, die Toiletten der Damen glichen einem Brillantmeer. Der überraschte Blick des Beobachters glitt bewundernd von Schönheit zu Schönheit und war geblendet von der Grazie und Lieblichkeit der Brillantenträgerinnen, und dennoch fehlten, wie der Wirth seinen Vertrautesten mit Wichtigkeit zuflüsterte, die Königinnen des Festes.

Noch erwartete man, wie es übrigens Niemand in der glänzenden Gesellschaft ein Geheimniß war, das Erscheinen zweier Damen, denen ein großer Ruf voranging. Die Herren bewegten sich mit einiger Unruhe, wie vor dem Eintritt eines Festes, das ihnen gehörte; die Damen fühlten sich wie von einem Alp gedrückt, und die Allwissenden welchen jede Thatsache zur Stütze fehlte, versuchten sich in Voraussetzungen.

Endlich meldete ein Kammerdiener: „Oscar von Haanen und Thea Baronesse von Siewers.“ Eine athemlose Stille entstand; jedes Auge jedes Lorgnon ward der Eingangsthür zugewendet. Thea trat ein; sie war wirklich unvergleichlich schön; es zitterte ein unwillkürliches Gemurmel des Beifalls durch den Saal. Ein weißes Blondenkleid über einem weißseidenen Unterkleide schmiegte sich weich an die anmuthigen Formen, und das kostbare Gewand erschien in seiner Farbeneinfachheit anspruchslos gegen die körperlichen Reize seiner Trägerin, die diesem Schmucke weder einen Goldreifen, noch ein Armband, noch ein Collier hinzugefügt hatte und nur einen einzigen, auffallend großen Brillant in dem tiefdunklen, prächtigen Seidenhaar trug. Bescheidenheit und Reichthum waren

hier auf das Glücklichste verbunden. Oscar, der österreichischen Gesandtschaft am französischen Hofe zugetheilt, war mit einer jungen Frau jetzt auf seinen Posten zurückgekehrt, und heute debütirte er mit derselben zum ersten Male in der großen Welt. Noch war der blendende Eindruck, den Thea's Erscheinen unter den Gästen hervorgerufen, nicht völlig überwältigt, als das zweite Gestirn erster Größe am Horizont der Pariser Eleganz emporstieg; Fortunat von Tallheim und Clarisse Comtesse von St. Genois, seine Gemahlin wurden angemeldet.

Clarisse's Toilette war strahlend; ihre schwere, rothseidene, mit kostbaren Valenciennes besetzte Robe starrte bis zum Gürtel von Brillanten; die schwanenweißen Arme und Schultern, deren Form aus dem Mantel eines Künstlers hervorgegangen zu sein schienen, waren entblößt; in dem vollen Lockenhaar reihte sich Perle an Perle, in ihren Augen sprühte die Gluth der Italienerin, in ihren Bewegungen spielte die Grazie der Französin und in ihren regelmäßigen, feinen Zügen lag der selbstbewußte Stolz der Engländerin. Sie war herausfordernd mit der Gewißheit des Sieges; sie wußte, daß sie schön sei, und sie freute sich dessen und verwendete gern und launenhaft die Macht ihrer Liebreize.

Tallheim war eine imponirende Persönlichkeit. Energie, persönlicher Muth, Starrsinn, Leidenschaftlichkeit standen auf seinem Gesicht verzeichnet; sein Blick brannte, aber wie wildlodernde, ungezügelte Flammen. Er trat mit der ganzen Sicherheit des güter- und ahnenreichen Aristokraten, des gewandten Lebemannes, und mit der Blasirtheit des vollendeten Roué's auf. Er hatte als Freiwilliger in Algier und unter den Carlisten in Spanien mit Auszeichnung gefochten; ihn hatten jedoch keineswegs irgendwelche politische Ueberzeugungen auf die Wahlstatt getrieben, sondern lediglich die Vorliebe zum Kriege. Oberflächlichen Geistes und Genußmensch, betrachtete er die Existenz der Welt nur als das Füllhorn, das er zu seinem Vergnügen nach Möglichkeit auszunutzen habe. Den Werth seines Nebenmenschen berechnete er nach dessen Renten. Nur der Reiche schien ihm berechtigt, zu leben. — Früh Herr eines bedeutenden Vermögens, vergeudete er dasselbe durch vornehme Passionen; mit seinem sechsundzwanzigsten Jahre war sein Erbgut verschwendet. Bei seiner Rückkehr aus Algier sah er sich von allen Mitteln entblößt, sein Credit setzte ihn jedoch in die Lage ein hübsches Kapital zusammenzubringen, mit dem er nach Homburg eilte, er belagerte den grünen Tisch und spielte mit entschiedenem Glücke; der größte Treffer aber, der ihm zu Theil ward, war die Hand der Comtesse St. Genois.

Der Graf St. Genois, Clarisse's Vater, führte ein großes Haus in London, wo er als französischer Gesandte accreditirt war. In gut unterrichteten Kreisen sprach man allerdings von dem Ruin seines Vermögens. Die Gräfin, die Tochter eines Marschalls von Frankreich, war sehr schön, aber eben so galant, als hätte sie ihre Erziehung am Hofe Ludwig XIV. genossen. Sie zog es vor, anstatt ihrem alternden Gemahl in die Londoner Nebel zu folgen, lieber nach dem heiteren Hom-

burg zu gehen und sich daselbst ungestört der Huldigungen zu erfreuen, die ihr die Männerwelt darbrachte; sie feierte Sieg um Sieg, zuletzt lag Fortunat von Tallheim zu ihren Füßen.

Bei all' den Triumphen der Gräfin erwuchs ihr indeß eine Mißstimmung, da sie bemerken mußte, daß die eigene zur Jungfrau erblühte Tochter mehr als zu viel Vorzüge besaß, um nicht eine gefährliche Nebenbuhlerin zu werden. Clarisse war nicht ohne tieferes Empfinden, und sie fühlte sich nicht heimisch in dem Rausch des Vergnügens, das sie umgab; ihr Herz sehnte sich nach Innigkeit, nach Mitgefühl und Liebe. Tallheim hatte das neue Terrain bald richtig sondirt; er berechnete, daß die Gräfin aus Eifersucht entschlossen war, die gefährliche Tochter je eher je lieber zu vermählen. Clarisse's Mutter war überdies sehr reich, und die Gerüchte, die sich in Homburg über das fabelhafte Vermögen des Vaters verbreitet hatten, ließen auch von dieser Seite hoffen, daß das Heirathsgut der Comtesse ein bedeutendes sei.

Tallheim unternahm einen Feldzug gegen Clarisse's Herz und, die Gemüthsanlage des jungen Mädchens richtig beurtheilend, gelang es ihm, sie für sich zu gewinnen. Das Band der Intimität mit der Mutter war bald zerrissen und der Verlust von ihrer Seite mit um so weniger Empfindlichkeit aufgefaßt, als ein italienischer Nobile sich durch sein Schmachten und durch seine unverwüstlich treuen Ritterdienste bereits das Vorrecht erworben hatte, von der Gunst der Gräfin Genois ausgezeichnet zu werden. Clarisse war glücklich, weil sie bei Tallheim ein inniges, warmes Herz gefunden zu haben vermeinte; ehe die Saison zu Ende ging, war das Paar vermählt. Die jungen Eheleute verlebten den Winter in Italien, und hier lernten von Haanen und Thea den Herrn von Tallheim und dessen Frau kennen. —

Die Bele-Etage des Romanoff'schen Palais war hauptsächlich für das Spiel eingerichtet; hier saß an einem der grünen Tischchen der Fürst Z a l e w s k y, ein junger, schöner Mann, der reichste, aber auch wüsteste Cavalier, den Paris aufzuweisen hatte. Tallheim, vom Tone der Würfel und dem Klang des rollenden Goldes angezogen, suchte bald nach seiner Ankunft den Spielsaal auf; er führte seine Gemahlin am Arme. Bei dem Eintritt der Ankömmlinge röthete sich das bleiche Gesicht Zalewsky's; nach einer tiefen Verbeugung gegen Clarisse reichte er deren Gatten die Rechte, die dieser nicht ohne Aufregung annahm. Tallheim war offenbar von der Begegnung des Fürsten äußerst unangenehm berührt, aber in der großen Welt gilt mehr als irgendwo anders das Gebot: Gute Miene zum bösen Spiel zu machen, und Tallheim folgte ohne Zögern der Einladung des Fürsten, sich beim Einsatz zu betheiligen.

Der Fürst, der bisher mit glühender Leidenschaft dem Gange des Spieles gefolgt war, saß jetzt fast apathisch an dem Tische, er legte rein mechanisch neue Louisd'or oder Bankbillets auf die Tafel, wenn der Bankier den Einsatz eingezogen. Zalewsky war mit etwas Anderem als dem Spiele beschäftigt, oft und öfter flogen seine flammenden Blicke auf Cla-

risse hinüber, die auf den Wunsch ihres Gemahls Platz genommen hatte und träumerisch, mit ihrem Fächer spielend, dasaß.

Tallheim hatte seine beste Laune wiedergefunden; er spielte mit stetem Glück und beachtete die verzehrenden Blicke des Fürsten nicht. Letzterer warf endlich unmuthig seinen Stuhl zurück; er hatte für heute genug gespielt. „Teufel!" murmelte er zwischen den weißen Zähnen für sich, „fünfzig Karten auf sie, und jede verloren; dennoch muß sie mein werden, das göttliche Weib!" Dabei schien sein Blick Clarisse durchbohren zu wollen.

Erhitzt vom Tanze kam soeben Oscar von Haanen mit seiner schönen Gemahlin in den Saal; er übernahm die Partie des Fürsten, der Clarisse um die Gunst bat, die beginnende Française mit ihr tanzen zu dürfen. Die junge Frau folgte nur mit Widerstreben der Aufforderung. Beim Eintritt Oscar's hatte sie mit einer sichtlichen Erregung gekämpft, und es bedurfte der Vermittelung Tallheim's, daß sich Clarisse zu dem Tanze entschloß. Der Fürst führte triumphirend das herrliche Weib durch die sie bewundernden Reihen; er bot während des Tanzes alle Mittel seiner Liebenswürdigkeit auf, seiner Tänzerin ein Lächeln oder ein freundliches Wort abzugewinnen, Clarisse blieb sich gleich in einem fast schwermüthigen Ernste und zeigte sich äußerst wortkarg. Die Française war beendigt, und das Paar durchwandelte die duftigen Laubgänge, Frau von Tallheim spähte vergeblich, irgend eine ihr bekannte Dame zu finden; es ward ihr unheimlich in der Nähe dieses Wüstlings, dessen geschliffene Formen seiner Zudringlichkeit den Grund der Zurückweisung benahmen. Vielleicht wählte der Fürst absichtlich den Weg durch die Salons nach dem entlegensten Theil der künstlichen Blumenanlagen. Clarisse machte an einer Grotte, wo ein Springbrunnen plätscherte und die drückende, durch die Flammen der vielen Wachskerzen bewirkte Hitze der Festräume etwas benahm, bei einer Causeuse Halt und ließ sich dort nieder. Schnell saß Zalewsky neben ihr; seine Huldigungen wurden unverblümter und seine Wünsche traten kühn auf die Lippen. Der jungen Frau Pulse waren erregt, ihre Wangen glühten, sie verbarg vor Scham ihr Auge. Der Fürst, seines Sieges sicher, beugte sein Knie, um vor Clarisse niederzusinken, da erhob sich diese von ihrem Sitz und, stolz wie eine Königin, sprach sie: „Fürst! — Clarisse von Tallheim, Comtesse de St. Genois ist mein Name, den ich makellos genug glaubte, daß er mich vor Beleidigungen schützen könnte. Sparen Sie Ihre Worte für Damen, in deren Mitte Fürst Zalewsky seine wohlfeilen Siege erringen lernte; — von mir bleibt Ihnen Nichts zu hoffen, als meine tiefste Verachtung!" —

„Verachtung, — meine Gnädigste?" versetzte der Abgewiesene in seiner unverwüstlichen Frechheit, „ich beuge mich vor Ihrer grausamen Verurtheilung; wie manche Verachtung mußte sich jedoch in Liebe lösen!" Er entfernte sich nach einer tiefen Verbeugung.

In demselben Augenblicke ward zwischen dem Grün des nächsten Bosquets der Kopf eines Mannes sichtbar, Oscar von Haanen war unfrei-

willig Zeuge dieser Scene gewesen, er starrte erstaunt auf die schöne, junge Frau, die, fast ohnmächtig, in die Causeuse zurücksank.

Oscar eilte herbei. „Sie erbleichen — Sie sind krank — ich werde die Hülfe einer Dame suchen,“ sprach er, den der Zufall hierhergeführt hatte, ergriffen.

„Um des Himmels Willen nicht,“ flüsterte Clarisse, „es würde Aufsehen machen, das Unwohlsein geht vorüber; — ich fühle mich schon besser; — gestatten Sie mir nur einige Augenblicke, mich zu fassen.“

Eine peinliche Pause folgte, beide Theile suchten nach Worten, und offenbar scheuten sich Beide, den Sturm ihrer Empfindungen zu verrathen.

„Gnädige Frau,“ begann Oscar endlich, „erlauben Sie mir, dem Freunde des Herrn von Tallheim, zu bemerken, daß Ihr Leiden nicht von heute datirt. So wenig ich auch berechtigt bin, in die Geheimnisse Ihres Lebens zu dringen, so kann ich es doch nicht verschweigen, daß ich schon auf unserer Reise wiederholt die Spuren eines Leidens bei Ihnen beobachtete, dessen Quelle Sie Herrn von Tallheim, der Sie so innig liebt, entdecken sollten.“

„Der mich liebt? — Glauben Sie dies wirklich?“ — erwiderte Clarisse, träumerisch die Augen auf Oscar gerichtet.

„Solche Worte auf den Lippen einer so glücklichen, allbeneideten Dame machen mich staunen.“

„Allbeneidet? — Von wem? — Von der Welt, die das Menschenglück nur nach den äußern Flittern bemißt. Ich trage Edelsteine, — ich besitze Wagen, Pferde, Diener und ruhe mich auf Sophapolstern; — aber haben diese Dinge Werth auch in Ihren Augen? — Ist dieser Firlefanz der Eitelkeit und des kleinlichen Stolzes ein Schanzwerk gegen das Elend eines Menschenherzens?“ — —

„Sie sehen mein Befremden über Ihre Sprache. Allerdings überschätze ich die Außendinge nicht; aber die Vorsehung hat Sie mit werthvolleren Gütern, die der Domaine des Herzens und Geistes angehören, vielfach gesegnet, und deshalb verstehe ich Sie nicht.“

„Sie sind so bös, mich überreden zu wollen, daß ich mich auf Abwege verirre; glauben Sie denn aufrichtig, daß in jedem Hause der segensreiche Friede waltet, der über Ihrer Ehe schwebt? — Glauben Sie, daß es in der Welt keine Brust giebt, die alle Reichthümer der Erde gern opfern würde, für ein Jahr des nämlichen Glückes, das für Sie und Thea in der Harmonie der Seele ruht? — Ja, Herr von Haanen, Sie ahnten es nie, daß die Einsamkeit des Boudoirs Seufzer und Thränen, — schmerzlich bittere Thränen hat. Doch was plaudere ich! Vergeben Sie mir meine Worte. Als Sie kamen, war ich so aufgeregt; — ich bin es jetzt noch; — betrachten Sie mich in der That als krank; — behaupten Sie, daß ein Delirium mich geißelt — ach! ich sehne mich in die Stille, — ich will heim; — haben Sie die Güte, mich an meinen Wagen zu begleiten.“

Schweigend und nachdenklich reichte ihr Oscar den Arm; er selbst bemeisterte kaum eine tiefere Erregung. Es waren Empfindungen in ihm geweckt, die er seither als schöne Marmorbilder betrachtet, und die jetzt Blut und Leben zeigten und wie aus einem Schlafe erwachten.

„Gnädige Frau," sagte er verwirrt, „Ihr Arm zittert in dem meinen; Sie können das Palais nicht allein verlassen, ich werde Herrn von Tallheim rufen."

„Wozu diesen Namen eben jetzt aussprechen? Wozu durch denselben mich an all das erinnern, was ich so schmerzlich entbehre? Alleinsein thut mir Noth, um mich wiederzufinden," sprach Clarisse in steigender Aufregung, indem sie mit Oscar dem Vestibüle zueilte. „Franz, den Wagen!" rief sie dort ihrem Diener zu.

Soeben war von Haanen bemüht, ihr den Pelz um die weißen Schultern zu legen, als Tallheim, aufgeregt und mit umwölkter Stirn herbeikam.

„Was seh' ich?" rief er barsch, „Sie verlassen den Ball, Madame?"

„Ich fühle mich unwohl," erwiderte Clarisse mit Empfindlichkeit.

„Einbildung, nichts als Einbildung! — Was haben Sie mit dem Fürsten gehabt?" flüsterte er seiner Gemahlin zu, indem er sie, gleichsam harmlos, vor den Spiegel führte. „Zalewsky ist äußerst aufgebracht zurückgekommen; seine mühsam unterdrückte Gereiztheit scheint mir nur durch Sie, Madame, veranlaßt zu sein. Ich bin trostlos darüber und habe ihm Ihre Hand zum nächsten Walzer zugesagt."

„Unmöglich!"

„Was heißt diese Verweigerung?"

„Der Fürst erlaubte sich Freiheiten, die mich empörten, und nur aus Rücksichten für Sie, die Sie seltsamer Weise eine besondere Freundschaft für jenen Elenden pflegen, habe ich jedes Aufsehen vermieden."

„Aber das ist drollig, mein Engel!" erwiderte Tallheim mit erzwungenem Lächeln, „weil Zalewsky Sie entzückend findet, halten Sie sich für beleidigt. Einer deutschen Professorsfrau sieht man dergleichen Prüderien nach; aber der reizenden Comtesse von St. Genois geben Sie den Anstrich der Lächerlichkeit. Doch ernstlich gesprochen, wenn ich Sie inständig ersuche, mit dem Fürsten den nächsten Walzer zu tanzen, ihm freundlich zu begegnen, um — mir Unannehmlichkeiten zu ersparen, die zu besprechen hier nicht der Ort ist," flüsterte Tallheim mit fast ängstlicher, flehender Hast, „so werden Sie sich meiner Bitte fügen, Clarisse. Nicht wahr? Ich darf es zuversichtlich hoffen."

„Fortunat, verlangen Sie von mir, was Sie Laune oder Eigensinn wünschen läßt, aber fordern Sie nicht, daß ich mich vor mir selbst erniedrigen soll; ich werde nicht mehr tanzen! Ich eile nach Hause zurück."

„Frau, ich gab mein Wort! Zwingen Sie mich nicht, Ihnen das zu befehlen, worum ich Sie nur bitte."

„Befehlen, Herr von Tallheim? Versuchen Sie es. Ich fühle mich stark genug, meine Ehre zu schützen, und werde nicht gehorchen!"

„Fordern Sie mich nicht heraus!“ stammelte Fortunat knirschend. — „Ich werde Sie zum Gehorsam zu zwingen wissen — ah! der Fürst kommt — schnell, Madame; werfen Sie den Mantel ab. Ich beschwöre Sie, versöhnen Sie den Zürnenden! Nur dieses Mal erfüllen Sie die Bitte, das Flehen Ihres Gemahls. Bald sollen Sie die Gründe kennen lernen, die mich dies Opfer von Ihnen erbitten lassen. Clarisse, seien Sie barmherzig!“

Das arme Weib stand mit wogender Brust regungslos da, Fürst Zalewsky gesellte sich jetzt zu den beiden Eheleuten. „Prächtig, daß Sie kommen, theurer Fürst!“ rief Tallheim. „Meine Gemahlin ist — — —“ Er konnte seinen Satz nicht vollenden, denn Clarisse sank ohnmächtig zusammen.

Dieser Zwischenfall entschied. Tallheim, der seine Verstimmung kaum zu beherrschen vermochte, mußte jetzt seine Gattin nach Hause führen. Der Fürst begleitete Clarisse bis zum Wagen und war dreist genug, zu versichern, er werde sich am nächsten Tage persönlich nach dem Befinden der Frau von Tallheim erkundigen. Der Gemahl dankte auf's Verbindlichste für die zarte Besorgniß des Fürsten, der alsbald an den Spieltisch zurückkehrte.

Oscar von Haanen war der Zeuge auch dieser unerquicklichen Scene gewesen, diesmal jedoch nicht unfreiwillig; denn er beschäftigte sich während der Zeit, daß sich der peinliche Vorfall abspielte, ganz in der Nähe mit einem im Nebensaale aufgehängten trefflichen Oelgemälde von Holbein, dem eine kunstverständige Anordnung eine ausreichende und glückliche Kerzenbeleuchtung zu verschaffen gewußt; den jungen Mann bestürmten gewaltige Empfindungen, es trat ihm so lebendig in's Bewußtsein, daß es außer Thea noch ein schönes Weib gebe, ja, daß dies Letztere Vorzüge besaß, die jener fehlten. Und Clarisse war unglücklich! unglücklich und des tiefsten Mitleids werth, unglücklich — Oscar fühlte seine Stirn erglühen — unglücklich um ihn selbst; es raste ein wildes Feuer durch seine Adern, Clarisse erschien ihm doppelt schön und doppelt elend. Er mußte seine Hände krampfhaft auf seine Brust pressen, weil er fürchtete, daß sie zerspringen werde. Fast ausgelöscht von der mächtigen Erregung, ließ er sich in einer Bergère nieder, um sich sammeln zu können.

Er hatte hier ziemlich lange verweilt, als zwei Frauengestalten, Arm in Arm geschlungen und unschuldige Geheimnisse einander harmlos vertrauend, dort vorübergingen; nur eine durchsichtige Ephenwand trennte die Damen von dem Träumer. Der Blick der Jüngeren traf Oscar, der, von seinen Gedanken völlig in Anspruch genommen, die Annäherung nicht bemerkt hatte. Die Dame zuckte zusammen und stockte in ihrer Rede, sie entwand ihren zitternden Arm der Freundin und suchte sich, mit ihrer Begleiterin weiter gehend, zu beherrschen, bis ein Tanz die Letztere hinwegrief. Nun eilte die Zurückgebliebene auf Oscar zu. Er sah sie nicht und blieb in seiner düsteren Stellung. Eine weiße, schmale Hand legte sich auf seine Schulter; der Unglückliche fuhr empor und rief: „Cla-

risse! — Ah," stammelte er, wieder zu sich kommend, „die Hitze im Saale ist unerträglich — ich fühlte mich unwohl."

Thea stand voll innigster Theilnahme an seiner Seite, bange Sorge malte sich auf ihrem engelslieben Antlitz; sie bat, nach Hause zurückkehren zu wollen. Oscar folgte mechanisch, die Fragen seiner Gattin beantwortete er nur einsilbig, der herbeigerufene Arzt sah nichts Bedenkliches.

Oscar athmete erst freier, als er sich in seinen Gemächern allein sah und die Marter der unverdienten Sorge eines zärtlich liebenden, edlen Weibes überstanden hatte. Kaum war er allein, als er sich auf's Sopha warf und seinen Blick lange auf Thea's Bildniß, das ihm gegenüber hing, heftete. Dann rief er plötzlich bewegt: „Nein! nein! Thea, — ich bin Dein, und will es ewig bleiben! — Vergieb mir den Verrath der verflossenen Stunde, den Deine Engelreinheit nicht zu ahnen wagt!"

Sein Blick ward feucht, er suchte sein Nachtlager, und sein letzter Entschluß schenkte ihm einen tiefen Schlaf, der ihn nicht gewahren ließ, daß Thea mehrmals an sein Bett schlich und leise auf die Athemzüge des theuern Mannes lauschte.

3.

Die häusliche Kriegserklärung.

Der nächste Morgen fand Herrn von Tallheim gegen alle Gewohnheit früh in den Kleidern. Drei- bis viermal ließ er anfragen, ob seine Gemahlin noch nicht sichtbar sei. Auch dies galt als eine sonderbare Ausnahme; denn gemeinhin pflegte sich Fortunat seiner Frau erst kurz vor Tafel zu zeigen, da ihn anderweitige Vergnügungen aller Art bis dahin fesselten. Es mußte heute wohl eine dringende Ursache sein, die ihn zu Hause hielt und die in ihm eine schlecht verhehlte Unruhe erzeugte. Erst gegen halb zwölf Uhr war Clarisse zum Empfang ihres Gatten bereit, und Fortunat befahl, ihm das Dejeuner in dem Zimmer seiner Gemahlin zu serviren. Er trat auch alsbald, anscheinlich in der besten Laune, bei seinem „Täubchen" ein.

Clarisse, in ein reizendes Negligé gehüllt, zeigte sich ernster und bleicher als gewöhnlich, ja ihr Auge verrieth, daß sie viel Thränen vergossen habe. Fortunat's Zärtlichkeiten erwiderte sie kalt und sie blieb träumerisch. Fortunat ließ sich Austern und Champagner trefflich munden, und da Clarisse keine Gelegenheit zum Weiterspinnen einer Unterhaltung bot, sah er sich genöthigt, mit dem, was er zu sagen hatte, direct auf sein Ziel loszusteuern.

„Madame," hob er an, „ich habe mir erlaubt, Ihre kostbare Morgenruhe zu stören, um über eine wichtige Sache in's Reine zu kommen. „In Duellsachen keine Umschweife!" pflegte mein seliger Herr Vater bei jeder streitigen Angelegenheit zu rufen, und so liebe auch ich die Umwege nicht."

„Sie sehen es also auf einen Krieg ab?" spottete Clarisse.

„Krieg? je nach dem; wir werden sehen. — Meine sanfte Clarisse ist nachgiebig, versöhnlich und klug," fuhr Fortunat fort, und näherte sich seiner Gemahlin, zärtlich schmeichelnd.

„Nachgiebig? — wenn es nicht sklavisch bedeutet."

„Nun gut," sprach Tallheim weiter, „Sie haben gestern den Fürsten Zalewsky auf's Höchste beleidigt; Sie allein besitzen die Macht, ihn wieder zu versöhnen, und dies müssen Sie thun, je eher, desto besser."

„Müssen? — nein! Ich thue es nie und unter keiner Bedingung!"

„Sie sind eilig mit Ihren Entschlüssen, und so deutlich auch Ihre Kriegserklärung klingt, so erwarte ich dennoch zuversichtlich einen wohlverstandenen Ausgleich; lassen Sie uns meine Bedingungen ernst erörtern. Fürst Zalewsky ist, wie Sie wissen, nicht nur einer der ersten Stimmführer unserer Aristokratie, sondern auch das Haupt der jungen Leute, deren Beruf es ist, Goldstücke mit vollen Händen herumzuwerfen."

„Deshalb erscheint er mir nicht minder verächtlich."

„Verächtlich? — Hören Sie denn, Madame! Als Sie mir Ihre schöne Hand reichten, hatte sich mein väterliches Erbe bereits erschöpft und mein Credit stand auf Null, Ihre Liebe beglückte mich, und Ihre Hand rettete mich vor dem Ruin. Ihre Frau Gräfin Mutter bedachte uns ein für alle Mal mit einer nicht unbeträchtlichen Morgengabe. Dies unser Vermögen, unverblümt gesprochen, ging nach Jahr und Tag zu Ende. Wir befanden uns in Neapel, als mein Kampf mit Verlegenheiten begann. Fürst Zalewsky traf uns, und mit seltenem Edelsinn bot er mir freiwillig eine bedeutende Summe als Darlehn an. Ich lehnte nicht ab in der Absicht, mit der kleinen Rente, welche Ihr Vater um die Zeit unserer Rückkehr nach Paris bei unserem Bankier niederzulegen pflegte, Abzahlung zu leisten. Es blieb Ihnen nicht unbekannt, daß der Herr Graf bis zu diesem Augenblick seine Verpflichtung gegen seine Kinder vergessen hat. Sie begreifen deshalb, wie sehr ich bemüht sein muß, den Fürsten bei guter Laune zu erhalten; denn nicht genug, daß ich den verfallenen Wechsel nicht einzulösen vermag, sehe ich mich noch obendrein genöthigt, den an der fürstlichen Kasse mir eröffneten Credit noch fernerhin in Anspruch zu nehmen bis — auf bessere Tage. Erwägen Sie nun, Madame; was sollte geschehen, wenn der Fürst in Zorn geriethe und mir seine Freundschaft, oder richtiger gesagt, seine Louisd'ors kündigte?"

Herr von Tallheim hatte diese salbungsvolle Rede mit cynischer Sorglosigkeit vorgetragen und machte eine Pause, um die Antwort seiner Gemahlin abzuwarten. Clarisse aber blieb stumm, nicht aus Mangel an Empfindung, sondern durch einen wüthenden Sturm der inneren Aufregung jedes Wortes beraubt. Sie hatte die Blicke auf den Boden geheftet, die Hände auf dem Schooß gefaltet, und unaufhörlich tropfte Thräne auf Thräne auf ihr Spitzentuch nieder.

„Sie schweigen, Madame," fuhr Fortunat mit derselben Leichtfertigkeit

fort; „sollten Sie mich nicht verstanden haben, oder habe ich Ihr Schweigen als ein Zeichen des Einverständnisses zu betrachten?“

„Herr von Tallheim,“ erwiderte jetzt Clarisse kalt, während ihr thränenumschleiertes Auge sich auf den gewissenlosen Gemahl richtete, „Sie haben verlernt, sich auf Frauenherzen zu verstehen. Damals, als es galt, mein argloses Herz zu bethören, zeigten Sie sich allerdings als Meister dieser Kunst. Hören Sie mich, damit wir uns deutlich in allen Punkten werden; Sie wagen mir, — der Comtesse von Genois, vorzuschlagen, meine Gunst zu verkaufen? — Ich kann meine Liebe verschenken, — aber nie verschachern!“ Zorngeröthet warf sie sich in den Lehnstuhl zurück.

„Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt, sagte Napoleon,“ wagte Fortunat scherzhaften Tones weiter zu reden. „Ihre Stimmung ist gereizt, Sie gefallen sich in demselben Pathos, den die klassische Rachel in der Phädra anschlägt. Sparen Sie dergleichen Coulissengeheimnisse, über welche schon die Bürgerfrauen von Paris hinaus sind; bleiben wir doch Freunde und entzweien wir uns nicht um einer Kleinigkeit Willen. Derjenige wird zum Narren, der aus Liebe zur Wahrheit sich den Sitten der Zeit entgegenstemmen will. Wir dürfen die jeweiligen Sitten nicht nach unseren moralischen Auffassungen beurtheilen, sondern nach denen Anderer, die mit uns sich in denselben Gesellschaftsspähren bewegen. Sie schweigen? — Sie wollen mich durch passiven Widerstand ermüden. Pah! ich besitze für manche Lebensfälle eine bewunderswerthe Geduld. Was fordere ich denn des Entsetzlichen von Ihnen? Ich bitte Sie nur, den Fürsten Zalewsky bisweilen bei Ihrer Toilette zu empfangen, die Ausbrüche seiner Bewunderung mit einem Lächeln, seine Schwüre mit Freundlichkeit sich gefallen zu lassen, und in dieser Weise das Entflammen seiner Feindschaft gegen uns zu verhindern, die mich und Sie ruiniren würde. Wie weit Sie bei diesem Spiele zu gehen haben, wie viel ihm zu gewähren und zu verweigern bleibe, dies sagt Ihnen Ihr feiner Takt und weiblicher Scharfsinn am besten. Es bringt mich zur Verzweiflung, daß ein herausforderndes, beleidigendes Benehmen mich nicht allein treffen würde, der ich mich Mann genug fühle, den Ereignissen die Stirn zu bieten; leider aber zieht eben mein Untergang den Ihrigen nach sich, und um Ihretwillen ersuche ich Sie auf's Dringlichste, den Fürsten zu empfangen. Als ich Sie an der Seite Ihrer unternehmenden Frau Gräfin Mutter fand, konnte ich allerdings nicht ahnen, daß ich dort und in solchen Kreisen einer Dame von so naiven Anschauungen zu begegnen das Glück haben sollte, die im Stande sei, ihre und ihres Gatten Lebensstellung, Zukunft und Ansehen leichthin zu opfern, um einer Laune dadurch zu genügen. Ich habe Nichts weiter zu sagen, Madame!“

Eine kurze Pause folgte, während Clarisse, offenbar mit sich zum Abschluß gekommen, ihre Entschlossenheit wiedergefunden hatte. Sie sprach mit ruhigem Ernst, wenngleich mit zitternder Stimme: „Mein Herr, ob

Sie aus den Orgien mit Tänzerinnen und Sängerinnen oder aus sich selbst den Muth geschöpft haben, dergleichen Worte an mich zu richten, mag ununtersucht bleiben; aber daß Sie überhaupt die Dreistigkeit dazu hatten, das erfüllt mich mit Entrüstung und Entsetzen. Die „unternehmende" Mutter giebt Ihnen kein Recht, auf die Tochter zu schließen, und mich durch Ihre Anträge zu beschimpfen. Sie aber haben an der Bank zu Homburg mein Herz in seiner Einsamkeit aufgespürt, — Sie haben leider auszukundschaften verstanden, daß meine Brust die wahre Elternliebe nie kennen gelernt und mitten im Gewühl der glänzenden Welt verlassen schlug; — Sie haben diese Umstände mit speculativer Berechnung benutzt, mein Herz zu bethören, indem Sie eine Liebe heuchelten, die Sie nicht fühlten. — Daß Sie mein Vertrauen mißbrauchend, mein Eigenthum verschwendeten, daß Sie die Unerfahrene so herzlos täuschten, daß nur mein Geld und nicht mein Herz der Gegenstand Ihres Begehrens war; — dies mag vergessen sein und ich will darüber keine Worte weiter verlieren, — aber wie ich damals mich mit kindlichem Vertrauen, mit voller, inniger Liebe an Ihre Brust warf, so lassen Sie mich noch einmal zu Ihnen zurückkehren; — lassen Sie mich versuchen, Sie jetzt noch zur Umkehr von der abschüssigen Bahn, die Sie betreten haben, zu bewegen. Noch ist es nicht zu spät. Ich fühle mich stark zum Entsagen; ich verzichte gern auf Luxus und Bequemlichkeit, wenn Sie mich wahrhaft lieben können. Verkaufen Sie meinen Schmuck, meine Pferde, mein Hôtel, entlassen Sie die Dienerschaft, und es dürfte sich eine Summe erzielen lassen, die groß genug ist, Sie aus Zalewsky's Händen zu befreien. Ich will an meine Mutter, an meinen Vater um Beistand schreiben; — ich will vor keiner Mühe zurückschrecken, vor keiner Entbehrung mich scheuen, nur, Fortunat, öffnen Sie mir ein liebendes Herz; — füllen Sie die Leere meines Innern aus, werden Sie mir endlich das, was Sie geschworen! Sie besitzen Talent und Kenntnisse genug, um eine amtliche Stellung zu erringen, lassen Sie uns in einer bescheidenen Lage glücklich sein; ich fühle in mir die Fähigkeit dazu. Fortunat, — stoßen Sie mich nicht in den Schlamm der Selbstverachtung, — setzen Sie mein Herz nicht auf die Karten, würfeln Sie nicht um meine Hand; — gönnen Sie der Jagd, den Pferden, den Vergnügungen und Lastern nicht mehr die Herrschaft ihrer Seele, die mir, — nur mir, Ihrer Frau, allein gehört."

Clarisse erhob sich und lehnte sich gerührt an seine Brust.

„Sehr verbunden, zauberische Clarisse, für Ihren wohlgemeinten Rath; doch leider liebe ich es, im Leben zu spekuliren und gebe mein Spiel so schnell nicht für verloren. Vor Allem aber fühle ich mich ohne zureichende Kräfte, die Spötteleien der Salons über mich ergehen zu lassen; ich knirsche bei dem Gedanken, daß müßiger Witz sich den ruinirten Tallheim zum Stichblatt nehmen könnte. Ihre romantischen Pläne der Entsagung sind nur Einfälle des Augenblickes. Auf Ihre Vorwürfe will ich Nichts antworten, aber eben so wenig bin ich gesonnen, Ihre spießbürgerlichen Ideen einer ernsten Würdigung zu unterziehen. Offen

gesagt, ich habe es nie zu begreifen vermocht, wie es ein Mensch der Mühe zu leben für werth halten mag, wenn er heute verdient, was er morgen verzehrt. Mir bleibt es ein Räthsel, daß man das Leben in Arbeit, Mühen und Sorgen, mit dem Schweiß im Angesicht und dem Hunger im Magen nicht lieber verächtlich hinwirft, als unter dieser Last zu vegetiren. Nur Genuß heißt Leben; Entbehren und Darben sind ein langsames Verwesen, dem ich ein rasches Ende vorziehen würde. Ich tauge zu keinem Amt, möge es noch so vergoldet sein; ich kann keine Fesseln tragen, meine schöne Clarisse, als höchstens die, welche der Glanz Ihrer unvergleichlichen Augen mir schmiedet."

Und wieder näherte sich der leichtsinnige Mann mit Zärtlichkeit seinem Weibe, Clarisse aber wies ihn stolz von sich ab.

„Kommen wir zum Ende, Madame!" rief jetzt Fortunat aufgebracht. „Ich hoffe auf Ihre Einsicht, die mit der ruhigen Ueberlegung Ihnen kommen wird; Sie werden einige Zeit den Fürsten durch angebliche, zunehmende Unpäßlichkeit zu vertrösten wissen; reichen wir uns zum Verständniß die Hände."

Clarisse warf ihrem Gatten einen verächtlichen Blick zu, entfernte sich aus dem Zimmer und schloß hinter sich die Thür ab. Fortunat lächelte und schüttelte den Kopf. Er trat vor den Spiegel, um seine Gestalt zu prüfen, während er, zufrieden mit sich, für sich selbst murmelte: „Clarisse wird nachgeben; sie ist weich und ein Weib, also eitel. Zalewsky's Seufzer müssen ihr schmeicheln und seine freigebige Hand ihm Rücksichten gewinnen. — Ah! schon halb zwei Uhr! Wie entsetzlich langweilig sind häusliche Angelegenheiten; wäre mir beinahe die Probe des neuen Ballets bei Henriette verloren gegangen!"

Fortunat eilte in seine Gemächer; seine Toilette hatte der Kammerdiener bald in Ordnung gebracht, und der elegante Herr verließ das Hôtel. —

Clarisse, die in Gegenwart ihres Ehemannes noch einigermaßen Fassung behauptet, glaubte, als sie sich allein wußte, verzweifeln zu müssen. Welche Empfindungen bestürmten das unglückliche Weib! Nach vielen schmerzlichen Thränen gewann sie Beruhigung und in dieser Entschlüsse. „Fortunat hat seine Trennung von mir ausgesprochen; — die Scheidung der Herzen ist unwiderruflich erfolgt. Suche ich mir Ersatz für die verschmähte Liebe; trage er die Verantwortlichkeit, er, der mich einer so tiefen Herabwürdigung für fähig hielt. Zalewsky soll nicht triumphiren; ja, er soll wissen, daß ich nicht leidend bin, er soll meine ganze Verachtung fühlen, und möge Fortunat, der Verräther meines Glückes, darüber zu Grunde gehen!"

Clarisse befahl den Wagen und schmückte sich wie zu einem Feste; bald lag sie graciös in den Rücksitz ihres Phaëtons geworfen und rollte den Vereinigungspunkten der vornehmen Welt entgegen.

In dem Contrast ihres Selbstgesprächs und ihres Benehmens mit ihren Worten gegen Fortunat findet sich der Schlüssel zum Verständniß

ihres Charakters. Clarisse besaß von Natur ein weiches, edles Frauenherz, das fähig war, einen Mann, der dasselbe in seiner Tiefe zu fassen verstand, wahrhaft und dauernd zu beglücken. Dies Glück war ihr jedoch verwehrt, und mitten im Rausche der Vergnügungen, im Ueberflusse von blendenden Glücksgütern, fühlte sie sich einsam und verlassen, in stiller Sehnsucht sich verzehrend. Da nun weder die Schule der Leidenschaften, noch die rauhe Außenseite des materiellen Lebens ihre Willenskraft gehärtet, ihre Neigungen nach einer bestimmten Richtung hin sich geregelt hatten, so besaß sie wohl feinen, weiblichen Takt, aber keine festen Grundsätze, sie besaß weiblichen Stolz und Selbstbewußtsein, aber keine wirkliche Tugend. Sie verachtete Zalewsky nicht, weil er ihr unbedingt zu huldigen wagte, sondern sie war lediglich durch die Art, in der sich seine Neigung zu äußern erdreistete, gereizt. War somit ihr Stolz, das Bewußtsein ihrer Macht als schönes Weib, war ihre jugendliche Kühnheit aufgestachelt, so traten Thränen und zartere Rücksichten in den Hintergrund; sie war entschlossen, mit eben so vieler Stärke ihre Selbstständigkeit zu wahren, als sie unter anderen Vorbedingungen schwach genug gewesen wäre, ihr ganzes Ich in die Arme eines wahrhaft liebenden und geliebten fremden Mannes zu werfen.

Allbewundert fuhr Clarisse durch die Straßen; in den Elysäischen Feldern ritt Fürst Zalewsky an ihrem Wagen vorüber, sah sie befremdet an und grüßte voll Galanterie, ja er gab dem Kutscher ein Zeichen, langsamer zu fahren, um mit der Herrin plaudern zu können. Diese aber erwiderte seinen Gruß nicht, sondern heftete ihre Blicke auf ihr Blumenbouquet, und ein leises, an den Kutscher gerichtetes: „Schnell vorwärts!" vereitelte das Vorhaben des Fürsten; er biß sich wüthend auf die Lippen.

Voller Staunen sah auch Tallheim seine Frau am Boulevard des Italiens an ihm vorüberfahren; sie nickte ihm lächelnd zu. Nicht weit von ihrem Hôtel begegnete die liebeleere Frau bei der Heimkehr einer anderen Equipage, welche Clarisse's größtes Interesse auf sich zog, wenigstens betrachtete sie dieselbe mit glühenden Blicken, ihre Wangen rötheten sich und ihr Busen hob sich stürmisch. Oscar von Haanen und Thea saßen in der Equipage. Oscar war blaß und angegriffen, Thea ganz Aufmerksamkeit für den Gatten. Thea hatte Clarisse zuerst gewahrt und zeigte dem Gemahl die Freundin. Bei Nennung dieses Namens erhob sich Oscar wie neu belebt aus den Kissen, sein Blick funkelte beim Gruß; dann sank er wieder theilnahmlos in den Fond des Wagens zurück.

4.

Verhängnißvolle Bekenntnisse.

Frau von Tallheim genoß einige Wochen der Ruhe vor den Zudringlichkeiten des Fürsten Zalewsky. Dieser hatte seine Pläne keineswegs aufgegeben, vielmehr reizten ihn dieselben wegen des unerwartet erfahre-

nen Widerstandes ganz außerordentlich, aber er entschied sich für eine besonnenere Angriffsmanier. Vorerst schloß er sich an Fortunat noch enger an, den der volle Credit der fürstlichen Kasse zum willfährigen Werkzeug machte und in die herrlichste Laune versetzte. Zalewsky ward täglicher Gast bei Tallheim, und er hatte somit Gelegenheit, Clarisse zuweilen zu sehen, die ihm gemessen, aber keineswegs abweisend begegnete.

In Clarisse's Seelenleben war eine Wendung eingetreten, sie hatte sich in ihrem Innern von den Pflichten als Ehefrau losgesagt, die zu zerreißen ihr Gemahl sie förmlich zu zwingen versucht, allerdings zu Gunsten des Fürsten, während sie bereits das Ideal ihrer Wünsche gefunden zu haben glaubte. Das Halbbekenntniß auf dem Balle bei dem Fürsten Romanoff und die warme Theilnahme, die ihr zu Theil geworden, hatten überdies das Wagniß eines geflissentlichen Versuches zur Erreichung des Zieles ihrer Sehnsucht erweckt. Clarisse baute sich eine neue Welt mit neuen, begehrlichen Träumen, die, ohne Vorwurf zu fühlen, die Sittlichkeit verletzten, weil sie sich nur vor dem Richterstuhle der Verworfenheit Tallheim's verantworten zu müssen glaubten.

Clarisse verstand es, Thea von Haanen täglich mehr in den engen Kreis intimer Freundschaft zu bannen, so daß sich die jungen Frauen bald täglich sahen. Thea entzog sich, ihrer Neigung zur Stille nach, möglichst dem Umgang mit der großen Welt und vermeinte, in Clarisse ein aufrichtig liebevolles Herz gefunden zu haben, das ihre Neigungen theilte, und gab sich arglos der Freundin hin. Das bürgerlich stille, trauliche Leben, welches Clarisse und Thea sich geschaffen, rief auch Oskar herbei, sobald ein Besuch das Haus betrat, und dies mochte Clarisse bestimmt haben, sich Thea mehr zu nähern. Die Stunden, welche sie im heiteren Beisammensein mit dem Haanen'schen Ehepaar zubrachte, rechnete sie bald zu den frohesten ihres Lebens. Ihr ganzes Wesen gewann eine merkliche Heiterkeit, und die lang vernachlässigte Musik erhielt ihre alten Rechte bei Clarisse wieder, und manche herrliche Romanze, die die junge Dame ihren Freunden mit glühendem Ausdruck und gebildeter, bezaubernder Stimme vortrug, rief die Bewunderung und den Beifall des Freundes und der Freundin hervor.

Ein trauriges Ereigniß sollte diese Verhältnisse, die wenigstens äußerlich allen Anstand wahrten, rasch zur Entscheidung bringen. Eines Abends erhielt Clarisse einen großen, schwarz versiegelten Brief; Graf von Genois, ihr Vater, war zu London gestorben. Die Tochter fühlte sich tief erschüttert und weihte dem Andenken ihres Vaters, obgleich er ihr stets fremd geblieben, aufrichtig kindliche Thränen. Sie war ihrer Trauer nicht lange ungestört hingegeben; denn plötzlich trat Fortunat, ein geöffnetes Schreiben in den Händen, zu ihr in's Zimmer. Der Gemahl war sichtlich aufgeregt und in übelster Laune. Auch sein Brief bezog sich auf den Tod des Grafen, über welchen ein in England's Hauptstadt verweilender Jugendfreund dem Herrn von Tallheim so manchen, nicht erfreulichen Wink ertheilte. Graf von St. Genois, schrieb man,

habe bei seiner Verschwendungssucht sich genöthigt gesehen, von dem ihm gewährten Credit einen gewagten Gebrauch zu machen. Mit seinem Ableben löste sich das letzte Siegel von dem mühsam verborgen gehaltenen Geheimnisse der völligen Vermögenszerrüttung. Diesen unerquicklichen Nachrichten fügte der Correspondent die dringende Ermahnung bei, daß Fortunat so schleunig als möglich nach England eilen möge, um noch zu retten, was zu retten möglich wäre, und zu versuchen, aus der traurigen Sachlage den Nutzen zu ziehen, den die Umstände unter Zuhülfenahme einflußreicher Verbindungen erlaubten. Fortunat's Unwille über diese Eröffnungen brach über Clarisse los, und er begann, sich ohne Umschweife zu erklären.

„Ich hoffe," sagte er mit schneidendem Tone, „Sie sind in Bezug auf den Fürsten Zalewsky jetzt endlich von Ihren Vorurtheilen geheilt. Ich hoffe dies um so zuversichtlicher, als derselbe trotz der ihm gewordenen Beleidigungen von Ihrer Seite sich fortwährend der zartesten Rücksichten für Sie und der freundschaftlichsten Hingebung für mich befleißigte. Sie werden von Ihren kleinbürgerlich beschränkten Ideen um so mehr zurückgekommen sein, als Sie einsehen werden, daß ein flüchtiger Roman mit unserem guten Freunde eben nichts Abschreckendes hat, wenn man nur die Situation mit ruhigem Blute übersieht."

„Ich kann mich des Erstaunens und der Entrüstung nicht erwehren," versetzte Clarisse bitter, „daß Sie in dem Augenblicke der tiefsten Trauer für das Herz einer Tochter eine Saite des Lebens zu berühren wagen, die die Veranlassung war, daß eine unausfüllbare Kluft sich zwischen uns aufthat."

„Sie lieben seit einiger Zeit, empfindsam, oder besser gesagt, empfindlich zu sein, schöne Frau," fuhr Fortunat ironisch fort. „Ganz seltsamer Weise sind Sie dies nur mir gegenüber, — während Sie sonst der rosigsten Laune nicht entbehren; — namentlich soll der traulichste aller traulichen Cirkel — bei Frau von Haanen und Oscar viel, sehr viel von Ihrer unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit zu erzählen wissen. — Erröthen Sie nicht; ich forsche der Quelle dieser Sonderbarkeit nicht nach; ich bin nicht so subtil wie gewisse Herzen, und mir genügt, was klar zu Tage liegt. Daß ich den Gegenstand unseres jüngsten, interessanten Frühstücks wieder auf die Tagesordnung stelle, hat seinen Grund darin, diese für uns höchst wichtige Sache in's Reine gebracht zu wissen, weil ich noch heute für längere Zeit mich von hier zu entfernen gedenke. Wenn ich den Moment zur neuen Anregung der alten Frage schlecht gewählt haben sollte, so vergeben Sie es mir, der ich es bisher nicht gewohnt war, die Familienbande der St. Genois als so zärtlich zu betrachten. Oder sollten etwa die fruchtlosen Briefe an die Frau Gräfin Mutter, die nicht eine Zeile der Erwiderung fanden, — sollte das gänzliche Ignoriren der Tochter von Seiten des Vaters nur ein Beweis dafür werden, daß ich mich in meinen Voraussetzungen geirrt hätte? — Sollte die beinahe hoffnungslose Lage, in welche sein falscher Ehrgeiz, seine Verschwen-

dung und seine kostspieligen Passionen uns versetzt haben, als sichtbare Beweise der Vaterliebe gelten? — Sie geben wohl zu, daß Ihre Gemüthsaufregung viel Komisches an sich hat."

„Mein Herr! Graf St. Genois war mein Vater, ich verbitte mir jede Beleidigung gegen ihn in meiner Gegenwart. Besaß er Fehler, wie jeder Mensch deren hat, so scheint mir Herr von Tallheim am wenigsten dazu berufen zu sein, sich zum Tugendrichter aufzuwerfen. Sie könnten es mir ersparen, sich noch klarer darüber auszudrücken, daß Sie jedes edlen Gefühles unfähig sind."

„Genug, Madame, ereifern Sie sich nicht; ich bin kein Freund des Wortstreites; verständigen wir uns. Die Frau Gräfin St. Genois verschließt Ihnen mehr als je Herz und Kasse — nun, Beides mag angegriffen genug sein! — Unsere Mittel sind erschöpft, somit gilt es in London den Versuch, einige Trümmer aus dem Schiffbruch zu retten, die uns wenigstens für einige Zeit flott machen können. Die Stellung Ihres Vaters gestattet nämlich, seine verschwenderische Lebensweise als ein Opfer darzustellen, das er dem Glanze seines Vaterlandes dargebracht habe. Die Sache, von diesem Gesichtspunkt aufgefaßt und mit Energie betrieben, dürfte eine Erstattung des Vermögens Seitens der Krone in Aussicht stellen, wo nicht, so ließe sich wenigstens eine Rente für die Tochter mit Hinweis auf die Verdienste des Vaters erzielen. Mit den Gläubigern wäre durch schnelles Eingreifen ein Abkommen zu treffen, gutgesinnte Freunde vermögen durch Briefe nach Paris die Sachlage zu London im günstigsten Lichte darzustellen, und unser Ansehen würde sich dadurch steigern. Hierzu aber wird meine Anwesenheit, meine Energie in der britischen Hauptstadt nöthig. Mir ist es nun darum zu thun, hier zu Paris in Ihnen eine treue Verbündete zu haben, die besonders den Fürsten in guter Laune zu erhalten hätte. Nicht wahr, ich kann auf Ihren Beistand bauen? — Schlagen Sie ein, Madame, und ich reise voll guten Muthes ab."

„So gern ich Sie zurückzuhalten wünschte, Fortunat, da mir die Einmischung des Schwiegersohnes in eine solche delikate Sache und mit derartigen Absichten eben nicht besonders ehrenvoll erscheint, so sehe ich dennoch die Fruchtlosigkeit desfallsiger Bemühungen ein: denn — über Ihren Charakter bin ich jetzt im Klaren. Reisen Sie mit Gott und kehren Sie befriedigt zurück. — So weit es meine Stellung erlaubt, soll der Fürst mir Nichts vorzuwerfen haben, das ist Alles, was ich versprechen kann."

„Und das genügt, meine Beste," rief Tallheim. „Sie sind einzig, himmlisch, göttlich, wenn Sie es nur sein wollen. Und nun ein Lebewohl!" Er küßte flüchtig Clarisse's Stirn und eilte fort, sich reisefertig zu machen.

Hätte Tallheim eine wahre Liebe für seine Frau empfunden, so hätte ihm die schnelle Nachgiebigkeit Clarisse's auffallen müssen; sie schien nicht ohne Hintergedanken ihm ihre Hand zum Abschied zu geben. Fortunat's

Abreise schien ihr willkommen, Zalewsky's zeitweiliger Besuch nur ein Mittel zu ihrem Zwecke zu sein.

Als Tallheim das Hôtel verlassen wollte, betrat Oscar von Haanen die Schwelle. Er hatte die Nachricht von dem Ableben des Grafen vernommen und wollte den Hinterbliebenen seine aufrichtige Theilnahme persönlich bezeugen. In freundlicher Weise führte ihn Fortunat in das Zimmer seiner Gattin zurück, wobei er das dringende Ansuchen an Oscar stellte, Clarisse während ihres Alleinseins mit Rath und That in jeder zweifelhaften Lage unterstützen zu wollen. Oscar verwirrte sich etwas bei diesem Antrage, doch wußte er sich bald zu fassen und sagte in verbindlicher Weise das zu, was er füglich nicht ablehnen konnte. Clarisse verhehlte es kaum, daß Sie mit Fortunat's Idee in dieser Beziehung völlig einverstanden sei.

Tallheim ging; er hatte wohl auch seinen Hintergedanken; er hatte vielleicht bereits mehr gesehen, als Clarisse ahnte, und er wünschte vielleicht sein Weib schuldig zu wissen, um sie für seine Absichten, dem Fürsten gegenüber, zur willenlosen Gefügigkeit zu zwingen.

Es gab jetzt eine Fülle von Gründen für Oscar, das Hôtel Tallheim öfter, endlich täglich zu besuchen. Auch Thea war nicht selten eine freundliche Gesellschafterin der ziemlich einsam lebenden Clarisse. Fürst Zalewsky zeigte sich ebenfalls zum Oefteren als Gast. Es schien ihm, daß er nicht unwillkommen sei, und wie sehr auch diese Wahrnehmung seinen Hoffnungen schmeichelte, so mußte er sich dennoch gestehen, daß er, im Grunde genommen, seinem Ziele kaum etwas näher gerückt sei. Clarisse war anmuthiger als je, sogar, trotz ihrer Trauerkleider, heiter; sie veranstaltete selbst ein paar Mal in der Woche intime, gesellschaftliche Cirkel, zu denen eingeladen zu werden man sich bald zur besonderen Ehre rechnete. Die übrigen Abende gehörten der Frau von Tallheim allein, welche jetzt liebte, sich in der Einsamkeit ihres Boudoirs mit den Meisterwerken klassischer Dichtkunst zu beschäftigen. Dies erzählte man sich wenigstens allgemein, und man billigte diesen ernsteren, stilleren Sinn wegen der Trauer um den Vater und wegen der Rücksicht für den abwesenden Gatten.

Oscar erhob sich nicht bis zu jener Heiterkeit der Seele; er zeigte sich meist schweigsam, düster und in ein tiefes Sinnen verloren, wie Jemand, dessen Brust von schwerem Kummer gedrückt wird. Die zärtlich beobachtende Thea war wegen dieser Erscheinung bei ihrem Gemahl besorgt, doch schrieb sie seine trübe Nachdenklichkeit den ziemlich verwickelten, diplomatischen Geschäften zu, an denen Oscar's Thätigkeit Antheil hatte. Eben diese amtlichen Geschäfte glaubte sie auch beschuldigen zu müssen, daß ihr Gatte oft erst spät nach Hause zurückkehrte, bisweilen ihr nicht einmal den hergebrachten Gutenachtkuß gab; und die diplomatischen Geschäfte hatten es zu verantworten, daß sie Oscar zuweilen noch gegen Morgen in seinem Zimmer unruhig auf- und abgehen hörte. Sie rieth ihm endlich, aus dem lästigen Staatsdienst zu scheiden. Ihre Worte in

dieser Hinsicht blieben fruchtlos, doch bemühte sich Oscar, ihren Kummer wegzuscherzen, aber gerade dies Mittel, bei dem das Herz so wenig Antheil hatte, und dem der Zwang nur allzu leicht abzumerken war, steigerte die Unruhe der liebenden Frau. Wenn jetzt Oscar bei seiner Heimkehr über die häusliche Schwelle trat, kämpfte er seinen Trübsinn mit Aufwendung aller Selbstbeherrschung nieder, und sobald er seinem engelsguten Frauchen gegenüberstand, war er voll Aufmerksamkeit, Scherz und tausend kleinen Freundschaftsbeweisen, welche Thea's Sorgen verschwinden machten und ihre Stirn glätteten. Hatte sich Oscar alsdann in seine Gemächer zurückgezogen, so fühlte er die Anstrengungen der durchgeführten, schwierigen Rolle an seiner Ermattung und an seinem Trübsinn, der doppelt heftig auf seine Brust sich legte. Ja, Thea ward von ihm getäuscht — es war die erste Täuschung, welche die arglose Frau nicht einmal ahnte. — Seit der Abreise Tallheim's waren Wochen vergangen und einer jener Abende gekommen, die Clarisse ihrer einsamen Muße zu widmen pflegte. Oscar schickte sich gerade an, sein Bureau zu verlassen, um seinen gewohnten Spaziergang anzutreten, über dem, wenn er auch nicht der Diplomatie gewidmet war, dennoch ein diplomatisches Dunkel schwebte, als ihm ein eben mit der Post angelangter Brief überreicht wurde. Das Schreiben kam von Herrn von Tallheim aus London. Der Verfasser sprach in ziemlich übler Laune mancherlei Aufträge an seinen Freund aus, die dieser pünktlich zu erfüllen stets geneigt war. Im Einschluß befand sich ein Brief an Clarisse, und Oscar eilte trotz des höchst unfreundlichen Wetters in die Salons der verführerischen Frau.

Unangemeldet, wie es sein Vorrecht geworden war, trat Oscar ein und wurde mit einem Freudenruf begrüßt. Das mit allem Luxus und dem feinsten Geschmack ausgestattete Zimmer war von ausgesuchten Wohlgerüchen durchduftet und nur schwach von dem Lichte einer, mit einem rosenrothen Schirme gezierten Lampe erhellt. Der magische Dämmerschein verlieh dem kostbaren Gemache einen märchenhaften Zauber. Die weichen Teppiche dämpften den Schritt, lebensgroße Gemälde, Statuen, wahre Meisterwerke der Kunst, schienen zu einem traumhaften Leben zu erwachen und inmitten derselben saß zurückgelehnt in einem Divan aus rothem, goldverbrämtem Sammet, die reizende Clarisse. Das schöne Weib saß da mit dem ungefesselten, langen, über die weißen Schultern wallenden Seidenhaar, sie war ohne allen Schmuck, aber mit all jener verführerischen Freiheit gekleidet, die man sich in Stunden der Einsamkeit und Ruhe zu gönnen pflegt. Oscar stand wie geblendet an der Schwelle. Clarisse reichte ihm, ohne sich zu erheben, die Hand zum Kusse, und diese Gunst wurde mit Feuer benutzt.

Nach den ersten, flüchtigen Worten des Wiedersehens überreichte Oscar das Schreiben Tallheim's dessen Siegel Clarisse nicht ohne heftige Unruhe löste. Der Freund saß an ihrer Seite, mit heißen Blicken auf all den Reizen verweilend. Kaum hatte Clarisse den Brief durchgelesen, als ihr das Blatt aus der Hand sank. Sie bedeckte mit beiden Händen das

Gesicht und Thräne auf Thräne rann zwischen den rosigen Fingern hindurch.

„Gnädige Frau," sprach Oscar theilnehmend, „ich bin in Verzweiflung; denn ich scheine der unfreiwillige Ueberbringer einer sehr traurigen Nachricht gewesen zu sein."

„Lesen Sie selbst, Sie werden meine Thränen begreifen."

Oscar folgte der Aufforderung. Erst zerstreut, versetzten ihn die verhängnißvollen Zeilen bald in große Aufregung. Fortunat hatte, wie er schrieb, die Lage der Dinge in London völlig hoffnungslos gefunden; man war dort bis in die höchsten Kreise hinauf mit dem Verhalten des verstorbenen Grafen nicht in dem Maße einverstanden, daß eine bedeutende Unterstützung zu hoffen blieb, während die schon lange hingehaltenen Gläubiger sich äußerst ungeduldig geberdeten. Ueber diese Erfahrungen war Tallheim in eine schrankenlose Entrüstung gerathen und das Gift seines Mißvergnügens schüttete er über Clarisse aus, die all dies Unheil über ihn heraufbeschworen haben sollte. „Sie, Madame," schloß er seinen Schmähbrief, „Sie wurden der Unstern meines Lebens! Der Tag, an welchem ich Ihren Worten und Schwüren glaubte, wird zum Fluche für meine Zukunft. Ein verschwenderischer Vater, eine leichtfertige Mutter und eine exaltirte, mondscheinliebende Tochter — eine solche Verbindung konnte zu keinem besseren Ende führen, als meinen Namen, meinen bis jetzt überall geliebten und berühmten Namen dem Gespötte, meine Person dem Elende und der Schande Preis zu geben! Hoffen Sie nicht etwa, daß ich so schnell bereit sein werde, um, nach Paris zurückgekehrt, an Ihrer Seite ein Gegenstand des Gespöttes zu sein. Genießen Sie allein, Madame, all die Früchte der Familientugenden der St. Genois. Mich sieht Paris nicht eher wieder, als bis ich Mittel gefunden haben werde, meiner Ahnen würdig in der Welt zu erscheinen, und so die Schandflecken vergessen zu machen, mit denen Sie und die Ihrigen mein ruhmvolles Wappen bedeckten!"

Daß sich Clarisse von diesen Zeilen schmerzlich erschüttert fühlen mußte, begreift sich leicht, um so mehr, als sie sich einst mit vollem Vertrauen an seine Brust geworfen hatte, und er nur die gröbsten Schmähungen für ihre Liebe hatte. Hätte sich nicht bereits zwischen Oscar und Clarisse ein Verhältniß gebildet, welches die engeren Schranken der Convenienz niedergerissen hatte, so würde außer ihr kein menschliches Auge diese Zeilen gelesen haben.

„Gnädige Frau," begann Oscar wieder, „lassen Sie nicht vorschnell den Muth sinken. All diese Worte haben kein Gewicht; sie sind das Produkt einen momentanen Ueberreizung und eben so schnell vergessen wie gekommen. Und jene leidenschaftliche Ueberreizung entspann sich vielleicht nur in dem niederbeugenden Gedanken, daß Ihr Herr Gemahl die peinlichen Folgen der Ereignisse gerade von Ihnen, die er so aufrichtig verehrt, nicht abzuwenden vermag."

„Kommen Sie von dieser Täuschung zurück, Herr von Haanen. For-

tunat liebt mich nicht und er hat mich nie geliebt. Ich sollte die Mittel seiner Genußsucht liefern, nicht mir hat sein Herz gehuldigt, sondern der Morgengabe, die ich ihm zubrachte. Noch kennen Sie den Elenden nicht, wie ich ihn kenne, — noch wissen Sie nichts von den Leiden, die er mir schuf, und Gott nur sah die Thränen, die ich am Grabe aller meiner Hoffnungen in stiller Einsamkeit weinte."

„Der Schmerz legt Worte auf Ihre Lippen, die, so mild sie dem erlittenen Unrecht gegenüber sind, dennoch wohl nicht all das sagen sollen, was in denselben entschleiert wird. Ihrer edlen Seele wird es gewiß nicht an Mitteln fehlen, die gähnende Kluft zwischen Ihnen und Fortunat wieder auszufüllen, wie es dem weiblichen Herzen so oft gelingt, und Ihr Lohn werden alsdann die Tage des Glückes sein, nach welchen Sie so sehnsüchtig verlangen."

„Glücklich? — Mich flieht das Glück; — das ist mein Verhängniß und wird es bleiben!" —

„Es giebt kein Verhängniß, als das, was wir uns selbst schaffen. Ueber uns Alle wohnt eine geistige, allgerechte Macht; wollen wir nur würdig sein, sie zu erkennen, so fühlen wir ihr ewiges, vollkommenes Walten. Was wir als unser Schicksal anklagen, ist meist nur die von uns heraufbeschworene Schuld."

„So werde ich stets verkannt," antwortete Clarisse mit bewegter Stimme. „Auch Ihr Herz versteht mich nicht, — das einzige in dieser Welt, vor welchem allein ich gerechtfertigt sein möchte. Hören Sie mich an, und dann erst, wenn Sie es können, verurtheilen Sie mich. — Im Ueberfluß geboren, ward ich einer Amme, dann einer Gouvernante, als welcher zuerst eine Französin, dann eine Engländerin fungirte, übergeben, ich erhielt auch eine Musiklehrerin. Sie streckten mir alle die Arme entgegen, wurden sie doch für Liebe, Zärtlichkeit und Wissen nach der Stunde reichlich bezahlt. Mich drängte es aber von ihnen mehr und mehr zurück; ich sehnte mich nach unkäuflicher, wahrer Herzlichkeit, ich sehnte mich in die Arme meiner Eltern und — fand keine geöffnet. — Mein Vater lebte nur für die Diplomatie, und fiel es ihm ein, seine Tochter sehen zu wollen, so ward mir dies mit der Wichtigkeit einer außergewöhnlichen Handlung verkündigt. Man schärfte mir ein, recht brav und artig zu sein, putzte und schnürte mich ohne Ende, und steif und kalt mußte ich vor dem fremden Mann stehen bleiben, der mich seine Tochter nannte und mir mit aller Grandezza die Hand zum Kusse hinhielt. Dann wechselte er ein paar gleichgültige, französische oder engliche Phrasen mit mir, streichelte mir die Wangen und lächelte, als wollte er sagen: „Sie wird meines Stammes würdig werden." Sofort ward ich wieder entlassen. Meine Mutter sah ich noch seltener; sie erachtet eine Tochter für hinderlich und unpoetisch bei ihren romantischen Plänen; sie gab mich gerne für ihre Nichte aus, wie sie es noch an der Bank zu Homburg that. So wuchs ich heran; ich besaß Eltern, ohne ein Vater- und Mutterherz zu

haben. Ich mußte bitter weinen, wenn ich andere Kinder in den Armen ihrer Lieben sah.

Ich ward größer. Kinder meines Standes vermieden mich, denn die Verschwendung unseres Hauses stieß die Familien von uns; mit Aermeren zu sprechen oder gar Umgang pflegen, war mir als eine Schmach unseres Wappens streng verboten, und bei Familien, die unsere Salons frequentirten, fand ich Alles, nur nicht Herzlichkeit und Liebe, nach der ich begehrte. So wuchs ich auf, einsam inmitten des Weltgewühls, arm im Herzen und in der Seele. Vater und Mutter trennten sich, Letzterer fiel ich wie ein Erbstück zu und nur zu schnell ward ich ihr lästig. Hunderte von Freiwerbern umschwärmten mich; sie vergaßen die Mutter um die Tochter, und die Mutter fühlte sich darüber empört. Da nahte sich mir Herr von Tallheim, dessen früheres Verhältniß zur Mutter ich erst später erfuhr. Er kam mit all den bestechenden Eigenschaften, mit denen er, wenn er will, alle Welt für sich einzunehmen versteht. Er hatte bald mein einsam sehnendes Gemüth erkannt, er war gierig nach dem Reichthum, den der Glanz unserer Haushaltung entfaltete, und er entschloß sich meine Hand zu erringen. Ein auf der Bühne des Lebens so gut geschulter, gewandter Schauspieler wie Fortunat war seines Erfolges sicher, zu dem war ich ja ein leicht befriedigtes Publikum und ahnte keine Täuschung, keine Falschheit. Woher hätte ich in meiner geräuschvollen Einsamkeit die Welt und die Herzen kennen lernen sollen? Woher hätte meine Brust die Lehren für die lange, lange Schule des Lebens erhalten können? Ich glaubte an einen Menschen und hoffte auf ihn, und mein erster Glaube, meine erste Hoffnung war ein unglücklicher Wahn. — Oscar, mögen Sie nie dies namenlose Weh kennen lernen!"

Clarisse hielt inne, Oscar saß noch an ihrer Seite, sein Blick fiel glühend auf die schöne Frau.

„Ich war anfänglich glücklich in dem Besitz Fortunat's," fuhr Clarisse fort. „Wenige Wochen aber genügten, um mir die freudetrunkenen Augen zu öffnen. Abend um Abend saß ich allein auf meinem Zimmer, während mein Gatte sich an der Spielbank zerstreute. Des Morgens fragte ich vergeblich nach ihm. Er war entweder kaum heimgekehrt und noch nicht sichtbar, oder bereits zur Jagd und Lustpartien geeilt, ohne mich nur zu begrüßen. Er zeigte sich jetzt noch rücksichtsvoll, weil er, der Spieler, sich in verwegenen Träumen meines mir zufallenden Reichthums wiegte. Als er sich enttäuscht sah, fügte er seinen Vernachlässigungen Rohheiten hinzu. Ich beschwor Fortunat auf den Knieen, mir seine Liebe wiederzuschenken, und ich erkannte, sein Herz hatte mir niemals gehört. Ich stand einsam, einsamer als je; denn früher hatte ich Frieden in mir, jetzt nagte der Kummer um — die Schuld meiner Thorheit. Nachdem mein Gemahl mein Vermögen vergeudet, schien er förmlich darauf zu studiren, mir seine Tyrannei am fühlbarsten zu machen.

Damals fanden wir uns in Neapel, Sie, Thea, Fortunat und ich. Wir reisten, wie Sie wissen, zusammen nach der Schweiz, und es be-

rührte mich wohlthätig, so reiche, liebevolle Herzen in meiner Nähe zu wissen; aber je länger ich Gelegenheit fand, den reinen Frieden Ihrer Ehe zu beobachten, die Harmonie Ihrer Herzen zu belauschen, desto tiefer fühlte ich die Qual meines Geschickes. Wie oft stand ich, wenn Sie mit Thea im traulichsten Frohsinn am Fenster weilten, um die Fernsicht über die Alp zu genießen, mit blutender Seele neben Ihnen.

Es war am Rigi, als Thea an Ihrer Seite die Herrlichkeit der Natur entzückt betrachtete; Ihr Arm hielt sie umschlungen; ich war abseits hingetreten. Fortunat lag an der Wirthstafel der Stärkung seines Körpers ob. Da sprach Thea, das Auge berauscht nach der Ferne gerichtet: „Oscar, wie ist die Welt so schön! So weit die Blicke schweifen, reiht sich Reiz an Reiz, und das Glück scheint überall sein Nestlein zu bauen bis in die fernsten Weiten dieser Erde — —!"

„Doch dreimal glücklich," riefen Sie wonnetrunken aus, „der dort sein Glück nicht suchen darf, und der's an seinem Herzen, von seinem Arm umschlungen hält." Ich hörte jedes Wörtchen Ihres Zwiegespräches; ich hätte aufschreien mögen, Zeugin dieser Seligkeit zu sein, die Qual der Entbehrung, die Marter tiefer Wehmuth im Herzen."

Oscar hatte voll Spannung der Erzählung Clarisse's zugehört; seine Aufregung steigerte sich wie seine Theilnahme. Der unglücklichen Frau Hand hatte in der Leidenschaftlichkeit des Gesprächs seinen Arm berührt und hielt nun seine heiße, rechte Hand gefesselt. Hörbar schlug Clarisse's Herz an seiner Seite; sie neigte ihr schönes Haupt auf seine Schulter; sie sahen sich Auge in Auge, und mit bebender Stimme flüsterte Oscar: „Sie leiden namenlos; hätte ich doch Trost für Ihre klagende Seele!"

„Wie gern," vollendete Clarisse ihre Bekenntnisse, sich an seine Seite lehnend, „hätte ich mein ganzes Leben umeinen Moment jenes wahrhaften Glückes eingetauscht. Wie oft verwünschte ich mein Schicksal, das — Sie erst jetzt mich finden ließ — — Sie, in dessen Brust ich den Traum, die Hoffnung meiner Gedanken wiederfand, Sie, dessen Auge nunmehr kalt und stolz an mir vorüberflog — an mir, die sich in namenlosem Sehnen still verzehrte. —"

„Kalt und stolz!" rief Oscar leidenschaftlich aus. „Nein, bei Gott nicht! Sie hätten alles Andere in meinem Blicke lesen können, nur dies nicht! — Das verhängnißvolle Schreiben, das hier vor uns liegt, hat das lange, drückende Schweigen gelöst; Sie ließen mich in Ihr Inneres blicken, Clarisse; so hören Sie auch mich in dieser Stunde. — Mein Elternhaus ward mir durch eine tyrannische Stiefmutter zur Qual; ich warf mich in das fremde Leben, um mir eine ruhige Stätte zu erringen. Mein unerfahrenes Herz hatte viele Stürme zu durchkämpfen, und als ich nach Jahren auf die Betrachtungen des Resultats meines unruhigen Ringens geführt wurde, glaubte ich nur, mich aus dieser Welt hinaussehnen zu müssen. Ich befand mich noch in dem Alter, in welchem Wunden vernarben. Mein Herz fühlte kein Bedürfniß mehr; ich versuchte, mich durch den Genuß rauschender Vergnügungen zu beleben, und

ich fand, wenn nicht Beruhigung, so doch Betäubung. Meine dienstliche Stellung zwang mich zu vielen Reisen; ich lernte die Welt immer mehr kennen und, endlich im Genuß ermüdend, sie immer mehr verachten. Ich stand auf der Schwelle, mein besseres Ich von mir zu werfen, als ich mich aufraffte und in die Alpen Tyrol's eilte, um zwischen den gigantischen Hieroglyphen der Allmacht mich selbst wiederzufinden. Ein stiller, beschaulicher Sommer schwand mir dort dahin; meine Wandelung begann und sie wurde vollendet durch die Bekanntschaft, die ich mit Thea machte. Sie kennen ihr engelgutes Herz, ihren kindlich reinen Sinn, ihren klaren Geist und ihre unbegrenzte Liebe für mich. Ihr stilles, friedliches Wesen zog mich mächtig an; ich schämte mich meiner jüngsten Vergangenheit. Thea schenkte mir ihre Neigung und ward zur Retterin meiner Achtung vor mir selbst. Ich empfand bei ihr nicht die Gluth der Liebe, aber die tiefe, innige Verehrung für sie, die ihr im vollen Maße gebührte. Thea dagegen lebte nur für mich; ich machte mir dies Alles klar — an ihrer Seite hoffte ich, noch einmal glücklich zu werden. Thea ward mein Weib. Unser Bund glich dem ruhigen, aber tief innigen Glücke zweier zärtlichen Geschwister; nicht Leidenschaft hatte diese Ehe geschlossen, wohl aber gegenseitige Seelenharmonie und gegenseitige Achtung. Thea war und ist glücklich im Besitz meines Herzens. Ihre Brust bleibt geschützt gegen Stürme der Leidenschaft, aber sie liest meine Wünsche meinen Augen ab, sie belauscht den Seufzer meiner Brust und ist stets beflissen, ihn zu verscheuchen, und lohnt sie ein Lächeln meiner Erkenntlichkeit, so jubelt ihr liebevolles Herz. Wir verlebten ein ungetrübtes Glück, bis wir mit Ihnen in Neapel zusammentrafen."

Oscar's Hand begann zu beben, innig drückte er Clarisse's Rechte an seine Lippen; dann fuhr er, an ihre Seite sich schmiegend, leiser fort: „Die Gluth meines Herzens war erwacht, leidenschaftlicher als je begann es in meiner Brust zu toben — nicht für Thea! Meine rasende Qual wuchs fortwährend. Sie erwähnten vorhin des Rigi. Als ich dort ausrief: Allein glücklich der, der sein Alles in den Armen hält — es war dies ein Aufschrei meiner Sehnsucht; er galt nicht Thea, meinem Weibe, er galt — Ihnen — Ihnen, die mich nicht verstehen wollte! — Ich wendete Riesenkraft an, mich von Ihrem Bilde zu befreien, und mein Ringen blieb vergeblich!"

Ein verzehrend heißer Kuß vereinte die Lippen der Verirrten; dann schien plötzlich ein Schatten drohend durch Oscar's Seele zu ziehen; er ergriff Mantel und Hut, wankenden Schrittes eilte er auf die Straße. Eisiger Regen schlug Oscar entgegen; er achtete nicht darauf; er wandelte wie ein Träumer dahin; plötzlich schlug eine Hand vertraulich auf seine Schulter; er sah sich um — Fürst Zalewsky stand vor ihm.

„Das nenne ich einen flotten Ehemann!" scherzte der Fürst, Oscar's Arm ergreifend. „Frau von Tallheim hat heute, wenn ich mich nicht irre, einen ihrer einsamen Leseabende, oder liebt sie es jetzt, zu Zweien zu lesen? Ich glaubte zu träumen, als ich Sie aus ihrem Hôtel treten sah!"

„Ich habe Briefe des Herrn von Talheim überbracht."

„Ah, Briefe! Eben schlägt es Mitternacht, die Post muß ziemlich verspätet in Paris eingetroffen sein. Jedenfalls sehr wichtige Depeschen, die man zu dieser Stunde überbringt, oder auch nur schwer zu entziffern sind. Der Gemahl muß Ihnen für diese Aufopferung ohne Gleichen allen Dank wissen."

„Sie scheinen bei sehr guter Laune zu sein, Fürst."

„Allerdings, gerade wie Sie üblen Humors sind. Ich komme soeben aus der großen Oper, Don Juan entzückte mich wie immer! Doch hier scheiden sich unsere Wege — somit auf Wiedersehen. Ich werde so frei sein, morgen Ihrer reizenden Gemahlin meine Aufwartung zu machen. Gute Nacht! Der Regen geht durch die Haut."

Zalewsky eilte seinem Hause zu. Oscar schritt düster, schweigsam vorwärts; kaum bändigte er den Sturm in seiner Brust.

5.

Erwachende Träumer.

Oscar trat schweigsam in sein Schlafgemach und warf Mantel und Hut auf einen Stuhl. Thea hatte, wie der Gemahl durch den Diener vernahm, wiederholt nach ihm gefragt; sie war noch wach geblieben und hatte Befehl ertheilt, die Ankunft Oscar's sofort zu melden. Dieser verbot die Meldung, die er seiner Frau persönlich zu überbringen gedachte, doch bedurfte er dazu erst der Sammlung. Mit fiebernder Stirn ging er in seinem Zimmer auf und nieder, endlich ergriff er den Leuchter, schritt unsicher von Gemach zu Gemach bis an Thea's Thür. Als seine Hand die Klinke berührte, erfaßte ihn ein Zagen, und er wollte umkehren; er stand mehrere Minuten entschlußlos an der Schwelle. Endlich sammelte er all seinen Muth, öffnete leise und mit zitternder Hand die Thür und trat ein. Thea saß im Sopha; matt brannte die Lampe, ein aufgeschlagenes Buch lag auf dem Tische; das Haupt der jungen Frau war an die Lehne zurückgesunken — sie hatte einem leichten Schlummer nicht widerstehen können. Die einfache Scene bot ein liebliches Bild der Unschuld und des Seelenfriedens dar. Oscar's Brust hob sich krampfhaft, der Leuchter schien seinen Händen entgleiten zu müssen; mühsam hielt er sich am Kaminsims aufrecht, und sein Auge floh scheu zur Erde. Es war ihm unmöglich, sein Weib zu wecken, und, vom Bewußtsein der Schuld fast erdrückt, wandte er sich zum Fortgehen; da stieß der unsichere Fuß an einen Sessel, und die Entschlummerte erwachte von dem verursachten Geräusch. Voll Innigkeit begrüßte sie den Gatten, der es nunmehr über sich gewann, nach und nach eine Ruhe zu erheucheln, deren Mangel ihm soeben noch ein so verstörtes Aussehen gegeben. Thea, gewohnt, ihrem Gemahl Alles sofort mitzutheilen, was sie interessirte, und die heute Briefe von ihrer Mutter und einer werthen Freundin empfan-

gen hatte, erging sich in naiver Redseligkeit in der Mittheilung dieser Nachrichten und übersah in ihrer Lebhaftigkeit die anfängliche Verstörtheit Oscar's. Dieser erzählte demnächst von dem Briefe Tallheim's. Thea bemitleidete Clarisse aufrichtig, und ihr argloses Gemüth war durch die von Oscar vorgebrachten Entschuldigungen wegen seines ungewöhnlichen Ausbleibens schnell zufriedengestellt.

In Oscar erwachte, als er sich später wieder in seinem Zimmer allein befand, die ganze Heftigkeit seines inneren Kampfes wieder. Der Unglückliche sah den tiefen Abgrund, der ihn zu verschlingen drohte, vor sich geöffnet, und er fühlte sich von dem entsetzlichen Schwindel ergriffen, der den Menschen von der schroffen Höhe hinabzuziehen scheint. Zwei entgegengesetzte Gewalten beherrschten seine Seele, und der Kampf zwischen diesen mußte sein Untergang sein. Thea stand für ihn noch immer da als der Gegenstand seiner innigsten Verehrung und seiner aufrichtigen Bewunderung; Clarisse aber peitschte seine Leidenschaften aus ihren Höhlen empor und riß ihn fort mit der Gewalt des Sturmes, ungezügelte Wünsche und Hoffnungen in Flammen setzend, im wahnsinnigen Wirbel das Auge berauschend und Kraft, Grundsatz, Ueberlegung zersetzend. Oscar zitterte wie vor der Schuld eines Kirchenraubes, Thea's Frieden zu zerstören; es deuchte ihm die elendeste Erniedrigung seiner selbst, seiner Gattin edles Herz durch Falschheit und Verrath zu täuschen, und dennoch — dennoch verlangte die wilde Leidenschaft dieses Opfer; sie wollte ihn elend, erniedrigt, verzweifelnd wissen.

Oscar's Seelenkampf in der schrecklichen Nacht wirkte auch physisch; ein hitziges Fieber, das den jungen Mann auf Wochen an's Krankenlager fesselte, war die Folge dieser Aufregung. Der Arzt, welcher die Ursache dieses Leidens ahnte, zumal die Phantasien des Leidenden einen Blick in die Geheimnisse desselben leicht erlaubten, suchte Thea von dem Krankenzimmer möglichst fern zu halten und gestattete der trostlosen Frau nur alsdann Zutritt, wenn der Fiebernde ruhige Momente hatte.

Aus dem Hôtel Tallheim wurde täglich Nachfrage nach dem Befinden Haanen's gehalten, ja, Clarisse stattete sehr häufig theilnehmende Besuche bei Thea ab, und diese in ihrem ahnungslosen Gemüthe war gerührt von der Freundschaft der jungen Frau, die so viele Stunden für die Einsamkeit der armen Thea übrig hatte. Clarisse litt entsetzlich; ohne ihre Gefühle verrathen zu dürfen, wähnte sie sich allein befähigt, dem Kranken Leben wiederschenken zu können, und sie war überzeugt, ein Tag ihrer Pflege werde dem Leidenden die Gesundheit wiedergeben. Kein Schlaf schloß die glühenden, verweinten Augen, kein Lächeln trat auf diese, selbst in ihrer äußersten Abspannung so schönen Züge, Verzweiflung und namenlose Sehnsucht nagten in dieser, scheinbar nur für den Genuß geschaffenen Brust.

Oscar gesundete endlich, und ärztliche Anordnung verlangte nur noch, daß er noch einige Tage das Zimmer hüte. Dies Ereigniß der höchsten

Freude für Thea sollte durch ein von ihr im Geheimen veranstaltetes Fest gefeiert werden.

Der Abend kam, der die nächsten Freunde Oscar's und Thea's in den Salons der Letzteren vereinigte. Clarisse gehörte zu den Eingeladenen, ihre Brust schien zerspringen zu müssen. Oscar erbebte beim Anblick seiner Mitschuldigen und all die fürchterlichen Stürme, die sich zum Theil wieder gelegt hatten, erwachten in der früheren Schärfe. Das Fest, mit welchem ihn seine Gattin zu erfreuen hoffte, bot ihm namenlose Qual, die um so peinigender wurde, als er sie unter lächelnder Miene verbergen mußte. Es fand sich keine Gelegenheit, mit Clarisse einige Worte ohne Zeugen zu wechseln; flüchtige Blicke aber waren beredter als tausend Zungen.

Am folgenden Tage begann Oscar zu Hause dienstliche Arbeiten vorzunehmen. Es ermunterte ihn dazu kein Diensteifer, sondern nur der Wunsch, zeitweise allein zu sein, um zu einem Entschluß zu gelangen, der hundert Mal zur Reife gedieh und sich dennoch stets ohne Lebensfähigkeit zeigte. Die nächsten Tage brachten keine Erleichterung, sondern nur größere Verwirrung. Die Post übermittelte ihm täglich unter anderen Briefen ein Billet Clarisse's, das mit verführerischen Pinselstrichen das Bild der Leiden, der Trennung einer unglücklich Liebenden malte. Anfangs warf Oscar die kaum gelesenen Briefchen in's Feuer und kämpfte seine Erregungen nieder, bald aber las er diese theuren Schriftzüge oft und öfter, drückte seine brennenden Lippen darauf; er naschte zu viel von dem süßberauschenden verderblichen Gift und — erwiderte die Zeilen, heiß und innig und verzweiflungsvoll.

Der Arzt rieth zu einer Reise, der Gesandte gewährte ohne Anfrage Urlaub, Thea hing an dem Halse ihres Gemahls, ihn zur Reise zu überreden. Oscar raffte sich noch einmal auf und war entschlossen, auf zwei Monate nach Venedig zu gehen; die Koffer wurden gepackt und der folgende Morgen für die Abreise festgesetzt.

Clarisse erfuhr aus Thea's Munde diese Vorbereitungen und erstarrte fast vor Schrecken. Am Abend hatte Thea noch einige Abschiedsvisiten zu machen, während Oscar zur Vollendung einiger dringlichen Arbeiten noch an dem Schreibtisch gefesselt blieb. Der gewonnene Entschluß hatte ihm Ruhe gegeben; emsig flog seine Feder über das im Lampenlicht mattglänzende Papier. Lautlose Stille umgab den Einsamen, nur das Kritzeln der Federspitze mit dem eintönigen Gesumme war vernehmbar. Da wurde plötzlich an der Tapetenthür seines Zimmers leise, dann stärker geklopft. Oscar staunte; denn nur wenigen Personen war dieser Zugang, der zu einer Seitentreppe führte, bekannt.

„Wer ist da?“ fragte Oscar gespannt, indem er sich aus seinem Sessel emporrichtete. Ein leises: „Oeffnen Sie, Oscar!“ erfolgte als Antwort.

Diese Stimme machte sein Herz erbeben. Mit zitternder Hand schloß er auf; die Thür drehte sich geräuschlos in ihren Angeln, und eine dicht

verschleierte Dame stand auf der Schwelle — Clarisse lag, nach Athem haschend, in seinen Armen. Eine lange, tödtlich-peinliche Pause trat ein. Oscar ließ die junge Frau auf einen Armstuhl nieder; er staunte sie sprachlos an, dann eilte er, seine Thüren zu schließen.

„Frau von Tallheim!“ rief er endlich, und seine Zähne klappten vor nervöser Aufregung zusammen, „was haben Sie gewagt? Bedenken Sie die möglichen Folgen dieses Schrittes, der uns Beide vernichten kann!“

„In meiner Lage giebt es kein Bedenken mehr! Alles wage ich, um Alles zu gewinnen; mißlingt dieser Schritt — nun gut, ich verachte das Leben, ich verachte selbst diejenige Schande, die vor einem wahrhaft fühlenden Herzen keine Schande ist.“

„Clarisse, ich fürchte, Sie zu verstehen! Aber so unendlich ich Sie liebe, so namenlos schwer mir der Abschied von Ihrer Nähe fällt, so ist die Trennung in unserer Lage dennoch eine Wohlthat, sofern wir uns selbst und unsere Herzen vor bodenlosem Elend bewahren wollen.“

„Elend?“ versetzte das wahnsinnige Weib fast verächtlich; „es giebt kein tieferes Elend als das Scheiden; es giebt kein Elend, das dem meinigen gleich käme. Sie dürfen nicht reisen! — Oscar, seit dem Augenblicke, der das Geständniß unserer Liebe hörte, war zum ersten Male berauschendes Entzücken, Seligkeit in diese verödete Brust eingezogen, und seit dem Augenblicke, in welchem ich den Entschluß Ihrer Reise vernahm, ermißt kein Wort, kein Gedanke die Tiefe des Schmerzes, der dieses Herz zermartert. Haben Sie Erbarmen mit mir, Oscar! — Reisen Sie nicht! Es ward mir nicht zu schwer, mich hierher zu schleichen, mich zu der demüthigenden Bitte zu erniedrigen: reisen Sie nicht! Mit gefalteten Händen, mit Thränen im Auge flehe ich Sie an: werfen Sie nicht das Siechthum in mein Leben, das nicht auslöschen mag, nicht darf, seitdem ich mich von Ihnen geliebt weiß. Sie können mein Mörder nicht werden, weil ich aus Ihrer Hand erst das wahre Leben empfing.“

„Unglückliche! Sie verlieren die Besonnenheit, habe ich etwa nicht gelitten? Habe ich nicht mit blutender Seele gekämpft, um mich zur Reise zu entschließen? Aber zeigen Sie mir einen andern Ausweg aus dem Labyrinthe der Verirrungen, in welches uns unsere Leidenschaft stürzte. Zeigen Sie einen andern Ausweg, als den der Trennung, und ich folge Ihnen gern. Vier Herzen, auch zum Glücke geboren, kreuzen sich in ihren Hoffnungen und Wünschen; — vier Herzen stehen vor einem Abgrund, in welchem sie grauenvoll untergehen müssen. Suchen wir, ehe es zu spät ist, auf einsamem Pfad die Umkehr, die allein nur Rettung verleihen kann. Es giebt Satzungen im menschlichen Leben, gegen die Niemand ungestraft frevelt, und es locken uns Genüsse, von denen kein Sterblicher nippt, ohne dieselben mit ewiger Reue zu bezahlen. Lassen Sie uns unsere Pflichten der schwersten Opfer werth erachten, lassen Sie uns von einander scheiden. Vielleicht kühlt die Trennung unsere Herzen, vielleicht, daß — ein

Niewiedersehen uns endlich den Frieden wieder zuertheilt, in welchem das wahre Glück des Lebens eigentlich sich gründet."

„Oscar, ich will mich gern durch Ihre Vernunftsgründe täuschen lassen," fuhr Clarisse in sträflicher Schwärmerei jetzt fort; „ich will stark sein und glauben, daß die Weisheit selbstsüchtiger, gesellschaftlicher Gesetze die Wahrheit, und daß die von der sich nie irrenden Natur unserem Blute, unserer Seele eingegebenen Empfindungen ein Trugbild seien. Ich will mich vor den gesellschaftlichen Gesetzen beugen wie ein Leibeigener, der den Saum des Kleides seines Herrn küßt, und ich will sterben, weil die gewaltige Hand der schaffenden Natur nicht leiden darf, daß ich mich ihren ursprünglichen Anordnungen zu entziehen suche."

„Allmächtiger Gott!" rief der geängstigte und begehrliche Mann, „Sie verlieren sich in Trugschlüssen! Reichte uns die allwaltende Natur unseren Leidenschaften gegenüber nicht ein schöneres Geschenk, die Gewalt der Selbstbeherrschung? Lassen Sie uns das Urtheil der Welt nicht so kühn herausfordern; sie zerfleischt schonungslos, was sie auf den Secirtisch der Lästerung schleppt. Glauben Sie mir, Clarisse, ein makelloser Ruf gehört zu den Gütern, die man erst dann angemessen würdigt, wenn man sie eingebüßt hat, und die, einmal verscherzt, uns für alle Zeiten benommen bleiben. Doch sei es selbst, daß wir den Muth besäßen, der ganzen Welt zu trotzen, — wer würde uns vor uns selbst, vor der Stimme des Gewissens schützen? Sich selbst verachten zu müssen, ist die tiefste Qual. Und glauben Sie, daß ein Bund, den zwei glühende Herzen gleich den unseren schließen, vor Fortunat verborgen bleiben könne? — Glauben Sie nicht, daß auch Thea nur zu bald ahnen müßte, was unsere Brust verschließen wollte? Fortunat aber hat Sie mir, dem Freund, anvertraut, und ich soll ihn verrathen? — Thea ist rein in ihrer Liebe und mustergültig in dem Bunde, den sie mit mir geschlossen hat, und ich soll in diese treue, vertrauende, schuldlose Seele den Feuerbrand der Verzweiflung schleudern? Es ist zu kostbar, zu kostbar, um welchen Preis wir das Glück, das unsere Leidenschaft uns vormalt, erkaufen sollen."

„Fortunat! Thea! — Und ich? — Ich gelte Ihnen Nichts! — Um Thea zu schonen, fühlen Sie sich Held, und wenn Clarisse verblutet, wenn die Hand der Vernichtung sich mit unerbittlicher Strenge auf mich legt, so mögen Sie sich nicht bis zur Empfindung des Erbarmens versündigen. Oscar, Sie haben mich letzthin schamlos getäuscht, als Sie mir von Liebe sprachen, und Sie verstanden die Heuchelei überraschend gut, um ein Herz zu bethören; denn Sie sehen, ich kam ohne Zögern hierher, ich wagte für meine Liebe das, wofür mich alle Welt verdammen wird. Das ist Liebe, die aufrichtige, gewaltige Liebe, deren Wogen verschmähen müssen, sich in bloßen Betheuerungen zu ergehen. Oscar, opfern Sie die Bedenken klügelnder Vernunft, opfern Sie dem Glücke der Liebe die gesellschaftlichen Satzungen sogenannter Pflicht! — mein Herz ist reich genug, Sie dafür zu entschädigen, und es ist verschwenderisch, dem Geliebten zu lohnen."

Die Hände der leidenschaftlichen Frau zitterten in denen Oscar's, ein

Thränenstrom brach aus den schönen Augen hervor und Clarisse's Lippen brannten auf denen Oscar's. All sein Muth, den er bisher gesammelt hielt, war plötzlich verstoben, und der Unglückliche rang fruchtlos nach Worten. Sein Arm umschlang Clarisse, eng und enger zog er sie an sich. Ja, jetzt wollte er untergehen in dem Flammenkrater der Leidenschaft, die ihn zu dem schönsten Weibe zog, das ihn vergötterte. — Die Aufregung, mit welcher Oscar vorhin gesprochen, hatte es bewiesen, daß seine Worte von Pflicht und Entsagen nicht aus seinem Innern kamen, daß sie nur die Frucht langer Ueberlegung waren, der Ueberlegung, durch welche es ihm selbst klar geworden, daß nur eine Trennung von Clarisse ihn vor dem allgemeinen Ausbruch seiner Leidenschaft, ihn vor der Untreue gegen sein Weib erretten könne.

Clarisse's Erscheinen war schlau berechnet gewesen, da sie den Zustand der Seele des Geliebten genau erkannte; sie wußte, daß die Macht ihrer Reize Oscar's Entschlüsse zertrümmern würde. Ein herbeieilender Wagen, der vor dem Hôtel Halt machte, schreckte die Liebenden aus ihrer zärtlichen Umarmung empor.

„Thea kehrt zurück," rief Oscar verstört, „lassen Sie uns scheiden."

„Nur nach Verpfändung Ihres Wortes, daß Sie in Paris bleiben werden."

„Ich beschwöre Sie, eilen Sie, jeder Augenblick kann uns verderben!"

„Ich bleibe; ich habe Alles bei diesem Besuche eingesetzt, und ich will Alles gewinnen!"

„Ich höre Schritte! Schonung, Schonung, Clarisse! — und diese Reise ist nun einmal beschlossen; ich werde sie abkürzen, aber —"

„Gut denn! Ich werde Ihnen folgen, wohin Sie immer reisen mögen, Sie werden mir nicht entfliehen!"

„Clarisse, Sie rasen!"

„Rasen? — nein! Aber ich liebe und ich kämpfe nur um mein Leben; bleiben Sie in Paris, und Thea soll niemals ahnen, was unsere Brust bewegt; ja, im Geheimniß liegt die Süßigkeit des Glückes."

„Ueberschätzen Sie unsere Kräfte nicht."

„Oscar, bleiben Sie in Paris, oder ich entdecke Thea Alles — noch in dieser Stunde!"

„Ha! Sie könnten? —"

„Ich bin entschlossen!"

„Fliehen Sie um Gott! — Hören Sie nicht? — man tritt bereits in den Nebensalon."

„Sie reisen also nicht? —"

„Hier meine Hand! ich bleibe — in Paris."

Clarisse warf einen zauberischen, lächelnden Blick auf Oscar und glitt zur Tapetenthür, die sich geräuschlos aufthat und wieder schloß. In demselben Augenblicke legte sich eine Hand auf den Drücker des Haupteingangs, Oscar schob eiligst den Riegel zurück; er glaubte Thea zu sehen, doch — Fürst Zalewsky stand vor ihm.

Der Fürst, durch Clarisse's Zurückhaltung gegen ihn gereizt, war ein aufmerksamer Beobachter aller ihrer Schritte geworden. Er besaß zu viel Menschenkenntniß und zu viel müßige Zeit, um nicht ein Geheimniß zu ahnen, welches die Einsamkeit der schönen Frau erheiterte. Ihm schien Oscar der Gegenstand dieses Geheimnisses zu sein, wie sich auch aus tausend kleinen Anzeichen folgern ließ. Da er, der Fürst, nun selbst bei Clarisse nicht glücklich sein sollte, so suchte er, wie viele Menschen es zu thun pflegen, wenigstens darin eine Genugthuung, das bessere Glück Anderer zu zerstören.

In dem Salon, wo Thea heute Abend länger verweilte, wurde auch Clarisse erwartet. Der Fürst hatte sich aus diesem Grunde dort ebenfalls eingefunden. Ihm fiel es auf, daß Clarisse nicht erschien, und daß Oscar ebenfalls ausblieb. Der muthwillige Zalewsky war sofort mit sich einig, Nachforschungen anzustellen, ob Oscar nicht abermals „wichtige Depeschen bei Clarisse abzugeben habe." Er empfahl sich und fuhr nach dem Hôtel Tallheim, und als er dort Niemand zu Hause fand, eilte er zu Haanen, wo er, wie wir gesehen, sehr zur Unzeit anlangte. Ja, er würde ihm noch unbequemer gewesen sein, wenn nicht die Diener Schwierigkeiten gemacht hätten, ihn einzulassen, da Herr von Haanen nicht liebe, Besuche zu empfangen, wenn er in seinem Arbeitskabinet thätig sei.

„Vergeben Sie mir diese Störung," rief Zalewsky, Oscar's Hand schüttelnd und alle Winkel des Zimmers musternd, „vergeben Sie. Eine wichtige Neuigkeit rief mich aus dem Salon der Gräfin Alban, wo ich das Glück hatte, Frau von Haanen zu begegnen, die sich bitter beklagte, ihren Gemahl nicht im Kreise der Freunde zu sehen. Als ich bei meiner Rückkehr hier vorüberfuhr, sah ich Licht bei Ihnen, und um Ihrer verehrten Gemahlin einen angenehmen Dienst zu erweisen, wenn ich Sie endlich von den anstrengenden, diplomatischen Arbeiten losreißen würde, sprach ich hier ein, um Ihnen einen Platz in meinem Wagen anzubieten."

„Tausend Dank! doch — meine Arbeiten erlauben eben nicht — die Strenge des Dienstes —"

„Pah! Sie müssen sich schonen. Hätte ich doch, als ich durch den anstoßenden Salon ging, darauf schwören wollen, daß ich in Ihrem Zimmer heftig sprechen hörte — jedenfalls ist das ein zu großer Eifer für den Dienst. — Ah! und Sie sehen angegriffen aus! Meine Freundespflicht zwingt mich, Sie heute den Geschäften zu entführen. — Aber was entdecke ich? Hier liegt ja ein allerliebstes Sacktuch — drei Reihen Spitzen — und wie in Thränen gebadet — welch' herrlicher Parfüm durchduftet das Zimmer — wenn ich nicht wüßte, daß trockene, diplomatische Arbeit Sie so ernst beschäftige, ich würde versucht sein, vorauszusetzen, daß sich zwischen den langweiligen Acten auch ein Schäferstündchen abspielen könne."

Oscar's peinliche Lage und sein Unmuth stiegen von Augenblick zu Augenblick, und er entgegnete, das Taschentuch einsteckend, auf die im leichtfertigsten Tone gesprochenen Worte des Fürsten: „Mein Herr, Sie sind

bei Laune wie immer; verzeihen Sie es dem Drange der Geschäfte, daß ich von Ihrer Aufgeräumtheit nicht profitiren kann. Uebrigens wähle ich meine Taschentücher nach meinem Geschmack und bin in dieser Beziehung so eigensinnig, daß ich das Urtheil Anderer verschmähe. Entziehen Sie aber Ihren Humor dem Salon der Gräfin Alban nicht, wohin Ihnen zu folgen, meine Arbeiten mir nicht gestatten."

„Sie nehmen meinen kleinen Scherz, durch den ich Sie zu erheitern hoffte, ungnädig auf; nun, nichts für ungut. Mein Gewissen erlaubt es nicht, Sie länger zu stören; aber es verdrießt mich, der Frau von Haanen die beabsichtigte Ueberraschung nicht bereiten zu können." Und wiederholte Blicke durch die nach dem Garten gehenden Fenster werfend, fügte er hinzu: „Wie klar der Himmel ist: tageshell liegt der Mondschein über Stege und Bosquets des Gartens. Sehe ich recht? — Wissen Sie nicht, wer soeben die Steintreppe Ihrer Gemächer verläßt? — Eine vonnenhaft verschleierte Dame — welche bezaubernden Formen! — Doch ich störe schon zu lange, auf Wiedersehen, Herr von Haanen!"

Damit eilte der Fürst über die Schwelle und fuhr in das Hôtel Alban zurück. Er wußte genug für heute; denn Oscar war nicht Herr über sich selbst gewesen, und zu oft hatten Zalewsky's Augen auf der Gestalt Clarisse's gehangen, als daß er in der verschleierten Dame sie nicht wiedererkannt hätte. Leider war es nicht thunlich, um bei dieser vorgerückten Stunde ein zweites Mal im Hôtel Tallheim vorzusprechen und dort sich völlige Gewißheit über seine Entdeckung zu verschaffen.

Für Oscar waren die Ereignisse dieses Abends verhängnißvoll; er sank, als sich Zalewsky entfernt hatte, vernichtet in einen Fauteuil; kalter Schweiß perlte auf seiner Stirn. Was sollte er beginnen? — Wo einen Ausweg finden? — Seine Schwäche hatte die Katastrophe heraufbeschworen, aus der ihn ein voller Mannesmuth, wenn er sich zu demselben emporgeschwungen hätte, nicht mehr retten konnte, weil er der Mitschuldige Clarisse's war, des verzweifelnden kühnen Weibes, das nur e i n e m Gebote, dem ihrer Leidenschaft, gehorchte. Sollte sein künftiges Leben eine ununterbrochene Kette von Heuchelei und Falschheit, von Genuß und Schmach sein? — Es ist nicht so leicht, gegen ein vorwurfsfreies Herz, wie das Thea's, zu freveln; es wird unmöglich, gegen dasselbe die Schuld von Tag zu Tag zu häufen. O, wäre Thea gleicher Schuld zu zeihen gewesen, ihr Gatte hätte sich frei und voll Muth gefühlt, die Irrgänge der Verlockungen ungebändigter Leidenschaften weiter zu verfolgen.

Oscar sprang vom Stuhle auf und ging mit großen Schritten, aufgeregt, im Zimmer auf und nieder. „Ich bin zu schwach," rief er mit dumpfer Stimme aus, „den verführerischen Reizen Clarisse's zu widerstehen, und ich bin zu schwach, das begonnene Verbrechen gegen meine Gattin weiter zu spinnen. Spare ich meinem unglücklichen Weibe wenigstens den Schmerz, ihren Gatten verachten zu müssen; spare ich mir selbst das Elend, mein Leben unter doppelter Schmach weiterzuschleppen! Clarisse, Dich beugt dieselbe Schuld, die meine Kraft bricht; Dir bleibt es freige-

stellt, meinem Beispiele der Sühne zu folgen! Und Du, Thea? Dich werden die Geister Deiner schuldlosen Tage über den Schlag des unverdienten Schicksals hinwegtragen, Du wirst in Dir selbst die Elemente finden, unter anderen Verhältnissen wieder froh zu werden: — — verzeihe dem Todten!"

Mit Ruhe langte er jetzt aus seinem Waffenschranke einen Pistolenkasten hervor; mit Ruhe ergriff er ein Pistol und versah es mit einem Zündhütchen. „Lebe denn wohl Erde, mit all Deinem Elende und mit all Deinem Glücke. Du hast mir Beides geschenkt und hast mich gelehrt, daß das tiefste Elend die Schuld ist. Und Du, ewige Allmacht, deren Pforte ich betrete, gehe nicht zu streng zu Gericht mit dem Sünder, der Deine Geschenke mißbrauchte!"

Oscar setzte die Mündung der Schußwaffe an seine Stirn und — — „Allmächtiger Gott! — Oscar! — Oscar!" ertönte ein Angstschrei hinter ihm; — es war Thea, die herbeistürzte. Die Pistole entfiel Oscar's Hand; er selbst sank kraftlos zu Boden. —

Der Zustand des unglücklichen Mannes machte die Hülfe des Arztes wieder nöthig. Dieser versuchte, die geängstigte Gattin damit zu trösten, daß große, geistige Anstrengungen das Nervensystem des noch nicht völlig Genesenden überreizt und den Paroxismus herbeigeführt hätten. Oscar erholte sich schneller, als man gehofft hatte. Er ließ sich auf Rath der Aerzte vom Dienste dispensiren und gab sich einem Leben voller Zerstreuungen hin; doch verweigerte er hartnäckig, eine Reise anzutreten.

Die besorgte Gattin überwachte Tag und Nacht den Gemahl und vermied dabei mit erfinderischem Taktgefühl Alles, was diesen an das fürchterliche Ereigniß jenes Abends hätte erinnern können. Thea gab sich endlose Mühe, den Gemahl mit kleinen Zerstreuungen zu beschäftigen. Man gefiel sich in einer gewissen Zurückgezogenheit, die durch kleine, gemeinschaftliche Zusammenkünfte oder Landpartieen, an denen sich nur die nächsten Freunde und Verwandte betheiligten, möglichst oft unterbrochen wurde. Oscar erholte sich zusehends, aber Clarisse war es ja, die zu dem intimen Gesellschaftskreise gehörte. Die sträflich Liebenden tauschten zwar nur einen Blick und mit Herzbeben einen Händedruck aus; aber diese kleinen Boten der Liebe sorgten dafür, daß die Flammen der alten Leidenschaft so mächtig, wie sonst, weiterloderten. Clarisse wagte es endlich, wieder heimlich an Oscar zu schreiben, und — er widerstand der Versuchung wiederum nicht, dasselbe Mittel zum Austausch seiner Gefühle zu benutzen.

Clarisse mochte kein anderes Gebot als das ihrer Liebe anerkennen. Sie wußte aus einer gepflückten Blume, aus einem Band, aus einem verlorenen Handschuh tausend Fesseln zu schmieden, welche das Herz Oscar's ihr willenlos zu Füßen warfen.

So vergingen Wochen. Eines Tages unternahm man einen Ausflug in eine romantische Gebirgsgegend. Die Gesellschaft stand auf einem schroff abfallenden Felsstück, zu dessen Füßen sich kleinere Steinmassen

nur spärlich vom Grün bedeckt, bis zum Ufer eines Wildbaches ausdehnten. Im Eifer des Gesprächs drehte Oscar an einem goldenen Reifen seines Fingers. Der Ring glitt ab und fiel zwischen die Felsentrümmer. Oscar beklagte lebhaft den möglichen Verlust des Ringes, woran sich theure Erinnerungen an die verstorbene Mutter knüpften. Die ganze Gesellschaft machte einen Versuch, das Kleinod wieder aufzufinden, doch die Bemühungen blieben erfolglos. Auch ausgesandte Bauern, denen für Zurückbringung des Ringes ein beträchtlicher, den Werth des einfachen Gegenstandes weit überragender Lohn zugesichert worden war, kehrten am Abend ohne den Ring heim.

Thea und Clarisse verabredeten für den folgenden Morgen einen neuen Versuch. Als Begleiter der Damen fanden sich Oscar und Graf Genois, ein Vetter Clarisse's ein. Man brach mit dem ersten Sonnenstrahle auf. Thea überließ sich den erquickenden Eindrücken des herrlichen Morgens, sie pflückte von den bethauten Hecken und Wiesen allerlei Feldblüthen, wobei der Graf, ein Freund der Botanik, ihr behülflich war und manchen interessanten Aufschluß über das Blumenleben ertheilte. Clarisse schlenderte langsam an Oscar's Seite. Es war nicht Zufall, daß Graf Genois die Gesellschaft begleitete, sondern Clarisse hatte es einzufädeln verstanden, daß der junge, galante Mann seine Begleitung gestern anbieten mußte. Es war auch keineswegs Zufall, daß Frau von Tallheim an der Seite des Herrn von Haanen ging; vielmehr hatte Clarisse das Blumenpflücken anzuregen und die botanischen Kenntnisse ihres Vetters zu empfehlen gewußt. Oscar befand sich mit dem gefährlichen Weibe, für ein Zwiegespräch ohne Zeugen, zusammen, ohne entfliehen zu dürfen.

Sie legte ihren Arm in den seinigen. Sie sprach lebhaft und zollte der Schönheit der landschaftlichen Umgebungen bewundernde Worte, bald aber begann ihre Stimme zu zittern, Wehmuth lag in ihren Augen, und sie berührte schüchtern ein zartes Thema. „Oscar," flüsterte Clarisse bewegt mit sirenenartigem Zauber, „Sie fliehen mich, — Sie meiden es, mit mir allein zu sein. Sie fürchten sich davor, mir ganz anzugehören, aber Ihre Anstrengungen bleiben vergeblich. Glauben Sie mir, Sie werden nicht siegen; Sie können es nicht, Ihr Herz liebt zu innig, zu wahr; — ich fühle es an mir selber, daß Ihr Kampf unnütz ist. Halten Sie mich nicht für leichtsinnig, Niemand in der Welt kann mich einer Untreue, selbst in Gedanken nicht, gegen meinen Gatten zeihen bis zu dem Augenblicke, da Ihr Blick mich traf. — Zweifeln Sie nicht, geliebter Oscar, daß, könnte mein Entsagen Sie wieder glücklich machen, wie Sie es waren, ich aus Liebe zu Ihnen mich gern opfern würde. Ich beschwöre es beim Himmel! Aber dazu ist es zu spät; Sie können das Glück, das Ihnen für diese Welt noch zugemessen wird, nur in mir finden. — Versuchen Sie es 'mal, ob Sie zu widerstehen vermögen, zu mir zu eilen, wenn die Post morgen keinen Brief von mir bringt; — versuchen Sie es, wenn ich Sie alsdann nicht empfangen würde, ob sich der

Schlaf auf Ihr Auge senken kann. Oscar, was soll ein längeres, aufreibendes Kämpfen! Nicht wahr, ich sehe Sie bald bei mir?"

Herr von Haanen fühlte ein flüchtiges Fieberfrösteln über seine Glieder gleiten. War es vor Entsetzen, oder vor Entzücken? Voller Ergriffenheit antwortete er: „Sie sollen Antwort haben, — nicht sofort, aber heute noch. Wir sind an Ort und Stelle angelangt; der Graf sieht nach uns." —

Das allgemeine Suchen nach dem Ringe begann. Clarisse bewegte sich lebhaft hier und dorthin, und, Jeden gängelnd, leitete sie Thea und den Grafen an eine Stelle abseits und befand sich alsbald wieder neben Oscar, der, als wolle er einen Entschluß in seiner verhängnißvollen Lage aus dem Gerölle emporheben, eifrig an ein und demselben Punkte in dem Gebröckel der Steine eine Furche aufwarf. Er wagte nicht emporzusehen, als er Clarisse's Nähe wieder gewahrte. Da tönte ihm des verführerischen Weibes schmeichelnde, süße Stimme wieder leise in's Ohr: „Oscar, wenn ich den Ring finde — lassen Sie es als Antwort gelten? Soll er das erste Glied der Kette sein, die uns auf ewig ganz verbindet?"

„Der Ring ist mir wahrhaft theuer," erwiderte Oscar, „treiben wir keinen Scherz, keinen Frevel damit."

„Keinen Scherz, sondern eine Nothfrage, ein heiliges Orakel, von dem sich selbst die gebildetsten Völker nicht frei hielten. Auch keinen Frevel, sondern nur Weihe unseres Herzensdranges durch Herbeirufung derer, die über den Sternen wohnen. Oscar, wenn ich den Ring fände, den Andere vergeblich suchten, wäre es nicht ein Wink des Schicksals? — besäßen wir Stärke genug, ihn als einen frivolen Zufall aus unserer Erinnerung zu bannen? — Der Ring möge sprechen! Schlagen Sie ein!"

„Ich darf es wagen," antwortete Oscar lächelnd, während ihm, als gelte es, ein erschütterndes Verhängniß mit Bewußtsein herbeizurufen, das Wort kaum von den Lippen wollte. „Ich darf es wagen; ist doch der ganze Platz genau durchsucht. Erheitert Sie es, mit dieser kleinen Thorheit zu spielen, so, Clarisse — hier ist meine Hand."

„Es gilt!" rief Frau von Tallheim, und in wenig beherrschter Aufregung begann sie, sich mehr und mehr entfernend, zu suchen. Oscar stand mit verschränkten Armen da. Sich selbst ein Räthsel, das er weder lösen mochte noch konnte, folgte er mit leidenschaftlichen Blicken den Bewegungen der schönen Frau. Er versank in einen unklaren Traum. Plötzlich weckte ihn der Ruf: „Gefunden!"

Clarisse kniete am Felsenrand, in der einen Hand den Ring emporhaltend, mit der anderen die Schläge ihres ungestümen Herzens niederdrückend. Das in der Gluth der Leidenschaft frohlockende Weib, den ganzen Zauber verführerischen Entzückens auf dem durch tausend Reize verklärten Antlitz, die innigste Harmonie der Grazie in Form und Bewegung des vom Morgenstrahl übergossenen Körpers, das flammende Auge, der Klang in dem Sirenenruf: „Gefunden!", Alles dies durchzuckte Oscar mit einer Allgewalt des Sinnenreizes, bei der seine Glieder erbebten.

„Gefunden!“ flötete Clarisse's Stimme nochmals. „Verloren!“ stammelte Oscar's Lippe leise und mühsam hervor. Tiefe Röthe flammte auf seinem Gesicht; in seinem Auge schwamm eine Thräne der Wonne und der Trauer. Taumelnd fast schritt er auf Clarisse zu. „Dank! unendlich heißen Dank!“ flüsterte er ihr zu und drückte einen brennenden Kuß auf der Finderin weißes Händchen, das ihm den goldenen Reifen zurückstellte. Clarisse war keines Wortes mehr mächtig. Selbst ihr Blick mochte nicht sprechen; in trunkener Seligkeit irrte er in den leichten Wölkchen umher, die der heitere Morgenhimmel lächelnd spazieren führte.

Am Abend fuhr die kleine Gesellschaft nach Paris zurück. Clarisse und Thea nahmen den ersten Wagen ein; die beiden Herren bestiegen den zweiten. Graf Genois entschlummerte in den weichen Wagenkissen, Oscar rang zwischen den verschiedensten Empfindungen, und nach allen Erwägungen und Entschlüssen seufzte er: „Verloren!“ —

Das Ereigniß, das sich an den Ring knüpfte, hatte der Lage der beiden Liebenden noch keine klare Form gegeben, aber die Fäden gespannt, die eine neue Katastrophe herbeiführen mußten. Oscar hatte, in Paris angelangt, noch den Willen, stark zu sein, aber er fühlte sich der Macht der Verhältnisse unterthänig. Er rechnete auf günstige Abmachungen von Zufälligkeiten, die das Innehalten, oder vielmehr das Einlenken in die Bahnen der Pflicht erleichtern oder erzwingen würden; nur litt diese Berechnung daran, daß außer Acht gelassen worden war, wie menschliche Leidenschaften die Heerstraße des gewöhnlichen Lebens durchbrechen. Der erste Tag war überwunden, und der Abend sollte den Triumph über die leidenschaftliche Regung besiegeln. Oscar saß in seinem Arbeitskabinet allein, er hatte eine ernsthafte Beschäftigung vorgenommen, die sein Denken lebhaft in Anspruch nahm. Um einen neuauftauchenden Gesichtspunkt in reifliche Ueberlegung zu ziehen, lehnte er sich in seinen Armsessel zurück. Da traf sein Auge den wiedergefundenen Ring, die Geschäftsgedanken verloren sich in verlockende Träume, er gestand es sich, daß es ihm eine Leere hinterlassen, von Clarisse heute nicht ein paar Zeilen durch die Post erhalten zu haben. Er wollte das Gefühl der Entbehrung des vermißten Briefes einen wenig bedeutenden Eingriff in die süße Gewohnheit nennen; und er hätte rasen mögen, daß er entbehrte. Er zog den verhängnißvollen Reif vom Finger und vergegenwärtigte sich an ihm die Episode zwischen den Felsblöcken, da — er schrak fast zusammen: der Ring war nicht das von der Mutter ererbte Kleinod. Er sah jenem ähnlich, aber schien schwerer, älter zu sein; Clarisse hatte eine Täuschung versucht — ach! die Verirrungen der Leidenschaft sind zahllos! — oder ein Zufall hatte, grausam neckend, in das Schicksal zweier Menschen gegriffen. Oscar strengte sich vergeblich an, die dunkle Sache als gleichgültig beiseite zu schieben; er verlor sich immer mehr und mehr in verwirrten, quälenden Voraussetzungen, und die Unruhe trieb ihn zu Clarisse.

Die Dienerschaft im Tallheim'schen Hôtel, die da wußte, daß die Gebieterin sich Behufs ihrer Studien zurückgezogen hatte und von Niemand

gestört sein wollte, aber auch Niemand zu stören pflegte, benutzte dergleichen Abendstunden, unter Vernachlässigung des Dienstes, sich selbst und ihrem Vergnügen anzugehören. Oscar fand deshalb, ohne bemerkt zu werden, Eintritt in Clarisse's Salons und traf sie in ihrem Boudoir. Sie saß im reizendsten Negligé auf einem Divan; vor ihr lag ein Haufen Briefe, die Oscar als die seinen erkannte.

„Endlich kommen Sie! Sie haben mich lange warten lassen, böser Mann," schalt Clarisse mit hinreißender Freundlichkeit, indem sie den Gast zum Sitzen neben sich einlud.

„Sie wußten, daß ich kommen würde?" —

„So gewiß, als ich weiß, daß ich Sie liebe. Erinnern Sie sich meiner Worte: Ich habe heute nicht an Sie geschrieben, und Sie erscheinen selbst. Für Herzen, die so heiß fühlen, wie die unseren, ist die Liebe allmächtig; ich bin Ihr Schicksal, und Sie das meine."

„Mich bewog," stammelte Oscar, „eigentlich dieser Ring, daß ich Sie aufsuchte."

„Und Sie kommen, mir zu danken?"

„Sie treiben Scherz mit mir — Sie haben — ich bin unglücklich, es Ihnen nicht verhehlen zu dürfen — den Ring meiner Muttter nicht gefunden und — um meines gegebenen Wortes Willen — mich mit einem ähnlichen Ring zu täuschen gewagt."

„Oscar!" erwiderte Clarisse schmerzlich, „verwunden Sie mein Herz nicht zu tief! Ich liebe Sie grenzenlos, aber bis zur Täuschung, bis zum Betrug erniedrigt die Liebe mich nicht. — Ich fand Ihren Ring — hier sehen Sie ihn an meiner rechten Hand, wo er für alle Zeiten bleiben soll. Das Schicksal gab ihn in meine Hände, und Ihr Wort ließ ihn zum Zeichen des Bundes unserer Herzen werden. Der Ring ist somit mein, und ich gab Ihnen dafür jenen Reifen, ein Vermächtniß Desjenigen, der einzig und allein in meiner Kindheit durch ein liebevolles Wesen sich meiner erbarmte; der innere Werth meines Ringes wägt somit den des Ihren auf, und der Tausch uns so theurer Kleinode bekräftigt nur unseren sympathischen Bund, den wir willenlos schließen mußten, dem uns der Himmel anheimgab. — Aber, Oscar! reut Sie der Tausch in seiner Bedeutung? — Hier ist meine Hand — nehmen Sie selbst Ihren Ring zurück! Nehmen Sie ihn, wenn Sie es v e r m ö g e n — werfen Sie der Vorsehung den Fehdehandschuh in's Gesicht und seien Sie frei! — Weshalb zögern Sie?" —

Oscar nahm den Ring nicht zurück; stürmisch drückte er die schöne Hand an sein glühendes Herz, die Lippen der Beiden brannten auf einander im Rausche der Glückseligkeit süßer Sünde. — Da lauschte Clarisse, plötzlich erschreckt, auf und sie flüsterte in banger Hast: „Das Schloß an der Thür wird geöffnet — fliehen Sie, Oscar! Um Thea's Willen fliehen Sie — wir sind überrascht! Dieses Fenster geht nach dem Park."

Clarisse in höchster Aufregung horchte weiter; das Geräusch an der Thür hatte sie nicht getäuscht; sie sah Oscar aus dem Fenster entgleiten,

das sie leise schloß. Sie athmete etwas erleichterter auf. Da vernahm sie vom Park her die Worte: „Halt, wer da! Schenken Sie mir einen Augenblick Gehör!“ klang es wie bitterer Hohn nach.

In demselben Moment öffnet sich die Thür, und vor der bestürzten Frau steht, in Reisekleider gehüllt, Herr von Tallheim. „Guten Abend, meine Theure!“ ruft Fortunat ironisch. „Das Glück, das Sie bei meiner unerwarteten Ankunft empfinden, beraubt Sie der Sprache. Bei Gott! wüßte ich mir das stumme Entzücken meiner zärtlichen Gemahlin nicht zu vergegenwärtigen, ich würde sagen: „Sie sehen aus wie das Bild des Entsetzens, Madame.“

„In der That,“ stammelte Clarisse, „Ihre unvermuthete Ankunft hat mich überrascht,“ und sie sank erschöpft in einen Lehnstuhl.

„Ich begreife das, meine Theuerste. Auch meine Sehnsucht nach Ihrem lieben Herzen litt mich nicht länger in London. Sie haben, wie ich höre, in wahrhaft klösterlicher Einsamkeit um mich getrauert. Ich werde dankbar dafür sein, reizende Clarisse, und das Muster eines Ehemanns werden. — Aber, Madame, Sie hören nicht auf meine Worte — Teufel! Sie sind einer Ohnmacht nahe. Während meiner Abwesenheit scheinen Ihre Nerven sehr angegriffen worden zu sein, mein Engel.“ Der brutale Mann ergriff die Klingel, um Clarisse's Kammerfrau zu rufen und eilte selbst auf sein Zimmer, um die Reisekleider abzulegen. —

Oscar war unterdeß bei seinem Sprunge aus dem Fenster in ein Rosenbeet gerathen, und kaum war er einige Schritte weitergeeilt, als sich eine Hand unsanft auf seine Schulter legte, und der Anruf, der Clarisse's Blut erstarren gemacht, ihn stehen hieß; — — Fürst Zalewsky hemmte den Weg.

„Wer heißt Sie meine Schritte belauern?“ fragte Oscar mit Heftigkeit, indem er den Fürsten bei Seite stieß.

„Ah, sehe ich recht, Herr von Haanen? Ließ ich mir es doch einfallen, einen Dieb erwischen zu wollen; wer vermuthet auch die Liebhaberei, um die Nachtzeit durch die Fenster zu spazieren, bei ehrlichen Leuten.“

„Fürst, sparen Sie Ihre Troßbubenscherze; Sie suchen Händel mit mir, erklären Sie sich schnell, Ihre Spionage ekelt mich an, wie sie jedem Ehrenmann verächtlich ist.“

„Sie befleißigen sich eines classischen Freimuths, Herr von Haanen, und ich werde mir gestatten, mit gleicher Münze zu dienen. Ja, ich bespionirte Sie, weil ich Sie auf einer Fährte wußte, die meine Wege kreuzt; Sie sind mir unausstehlich, weil Sie mich von meinem Ziele abdrängten; und durch Sie selbst gezwungen, Sie zum Zweikampf zu fordern, bekenne ich gern, daß ich mir die Gelegenheit nicht entwischen lassen möchte, mit der Pistole als Ihr Todfeind Ihnen gegenüberzutreten.“

„Je eher, desto lieber!“

„Diesen Morgen noch, um fünf Uhr, im Boulogner Hölzchen.“

„Abgemacht!“ Oscar lüftete mit vornehmer Kälte seinen Hut und suchte einen Ausweg.

„Auf Wiedersehen!" rief Fürst Zalewsky hinter seinen Gegner her und schritt, eine Vaudeville-Arie vor sich summend, in das Hôtel, wo ihn Tallheim erwartete.

Clarisse hatte oben jedes Wort vernommen, deshalb wurde es ihr unmöglich, sich Fortunat gegenüber zu beherrschen. In Thränen gebadet, durchwachte sie eine qualvolle Nacht. Fortunat und der Fürst Zalewsky ließen es sich bei einer wohlversehenen Tafel noch ein Stündchen behagen, endlich entfernte sich der Fürst in der heitersten Laune. Tallheim gab Befehl, ihn um vier Uhr zu wecken, stellte einen Pistolenkasten auf den Tisch und begab sich zur Ruhe.

Oscar war wie ein Träumender nach Hause gewankt, und dennoch fühlte er, daß eine langentbehrte Ruhe in seine Seele trat; seine sträfliche Leidenschaft verlangte ein Opfer der Sühne, und er unterzog sich gern dem strafenden Gericht. Es galt einen Bruch mit den Beziehungen, in denen er an den Abgrund tiefer Immoralität geführt worden war, und wenn er sich zu schwach gesehen, der Verlockung zu fliehen, so wußte er sich stark, ihren Consequenzen der Vergeltung entgegenzutreten. Nur Eins erfüllte ihn mit banger Sorge: — — der Gedanke an Thea.

Clarisse durfte untergehen; denn Leidenschaft und Schuld hatten ihr diese Möglichkeit in Aussicht stellen müssen; anders war es mit Thea. Das ahnungslose, vertrauende, zärtlich liebende Weib besaß wohl die Stärke, einen herben Schicksalsschlag zu tragen, aber sie durfte nicht erniedrigt werden durch die Entdeckung, daß derjenige einen Verrath an ihr geübt, dem sie mit aller Innigkeit ihr reines Leben geweiht hatte. Oscar vertiefte sich in langes Sinnen, einen Plan zu entwerfen, er entschied sich endlich dennoch, seiner Frau ein umfassendes Geständniß von seiner Verirrung zu machen und sie seiner völlig hingegebenen Rückkehr zu ihr zu versichern. Es war dies ein Trost für die Unglückliche, wenn Oscar aus dem Zweikampfe nicht zurückkehrte, aber es war gleichzeitig eine — Lüge; denn hatte er es wirklich vermocht, das Bild Clarissen's aus seiner Seele zu wischen? Vermochte er es in diesem Augenblicke der Reue und Zerknirschung? Und dennoch, war es auch nur durch eine Lüge, es mußte etwas für Thea zur leichteren Erduldung des unverdienten Schicksals geschehen!

Sachte, wie ein Dieb auf dem Gange zum Verbrechen, schlich er in Thea's Schlafgemach. Die Ampel aus mattem rosa Glas verbreitete von oben her ein mildes Licht in diese traulichen Räume. Ganz leise, mit hochklopfendem Herzen näherte sich der schuldbewußte Mann dem Lager Thea's; seine zitternde Hand schob den Vorhang zurück, ein Engelsfrieden ruhte auf dem kindlichen Antlitz der Schlummernden; frohe Träume schienen diese lieblichen Züge zu verklären. „Mein Oscar!" flüsterten die von einem sanften Lächeln umspielten Lippen der Schlafenden. — Oscar ließ die Gardinen niedersinken. Seine Stirn bedeckte kalter Schweiß. Ein fieberndes Frösteln glitt über seine Glieder, die ihm den Dienst versagen zu wollen schienen. Er hatte nicht den Muth, diesen

Frieden, der nur noch kurze Zeit dauern durfte, zu stören mit Bekenntnissen, die ein reines Herz zerreißen mußten; er floh diese Stätte und überließ sich in seinem Zimmer neuen Grübeleien.

Endlich war er zu einem neuen Entschluß gekommen, er ordnete seine Papiere und hatte diese Beschäftigung beendet, als die vorgerückte Zeit ihn an den Aufbruch nach dem Boulogner Hölzchen mahnte. Er rief den Kammerdiener, trug demselben Grüße an Thea auf und eilte fort.

Als Oscar mit einem bewährten Freunde, einem Reiteroberst, den er gestern Abend noch schnell von dem Duell in Kenntniß gesetzt hatte, am Orte des Stelldicheins eintraf, fanden sich die Gegner noch nicht vor. Es war ein unfreundlicher, rauher Morgen. Endlich langte ein Coupé an, aus dem Fürst Zalewsky, von Tallheim und ein Arzt stiegen. Man begrüßte sich und beschäftigte sich sofort mit den Einleitungen zum Zweikampf. Die Waffen waren geprüft und geladen, fünfundzwanzig Schritt Distance abgemessen, and die Duellanten hatten ihre Plätze eingenommen. Da heftete Oscar, der inzwischen kein Wort gesprochen, seine Blicke auf seinen Gegner, und die Pistole senkend, sprach er mit fester Stimme: „Fürst Zalewsky, gestatten Sie den Aufschub von wenigen Augenblicken; ich hätte ein Wort mit Ihnen ohne Zeugen zu sprechen."

„Wenn es von Wichtigkeit ist und nicht zu lange währt, stehe ich zu Diensten."

„Seien Sie außer Sorgen und meiner Dankbarkeit versichert."

Die Beiden traten abseits, wo sie von den Zeugen gesehen, aber nicht gehört werden konnten.

„Die Luft ist rauh; kommen wir schnell zum Ziele, mein Herr," sagte der Fürst verdrießlich.

„Besorgen Sie keine langen Vorreden. Sie haben Ihre weitgehende Verehrung für Frau von Tallheim mir bekannt, Sie glaubten mich von dieser Dame bevorzugt, und um sich eines lästigen Nebenbuhlers zu entledigen, bewogen Sie den Gemahl derselben im Geheimen nach Paris zurückzukehren."

„Ihre Erklärungen klingen sonderbar, aber ich liebe die Offenheit und leugne meine Absicht nicht; nur bleibt mir der Zweck Ihrer Worte dunkel."

„Wohlan! Erlauben Sie mir eine Frage. Glauben Sie durch die heutige Komödie, die auch für Sie zum Drama werden kann, Ihren Wünschen und Absichten näher gerückt zu sein?"

„Ich will den Erfolg abwarten."

„Fällt Ihnen das Loos zu, mich zu tödten, so dürfte mein Blut ewig zwischen Sie und Frau von Tallheim treten. Endigt der Zweikampf mit einer Verwundung, die nicht tödtlich wirkt, so bleibt Ihnen Ihr Nebenbuhler, dem Sie ja eine Bevorzugung Seitens der Frau von Tallheim zuerkennen, und in den Verhältnissen ist Nichts geändert. Ich will Ihnen aber ein Mittel an die Hand geben, Ihren Nebenbuhler auf alle Fälle los zu werden; doch ist es an eine Bedingung geknüpft."

„Ich bin gespannt, diese zu hören."

„Ich habe ein Weib, — ein unbeflecktes Wesen, und diesem möchte ich die nicht beneidenswerthe Rolle ersparen, die sie zu spielen hätte, wenn unser Zweikampf in den Mund der Gesellschaft geräth. Um den Preis nun, daß meine Gemahlin weder von unserer Begegnung am gestrigen Abend noch von unserem heutigen Duell eine Sylbe erfährt, will ich selbst Sie von meiner Person gänzlich befreien. Bürgen Sie mir für sich und Ihre Begleiter mit Ihrem Ehrenworte, einen undurchdringlichen Schleier auf die leidige Angelegenheit zu werfen, so gelobe ich Ihnen feierlichst, nie mehr Ihren Wünschen entgegenzutreten."

„Ihr Vorschlag ist seltsam, doch er entspricht meinem Willen; hier ist meine Hand, — der Bund gilt für geschlossen!"

„Haben Sie Dank! — und nun zielen Sie sicher, ich verspreche Ihnen, dasselbe zu thun."

Beide nahmen ihre Stellungen ein. Ein Zeuge zählte: „Eins, zwei, drei!" — Die Gegner schossen gleichzeitig. Der Rauch verzog sich, Beide standen aufrecht. Oscar hatte einen Streifschuß an der rechten Schulter erhalten, der Fürst war unbedeutend an der linken Brust verwundet. Ein leichter Verband ward angelegt, und beide Parteien entfernten sich nach verschiedenen Seiten.

Oscar war bis an die Barrière gefahren, dort stieg er aus dem Wagen, während sein Freund den Weg in die Stadt fortsetzte.

Am nächsten Abend meldete ein Fischer bei der Polizei, einen Mantel und Hut, auf den Wellen der Seine treibend, gefunden zu haben. In einer der Taschen entdeckte man eine Visitenkarte mit dem Namen „Oscar von Haanen."

Nachfragen ergaben, daß diese Persönlichkeit verschwunden sei. Die Wenigsten glaubten an einen Selbstmord, und man vermuthete ein Verbrechen oder eine Verunglückung, die Leiche aber war nicht aufzufinden.

Clarisse weinte heiße Thränen. Fürst Zalewsky war der tägliche Gast Tallheim's, und Letzterer heiterer als je, er setzte sein kostspieliges Leben fort, obwohl es der Welt ein Räthsel blieb, woher er die Mittel dazu nahm.

Thea's Schmerz war unsäglich. Sie zog sich gänzlich von der Gesellschaft zurück, und ihre Erholung bestand in dem häufigen Besuch des Friedhofes vom Père la Chaise.

Im nächsten Frühjahr verließ sie Paris und ging als trauernde Wittwe nach dem Schlosse Neuberg bei Meran.

6.

Im Hafen des Glücks.

Es waren s e ch s Jahre vorübergegangen. Neuberg hatte längst einen neuen Besitzer bekommen; die frühere Eigenthümerin hatte sich vermählt und war ihrem Gatten nach Neapel gefolgt. Ihre Tochter erster Ehe

hatte bereits vor fünf Jahren das Schloß verlassen, um sich unfern vom Schloß Tyrol ein bescheidenes Landhäuschen mit Garten und Wiesengrund anzukaufen, wo sie in ländlicher Einsamkeit ihrer kleinen Wirthschaft und der Tröstung leidender Nachbarn lebte. Sie war ringsum nur unter dem Namen das „Engelsherz" bekannt, bisweilen nannte man sie „die schwarze Schwester", da sie stets in Trauer gekleidet war, oder kurzweg die „Schwester". Ihr eigentlicher, vornehmer Name paßte dem schlichten Tyroler zu der Leutseligkeit nicht, und er wurde somit fast vergessen, jedenfalls niemals genannt, während die wohlthuende Fremde darauf hielt, daß man auch in der Gesellschaftssprache für sie den Namen der „Schwester" beibehielt.

Beim ersten Morgenstrahl pflegte die schwarze Schwester im Garten beschäftigt zu sein, und unter ihren Händen und ihrer Leitung gestaltete sich die bescheidene Besitzung zu einem kleinen Paradies, in welchem Anmuth und Nützlichkeit mit seltenem Takte vereint waren.

Die einladende, zierliche Einfachheit im Aeußern des kleinen Besitzthums wurde durch die innere Einrichtung übertroffen. Die wenigen, für das Bewohnen bestimmten Räume athmeten in der gediegenen, prunklosen und dennoch geschmackvollen Anordnung des Mobiliars den ersten Vorzug eines Zimmers, den der Gemüthlichkeit. Der übrige, größere Theil der Wohnungsräume war zu einer Schulstube, sowie zu einem Krankensaale eingerichtet. Die schwarze Schwester pflegte die Kinder der Nachbarschaft zu unterrichten und nahm in ihren Krankensaal fremde Erkrankte, oder arme Leute aus der Umgegend auf, wenn Letztere nicht in der Lage waren, die gehörige Pflege zu Hause zu finden. Die Schwester, nur von einer einzigen treuen Dienerin unterstützt, besorgte die Krankenpflege, aber ihr schöner Wirkungskreis beschränkte sich nicht allein auf die Gäste des Hauses. Ueberall kehrte sie in die umliegenden Hütten ein, wo Krankheit oder Armuth einer Hülfe bedurften. Und mancher Mund des getrösteten Elends rief den Segen auf die Wohlthäterin herab, die den Getrösteten häufig nicht nur durch das unvergleichlich liebevolle Herz, sondern auch durch körperliche Vorzüge als ein wahrer Engel erschien.

Das Nahen des Winters gab sich in diesem Jahre durch rauhes Wetter frühzeitig kund; die großen Schaaren der Reisenden, die alljährlich den Naturschönheiten jenes Landstriches einen Besuch abstatteten, hatten sich gelichtet, und nur ein oder der andere Nachzügler trieb sich noch in den Bergen herum, als im Gasthofe „Zur Post" ein Reisender abstieg. Der Fremde war groß, gut gebaut, eine Narbe an der Stirn war trotz des stark gebräunten Teints deutlich sichtbar; ein dichter, schwarzer Vollbart beschattete die ernsten Züge. Trotz der einfachsten Kleidung verrieth sein elegantes Benehmen den Mann, der in höheren Kreisen groß geworden. Seine erste Frage galt dem Schlosse Neuberg. Als er den Verkauf desselben erfuhr, trübten sich seine Gesichtszüge. Der starke Schneefall verhinderte ihn nicht, sofort den Weg dorthin zu nehmen. Hier erfuhr er, daß die Besitzer Tags zuvor nach Venedig abgereist seien, um dort den Winter zuzu-

bringen. Der Schloßwärter, ein alter, französischer Soldat, der erst seit kurzer Zeit seinen jetzigen Posten bekleidete, vermochte auf die von dem Fremden gestellten Fragen keine Auskunft zu ertheilen. Letzterer, der den Namen Ernst Seasfield in's Fremdenbuch eingetragen, kehrte verstimmt in sein Hôtel zurück.

Er unternahm für die nächste Zeit tägliche Ausflüge in die Umgegend, was ihm, weil er stets allein ging und kein Wetter der rauhen Jahreszeit scheute, bei seinen Beobachtern den Titel eines Sonderlings erwarb. Man wunderte sich auch nicht mehr, als er sich ein Bauergehöfte ankaufte und dasselbe mitten im Winter bezog. Dort verschloß er sich in ein vollständiges Alleinsein, das nur sein treuer Diener, Franz, mit ihm theilte.

Mit dem Herannahen des Frühjahrs ging Seasfield an die Projekte zur Umgestaltung des kleinen Besitzthums. Eines Tages stand er, einen Bauplan zeichnend, gegen Abend an dem Fenster, Franz im Vorderzimmer putzte die Pistolen. Seasfield wurde bei seiner Arbeit plötzlich von einer im Osten aufsteigenden Röthe überrascht. Er eilte mit seinem Diener auf den Dachboden, und man gewahrte ein am Fuße des Schlosses Tyrol stehendes Bauerhaus, aus dem hohe Flammen emporloderten. Beide eilten alsbald zur Unglücksstätte. Seasfield übernahm die Leitung der Lösch- und Rettungsmaßregeln, wobei der nicht minder erfahrene Franz kräftig unterstützte. Der größte Theil der Habe des Besitzers des brennenden Hauses war bald geborgen, die Bauersfrau selbst, vom Rauche fast erstickt, nicht ohne Mühe in's Freie gebracht. Der Besitzer war zu Markte nach Innsbruck gefahren und somit nicht zugegen. Man suchte nunmehr die Flammen auf das Wohnhaus zu beschränken, um wenigstens die Wirthschaftsgebäude vor der Vernichtung zu bewahren.

Inzwischen war die Bauersfrau wieder zu sich gekommen und rief nach ihren Kindern. Das Jüngste fehlte. Die Unglückliche wollte sich in die Flammen stürzen, wurde aber von den Umstehenden davon zurückgehalten. Seasfield ließ sich den Ort bezeichnen, wo die Mutter das Kind zuletzt gesehen hatte. Sämmtliche Spritzenschläuche wurden nunmehr auf diesen Punkt gerichtet, und umgeben von den Wasserstrahlen der Spritzen eilte Seasfield in das Haus. Ein guter Stern führte den hochherzigen Mann sofort an die Stelle, wo das vermißte Kind, noch unversehrt in einem Winkel kauernd, weinend saß. Er erfaßte das kleine Wesen, bemühte sich, es mit seinen wassertriefenden Kleidern möglichst zu bedecken und drang, den Wasserstrahlen entgegen, durch das rauchende und flammende Gemäuer nach Außen. Es war ein verzweiflungsvolles Unternehmen, und das Gelingen kaum zu erhoffen, aber den schönen Muth der Menschenliebe krönte ein lohnender Erfolg. Seasfield konnte wenige Minuten später der vor stürmischer Freude laut aufschreienden Mutter das gerettete, unverletzte Kind in die Arme legen. Ein allgemeiner Beifallsruf der Menge, die dem gewagten Unternehmen, athemlos vor Bangen, zugeschaut hatte, brach los.

Seasfield schlich sich abseits und suchte, gefolgt von seinem Diener, sich aus der Menge zu verlieren. Er litt an einigen nicht unbedeutenden Brandwunden und fühlte, daß schleuniger, ärztlicher Beistand nöthig war; namentlich hatten Stirn und Augen schmerzhafte Beschädigungen davongetragen. Gestützt auf den treuen Franz, erreichte Seasfield seine Wohnung, wohin der Arzt alsbald gerufen wurde. Dieser, ein gerader Mann, der über den praktischen Werth seiner Fachwissenschaft sich in keine Illusionen wiegte und mit biederem Freimuth seine Ansichten Anderen nicht verhehlte, schüttelte den Kopf bei der Untersuchung des Zustandes seines Patienten. „Hm!" sagte er brummend, „für das Bischen Pelle im Gesicht und an den Händen findet sich schon ein Töpfchen Schmiere; aber mit den Augen — das ist ein verdammt künstliches Uhrgehäuse — da müssen wir dem Welt-Hof-Medicus oben im Himmel die größte Arbeit überlassen, doch wir wollen unser Bischen Pfuscherei nach bestem Ermessen probiren."

Der Patient wurde von einem heftigen Wundfieber heimgesucht, kalte Umschläge wurden ihm auf die obere Gesichtspartie gelegt und alle Minuten erneuert. Franz zeigte sich bei diesem Krankenpflegerdienst ebenso anstellig, als unermüdlich. Gegen Abend verließ der Arzt das Haus. „Ich werde Ihnen noch eine hülfreiche, verständige Hand schicken," raunte er Franz zu.

Eine Stunde später hielt ein reitender Bote sein schweißtriefendes, dampfendes Roß an der Wohnung der schwarzen Schwester an; er brachte ein Billet von Dr. F r e y! Die Schwester las die wenigen Zeilen des Briefchens und erwiderte dem Boten mit ihrer engelsanften Stimme: „Ich werde sofort zu dem Kranken eilen."

Der Reiter kehrte, um sein Pferd abzukühlen, langsam seinen Weg zurück, und wenige Minuten später begab sich, in einen dunklen, faltenreichen Kapuzenmantel gehüllt, die Schwester, trotz der rauhen, dunklen Nacht, auf dem einsamen Pfade an den Ort, wohin ihr Samariterwerk sie rief.

Franz empfing den Gast mit unverkennbarem Mißbehagen, wie Jemand, der da fürchtet, daß Andere ein Mißtrauen an seiner Zuverlässigkeit und Treue hegen. Aber die freundliche, mit einem eigenthümlichen Reiz der Anmuth gepaarte Milde der Schwester, der Hauch der Aufrichtigkeit in dem sanften Wort, die Sicherheit in der besonnenen Thätigkeit übten alsbald eine völlige Herrschaft über den brummigen Burschen aus, und, ehe er es so recht gewahr wurde, mußte er sich selbst gestehen, ein Stündchen Pflege unter solchen Händen muß besser wirken, als er mit seinen rauhen Händen und zehn Ellen Pflaster.

Es war Zeit, die Umschläge des Kranken zu erneuern, der wie schlafend auf dem Lager ausgestreckt war und von der Anwesenheit der Schwester nichts bemerkt zu haben schien. Leise trat dieselbe an den Kranken heran. Franz stand hinter ihr; sie hob den leinenen Umschlag von der fiebernden, verbrannten Stirn. Franz streckte seine Arme vor; ihn deuchte es, die schwarze Schwester schwanke und sinke; aber sie hielt sich und vollendete, obwohl mit zitternder Hand, kunstgerecht die Manipulation. „Ja,

es sieht gefährlich aus," flüsterte der brave Bursche, der den an der Schwester beobachteten Eindruck dem Anblick der Verletzung des Kranken zuschrieb.

Die Schwester schien noch bleicher geworden zu sein, als sie es vorher gewesen. Sie setzte sich an das Lager des Patienten, und Franz glaubte zu gewahren, daß sie zuweilen Thränen trocknete. Er raunte ihr dann und wann ein Wörtchen zu, das sie überhörte. Dagegen waren der Eifer und die Hingebung des sonderbaren Weibes für die Pflege des Verwundeten gewachsen. Franz schmollte für sich, daß er hier so überflüssig sei, wie ein Wegweiser auf der hohen See, und er dankte trotzdem dem Himmel inbrünstig, daß Gott einen solchen Engel herbeigesandt habe.

Die Schwester harrte Wochen lang in der treuesten Pflege aus, und der Arzt meinte, er habe das richtigste Recept geschrieben, um das Leben zu erhalten, oder wenigstens vor Blindheit zu bewahren, indem er die Schwester herbeigerufen. Diese sprach selten und dann nur in fast unhörbarem Flüstern, so lange sie sich im Krankenzimmer befand, und Seasfield, der nach und nach von der Hülfe und fortwährenden Anwesenheit der Pflegerin unterrichtet wurde, vermuthete, die barmherzige Frau sei stumm; seine Augen bedeckte noch immer die Binde.

Die Schwester vermied geflissentlich, zugegen zu sein, wenn der Arzt Versuche mit der sich täglich steigernden Sehkraft des Patienten anstellte. Dem Heilkünstler entging dies nicht; sein fortwährendes Studium des Seelenlebens seiner Kranken, ein Studium, das den Arzt auf die Höhe seiner Stellung führt, ließ ihn aus den scheinbar geringfügigsten Momenten eine ganze, wohlgeordnete Geschichte lesen, die selten auf Irrthümer führte. Er bemerkte in dem tieftraurigen Wesen, aus der überängstlichen Sorgfalt der Schwester, daß eine Verbindung zwischen dem Verwundeten und der Pflegerin bestehe, und daß in dieser Verbindung das Geheimniß beruhe, das der ganzen Lebensweise der Schwester und der Eigenthümlichkeit Seasfield's aufgedrückt war.

„Machen wir eine Hauptoperation," sprach der wackere Arzt schmunzelnd für sich selbst, ohne durch ein Wort oder Zeichen zu verrathen, daß er nicht Alles in dem besten Geleise der Gewohnheits- und Gesellschaftsrechte fände.

Die Schwester zog sich, je weiter der Kranke der Genesung zuschritt, mehr und mehr zurück. Der Arzt bemerkte, welch unsäglichen Zwang das edle Weib sich anthat, aber es war völlig in der Ordnung, daß eine barmherzige Schwester ihre Pflege an dem Bette einschränkt, wo der Beistand unnöthig wird.

Inzwischen bereitete die Schwester in aller Stille, aber mit Entschlossenheit, Alles zu einer baldigen Abreise vor. An jenem Abend, als ein reitender Bote sie zu dem Fremden rief, der, wie sie gelegentlich gehört, Seasfield hieß und den sie noch nicht gesehen hatte, fühlte sie zum ersten Male bei ihren vielen Krankenwegen eine beklemmende Ungewißheit, die sie fast zaudern ließ, den Weg zu dem Kranken zu gehen. Sie

vermochte sich von dieser Empfindung keine Rechenschaft zu geben, und sie sammelte alle Charakterstärke, um eine Voreingenommenheit oder vielmehr eine beunruhigende, und dennoch anheimelnde Ahnung zu ersticken. Sie trat in das Krankenzimmer; ihr Herz klopfte höher. Der Verwundete ruhte in dem dunkelsten Theile des Zimmers. Vorsicht hatte jeden Lichtschein von dem Bette entfernt. Die Schwester unterschied nur den hellen Ueberzug der Kissen, die leinenen Umschläge und einzelne Büschel eines schwarzen Bart- und Kopfhaares. Sie näherte sich, allen Muth zusammenraffend, dem Leidenden und lauschte den Athemzügen, dann fühlte sie sich erleichtert genug, die Anordnungen der Krankenpflege zu treffen.

Endlich gebot die Sorglichkeit, einen neuen Umschlag aufzulegen. Die Schwester hob den feuchten, erhitzten Leinenlappen empor — sie wollte aufkreischen, doch — ihre langen Leiden hatten ihr viel Selbstbeherrschung verliehen — sie bändigte das wilde Aufwirbeln einer vom höchsten Glück und vom jähesten Schmerz durchzuckten Empfindung; das unglückliche Weib hatte Oscar erkannt. Sie bewältigte das Nahen einer Ohnmacht und vermochte es über sich, die soeben geforderte Verrichtung des Krankendienstes, wenn auch mit zitternder Hand, zu leisten. Sie that es für den geliebten, wiedergefundenen Mann, den sie sechs Jahre als Todten beweint hatte. Sie sank erschöpft in den Sessel neben dem Bett. Sie hätte sich an seine Brust werfen und jauchzend rufen mögen: Oscar! mein Oscar! Und sie mußte, Verzweiflung im Herzen, abseits bleiben, nicht aus Schonung für einen Todtkranken, sondern niedergeschmettert von dem trostlosen Gefühl, daß er, dem ihre ganze Liebe gehörte, sie einst freiwillig und auf so grausame Weise zu verlassen vermocht, ohne den Schmerz der Verschmähten ermessen zu können und ohne während sechs langer, für die Verstoßene unsäglich leidvoller Jahre irgend ein Bedürfniß gezeigt zu haben, sich mit der Gattin wieder zu vereinigen, oder sie nur sehen zu wollen. Es war dies ein unaussprechlich niederdrückendes Bekenntniß, zu dem sich Thea gezwungen fand; und wodurch hatte die reine, volle Liebe einer dem Gemahl nur lebenden Gattin diese Verachtung verdient, welche Letztere um so mehr demüthigte, als alle Versicherungen und Zeichen der vermeintlichen Gegenliebe des treulosen Mannes, all diese beredten Verführungsmittel, nichts gewesen waren als die blendenden und zündenden Funken einer unendlich künstlichen Gleißnerei!

Der Stolz der so entsetzlich Getäuschten bäumte sich auf. „Verachtung gegen Verachtung!“ hallte es aus jeder Herzfalte, und dennoch, dies Wort war ein leerer Schall — Thea liebte den Unseligen noch immer; sie liebte ihn trotz seiner Untreue, seiner Verstellungskunst, trotz der fürchterlichen Leiden, die seit jenem Tage zu Paris das untröstliche Herz der Verlassenen abgefoltert. Er lebte ja, und sollte sie der Vorsehung zürnen, daß sie diesen so heißerflehten Wunsch erfüllt hatte? Ach, und Thea hatte Oscar wiedergesehen, sie durfte ihn pflegen, die schönste Pflicht der Gattin an ihm erfüllen; wie darf ein sittliches Weib undankbar dafür sein?

Es war eine eigenartige, in die Seele tief einschneidende Aufgabe für

das arme, edle Weib, in ihrer außerordentlich kritischen Lage dem Drange des reichen Herzens zu folgen und dasselbe zu zügeln. Es entstanden stündlich fast unlösbar erscheinende Konflikte, die nur der Takt der Engelsreinheit zu lösen im Stande war. Oscar sollte nie erfahren, wer an seinem Schmerzenslager mit so vieler Aufopferung gewacht hatte; deshalb vermied Thea, in dem Krankenzimmer laut zu sprechen; deshalb bezwang sich das ausgezeichnete Weib, dem Patienten eine Zärtlichkeit zu erweisen, die über die Schranken liebevoller Krankenpflege hinausging; deshalb rüstete sich Thea zur Abreise, als die Genesung des Leidenden mit Riesenschritten vorwärts ging. Die aufopfernde Frau mochte sich nicht dem aufdrängen, der einst für gut fand, sich ihrer in raffinirter Weise zu entledigen; sie mochte nicht das Geschenk einer Gegenliebe, die unter den jetzigen Verhältnissen vielleicht nur das Produkt des Mitleidens und der Erkenntlichkeit war.

Auf übermorgen war die Ausführung des Planes, den sie als strenges Geheimniß bewahrt, festgesetzt; denn der Arzt hatte dem Kranken bereits erlaubt, auf zehn Minuten die Binde abzulegen, um das Auge an's Licht zu gewöhnen. Die Brandwunden waren, Dank der Pflege Thea's, schon längst abgeheilt.

Der letzte Tag, den Thea dem Besuche Oscar's widmen konnte, war eingetreten. Das arme Weib, innerlich tief erregt, bewahrte eine gelassene Aeußerlichkeit; aber ihr Blick hing häufig thränenfeucht und wehmüthig an dem Genesenden, der in einem Lehnstuhl ruhte, sich heute lebhafter als je angeregt zeigte und seinen Worten unfreiwillig eine Art Feierlichkeit verlieh. Thea hatte am Verbande etwas zu ordnen, und als sie die Hand zurückziehen wollte, hatte Oscar dieselbe ergriffen und an seine Lippe gedrückt.

„Entziehen Sie mir Ihre Hand nicht, theure Wohlthäterin," bat er. „Ach, dies kleine, weiche Händchen ruft in mir Erinnerungen wach, die so süß, so unvergeßlich sind, und die mich der schwersten Schuld meines Lebens anklagen, einer Schuld, die meine langjährige, tiefe Reue nicht zu sühnen vermag und die gut zu machen, die Gelegenheit mir entzogen bleibt, wie sehr ich auch bemüht war, sie zu finden. Hören Sie, liebe Schwester, das Geheimniß meines Lebens; vor einer edlen Seele wie der Ihrigen habe ich den Muth, ja das Bedürfniß des Geständnisses meiner Schmach."

Oscar erzählte den Abschnitt seines Lebens, wo er mit Thea zum ersten Male zusammentraf bis zu dem Augenblicke, wo die sträflichen Beziehungen zu Clarisse und sein schuldbelastetes Gewissen in der mit so eigenthümlichen Umständen verknüpften Flucht aus Paris einen Rettungsweg aus der sittlichen Verwirrung suchte. Er hatte sich nach Amerika begeben, um dort in reger Thätigkeit auf industriellem Felde ein Vergessen zu erringen. Er hatte Reichthümer, aber keine Ruhe erworben, und er war nur nach Europa zurückgekehrt, um seine edle, von ihm treulos verlassene Gattin nur noch einmal wiederzusehen und ihre Verzeihung

zu erflehen. Er habe sich vergeblich bemüht, ihren Aufenthalt auszuforschen und sich hier, an dem Orte, wo er sie einst zuerst gesehen, angesiedelt.

Der reumüthige, zerknirschte Erzähler hatte die Hand seiner Zuhörerin nicht losgelassen. Er fühlte, daß eine heiße Thräne die Finger benetzte; er fühlte, daß das Händchen zitterte. Ein zerschmelzendes Entzücken durchschwamm seine Seele, und die Wirklichkeit mit dem Traume seiner schönsten Wünsche vermischend, rief er: „O Thea! Thea! ich werde Dich wiedersehen, und Deine Großmuth wird mich aus der Vernichtung meiner Schuld emporheben."

Und Thea bekämpfte gewaltsam ein Aufschluchzen, und sie hätte ausrufen mögen: „Du Armer, Dir ist verziehen!" Aber das geprüfte Weib, das so stark geworden war, einem neuen Leide beherzt entgegenzutreten, fühlte sich zu schwach, an ein langersehntes Glück zu glauben und demselben sich hinzugeben. Schweigend verharrte sie und rang heroisch nach Selbstbeherrschung.

Und während der Zeit, daß sich diese Scene im Krankenzimmer ereignete, schlüpfte der Arzt, pfiffige Zufriedenheit auf dem ehrlichen Antlitze, in's Haus.

„Herr Doktor, so früh!" rief Franz. „Sie kommen eine Stunde zeitiger als gewöhnlich und werden nun die gute Schwester um eine Stunde früher verjagen."

„Die wollte ich eben überraschen."

„Wenn Sie wüßten, was ich weiß, Sie hätten es nicht versucht."

„Und was wißt Ihr denn?"

„Die Schwester reist fort von hier, heimlich! Morgen schon. Mein armer Herr!"

„Ist mir Alles bekannt, braver Junge; aber es wird kein Brei so heiß gegessen, als er gekocht wird. Franz, vergeßt den heutigen Tag nicht; ich mache heute eine verflucht geschickte und glückliche Operation." Und lächelnd schritt der Arzt geräuschlos in's Krankenzimmer.

Ein flüchtiger Blick unterrichtete den Doktor, daß hier wichtige Eröffnungen stattgefunden hatten. Oscar hielt noch immer der Schwester Hand. „Guten Morgen," sprach der Arzt wie gewöhnlich; er ging an's Fenster, ließ die dunkeln Rouleaux nieder und trat geschäftsmäßig an den Patienten. „Versuchen wir, wie's heute mit dem Gucken geht," meinte er kurz und riß dem Genesenen die Binde von den Augen. Oscar sah überrascht vor sich hin; sein Blick traf die Schwester, die von ihrem Sitze emporsprang und regungslos stehen blieb. Oscar wischte an den Augen und starrte von Neuem auf die Gestalt seiner Pflegerin. Dann stürzte er mit einem gewaltsamen Aufschrei: „Thea, mein Weib!" zu den Füßen der schönen, bleichen Frau. „Thea, vergieb!" stammelte der von Reue und Glück vernichtete unter Schluchzen. „Vergieb! Du Engel, — Du hast vergeben!"

Thea stand noch immer sprach- und regungslos; ihr Gemüth war zu

sehr erschüttert, als daß sie des Gebrauchs ihrer Sinne mächtig gewesen wäre. Sie neigte sich nur nieder, und ihr Thränen schwimmender Blick schien zu bitten: „Stehe auf, Oscar!"

Der Arzt aber trippelte unruhig hin und her. „Kinder," rief er, „macht doch schnell das bischen Versöhnung, das nicht ausbleiben kann. Ich muß ja den neuen Bund segnen, und mir kommt am Ende die richtige Weihe abhanden."

Da sprach Thea in schmelzendem Tone: „Oscar, ich bin noch immer Dein!"

Und der gebeugte Mann sprang empor und zog sein Weib an die hochklopfende Brust, die bleichen Wangen mit heißen Küssen bedeckend.

Der Doktor legte seine Hände segnend auf das Paar und sagte: „Bleibt Euch einander werth, und gewähre Euch der Himmel den Segen aus Euren schwersten Schickungen."

7.

Verschiedene Bahnen.

Viele Jahre waren verflossen, ich befand mich wieder in Venedig; wer beschreibt meine Freude, als ich eines Tages Oscar von Haanen mit seiner Gattin und seinem reizenden Töchterchen begegnete; die Freude des Wiedersehens war um so größer, als ich den Freunden auf ihren Kunstwanderungen als Führer dienen konnte. Eines Tages besuchten wir meinen Jugendfreund den Maler Schiavoni; wir durchwanderten sein umfangreiches Atelier und staunten über die reichen Schätze des genialen Künstlers, welcher mit der Einfachheit eines Dieners unsern Cicerone machte.

Im letzten Zimmer stand ein großes Gemälde, von einem grünen, undurchsichtigen Vorhang bedeckt, auf einer Staffelei. Schiavoni war im Begriff, daran vorüberzugehen, als ich es bemerkte. Der Künstler schien mit der Enthüllung des Bildes einen Augenblick zu zögern, dann aber zog seine Hand schnell den Vorhang zurück.

„Clarisse!" riefen Oscar und Thea gleichzeitig mit Staunen, und unsere Blicke blieben an das eben so schöne als effectvolle Bild gebannt; verwundert blickte der Maler auf uns. Er schien eine Frage auf seinen Lippen zu haben, doch er schwieg, als er den Eindruck sah, welchen das Gemälde auf uns Alle machte. Das Bild stellte das Ufer der Tiber dar, eine Dame besteigt ein Boot und wird dabei von einem jungen Manne unterstützt, die Dame war Clarisse. Ich glaubte der Gesellschaft einen Dienst zu erweisen, über die Bewandtniß des Bildes zu Schiavoni in's Reine zu kommen und richtete an meinen Freund eine directe Frage. Er selbst schien ein nicht minderes Interesse zu haben, das Gespräch auf diesen Gegenstand gelenkt zu sehen, und dies wohl in der Voraussetzung, durch uns, die wir Clarisse kannten, etwas Näheres über deren Schicksal zu er-

fahren. Wir vermochten ihm nur mitzutheilen, daß uns alle Nachrichten über diese Dame seit einer Reihe von Jahren, seit dem letzten Aufenthalt Thea's in Paris, vollständig fehlten.

Schiavoni hörte diese nur wenig zufrieden stellende Auskunft mit kaum zu verbergender Bewegung an, dann sagte er nach kurzem Schweigen: „Ich sah sie nur einmal und dennoch war es der glücklichste — zugleich der traurigste Tag meines Lebens, wo sie meinen Pfad kreuzte. Ich muß weit ausholen, um Sie mit den Umständen bekannt zu machen, die mich in die Nähe jenes schönen Wesens führten. Von meinem Vater für den Advokatenstand bestimmt, entfloh ich als achtzehnjähriger Jüngling von der Universität, um meinem inneren Drange, der mich zur Kunst trieb, zu folgen. Ich hatte unendlich schwere Lehr- und Wanderjahre zu durchkämpfen; aber der heilige Funke der Begeisterung für die Kunst erhielt mich aufrecht. Endlich auch stand ich in Rom, am Ziele meiner Sehnsucht, aber das erste Haus, das mich in der Siebenhügelstadt aufnahm, war das Hospital der Benfratelli. Die Anstrengungen einer mit Entbehrungen aller Art verknüpften Reise hatten mir ein schweres Fieber zugezogen.

Langsam genas ich, und meine geringe Baarschaft schwand schnell dahin, während meine Kräfte sich noch so erschöpft zeigten, daß ich auf jede Arbeit verzichten mußte. Den letzten Scudi in der Tasche, das Skizzenbuch unter dem Arme, wanderte ich, von einem herrlichen Tage zu frischerer Seelenthätigkeit ermuntert, nach der Peterskirche, um deren Wunder zu beschauen. Ich eilte dem Ufer der Tiber zu, wo unfern des Ponto Sisto ein einziges Boot am Ufer lag. Ich stieg in dasselbe, die Schiffer legten die Ruder ein und wollten soeben vom Lande stoßen, als eine glockenhelle, weibliche Stimme uns anrief und die Bitte aussprach, die Fahrt mit uns theilen zu dürfen. Eine blendend schöne Dame eilte auf uns zu, eine Begleiterin, anscheinlich eine Dienerin, folgte. Die Gäste wurden bereitwillig zum Einsteigen eingeladen, und als die zuerst angekommene den Fuß in das Boot setzte, schwankte dasselbe so bedenklich, daß sie einen Angstruf ausstieß. Dienstfertig fing ich die Schwankende in meinen Armen auf; — das schöne, mit dem Zauber aller Reize ausgestattete Weib ruhte an meiner Brust.

Es giebt Augenblicke im Menschenleben, die für unsere ganze Zukunft entscheidend sind, deren Stimme nachhallt in unserem Innern für alle Zeit. Ein solcher war damals für mich zu Rom gekommen. Die Fremde stand in der Blüthe des Lebens; sie war von wunderbarer Schönheit, das verkörperte Ideal eines Modelles für ein Künstlerauge. Eine Welt der Leidenschaft flammte auf in ihrem schwarzen Auge, versengende Gluth athmeten ihre Lippen, und die classische Reinheit und Vollendung ihrer Gesichtszüge und Körperformen hielt mich in Bewunderung gefesselt. Eine magische Gewalt bannte meinen Blick auf dieses schöne Weib. Längst wiegte sich das Fahrzeug auf dem Wasserspiegel der Tiber, und ich stand noch immer schweigsam und bewundernd neben der sitzenden Dame, deren

tiefer Blick nicht selten meine Züge streifte, während ein sanftes Lächeln um ihren Mund spielte.

Endlich fand ich die Sprache wieder und ich stotterte eine fade Artigkeit mühsam hervor, die Fremde deutete auf den Platz neben sich, und gar willig folgte ich dem Winke; ich saß, betäubt von einem ungeahnten Glücke, neben ihr. Was sie sprach, was ich erwiderte, wie wir an's jenseitige Ufer kamen? ich vermag es nicht zu erzählen. Ich war trunken von der Nähe der hinreißenden Erscheinung. Ich half der Fremden beim Aussteigen wieder. Sie bezahlte den Schiffer, und dies erinnerte mich an die gleiche Pflicht — aber ich hatte einen Scudi — den letzten — gehabt, und dieser war verschwunden. Glühend vor Verlegenheit, suchte ich in allen Taschen, während ein Schiffer die geöffnete Hand mir entgegenhielt. Die Fremde ahnte, was mir fehlte, und sie reichte dem Schiffer noch ein Silberstück.

Dankend verneigte ich mich, tausend Entschuldigungen stammelnd.

„Zahlen Sie für mich, wenn wir uns wieder begegnen," sagte die Fremde, indem sie mit unnachahmlicher Anmuth durch ein Zeichen mit der Hand mich einlud, sie zu begleiten. „Sie tragen eine Mappe," fuhr sie fort, „Sie sind Künstler?"

„Ein Stümper nur — doch ich hoffe mehr zu werden."

„Können Sie Ihrer kostbaren Zeit einige Minuten abgeizen, um mich nach St. Peter zu begleiten? Der Genuß wird lehrreich unter der erläuternden Führung eines Künstlers."

Wir gingen in die prachtvolle Kathedrale, betrachteten Bild um Bild, Statue um Statue — die Stunden schwanden wie Minuten; es war der glücklichste Tag meines Lebens! Der sinnberauschende Zauber der Kunstschätze als auch der Zauber meiner Begleiterin, die eben so richtiges Urtheil als vollendete Bildung und Begeisterung für das Schöne offenbarte, spannte mein Herz zu überwältigenden Empfindungen. Die Sonne begann sich zu neigen, als wir aus der Kirche schieden und im Boote nach dem andern Ufer der Tiber zurückkehrten. Bang schlug das Herz in meiner Brust; denn die Stunde der Trennung schien gekommen. Meine Befangenheit steigerte sich sichtlich, aber wohlgefällig lächelnd ruhte der Fremden Blick auf mir. Eine elegante Equipage rollte herbei, als wir das Boot verlassen hatten, die Dame lud mich ein, sie noch weiter zu begleiten. Einem Träumenden gleich, stieg ich ihr nach in den Wagen. Meine Schüchternheit, meine Unerfahrenheit mochten ihr behagen, und sie überhäufte den unbedeutenden Jüngling mit Freundlichkeiten, während sie ihm in der Pracht ihrer Schönheit wie ein überirdisches Wesen erschien. Wir fuhren nach der prächtigen, an Kunstschätzen aller Art reichen Villa Albani bei Rom.

Unter einer hohen, marmornen Säulenhalle nahmen wir das Abendbrod ein; vor uns breitete sich ein duftender Garten, darüber das Azurblau des Himmels aus. Die herrlichsten Statuen tauchten mit ihrem fast blendenden Weiß aus den träumerisch plätschernden Wellen des mar-

mornen Springbrunnenbeckens, aus den Myrthen- und Lorbeer-Bosquets, aus den unzähligen Nischen des Säulenganges. Ueberall nistete die Kunst in ihrer vollendeten Schönheit.

Den spätern Abend füllte Musik aus, in der sich meine, von mir vergötterte Gastfreundin als Meisterin hervorthat. Sie sang, und die Töne perlten theils ergreifend theils neckisch durch die Hallen, und die Säulen warfen sie zurück, als würde es selbst dem Steine schwer, sich von den Klängen zu trennen. Es war ein feenartiger Traum, in welchem ich mich berauschte, und ich war mir zuletzt von aller Herrlichkeit nichts weiter bewußt, als des zauberhaften Weibes, für das allein Alles geschaffen zu sein schien, was das Genie der Kunst, was die schöpferische Natur des Schönen an diesem Punkte vereinigte.

Noch heute führt mich die Erinnerung an jene Nacht wie in den Tempel eines entzückenden Traumes. Ich weiß nicht, wie ich des Morgens heimgekommen bin. Als ich wieder in meinem ärmlichen Dachstübchen saß, da mochte ich an feenhaften Spuk und nicht an die Wirklichkeit glauben, und ich überredete mich, es sei ein nichtiger Traum gewesen, der mich geäfft habe. Aber mein Skizzenbuch war verschwunden, als ich mich zum Ausgehen entschloß; dagegen zog ich aus meiner Tasche eine goldgefüllte Börse.

Es giebt keine Träume, welche vollwichtige, schöngeränderte Scudi in das Leben eines armen Künstlers sprudeln, und ich hatte also gestern wirklich gelebt und all' die Herrlichkeit genossen.

Ich eilte gegen Mittag nach der Villa, um das Gold, welches mir förmlich in den Händen brannte, zurückzugeben, aber ich fand jetzt Alles leer, die Fee war vor wenigen Stunden abgereist.

In der Nachbarschaft erfuhr ich den Namen meiner Gönnerin; sie hieß Clarisse von Tallheim; sie hatte vor einem Monat die Villa bezogen und lebte meistens allein, nur ein russischer Fürst besuchte sie täglich. Seit Kurzem war auch dieser Gast nicht mehr erschienen, und es hieß, er sei nach Paris abgereist, wohin auch die Dame gefolgt sei. Tief beschämt eilte ich nach meiner Behausung zurück. Die schöne Frau hatte ein Vergnügen daran gefunden, die tiefe, glühende Empfindung eines Jünglings zu benutzen, um für ein paar flüchtige Stunden sich an seiner Einfalt zu ergötzen. Sie hatte das Spielzeug ihrer Laune reichlich abgelohnt, und so hielt die vornehme Dame Alles auf's Beste geordnet; an die schmerzliche Enttäuschung des armen Künstlers hatte sie wohl nicht gedacht.

Und dennoch, es war mir unmöglich, der Sirene ernstlich zu zürnen; mich beugte ihr Verlust äußerst tief darnieder, und wochenlang hing ich meinem Kummer nach. Und die Erinnerung an jene, mit der verführerischen Frau durchlebten Wonnestunden führte mich an die Staffelei. Jenes verhüllte Gemälde war das erste, das ich in Rom malte, und ich fühle, daß es mein bestes bleiben wird; denn die Begeisterung, die damals meine Seele durchglühte, werde ich nie mehr wiederfinden. Man hat mir oft bedeutende Summen für jenes Gemälde geboten, doch ich vermag mich

nicht von ihm zu trennen; denn dasselbe hat mich zu dem erhoben, was man jetzt an meiner Kunst schätzt, und — das Gold der Dame ermöglichte es mir, daß ich die betretene Bahn weiter zu verfolgen und mein materielles Glück zu gründen vermochte."

Das wäre die Geschichte des Bildes.

Tiefer Eindrücke voll, verließen wir Schiavoni mit der Gelobung, uns bald wiederzusehen. Schnell bildete sich zwischen uns vier Freunden ein ungezwungener, herzlicher und geistig anregender Verkehr, und wir verlebten die angenehmsten Tage. Wir schoben den Tag unserer Abreise stets weiter hinaus und beschlossen endlich, noch dem reizenden Feste del Redemtore beizuwohnen, und dann erst zum Wanderstab zu greifen. Der Tag dieses Volksfestes war gekommen; die Menge wogte buntgemischt auf den Straßen; zahllose Gondeln schaukelten auf den Kanälen, ganz Venedig war in Bewegung. Für den Abend hatten wir eine, mit buntfarbigen Lampen reich geschmückte Gondel gemiethet und fuhren nach zehn Uhr nach Guidecca, wo das Gewoge der Menge abzunehmen und über die improvisirte Brücke auf die Riva und den Marcusplatz zu strömen begann; ein wolkenloser, sternenheller Himmel lagerte über uns. Wir stiegen bei del Redemtore aus und hießen die Ruderer warten. Eine Wanderung durch die reizende Umgebung der Kirche hatte unter anregenden Gesprächen stattgefunden, als wir plötzlich, wie gebannt, stillstanden. Eine weiche, klagende Frauenstimme drang an unser Ohr; es waren ergreifende Töne eines düsteren Gesanges. Schiavoni machte uns auf eine Frauengestalt aufmerksam, die im Schatten der Kirche auf einem Stein kauerte; ihr Kopf war an die Mauer gelehnt, ihre Rechte ausgestreckt, als wollte sie Almosen empfangen.

Diese geisterhafte Stimme macht uns schaudern; sie scheint uns nicht unbekannt zu sein. Thea tritt der Singenden näher, welche Letztere, wie geistesverwirrt, regungslos sitzen bleibt und vor sich hinstarrt. „Clarisse! Clarisse!" ruft Thea plötzlich mit zitternder Stimme, den Arm der Bettlerin erfassend; diese erbebt bei dem Rufe, blickt mit trübem Lächeln auf Thea und unterbricht mit einem schweren Seufzer ihren Gesang.

Ja, es war Clarisse; — — das abgemagerte, elende, in Lumpen gehüllte Weib dieselbe Clarisse, der einst Alles zu Füßen lag. Die Bettlerin erhebt sich und starrt auf uns; eine Erinnerung dämmert in ihrem Gehirn auf; sie erkennt uns; ein heftiges Zittern erfaßt ihren skeletartigen Körper; sie stürzt wie leblos zu unseren Füßen nieder. Wir schafften die Unglückliche in unsere Gondel und fuhren eilig in unser Hôtel zurück, wo für die Leidende ein abgesondertes Zimmer gemiethet wurde; Thea übernahm die Pflege.

Schiavoni schlich sich heim. Als ich ihn am andern Morgen in seiner Wohnung überraschte, fand ich ihn vor dem Bilde mit dem Vorhang; eine Thräne stand in seinem Auge. Wenige Monate später hatte er ein Gegenstück zu dem Gemälde vollendet. Es stellte die Scene an der Kirche

del Redemtore zu Venedig dar. Der Künstler hat nie schönere, tief ergreifendere Werke vollendet als die beiden, der unglücklichen Clarisse gewidmeten.

Unsere Reisepläne waren durch das Ereigniß jenes Abends natürlich aufgegeben; denn Thea's gutes Herz gestattete ihr nicht, sich von der ehemaligen, jetzt so unglücklichen Freundin zu trennen. Thea's Pflege war über alles Lob erhaben. Die Kranke schien sich nach und nach zu erholen und die neuen Verhältnisse ihr manchen Trost zu gewähren, aber eine innere Krankheit zehrte unaufhaltsam an der schwachen Flamme ihrer Lebenskräfte. Es giebt von Leidenschaften ausgebrannte Seelen; an diesen Seelen ist nichts mehr zu heilen; — der Tod allein bringt Genesung.

Auch der ausgebrannten Seele Clarisse's ward bald Genesung zu Theil. Draußen ruhte der Mondstrahl auf der Riva, leise rauschte die Welle im Hafen, in der Ferne verhallte das Lied der Gondeliere — ein Athem stockt, — ein Herz steht still; — Thea sank auf's Knie und betete leise.

Es war ein trüber, sonnenloser Tag, als vier schwarze Gondeln hinaus nach St. Michele ruderten, die einst so gefeierte Clarisse wurde zur Erde bestattet. Wir sorgten für einen Denkstein und Schiavoni übernahm die Pflege des Grabes.

Briefe, welche Clarisse hinterließ und Bruchstücke aus einem wildwogenden Leben, welche die Kranke auf ihrem Siechenlager ihrer Pflegerin erzählt hatte, enthielten die Leidensgeschichte eines weiblichen Herzens, welches seine Beruhigung in Frivolitäten suchte und tiefes, selbstverschuldetes Elend fand. Die moderne Gesellschaft bietet in allen Ständen den Leidenschaften und dem Laster eine geheime Zufluchtsstätte dar, und der Krater der gefröhnten Begierden glüht um so gewaltiger, je mehr er seine Ausbrüche durch äußere Satzungen und jedesmaligen Standessphäre auf gewisse Grenzen beschränken muß, und je leichter es gleichzeitig ist, den Blick eines Dritten bis innerhalb dieser Grenzen zu verhüllen.

Wir kennen Clarisse's Leben bis zu dem Zeitpunkte, wo Oscar Paris verließ. Daß der schönen Frau tête-à-tête mit dem Geliebten, das durch die plötzliche Ankunft Tallheim's in so unerwünschter Weise gestört wurde, nicht ohne gewaltsame Folgen bleiben konnte, — darüber war sich Clarisse im Klaren. Ein Duell und mit diesem ein öffentlicher Skandal schien unausbleiblich. Wie die Würfel beim Wechseln der Pistolenkugeln auch fallen mochten, der Skandal blieb, und Clarisse hätte wenigstens auf einige Zeit sich selbst verbannen und Paris verlassen müssen. Aber die Wintersaison außerhalb Paris zubringen sollen, wäre dies bei Clarisse's Neigungen nicht dem gleich gewesen, lebendig begraben zu sein? Das Duell mußte verhindert werden: darin lag das erste Erforderniß aller weiteren Pläne. Die französische Hauptstadt ist galant bis in die Spitzen der Behörden und bis an den Hof hinauf. Man lächelt achselzuckend, wenn die verfolgte Unschuld um Schutz fleht; aber man zeigt sich hochherzig, wenn

es gilt, die bedrängte, galante Schuld zu decken. Clarisse erinnerte sich der Marquise de C........s. Diese Dame wurde durch die Heimkehr ihres Gemahls, der in amtlicher Mission länger im Auslande festgehalten worden war, zu einer Zeit überrascht, in welcher es sich nicht mehr gut verbergen ließ, daß Madame inzwischen nicht nur ihren Gatten, sondern auch die Pflichten einer Ehefrau vergessen hatte. Es stand eine Katastrophe in Aussicht; denn der Marquis war ein heftiger und im Ehrenpunkte unbeugsamer Charakter. Die Marquise fährt zum Polizeiminister, und fleht dieses hohen Beamten Hülfe an. Der galante Herr hört lächelnd die Verzweiflungsausbrüche der reizenden Supplicantin an. „Trocknen Sie Ihre Thränen, Madame,“ sagt er sanft. „Auf wie lange Zeit möchten Sie die Nähe Ihres Herrn Gemahls entbehren?“ Betroffen blickt die Marquise auf. „Schon gut, schon gut, meine Gnädigste. Theilen Sie mir später mit, wann das Wiedererscheinen Ihres Gatten Ihnen nicht mehr unbequem deucht.“ Der Minister küßte die Hand der schönen Sünderin zum Zeichen, daß noch andere Geschäfte seiner harrten, und als die Marquise sich in Dankesworten ergehen wollte, trat auf das Klingeln des Ministers ein Beamter ein. Die Marquise war gewissermaßen gezwungen, sich ohne Danksagungen zu entfernen, sie bestieg ihren Wagen, und auf der Heimfahrt kamen ihr doch manche Bedenken, die einen ausreichenden Beistand Seitens des Polizeiministers in Zweifel zu setzen schienen. Mit schwerem Herzen fährt sie unter das Portal ihres Hôtels, dort wird sie von verstörten Gesichtern empfangen, alle Diener zeigen eine unerklärliche Verwirrung. Die Marquise begiebt sich in ihr Boudoir, hier findet sie einige, mit Bleistift geschriebene Zeilen des Gemahls; derselbe zeigt ihr an, daß er plötzlich verhaftet worden sei. Er bittet seine Frau, daß sie sich beruhigen möge und beschwört sie, nicht voraussetzen zu wollen, daß er sich irgend eines Verbrechens gegen den Staat oder einen Nebenmenschen schuldig gemacht habe, die Untersuchung werde unmittelbar seine Schuldlosigkeit herausstellen.

Die Marquise jubelte; sie hätte dem Polizeiminister dankbar zu Füßen fallen mögen. Der Verhaftete wurde gleich nach den ersten vierundzwanzig Stunden nach einem festen Orte in den südlichen Provinzen geschleppt; man gewährte ihm alle möglichen Erleichterungen, nur die Freiheit nicht. Die Untersuchung, die auf Hochverrath gerichtet war, beanspruchte eine sehr lange Zeit, so daß die Marquise, obwohl sie inzwischen die groben Spuren ehelicher Pflichtvergessenheit beseitigt hatte, sich des in Gefangenschaft schmachtenden Gemahls noch kaum erinnerte, und der Polizeiminister aus eigener Veranlassung dem so arg Mitgespielten die Freiheit wieder gab. Der Marquis erhielt eine glänzende Genugthuung für die Unannehmlichkeiten eines polizeilichen Mißgriffes und außerdem ein Zeichen des Vertrauens der Krone, indem er zu einem Gesandtschaftsposten designirt ward.

An dieses Histörchen, das Jedermann, nur der Marquis nicht kannte, dachte Clarisse, und es fielen ihr hundert ähnliche Anecdoten ein. Ihr

Entschluß ist alsbald gefaßt: sie will noch in dieser Nacht zum Polizeiminister fahren. Der Wagen wird bestellt, die Kammerjungfern erhalten den Befehl, die Gebieterin mit aller Kunst der Einfachheit zu schmücken. Mit fiebernder Ungeduld mahnt sie die Dienerinnen fortwährend zur Eile, die Toilette ist nunmehr vollendet. Clarisse wirft noch einen prüfenden Blick in den Spiegel, das schöne, eitle Weib lächelt befriedigt.

„Welcher Mann," sprach Clarisse, geschmeichelt von ihrem Bilde, „möchte wagen, einer Bitte, die ich ausspreche, zu widerstehen!"

Kein Zeichen der entsetzlichen Qual, die noch vor wenigen Minuten das leichtsinnige Weib durchstürmt hatte, war auf dem leuchtenden Antlitz zu entdecken; Alles eitel Triumph der Selbstbewunderung! Die schwarze Sammetrobe glitt fast unhörbar über den Smyrnaer Teppich dahin, der hohen Flügelthür entgegen. Die nächste Thür ist aber verschlossen, entrüstet wendet sich die Dame nach den Zofen um: da tritt der Kammerdiener Tallheim's vor und erklärt in einem Tone, der eine Mischung von Unterwürfigkeit und Festigkeit war, daß Herr von Tallheim den strengen Befehl ertheilt habe, Niemand aus den Gemächern von Madame zu lassen.

Clarisse erbebte bei diesem ihr angethanen Schimpf; sie drohte dem Kammerdiener mit ihrer Ungnade; der kriechende und zähe Gesell verbeugte sich mit einer Armensündermiene immer tiefer und tiefer und zuckte dennoch die Achseln. Clarisse sah ihre Hoffnungen auf die Verhinderung des Duells vernichtet, das brach ihr den Muth; die Schmach, eine Gefangene zu sein, schürte aber ihren Zorn zu Flammen, und die Leidenschaft des Zornes siegte; sie gebot dem Diener zu öffnen und sie bei Herrn von Tallheim zu melden.

„Auch dieser Wunsch geht gegen den mir gewordenen Befehl," seufzte der Diener, „Herr von Tallheim ist für Niemand zu sprechen."

Thränen der gewaltsamsten Empörung stürzten aus Clarisse's Augen, und sie vermochte kaum, sich aufrecht zu erhalten. Die Kammerjungfern leiteten die Unglückliche in das Boudoir zurück. In den Augenblicken, in welchen der Mensch seine Ohnmacht am schmerzlichsten fühlt, pflegt er in der Stimmung zu sein, die ganze Welt, wenn er es vermöchte, wie eine Motte zu zerdrücken. In dieser Stimmung verbrachte Clarisse die Nacht. Der neue Tag brachte keine Aenderung in ihrer Gefangenschaft, und sie erfuhr von der Außenwelt nichts, als was sie durch die Fenster beobachten konnte. Erst am vierten Abend erschien Fürst Zalewsky bei ihr; er hatte sich, wie er erzählte, durch Bestechung der Dienerschaft den Zugang verschafft; er durfte nur eine flüchtige Minute verweilen und beklagte theilnehmsvoll das Schicksal der jungen Frau, von deren unversöhnlichem Gatten noch immer Alles zu befürchten sei.

Clarisse schien von dem Freundschaftsdienste des Fürsten keineswegs gerührt; sie zwang sich vielmehr eine Entrüstung zu erheucheln, deren Ausdruck majestätisch genannt werden mußte. Zalewsky war jedoch nicht der Mann, den die Oberfläche der Frauen täuschen konnte; er spielte den Ein-

geschüchterten und schickte sich an, sich in ehrerbietigster Weise zu entfernen. Clarisse's Verstellungskunst ging zu Ende. Die Unglückliche winkte den Fürsten von der Thür zurück und in fast flüsterndem Tone fragte sie: „Und haben Sie der Gefangenen nichts weiter mitzutheilen?"

„Nichts, meine Gnädigste, als die Bitte, mich Ihres Vertrauens würdigen zu wollen, wenn Sie des Schutzes eines aufopfernden Freundes bedürfen. Doch" — und er lauschte bestürzt nach der Thür — „man könnte mich hier entdecken; fern sei es von mir, Sie zu kompromittiren —"

„Und Oscar von Haanen?" stammelte Clarisse, die Augen zu Boden senkend, während sie den Fürsten mit zitternder Hand festhielt.

„Herr von Haanen," wiederholte Zalewsky und er zuckte in meisterhaftem Comödienspiel zusammen, als wenn ihm diese Frage die Seele zerschnitt. „Herr von Haanen — ich habe ihn die letzten Tage nicht gesehen; doch Sie befehlen, und ich werde Nachricht einholen, die ich vielleicht persönlich überbringen darf."

„Täuschen Sie mich nicht, Fürst! — Oscar ist todt."

„Das wäre mir neu."

„Ist er nicht in einem Duell geblieben?" —

„Ich kann Ihnen das Gegentheil versichern."

Clarisse athmete leichter auf; sie reichte dem Fürsten mit frohstrahlendem Auge die Hand. „Nicht wahr," bat sie mit verführerisch schmelzender Stimme, „Sie bringen der Gefangenen bald Nachricht?" Zalewsky bedeckte das Händchen mit feurigen Küssen.

Frau von Tallheim hatte nach Entfernung des Fürsten einen großen Theil ihres Lebensmuthes wiedergewonnen. Ihr blieb es zwar unerklärlich, daß Oscar, wenn er sich in Paris befand, ihr nicht irgend ein Zeichen seiner Nähe habe zukommen lassen, aber vielleicht wurde die Ueberwachung der Gefangenen zu umsichtig gehandhabt. Eine große Beruhigung gewährte der schönen Frau vor Allem, daß ein öffentlicher Scandal vermieden worden war. Am nächsten Abend trat Fürst Zalewsky ebenso geheimnißvoll als das erste Mal in das Boudoir der Frau von Tallheim; er war mit Ungeduld erwartet worden: das verrieth die Aufregung Clarisse's.

„Sie bringen nichts Gutes," sagte Clarisse mit fast ersterbendem Laute, als der Fürst, tiefe Trauer in den Mienen, nach Worten zu suchen schien.

„Allerdings erdrückt mich fast die Aufgabe, die Ihr Befehl mir auferlegte."

„Sprechen Sie, was ist geschehen? — Ich bin gefaßt, das Schrecklichste zu vernehmen."

„Es waltet ein geheimnißvolles Dunkel über dem Schicksal des — des Herrn von Haanen; er wird zu Hause seit mehreren Tagen vermißt; — ein Fischer fand in der Seine einen Hut und einen Mantel, und beide Gegenstände sind heute als die Oscar's recognoscirt worden."

Clarisse stieß einen Schrei aus und sank in einen Fauteuil.

„Compromittiren Sie mich nicht, gnädige Frau,“ bat der Fürst. „Mäßigen Sie Ihren Schmerz; vergessen Sie nicht, daß ich viel auf's Spiel setzte, um vor Ihnen zu erscheinen. — Was beweist übrigens ein aufgefischter Mantel und Hut? — Irgend ein Abenteuer — und welcher junge Mann begegnete einem solchen in dem großen Paris nicht — mag hier im Spiele gewesen sein und Herrn von Haanen für einige Tage unsichtbar machen. Ueberdies hat man unausgesetzt nach der Leiche zu dem Hut und Mantel gesucht und sie nicht gefunden.“

Clarisse schluchzte und schüttelte mit abgewandtem Gesicht den Kopf.

„Ich wußte es im Voraus,“ fuhr Zalewsky fort, „daß ich ein unwillkommener Bote sein würde, und daß das ganze Gewicht dieser schrecklichen Nachricht auf mich fallen würde; doch ich mußte mich meines Ihnen gegebenen Versprechens entledigen; erwägen Sie dies, Madame, und zürnen Sie mir Unglücklichem nicht zu unversöhnlich.“

„Ich zürne Ihnen nicht, Fürst,“ erwiderte Clarisse sanft. „Ich danke Ihnen vielmehr, daß Sie ohne Rückhalt die Wahrheit offenbarten. Vielleicht erweitert sich Ihre Theilnahme für mich noch dahin, fernere Nachforschungen nach dem Verbleib des Verschwundenen anzustellen. Jede Nachricht darüber wird mir der beste Trost sein.“

„Auch ohne Ihren Wunsch, meine Gnädigste, würde ich unablässig bemüht sein, das Schicksal unseres Freundes aufzuklären; denn, aufrichtig gesagt, war mir Oscar durch so viele Vorzüge des Geistes und Herzens als Freund theuer, er, den ich hätte tödtlich hassen müssen!“

Die letzten drei Worte murmelte Zalewsky fast unverständlich hin. Der Fürst hatte eine Wendung des Gesprächs beabsichtigt, und es gelang ihm. Clarisse warf ihm einen Blick inniger Erkenntlichkeit zu und zählte in abgebrochenen Sätzen alle Vorzüge auf, die den Vermißten vor allen andern Männern in hohem Grade ausgezeichnet hatten. Zalewsky fügte nur noch gesteigerte Lobeserhebungen hinzu, und als er sich verabschiedete, ging er mit dem Bewußtsein von Clarisse, daß er einen mächtigen Schritt bis zum Herzen der von ihm leidenschaftlich geliebten Frau gethan habe.

Frau von Tallheim erhielt bald nach dieser Zeit den Besuch ihres Gemahls. „Madame,“ begann Fortunat kalt und ohne viel Ceremonie, „Ihr Gewissen wird Sie streng genug anklagen, als daß ich nöthig hätte, Ihnen über mein Verfahren während der letzten Tage gegen Sie Rechenschaft zu geben. Ihr Liebhaber wird unseren ehelichen Frieden nicht mehr stören; der ganze Scandal, mit dem Sie meinen alten Namen beschimpften, ist vertuscht worden, und ich habe nicht zu fürchten, mich in Zeitungschroniken und Theaterpossen herumgezogen zu sehen; deshalb gewähre ich Ihnen Ihre Freiheit wieder. Selbstverständlich bindet uns von jetzt ab Nichts mehr, absolut Nichts mehr, als unser gemeinschaftlicher Name. Hüten Sie sich, denselben mit einem neuen Flecken zu besudeln, denn ich dürfte alsdann vergebens nach der Neigung haschen, Ihnen mit derselben Großmuth wie heute entgegenzutreten.“

Clarisse hatte ihrem Gatten den Rücken verächtlich zugedreht, aber sie

glaubte jetzt diesem Menschen antworten zu müssen, der sie mit so cynischer Unverschämtheit wegen eines Vergehens abkanzelte, zu dem er sie in so ruchloser Weise stets zu drängen versucht. „Elender!" sprach sie mit vor Entrüstung bebender Stimme, „wagen Sie —"

Das Geräusch der sich schließenden Thür unterbrach sie; Tallheim hatte sich entfernt. Clarisse besaß ihre Freiheit wieder. Mit vorwurfsvollem, bangem Herzen eilte sie zu Thea, und es war ihr lieb, als sie erfuhr, daß Frau von Haanen krank sei und Niemand empfangen könne.

Zalewsky war unermüdlich, jede kleine Nachricht über das Verschwinden Oscar's zu ermitteln und der Frau von Tallheim zu überbringen; er war ihr eine wirkliche Stütze, und sie hörte auf seinen Rath, daß sie sich in der Gesellschaft zeigen möge, weil allerlei Zwischenreden die Frau von Tallheim mit dem Verschwinden des Herrn von Haanen in Verbindung bringe.

Clarisse glänzte wieder in den Salons; sie fand an diesen Vergnügungen wenigstens den Geschmack der Zerstreuung, und wenn ihre Seele auch noch um den verlorenen Freund trauerte, so regte sich dennoch schon wieder die Genugthuung des Triumphes, überall die glänzendste Erscheinung gewesen zu sein. Zalewsky nährte durch getreue Berichterstattung der beobachteten Siege das volle Erwachen der ehemaligen Eitelkeit bei der schönen Frau. Der nächste Hofball versprach das glänzendste Fest der Saison zu werden. Die Gesellschaft unterhielt sich schon im Voraus angelegentlich über das Erscheinen der Lady Hennesson, die an der Themse sowohl als auch in Wien und Neapel durch ihre persönlichen Reize und durch den Reichthum ihrer Toilette förmlich Epoche gemacht hatte. Zalewsky schwor, daß die gerühmte Engländerin zum Stern zweiter Größe in den Pariser Salons degradirt werden würde, wenn Frau von Tallheim der Engländerin gegenüber gestellt werde. Der Fürst trug das Interesse, welches er für diese Angelegenheit zeigte, in die Gesellschaft, und man stempelte das zufällige Zusammentreffen zweier außerordentlicher Schönheiten zu einer nationalen Frage um. Clarisse war dies Alles nicht unbekannt geblieben; anstatt jedoch hierin einen Grund zu finden, den Hofball zu vermeiden, rüstete sie sich vielmehr unter der Spannkraft ehelicher Frivolität, auch durch kostbare Toilette ihrer Gegnerin den Vorrang abzugewinnen.

Es waren Tage der lebhaftesten Aufregung für Frau von Tallheim; sie hatte nur Gedanken für den friedlichen Zweikampf der Grazien, und alles Leid, und mit diesem auch Oscar, war vergessen. Welches Entsetzen ergriff sie daher, als sie am Tage vor dem Balle ihre Chatulle erbrochen und sich ihrer Brillanten und anderen werthvollen Schmucksachen beraubt fand. In dem leeren Etui eines Diadems von bewährter Eleganz und Pracht lag ein zusammengekniffenes Billet. Sie entfaltete dasselbe und las folgende, von der Hand ihres Gemahls geschriebene Zeilen:

„Theure Clarisse!

Ein unglückliches Spiel hat mich zur Zahlung einer Ehrenschuld ver-

pflichtet. Um unsern Namen nicht zu compromittiren, sah ich mich genöthigt, Ihre Diamanten zu verpfänden. Sie werden mein Bedauern begreifen, daß ich gezwungen war, diesen Schritt zu thun; doch wird Sie das Bewußtsein trösten, durch dieses Opfer unseren Namen makellos erhalten zu sehen. Es legt sich Ihnen zu Füßen Ihr
sehr ergebener Gemahl
von Tallheim."

Die entrüstete Frau zerknitterte das Papier mit dem zarten Händchen; sie klingelte einem Diener und trug ihm auf, Herrn von Tallheim zu rufen.

„Herr von Tallheim," erwiderte der Diener etwas eingeschüchtert und zögernd, da er die Aufregung seiner Gebieterin gewahrte, „ist bereits seit zwei Stunden ausgefahren. Den Wagen hat er zurückgesendet und sagen lassen, man möge seine Rückkehr vor morgen Abend nicht erwarten."

Clarisse winkte, damit sich der Diener entferne, und sie überließ sich Thränen der Wuth und der Trauer über das Schicksal, an einen Ehegatten dieser Art für immer gefesselt zu sein. Und wohin mußten schließlich die Leidenschaften Tallheim's führen? Die Unglückliche sah nichts als Schimpf und das tiefste Elend in der nächsten Zukunft.

Die Verzweifelnde schwamm in Thränen, als sie von dem Besuch des Fürsten Zalewsky überrascht wurde. Derselbe näherte sich ihr theilnahmsvoll, und sie glaubte, einem Manne wie Tallheim gegenüber, an keine Rücksichten gebunden, seine Verworfenheit vor einem Freunde bloßstellen zu müssen, und Clarisse verheimlichte vor dem Fürsten Nichts.

„Ich empfinde Ihre schmerzliche Entrüstung, Madame," sagte Zalewsky, und in dem Klange seiner Worte lag etwas ungemein Herzliches; „und wenn ich auch nicht im Stande bin, das rücksichtslose Vorgehen Ihres Herrn Gemahls ungeschehen zu machen und Ihnen in dieser Beziehung einen Trost zu gewähren, so werden Sie mir hingegen erlauben wollen, daß ich es Ihnen ermögliche, auf dem Hofballe zu erscheinen, damit Ihnen und der ganzen Gesellschaft der Triumph werde, daß Frankreich auf dem Gebiete der Grazie und Schönheit die Nebenbuhlerschaft Albion's nicht zu fürchten hat. Beruhigen Sie sich inzwischen, meine Gnädigste, und gestatten Sie, daß ich mich beeile, diese Augen wieder lächeln zu sehen."

Der Fürst wartete eine Erwiderung nicht ab, und entfernte sich. In der nächsten Stunde kam er zurück: Clarisse hatte einen fürstlichen Schmuck.

Frau von Tallheim triumphirte am Ballfest; Zalewsky siegte auch, — Clarisse's besseres Ich war nunmehr völlig verloren. Herr von Tallheim gerieth nicht mehr in die Verlegenheit, zur Bezahlung von Ehrenschulden die Juwelen seiner Gemahlin zu versetzen, und überdies entdeckte er niemals, daß dieselbe den Namen der Tallheim's compromittire. Er zeigte sich in diesem kitzlichen Punkte um so beruhigter, als sein Freund Zalewsky die Sorge übernommen hatte, die Gattin zu überwachen.

So vergingen zu allseitiger Zufriedenheit fast drei Jahre, als der Fürst sich erstaunt fragte, wie es möglich gewesen, sich von derselben Person so lange Zeit fesseln zu lassen. Diese Reflexion kam nicht im Spiele der Laune, sondern die Blüthe der Reize Clarisse's neigte sich dem Verwelken zu, und außerdem hatte der Fürst die Tochter eines russischen Grafen auch kennen gelernt. Das reizende Kind, im Innern Rußland's erzogen, war von dem Samum moderner Verbildung verschont geblieben, und ihr geistiges Leben hauchte den Zauber der Natureinfachheit. Zalewsky war es mit einem Schlage klar geworden, daß sich das wahre Lebensglück nur am Familienherde gründen lasse, und er beschloß, sich zu vermählen. Diese Absicht hielt er indessen geheim, weil er nicht in die Verlegenheit gesetzt sein wollte, das Nasenrümpfen der Pariser Gesellschaft über den Gegenstand seiner Wahl, das naturwüchsige Steppenkind beobachten zu müssen. In Moskau giebt es auch Popen und Kirchen.

Die nächste Sorge des Fürsten war, sich Clarisse's zu entledigen; dies hielt nicht schwer. Er hatte nur zu häufig Grund, sich über unverschämte Anmaßungen seines Freundes Tallheim zu beklagen, und er benutzte die nächste Gelegenheit, ein Zerwürfniß mit demselben herbeizuführen. Tallheim verstand keinen Spaß, wo es sich um seine Existenzfrage handelte, und es fiel ihm plötzlich wie Schuppen von den Augen, daß eigentlich die fortwährenden Besuche des Fürsten bei seiner Frau den altadeligen Namen compromittirten, er bat in Folge dessen den Fürsten sehr entschieden, das Hôtel Tallheim fortan zu vermeiden. Auf diese Zurechtweisung hatte Zalewsky gerechnet; der Bruch ward vollständig, und der Fürst ging nach Rußland.

Auch Tallheim sah sich nach einiger Zeit veranlaßt, sich aus Paris zu entfernen, um seinen völligen Ruin nicht den Augen der Gesellschaft preis zu geben. Ein unverbesserlicher Spieler, verkaufte er Alles, was sich den Gläubigern entreißen ließ, ging nach Homburg, um das Glück an der Roulette zu erzwingen, und — Fortuna duldet keinen Zwang — in wenigen Tagen stand Herr von Tallheim bettelarm da.

Jetzt raffte sich Clarisse auf; sie versuchte ihre herrliche und gutgeschulte Stimme für die Bühne zu verwerthen. Das erste Debut lohnte ein glänzender Erfolg, und sie hatte nur erst einen kurzen Weg auf der neuen Laufbahn zurückgelegt, als sie bereits als eine der gefeiertsten Künstlerinnen galt. Es fanden sich andere Zalewsky's, die von Clarisse im Liebespiel, von Herrn von Tallheim im Kartenspiel ausgebeutet wurden, und der Glanz des Pariser Lebens umgab das Ehepaar wieder.

Aber auch diese Zeit ging schnell wie ein Traum vorüber, Clarisse ward von einer schweren Krankheit heimgesucht, ihre Erwerbsfähigkeit hörte auf, und ihr Gemahl, außer Stande, seiner Spielwuth und seiner wüsten Lebensweise zu entsagen, nutzte den Credit aus und spannte ihn bis zur schwindelhaften Höhe an. Clarisse stand vom Krankenlager wieder auf, aber ihre linke Seite blieb gelähmt, die letzten Reize ihrer einst so bezaubernden Gestalt waren entwichen und ihre Stimme fast verloren.

Tallheim betrachtete mit der Aufmerksamkeit eines Roßtauschers das unglückliche Weib, das fortan, anstatt Hülfe zu gewähren, des aufopfernden Beistandes bedurfte. „Trage mir ein Lied vor, Clarisse!“ sprach er alsdann in streng gebietendem Tone. Die Bejammernswerthe zitterte; es schauerte eine entsetzliche Ahnung durch ihren Körper, und dennoch — sie sang. Es klang so heiser, so hohl, daß die Sängerin vor sich selbst erschrak.

Herr von Tallheim griff schweigend nach seinem Hut und ging zur Thür hinaus, Clarisse sah ihn niemals wieder. —

Die Gläubiger bemächtigten sich des letzten, kläglichen Restes der Habe der früher so gefeierten Frau. Jetzt heftete sich das Elend der Armuth an Clarisse's Sohlen; sie sank von Stufe zu Stufe, und so fanden sie die ehemaligen Freunde an der Ecke der Kirche del Redemtore wieder. —

In einer der verrufensten Straßen London's, wo sich Taverne an Taverne reiht, und Würfel und Karte die Unterhaltung der schäbigsten Gesellen bilden, ist ein von Entbehrungen aller Art ausgemergelter, von den heftigsten Leidenschaften gezeichneter, weißbärtiger Mann der tägliche Gast. Er leistet dem dort verkehrenden Auswurf der menschlichen Gesellschaft allerlei Dienste und empfängt kleine Trinkgelder dafür. Die erwischten Pennys wagt er sofort auf eine Karte oder einen Würfel. Man nennt ihn spöttisch den französischen Baron, und wenn man ihn beim falschen Spiel ertappt, pflegt er pathetisch zu rufen: „Ich würde meinen alten Namen nicht compromittiren mögen!“ — — — — — — —

— —

In der Villa des Herrn von Haanen am Genfer See finden sich seither Schiavoni und ich jährlich im Juli ein und verleben dort die glücklichsten Stunden. Unseres Freundes Bilder, die von Clarisse's Schicksal erzählen, schmücken das Lesezimmer der Villa. Thea's Tochter ist das Ebenbild der Mutter geworden, und ein festes Band wahrer, inniger Neigung verbindet sie mit dem geistvollen Maler, der das schöne Mädchen dem Elternhause bald entführen dürfte, um sich selbst eine zufriedene Häuslichkeit zu gründen, wie er sie in der Haanen'schen Villa kennen zu lernen das Glück hatte.

Verstoßen.

Novelle

von

Ewald August König.

Verlag von

F. Zickel, 129 Duane Str., New York.

Post Office Box 3001.

1896.

Erstes Kapitel.

So still wie heute war es in der Werkstätte des Tischlermeisters Peter Ferno selten gewesen. Wohl arbeiteten Hobel und Säge in ihrer geräuschvollen Weise, aber kein fröhlicher Gesang, kein heiteres Lachen begleitete die Arbeit. Die Furchen auf der Stirn des Meisters und der tieferuste Ausdruck seines sonst so gutmüthigen Gesichts hielten den Frohsinn fern. Die Gesellen, die den Grund seines Kummers kannten, fühlten, daß jede Aeußerung der Heiterkeit den Alten noch mehr betrüben würde.

So war der Tag verstrichen, ein rauher, unfreundlicher Herbsttag, und kein Wort, keine Silbe war an diesem Tage über des Meisters Lippen gekommen. Der Abend dämmerte, die Gesellen legten ihre Werkzeuge hin und entfernten sich nach stummem Gruß; Meister Ferno schloß die Thür der Werkstätte zu und ging in seine Wohnstube.

Es war ein einfach ausgestattetes trauliches Zimmer, die Gediegenheit des Mobiliars ließ erkennen, daß Peter Ferno zu den wohlhabenden Leuten gehörte.

An dem runden Tische, der seitwärts vor dem Sopha stand, saß eine alte Frau im Hauskleide, eine Frau, die unter Kummer und Sorgen ergraut war; ja Kummer und Sorgen hatten in dieses ehrwürdige treuherzige Gesicht tiefe Furchen gezogen, Kummer und Sorgen diesen Körper gebeugt, Kummer und Sorgen zwangen sie auch heute, Trost und Muth in der heiligen Schrift zu suchen.

Sie blickte besorgt auf, als ihr Mann eintrat, ein langer fragender Blick traf ihn aus den trauernden Augen. Meister Ferno wandte das Antlitz ab und trat an's Fenster.

„Es ist schon Abend und er ist noch nicht gekommen," sprach sie leise.

„Ich sagte Dir ja, daß er nicht kommen würde," erwiderte der alte Mann, und ein harter Zug glitt über sein Gesicht, ein Zug unerbittlicher Strenge

„Er wird kommen, Peter!"

„Wenn noch ein Rest von Ehre und Schamgefühl in ihm ist, Susanne, dann —"

„Sprich nicht so," bat die Frau, „urtheile nicht so hart über ihn."

„Willst Du ihn vertheidigen?" versetzte Ferno rauh, „kannst Du ihm vergeben, was er uns angethan hat?"

„Mein Herz verzeiht ihm, Peter: die Liebe des Mutterherzens kann nimmer erlöschen. Er wird kommen, gewiß, er wird zu uns flüchten und um Vergebung bitten, — dann gieb ihm die Hand, — — verstoße ihn nicht!" — —

Das ganze Weh eines verzweifelnden Mutterherzens lag in dem Tone.

in welchem die alte Frau diese Worte gesprochen hatte, aber Ferno schien dafür unempfindlich zu sein; der Ausdruck seiner Züge wurde nur noch härter und strenger.

„Ich habe keinen Sohn mehr," sagte er mit dumpfer Stimme.

„Denk an den „verlornen Sohn," Peter!"

„Soll ich ihm gar ein Kalb schlachten lassen und alle Nachbarn zu dem Feste einladen, soll ich ihn mit offenen Armen aufnehmen?"

„Peter, sei barmherzig!" bat die alte Frau; „der Vater über uns vergiebt Allen!"

Ferno legte die Hände auf den Rücken und wanderte langsam auf und nieder.

„Er mag ihm verzeihen, — ich kann es nicht," versetzte er.

„Er hat sein Vergehen gesühnt —"

„Wie das Gesetz es fordert, aber die Schande kann er nicht abwaschen; sie wird auf ihm lasten, so lange er lebt. Und seine Schande fällt zurück auf das graue Haupt seines Vaters, sie wird es vor der Zeit in die Grube bringen!"

Der schrille Klang der Hausglocke unterbrach das Gespräch, Ferno blieb in der Mitte des Zimmers stehen, und die Blicke der alten Leute hefteten sich in banger Erwartung auf die Thür.

Die Hausthür wurde geöffnet und wieder geschlossen, rasche Schritte näherten sich der Zimmerthür, und jetzt erschien auf der Schwelle ein junger Mann, eine hohe, schlanke Gestalt, die den Tischlermeister um Kopfeslänge überragte. Es lag ein trotziger, verbissener Zug in dem bleichen und dennoch hübschen Gesicht, ein Zug, der die Zerfallenheit mit sich und der Welt erkennen ließ.

„Vater, da bin ich wieder," sagte der Jüngling, indem er auf den alten Mann zutrat und ihm die Hand bot, „und bei Dir such' ich eine Zuflucht —"

„Und Du meinst, ich werde sie Dir gewähren, damit Du Deine Schande verbergen könntest?" fiel Ferno ihm in's Wort, und seine Stimme klang hart und schneidend. „Woher kommst Du?"

„Heute Morgen schon bin ich entlassen worden," erwiderte der junge Mann; „ich war draußen vor dem Thor; ich wagte nicht, am hellen Tage durch die Straßen zu gehen."

„H e i n r i c h!" schrie die Mutter, „mein armes, unglückliches Kind!"

„Halt!" sagte Ferno streng, indem er rasch zwischen Mutter und Sohn trat; „wir haben kein Kind mehr!"

„Vater!" rief Heinrich mit dem Schmerze der Verzweiflung, „das kann Dein Ernst nicht sein!"

„Glaubst Du, daß ich aufgelegt sei, zu scherzen? — Glaubst Du, all' der Kummer, den Du uns bereitet hast, sei spurlos an uns vorbeigegangen? — Glaubst Du, Deine Schande sei uns gleichgültig?"

„Vater, — i c h b i n u n s c h u l d i g!"

Der alte Mann hatte den Arm wie zur Abwehr erhoben, ein herber Zug umzuckte seine Lippen.

„Es wäre besser, Du gäbest der Wahrheit die Ehre,“ sagte er; „Du kannst ja nicht hoffen, daß ich Deinen Lügen glauben werde!“

„Bei Allem, was mir heilig ist, schwöre ich —“

„O, schwöre nicht, es wäre ein Meineid! Was könnte Dir auch jetzt noch heilig sein? Du hast Deine Ehre verloren, Deine Eltern beschimpft, die Gebote Gottes verhöhnt. Hättest Du die Schuld eingestanden; dann wäre es mir ein Beweis gewesen, daß Du sie bereutest, und ich könnte denken, der Fehltritt sei in einer schwachen Stunde geschehen, und die Reue werde Dich bessern.“

„Wie kann ich eingestehen, was ich nicht begangen habe?“ erwiderte Heinrich vorwurfsvoll. „Sieh mich nur an, Vater; ich schlage vor Dir den Blick nicht nieder; — ich betheuere Dir vielmehr noch einmal: — ich bin unschuldig, und man hat mir großes Unrecht angethan!“

„Wie war's, Heinrich?“ fragte die Mutter mit einem flehenden Blick auf den alten Mann, der eine rasche, ungeduldige Bewegung machte. „Erzähle es uns und sei aufrichtig; wenn Du schuldig bist, dann lege uns ein offenes Geständniß ab, und wir wollen Dir verzeihen!“

„Niemals!“ rief Ferno.

„Höre ihn an, Peter; er soll uns das Alles berichten, und dann wollen wir urtheilen. Ist es denn nicht möglich, daß er das Verbrechen nicht begangen hat? — Ist noch nie ein Unschuldiger verurtheilt worden?“ —

„Sind die Beweise nicht klar wie die Sonne?“ fragte Ferno, zornig auffahrend. „Hat man nicht die Uhr bei ihm gefunden? — Wo ist das Geld geblieben? — Du hast es versteckt und denkst nun, den Schatz zu heben und ein reicher Mann zu werden! Die Arbeit behagte Dir nicht, Du wolltest rasch reich werden, Du wolltest mit dem Frauenzimmer, an das Du Dich gehängt hast, lustig in den Tag hinein schlemmen, und als der Versucher Dir nahe trat, — du konntest Du nicht widerstehen! Du meinst, ich wisse das nicht? O, ich durchschaue Deine Lügen, und mit tiefem Schmerz erkenne ich, daß ich zu schwach gewesen bin und Dich nicht streng genug erzogen habe!“

Der junge Mann hatte trotzig das Haupt erhoben; er sah seinen Vater fest und voll an, bang streifte sein Blick mit inniger Liebe die alte Frau, die an ihn noch immer glaubte und sich nicht durch die Urtheile Anderer beirren ließ.

„Jedes Wort, welches Du mir da sagst, trifft mein Herz wie ein Dolchstich!“ entgegnete er, „es beweist mir, daß —“

„Ich Dich durchschaute!“

„Nein, daß Du Anderen mehr glaubst, als Deinem eigenen Kinde! Willst Du mich anhören? — Wenn Du es nicht thust, dann ist Dein Urtheil ungerecht; und Dein Gewissen wird früher oder später dieses Unrecht Dir vorwerfen!“

„Mein Gewissen?“ sagte Ferno mit schneidendem Hohne. „Was kümmert es Dich? Du hast meinen ehrlichen Namen geschändet und mein

graues Haupt mit unsäglichem Kummer beladen; nun kann es Dir gleichgültig sein, ob es in meinem Innern ruhig ist oder nicht."

„Peter, thu's mir zu Liebe, — höre ihn an!" bat die Mutter.

„Was wird er uns berichten wollen? Dasselbe, was er seinen Richtern erzählt hat: — eine Lüge und weiter nichts!"

„Nein, hier wie dort keine Lüge, sondern die volle Wahrheit," versetzte Heinrich. „Ich rufe den allwissenden Gott zum Zeugen, daß ich nicht lüge!"

„Nun, so sprich!" sagte Ferno, ohne seinem Sohne einen Stuhl anzubieten. „Weil Deine Mutter es wünscht, magst Du sprechen."

„Und Du wirst dann glauben, was ich sage," erwiderte Heinrich mit überzeugter Bestimmtheit.

„Sprich! Madame S a ch s ließ Dich rufen —"

„Nein, Madame Sachs schickte zu meinem Meister und ließ ihn bitten, mit seinen Werkzeugen zu ihr zu kommen. Meister S t e i n b e r g hatte keine Zeit und ertheilte mir den Auftrag; die alte Dame gab mir eine Schatoulle, zu der sie den Schlüssel verloren hatte und bat mich, das Schloß zu öffnen."

„Und das ist erwiesen, daß Du allein in dem Zimmer bliebst und eine ganze Stunde gebrauchtest, um das Schloß aufzumachen," warf der alte Mann ein.

„Es war ein complicirtes Schloß, welches mir viel Mühe kostete, und ich gebe zu, daß ich fast eine Stunde gebrauchte, ehe ich mit meiner Arbeit zum Ziel gelangte."

„Und neben dem Zimmer, in welchem Du arbeitetest, war das Schlafgemach der Dame, und in diesem stand eine eiserne Kassette, welche den Schmuck und die Baarschaft der reichen Wittwe enthielt."

„Das wußte ich nicht."

„Wenn Du es nicht gewußt hättest — aber sprich weiter; es ist nothwendig, daß die Sachlage klar dargelegt wird."

„Als ich mit meiner Arbeit fertig war, verließ ich das Haus."

„Ohne der Dame Adieu zu sagen."

„Ich hielt dies für unnöthig, denn ich war nicht zu Besuch bei ihr, sondern als Arbeiter."

„Du begegnetest auf der Treppe der Magd; sie hat bezeugt, Du seiest sehr erregt gewesen."

„Sie hat das bezeugt, und damit eine Unwahrheit gesagt! Ich war verstimmt, aber nicht erregt. Der Tag vorher war ein Sonntag, und M a g d a l e n e hatte mich geärgert; sie hatte sich kalt gegen mich und auffallend freundlich gegen Andere gezeigt; ich hatte ihr Untreue vorgeworfen und damit einen Bruch herbeigeführt; darin lag die Ursache meines Aergers und meiner Verstimmung. Es mag sein, daß mein finsteres Gesicht der Magd aufgefallen ist, aber ich erinnere mich heute noch deutlich, daß ich ruhig und ohne ein Zeichen von Erregung ihr meldete, die Schatoulle sei geöffnet, sie möge es ihrer Herrin wissen lassen."

„Und dann gingst Du in's Wirthshaus!"

„Ja, es ist wahr; ich brachte das Werkzeug zu meinem Meister zurück und erklärte ihm, ich könnte heute nicht arbeiten!"

„Du hast das nie zuvor gethan."

„Und eben deshalb mag es aufgefallen sein; ich gebe das ja Alles zu aber stellt dies einen Beweis meiner Schuld dar? — Muß denn Jedermann allezeit im Geleise des Alltaglebens bleiben und trifft ihn ein berechtigter Vorwurf, wenn er darüber hinausgeht? Ich konnte nicht arbeiten, ich wollte meinen Mißmuth betäuben, deshalb lief ich in's Wirthshaus. Ich bedauere die gezeigte Schwäche, die eines Mannes unwürdig ist, aber ich habe damals nur einmal der Schwäche nachgegeben, und Vorwürfe ändern das Geschehene nicht. Im Wirthshause gesellte sich ein fremder Herr zu mir, ein junger, feiner Herr, der sehr liebenswürdig war und sich mit mir über meine Hoffnungen, Wünsche und Pläne angelegentlich unterhielt."

„Da haben wir das Märchen!" rief Ferno ironisch. „Ein fremder Herr, der große Unbekannte, der später nicht mehr aufgefunden werden konnte."

„Ja, Vater, ein fremder Herr, den ich jetzt kaum wieder erkennen würde, wenn er mir begegnete; ich war berauscht, als er mit mir sprach, und er hat sich auch nicht lange mit mir unterhalten."

„Und in dem Wirthshause hat seltsamer Weise Niemand ihn gesehen!"

„Aber wir waren die einzigen Gäste, und die Wirthin kam nur einmal in's Zimmer, als sie uns eine Flasche Wein brachte, die der Fremde bezahlte; sie wollte sich dessen später nicht mehr entsinnen können, aber ich hab's trotz meines Rausches nicht vergessen. Und als der Fremde kaum hinausgegangen war, wurde ich verhaftet."

„Und man fand in Deiner Rocktasche die goldene Uhr der Madame Sachs," fiel Ferno mit gehobener Stimme ein. „Das war ein schlagender, überzeugender Beweis, den Du nicht ableugnen konntest, und um ihn zu widerlegen, wurde das alberne Märchen ersonnen. Der fremde Herr sollte Dir die Uhr in die Tasche gesteckt haben; — infam!"

„Und noch zu dieser Stunde bleibe ich dabei," erwiderte Heinrich, „eine andere Aufklärung finde ich nicht. Wenn ich die Uhr gestohlen hätte, dann würde ich auch das Geld nicht haben liegen lassen, welches die Dame ebenfalls vermißte; warum ließ sich dieses Geld nicht ermitteln?"

„Du hattest es versteckt!"

„Dann würde ich auch die Uhr versteckt haben."

„Dies muß Dir doch einleuchten, Peter," sagte die alte Frau ihrem Sohne zunickend, als ob sie ihn ermuthigen wollte. „Weshalb hätte er die Uhr allein zurückbehalten, die ihn doch zumeist verrathen konnte?"

„Weshalb?" rief Ferno barsch. „Weiß ich es? Vielleicht wollte er sie seiner Braut schenken und durch dieses Geschenk sich mit ihr aussöhnen!"

„Wenn das in meiner Absicht gelegen, würde ich dies sofort ausgeführt haben und nicht vorher in's Wirthshaus gegangen sein," erwiderte Heinrich, gewaltsam einen emporsteigenden Groll bekämpfend. „Ich bin an diesem Verbrechen schuldlos wie ein neugeborenes Kind, und ich begreife jetzt noch nicht, daß das Gericht mich verurtheilen konnte!"

„Es würde Dich nicht verurtheilt haben, wenn es nicht durch die Beweise von Deiner Schuld überzeugt gewesen wäre," sagte Ferno mit scharfer Betonung, „und in der That, es gehört die freche Stirn eines verstockten Verbrechers dazu, gegenüber solchen Beweisen noch leugnen zu wollen!"

„So glaubst Du mir nicht?" —

„Nein!"

„Und die Mutter?" —

„Heinrich, Alles spricht gegen Dich," sagte die alte Frau, zitternd vor Erregung, „sei offen, gieb der Wahrheit die Ehre! — den reuigen und bußfertigen Sünder hat Gott lieb!"

„Mutter, — ich bin unschuldig!" — —

„Beweise, daß Du es bist, und unser Haus, unsere Arme sollen Dir wieder offen sein," entgegnete Ferno. „Beweise, dann wollen wir verzeihen! — Du kannst Deinen Richtern keinen Vorwurf machen, sie sind alle zu gnädig gegen Dich gewesen; — nur ein Jahr Gefängniß — "

„Nur ein Jahr!" fiel ihm Heinrich erbittert in die Rede; — „nur ein Jahr! — Aber dieses Jahr hatte dreihundertfünfundsechszig Tage, — und jeder Tag hatte vierundzwanzig Stunden! — Ich habe nicht die Tage, sondern die Stunden gezählt, und kein Mensch weiß, was ich in ihnen litt!" —

„Du sprichst von Deinen Leiden," erwiderte der alte Mann, „aber unseres Kummers und unserer Sorgen gedenkst Du nicht; sieh unser graues Haar und erkenne, was durch Dich aus uns geworden ist!"

„Peter," flehte die Mutter, „sei barmherzig!"

„Ich kann ihm nicht verzeihen," fuhr Ferno fort; „seine Schuld ist zu groß. Ich habe ihn erzogen in der Furcht vor Gottes Geboten, in der Liebe zu seinen Eltern und in der Achtung vor den Gesetzen: — ich habe alle guten Keime in seinem Herzen zu wecken gesucht und ihm den Weg vorgezeichnet, den er gehen sollte; — ich habe gearbeitet für ihn und gespart, damit er einst seine Existenz gründen könne, und hat er es mir gelohnt? — Er ist ein Dieb, ein Verbrecher geworden, weil ihm die Arbeit nicht behagte; — er hat den Namen seines Vaters beschimpft und seinen alten Eltern das Herz gebrochen. Schweige, — Du hast es gethan! Deine Lügen vergrößern nur Deine Schuld; denn sie beweisen, daß Du keine Reue fühlst. Du willst die Schuld auf Deine Richter schieben und ihnen vorwerfen, sie hätten Dir Unrecht gethan. Du solltest ihnen aber danken für die gnädige Strafe; geh, — — ich habe keinen Sohn mehr!" —

Stumm und starr vor Schrecken und Entsetzen, blickte die alte Frau

ihren erregten Gatten an; so hatte sie ihn noch nicht gesehen, so leidenschaftlich hatte er seinem Herzen nie zuvor Luft gemacht.

„Ich habe meinen Sohn an dem Tage verloren, an dem der Stab über ihn gebrochen wurde," nahm er noch einmal das Wort; „an jenem Tage ist er mir gestorben, — und Todte kann man nicht wieder erwecken."

„So stoßt Ihr mich hinaus?" rief Heinrich, und eine dunkle Gluth übergoß sein Antlitz. „Ihr wollt Eurem Kinde nicht glauben, dem verzweifelten Sohn nicht die rettende Hand reichen? Vater, ich weiß, Dein Wille ist Allen in diesem Hause maßgebend; — die Mutter darf mich nicht aufnehmen, wenn Du es verbietest. Bedenke, was Du thust; die Reue würde zu spät kommen! Der Gedanke, daß Ihr an meine Schuldlosigkeit glaubtet, daß ich bei Euch eine Zuflucht finden würde, hielt mich im Gefängniß aufrecht; — er tröstete und ermuthigte mich, wenn die Verzweiflung mich zu übermannen drohte! Und nun ziehst Du die Hand zurück, die mich in meinem unverdienten, tief niederbeugenden Elende aufrecht erhalten könnte? — Wenn Ihr mich aufgebt, dann habe ich kein Menschenherz mehr, an das ich mich schließen kann, dann bin ich verloren, und es bleibt mir nichts übrig, als daß ich jenem Abgrunde des handwerksmäßigen Verbrechens oder des Selbstmordes zuschreite. Glaubst Du, diese Härte vor Deinem Gewissen verantworten zu können? — Du denkst nicht an die Folgen, Vater; — Du glaubst, gerecht zu handeln und —"

„Genug!" unterbrach der alte Mann ihn rauh. „Ich habe Alles bedacht; ich will Dich nicht zwingen, den Pfad der Schande weiter fortzusetzen. Geh' nach Amerika; ich werde Dir das Reisegeld und auch noch eine Summe darüber geben. Jenseits des Meeres, wo Niemand Deine Vergangenheit kennt, magst Du versuchen, ein tüchtiger Mann zu werden."

„Nach Amerika!" wiederholte Heinrich bitter. „Ich soll Dir nicht mehr begegnen, — Du schämst Dich meiner, — Du willst mir das Letzte, — die Heimath rauben! Und wenn ich es thäte, wenn ich hinauswanderte; dann würden die Leute sagen, die Schande habe mich fortgetrieben, mein Schuldbewußtsein habe mir keine Ruhe gelassen."

„Es wäre die Wahrheit, wenn sie es behaupteten."

„Es wäre eine Lüge!" fuhr Heinrich trotzig auf, „und eben deshalb gehe ich nicht! Ich will ihnen beweisen, daß der Schein sie täuschte ich will nicht ruhen, bis ich meine Unschuld an den Tag gebracht habe!"

Der alte Mann zuckte die Achseln. „Redensarten," sagte er höhnisch, „willst Du meinen Vorschlag annehmen?"

„Ich kann und darf es nicht."

„Dann sieh' zu, wie Du durch die Welt kommst! Von mir hast Du nichts zu hoffen; mein Fleiß und meine Ersparnisse werden einem Taugenichts nicht zu gute kommen. Wenn Du Dich besserst und die Achtung der Menschen wieder errungen hast, dann setze ich Dich vielleicht zu

meinem Erben ein, aber es kann noch eine geraume Zeit dauern, ehe ich sterbe, deshalb mache Dir einstweilen keine Hoffnungen auf das Erbe."

Die alte Frau bedeckte das Antlitz mit den Händen und schluchzte laut; Ferno stand noch immer vor ihr, entschlossen, die Versöhnung zwischen Mutter und Kind zu vereiteln.

„Das waren niederbeugende Worte," sagte Heinrich, nach Athem ringend, „Worte, die mich dem grausamsten Elende anheimgeben. Die Stunde aber wird kommen, in der Du Dich dieser Augenblicke erinnerst und sie noch beweinst; dann wird Dein Gewissen ein strenger und unerbittlicher Richter sein und Dein Herz vergeblich sich nach Versöhnung sehnen. Vater, — stoße mich nicht von Dir, — gönne mir ein einziges, freundliches Wort und gieb mir so viel, daß ich leben kann, bis ich Arbeit gefunden habe. Das ist Alles, was ich verlange; ich werde Deinem Befehle gehorchen und die Schwelle dieses Hauses nicht mehr überschreiten, bis ich meine Unschuld bewiesen und meine Ehre rein gewaschen habe."

„Das ist Alles, was Du verlangst — Verzeihung und Unterstützung!" spottete Ferno, dessen Lippen wieder der harte, strenge Zug umspielte. „Ich gebe Dir Beides nicht; denn ich könnte es nicht verantworten vor mir selbst; geh' hinaus in die Welt und versuch's. Ich habe es auch gethan in Deinem Alter, ich genoß von keiner Seite Unterstützung und mir bot sich so manche Gelegenheit, mich an fremdem Eigenthum zu vergreifen, aber ich blieb standhaft und arbeitete; mein Wahlspruch war: Ehrlich währt am längsten! Nun habe ich Dir gesagt, was ich sagen wollte, und damit ist es genug!"

Der junge Mann richtete sich mit kaltem Stolze auf, dennoch blitzte die Gluth des Zornes jäh in seinen Augen auf: „Ist das Dein letztes Wort, Vater?" fragte er.

„Mein letztes!"

„Und die Mutter?"

„Frage sie nicht; sie weiß, daß in meinen vier Pfählen nur das gilt, was ich will, und daß ihre Fürsprache meinen Entschluß nicht ändern kann."

Heinrich wandte sich um und schritt auf die Thür zu; auch wußte er ja, daß der eigensinnige, in seiner Ehre so empfindliche Mann unbeugsam war.

„Heinrich!" rief die Mutter überwältigt von ihrem Schmerz. „Laß ihn nicht so von uns scheiden, Peter; — er geht in sein Verderben!" —

„Es muß sein," sagte Ferno mit ehernem Ernst; „er muß durch die harte Schule des Lebens gehen; sie allein kann ihn bessern. Wenn er untergeht, dann wäre auch meine Unterstützung verloren gewesen; er muß in Noth und Elend lernen, welche Pflichten ein Mann zu erfüllen hat; es muß sein, ich kann ihm nicht helfen; er ist für mich todt!"

Noch einmal warf Heinrich einen schmerzlichen Blick auf seine Mutter; dann ging er, ohne ein Wort zu sagen, hinaus. —

Hastig durchwanderte er die Straßen, in denen ihm nur wenige Men-

schen begegneten; er war verstoßen, hinausgetrieben von den eigenen Eltern an den Scheideweg, von dem die Bahn der Tugend nur für Riesenkräfte sich abzweigt, während der Pfad des Lasters hundert verführerische Arme zum Willkommen ausstreckt. Und dahinter ragt das Zuchthaus empor, das finstere trostlose Haus mit den hohen Mauern und den vergitterten Fenstern, in dem jede Stunde eine qualvolle Ewigkeit war!

Düstere Schatten umwölkten Heinrich's Gesicht, seine Lippen preßten sich fest aufeinander, und eine verzehrende Gluth loderte in seinen Augen. Verstoßen! und weshalb? weil er eines Verbrechens beschuldigt worden war, welches er nicht begangen htte! Und wenn sie auch Alle an ihm zweifelten, seine Eltern mußten an ihm glauben; — sie durften ihn selbst in der Ueberzeugung von seiner Schuld, nicht aufgeben.

Nun war er verloren, nun — aber nein, es gab noch eine Hoffnung für ihn, ein schwacher Strohhalm, an den er sich klammern konnte. Er blieb vor einem kleinen Hause stehen und blickte hinauf zu dem Schilde über der Thür, welches mit großen Lettern die Aufschrift trug: „Magdalene Baldauf, Putz-Handlung.“ Er blickte hinauf, als wenn er sein Schicksal vom Schilde lesen wollte; dann trat er zögernd in das Haus. Die erste Thür, die er öffnete, führte in den Laden; sie war mit einer Klingel versehen, und der junge Mann fuhr bei dem hellen Klang der kleinen Glocke erschreckt zusammen, wie einer, der sich auf einem Verbrechen ertappt sieht, aber in demselben Augenblick wurde eine andere Thür geöffnet, und ein junges Mädchen trat ein; es war eine hübsche anmuthige Erscheinung. Das eng anschließende Kleid zeigte die vollen und schönen Formen des schlanken Körpers, und der Ausdruck des etwas bleichen und feinen Gesichts zeugte von Sanftmuth und Gutherzigkeit, doch auch von Entschlossenheit.

Als der Blick des Mädchens auf den jungen Mann fiel, der an der Thür stehen geblieben war, übergoß Purpurröthe ihr Antlitz; einen Moment stand sie da, als ob ein Gespenst vor ihr aufgestiegen sei, dann aber eilte sie auf ihn zu und schloß ihn stürmisch in ihre Arme.

Ein Freudenschrei entrang sich den Lippen Heinrich's; er umfaßte das Mädchen mit kräftigen Armen und hob es hoch empor, dann bedeckte er ihre Lippen mit zahllosen Küssen.

„Du glaubst an mich!“ sagte er mit leidenschaftlicher Gluth, — „Du giebst mir das Leben wieder, — diese Hand wird mich halten, daß ich nicht strauchle; — Magdalene, segne Dich Gott für dieses Vertrauen, diese Treue!“ —

„Hast Du an mir je gezweifelt?“ fragte das Mädchen, zu ihm aufschauend.

„Mußte ich nicht denken, auch Du würdest mich für einen Verbrecher halten?“

„O, mein Heinrich, ich weiß, daß Du unschuldig bist.“

„Hat Dein Herz es Dir gesagt?“

„Ja, mein Geliebter!“

„Wie unsäglich glücklich machst Du mich!“ jubelte der junge Mann, indem er wiederum das Mädchen an seine Brust drückte.

„Ich wußte, daß Du heute kommen würdest,“ sagte Magdalene; „heute Morgen schon habe ich Dich erwartet.“

„Und als ich nicht kam, da dachtest Du —“

„Nichts, Heinrich; Du mußtest ja kommen!“

„O, Du edles, treues Herz,“ rief der junge Mann, dem Mädchen in die leuchtenden Augen schauend. „Ich bin nicht mehr verstoßen; — der Himmel bewahrte mir Dein gutes, frommes Herz; an Dir werde ich mich aufrichten, und die Kraft finden, das Schicksal, das mich so hart prüfte, mit Würde zu tragen!“

Hand in Hand traten die Beiden in das anstoßende Zimmer; es war die Arbeitsstube Magdalenen's, ein kleines, trauliches Gemach. Hier setzten sie sich nieder, und das Mädchen freute sich in rührender Herzlichkeit, daß Heinrich überrascht auf das bereitstehende, für die Verhältnisse der Geberin kostbare Abendessen schaute. Da prangte auf dem saubergedeckten Tisch neben aufgeschnittenem Fleisch und Brod eine Schale mit rothwangigem Obst und eine Flasche Wein.

Heinrich ließ sich zum Zulangen nicht nöthigen; er hatte seit der Entlassung aus dem Gefängnisse Nichts genossen.

„Du warst schon bei Deinen Eltern?“ fragte Magdalene.

Ein dunkler Schatten glitt über die Stirn des jungen Mannes.

„Schweigen wir darüber,“ erwiderte er; „ich möchte mir nicht durch solche Erinnerungen die Freude dieser Stunde trüben.“

„Sie glauben an Deine Schuld?“ —

„Ja!“

„Und ihr Haus ist Dir verschlossen?“ —

„Mein Vater hat mich hinausgewiesen und mir verboten seine Schwelle je wieder zu überschreiten,“ sagte Heinrich mit schmerzlichem Ausdruck. „Und seine despotische Strenge litt nicht, daß meine Mutter mir ihre Liebe zeigen durfte; gebe Gott, daß er bald Gelegenheit findet, seine ungerechte Härte und seine Zweifel an meiner Ehrlichkeit zu bereuen.“

„Heinrich, sei ruhig,“ bat das Mädchen, „denke an den Schmerz und Kummer Deiner Eltern —“

„Um so mehr mußten sie an dem Glauben festhalten, daß ich schuldlos sei,“ fiel Heinrich ihr in's Wort. „Aber der Vater behauptet, ich müsse das Verbrechen begangen haben, denn Alles zeuge gegen mich, und es sei besser, wenn ich bereue und ein offenes Geständniß ablege.“

„Mein Heinrich, — Du bist nicht schuldig!“ rief Magdalene, indem sie ihre Hände auf seinen Arm legte und ihm frei in die Augen schaute. „Ich wußte es schon in dem Augenblick, in welchem sie Dich verhafteten, und diese Ueberzeugung raubten sie mir selbst nicht, als die Richter Dich verurtheilten. O, ich habe mir bittere Vorwürfe gemacht; ich habe mir gesagt, die Hauptschuld ruhe auf mir. — Du würdest nicht in's Wirthshaus gegangen sein, wenn ich Dich nicht gereizt hätte. Alle Welt bezeich-

net Deine Aussagen, daß ein Fremder Dir die Uhr in die Tasche gesteckt haben müsse, als ein Märchen, aber mir gelten Deine Erklärungen als heilig und wahr, wiewohl auch ich zugeben muß, daß sie seltsam erscheinen."

„Es ist Wahrheit," betheuerte der junge Mann. „Wenn mir jener Herr nur noch einmal begegnete!"

„Was wolltest Du dann thun?"

„Dann wäre meine Ehre gerettet!"

„Und wenn der Herr erklärt, Dich nicht zu kennen? wenn er Dich wahnsinnig nennt und selbst vor einem Meineide nicht zurückbebt, um Deiner Aussage entgegenzutreten, was dann? — Ich glaube nicht, daß es auf diesem Wege Dir gelingen wird, Deine äußere Ehre wiederherzustellen."

„Einen anderen Weg sehe ich nicht."

„Madame Sachs —"

„Nenne ihren Namen nicht!" fuhr Heinrich auf, „sie hat mich in dieses Elend gebracht, sie —"

„Heinrich, sie hat Nichts mehr gethan, als was ein jeder Andere an ihrer Stelle für seine Aufgabe erachtet haben würde."

„Sprechen wir nicht davon!"

„Doch," erwiderte Magdalene in entschlossenem Tone, „wir müssen darüber reden. Du weißt, daß Du auf meine Liebe und Treue bauen darfst, und Du wirst nicht voraussetzen, daß ich Dich zu täuschen beabsichtige, wenn ich Dir sage, daß ich den Tag unserer Hochzeit nicht lange hinausgeschoben sehen möchte. Aber auf mein Geschäft allein können wir nicht heirathen; es wirft kaum soviel ab, daß ich für meine Person allein leben kann. Ich habe es gegründet mit der kleinen Summe, die meine Eltern mir hinterlassen hatten, und wenn ich auch mit dem Geschäftsgange im Ganzen zufrieden sein kann, so fordern doch die Bedürfnisse einer Haushaltung mehr und —"

„Ich wäre in meinen eigenen Augen ehrlos, wenn ich mich von Dir ernähren lassen wollte!" fiel der junge Mann ihr in's Wort. „Ich kann arbeiten —"

„Aber wirst Du Arbeit finden?"

„Ich hoffe es."

„Und wenn es nun nicht der Fall wäre?"

„Dann — aber nein, ich bin ein tüchtiger und geschickter Arbeiter —"

„Und jeder Meister wird nach Deinen Zeugnissen und Deiner Vergangenheit fragen," sagte das Mädchen ernst. „Täuschen wir uns nicht, Heinrich; es wird Dir schwer fallen, Arbeit zu erhalten, und wenn Du sie gefunden hast, so verfolgt Dich das Mißtrauen und verbittert Dir jede Freude. Du mußt alle Hebel in Bewegung setzen, um Deine Schuldlosigkeit an den Tag zu bringen, die verlorene Ehre zu retten; erst wenn Dir es gelungen ist, darfst Du der Zukunft vertrauensvoll entgegenschauen."

„Die Wahrheit dieser Ansicht gebe ich zu," versetzte Heinrich gedankenvoll; „aber die Ausführung wird auf große Schwierigkeiten stoßen; ich habe keine Mittel und keine Freunde —"

„Du hast mich, Heinrich!"

„Kannst Du mich in dieser Sache unterstützen?"

„Ich nicht, aber Madame Sachs soll Dein Beistand werden."

„Sie? — Nimmermehr!"

„Doch, Heinrich, wir werden morgen zusammen hingehen und mit ihr reden; sie soll und wird uns helfen."

„Und Jahre können darüber vergehen —"

„Das wollen wir nicht hoffen," entgegnete das Mädchen rasch; „aber wenn auch Deine Unschuld niemals ermittelt würde, ich bleibe Dir treu, Heinrich; bei mir wirst Du eine sichere Zuflucht finden."

„Ich danke Dir," erwiderte er, und ein Blick der innigsten, dankbarsten Liebe traf das gute Mädchen. „Ich hätte nicht erwartet, an dieser Stelle so viel opferbereite Hingebung zu finden. Wie kann ich es Dir lohnen! Ich würde ein eigenes Geschäft gründen, aber mein Vater hat mir jede Unterstützung versagt, und ohne Geld kann man Nichts beginnen."

„Ich hoffe, auch diese Zeit wird kommen," tröstete Magdalene lächelnd, „und wenn's sich nicht hier ermöglichen läßt, so ist es in einer anderen Stadt; wir finden ja überall eine Heimath, wenn die Liebe mit uns geht."

„Du hast Recht," nickte der junge Mann lebhaft. „Mein Vater machte mir schon den Vorschlag, ich sollte nach Amerika auswandern, er wollte mir das Reisegeld geben; aber ich möchte jetzt nicht diese Stadt verlassen. Wenn ich es thäte, so würde man sagen, das Schuldbewußtsein habe mich fortgetrieben, und ich beraubte mich auch alsdann der Möglichkeit, meine Schuldlosigkeit zu beweisen. Ich will den harten Kampf mit dem Schicksal aufnehmen, Magdalene, und komme ich zu der Erkenntniß, daß ich die Waffen strecken muß, dann erst wollen wir anderwärts eine neue Heimath suchen."

„So ist es recht!" sagte Magdalene, „Du mußt mir nur gestatten, daß ich für Dich sorge, so lange Du keine Arbeit gefunden hast. In meiner eigenen Wohnung darf ich Dich natürlich nicht aufnehmen; aber Du wirst mich täglich besuchen; denn daraus, daß Du mein Bräutigam bist, mache ich kein Hehl; ich werde Dir Geld geben, daß Du für Dich ein Zimmer miethen kannst —"

„Daß ich dieses Anerbieten annehmen muß!" fiel Heinrich ihr in's Wort. „Aber ich habe Nichts, keinen rothen Heller, und auf der Straße kann ich doch nicht übernachten."

Magdalene hatte sich erhoben; sie trat an einen Schrank, öffnete ihn und nahm aus der Schublade einige Banknoten, die sie dem jungen Mann überreichte.

„Für die ersten Tage wird dies ausreichen," sprach sie, „vielleicht hast Du bis dahin Arbeit gefunden. Wir werden morgen Deinen früheren

Meister und Madame Sachs besuchen; so schwer Dir der Gang auch werden mag, Heinrich, Du mußt ihn machen."

„Dir zu Liebe will ich es thun."

„Nicht deshalb allein! Auch die Rücksicht auf —"

„Ich weiß, was Du da sagen willst, Magdalene; es bedarf keiner Worte weiter, ich werde Dich begleiten und Alles thun, was Du verlangst. Nun aber will ich gehen und mich um eine bescheidene Dachkammer bemühen."

Er stand vor dem Mädchen und schaute ihm mit leuchtenden Augen in's Antlitz, dann umschlang er sie stürmisch und küßte sie auf die Lippen; Magdalene entwand sich sanft seinen Armen.

„Du wirst also morgen früh kommen?" fragte sie, während sie ihn zur Hausthür begleitete.

„Gewiß!" antwortete er.

„Und dann überläßt Du es mir, für Dich zu reden und zu handeln, Geliebter; denn Dein Gemüth ist gereizt und mißtrauisch, und wir dürfen für das Gedeihen unseres Versuches uns nicht aus der Ruhe bringen lassen."

„Wenn Du bei mir bist, werde ich ruhig sein!"

„Man hat mir erzählt, Du hast gedroht, an der alten Dame Rache nehmen zu wollen," versetzte das Mädchen; „ist es die Wahrheit?"

„Nein, wer hat es gesagt?" —

„Ich weiß es selbst nicht mehr!"

„Und wo oder bei welcher Gelegenheit soll ich diese Drohung ausgestoßen haben?" fragte Heinrich, die Brauen zusammenziehend.

„Wenn ich nicht irre, im Gefängniß."

„Wie wäre es dann an die Oeffentlichkeit gekommen?" erwiderte der junge Mann gedankenvoll; „es mag sein, daß ich in der Erregung solche Worte habe fallen lassen. Du weißt, ich besitze einen leidenschaftlichen Charakter, der leicht aufbraust und sich dann vom Eindruck des Augenblicks hinreißen läßt. Und es kann der Fall sein, daß meine Entrüstung an dem Tage meiner Verhaftung mich zu Drohungen verleitet hat; dann aber habe ich sie auch in der Stunde darauf wieder vergessen. Wer aber, außer meinen Schicksalsgenossen, kann diese Drohungen gehört haben?"

„Ich weiß das Alles nicht," versetzte Magdalene kopfschüttelnd; „ich entsinne mich nur, daß man mit mir darüber gesprochen und mich gefragt hat, ob ich wohl glaube, daß Du diese Drohung ausführen werdest? Denke darüber nicht weiter nach, Heinrich; die Rache würde ja das Geschehene nicht ändern können und nur uns Beide unglücklich machen."

„Ich hege keinen Rachegedanken, süßes Kind," entgegnete Heinrich. „Und nun, gute Nacht, meine Magdalene, morgen früh siehst Du mich wieder."

Er reichte ihr noch einmal die Hand; dann schritt er rasch die Straße hinunter, und Magdalene sah ihm nach, bis er ihren Blicken entschwunden war.

Zweites Kapitel.

Madame Sachs war die Wittwe eines reichen Rentiers, eine schon bejahrte und sehr beliebte Dame, die den Armen viel Gutes erzeigte und in dem Rufe einer frommen Frau stand. Sie bewohnte ein kleines Haus, welches an einer ziemlich entlegenen Straße stand und von einem großen Blumengarten umschlossen war. Ihre ganze Bedienung bestand aus einer Dienstmagd und einem alten Gärtner, und da sie selten Besuche empfing und fast eben so selten ihr Haus verließ, so führte sie ein einsames, zurückgezogenes Leben. Ihre Ehe war nicht mit Kindern gesegnet gewesen; die alte Dame stand allein in der Welt, und ihre Wanderung durch das Leben war seit dem Tode ihres Gatten einförmig und farblos. Nur ein Herr besuchte sie zuweilen, ein junger, eleganter Mann, dessen Anhänglichkeit wohl mehr ihrem Gelde, als ihrer Person galt. Es war ihr Neffe, der Brudersohn ihres Gatten, und man wollte in der Nachbarschaft wissen, die alte Dame sei mit dem Lebenswandel ihres einzigen Verwandten und einstigen Erben nicht einverstanden; man behauptete sogar, Paul Sachs sei ein Verschwender, der die Hinterlassenschaft seines Vaters bereits vergeudet habe und nun von der Unterstützung seiner Tante lebe.

Indeß dies Alles beschränkte sich nur auf Vermuthungen, über die man keine Gewißheit erhalten konnte, Vermuthungen, die sich nur auf die Thatsache stützten, daß man mitunter einen heftigen Wortwechsel in dem kleinen Hause vernommen hatte.

Und in dieses Haus traten jetzt Magdalene und Heinrich ein; sie ließen sich durch die Magd anmelden und standen bald darauf der alten Dame gegenüber, die mit Erstaunen den jungen Mann betrachtete, den sie sofort wieder erkannte.

„Madame, dieser Herr ist mein Verlobter,“ nahm Magdalene das Wort; „Sie werden uns nicht zürnen können, wenn wir die Bitte an Sie richten, uns zu unterstützen.“

„Zu unterstützen?“ fragte die alte Dame. „In welcher Weise?“

„Nicht mit Geld, Madame,“ fuhr Magdalene lebhaft fort, „die Ehre gilt uns mehr, und unser ganzes Streben geht dahin, die Schuldlosigkeit meines Verlobten zu beweisen.“

Madame Sachs blickte den jungen Mann ernst und durchdringend an.

„Sie behaupten noch immer, den Diebstahl nicht begangen zu haben?“ fragte sie.

„Ja, Madame, ich behaupte es,“ erwiderte Heinrich gemessen. „Ich bin schuldlos, und Sie begingen wohl ein Unrecht, daß Sie den Verdacht auf mich lenkten, ohne vorher genauere Nachforschungen angestellt zu haben.“

„Dieser Vorwurf trifft mich nicht!“

„Doch, er trifft Sie; ich gebe zu, daß der Schein gegen mich zeugte, immerhin aber mußten Sie Bedenken tragen, mich verhaften zu lassen;

denn durch diese Verhaftung wurde der wirkliche Dieb vor der Verfolgung gesichert."

„Man hat die Uhr bei Ihnen gefunden —"

„Und Sie werden sich erinnern, daß ich in jedem Verhör und später auch vor den Schranken des Gerichts erklärt habe, ich wisse nicht, wie die Uhr in meine Tasche gekommen sei."

„Ich entsinne mich dieses Einwandes sehr wohl, aber ich muß gestehen, daß die Erklärung, die Sie gaben, nicht gerade für Ihre Aufrichtigkeit sprach; man konnte ihr keinen Glauben schenken."

Dem jungen Manne schoß das Blut in die Wangen, sein flammender Blick traf zürnend die Matrone.

„Diese Erklärung stützte sich auf Wahrheit!" sagte er mit gehobener Stimme. „Ich bleibe dabei, daß der fremde Herr, der mich aufsuchte, der wirkliche Dieb war, und daß er mit allen Verhältnissen hier sehr vertraut sein mußte. Er wußte, daß auf mich der Verdacht fallen würde, und es lag in seinem Interesse, dafür Sorge zu tragen, daß dieser Verdacht Bestätigung fand. Ich habe mich später dunkel erinnert, daß ich, während ich die Schatulle zu öffnen versuchte, im Nebenzimmer ein leises Geräusch hörte; aber ich achtete nicht darauf, ich befand mich ja in einem fremden Hause, und es ging mich Nichts an, was man in demselben trieb."

„Und wer sollte die Kassette geöffnet haben?" fragte die alte Dame. „Ich trug den Schlüssel in der Tasche; man mußte also Werkzeug benutzen und —"

„Und ich hatte diese Werkzeuge, nicht wahr?"

„Können Sie auch das leugnen?"

„Nein, wohl aber leugne ich, daß ich dieselben gebrauchte, um jene Kassette zu öffnen!"

„Haben die Sachverständigen sich nicht dahin erklärt, daß diese Werkzeuge sich völlig dazu eigneten, das Kästchen aufzuschließen, ohne eine Spur von Gewalt zu hinterlassen? Haben sie nicht ferner festgestellt, daß eine sachkundige Hand mit solchen Werkzeugen zur Oeffnung des Schlosses keine halbe Stunde bedürfe, während Sie angaben, daß der Schatullenverschluß ein äußerst complicirter sei. Sie verwendeten eine volle Stunde dazu; Sie blieben diese ganze Zeit allein im Zimmer, und Niemand konnte Sie beobachten."

„Du hörst, Magdalene, daß ich unter allen Umständen der Schuldige bleiben soll," nahm Heinrich mit mühsam erzwungener Ruhe das Wort. „Wo soll ich nun Gerechtigkeit suchen? Alles, was gegen mich zeugt, wird hervorgesucht und was für mich sprechen könnte, wird verworfen. Wenn ich versichere, ich sei schuldlos, dann erwidert man: es ist eine Lüge; wenn ich eine gerechte und unparteiische Untersuchung fordere, dann blickt man mich entrüstet an und wirft mir vor, ich sei ein verstockter Verbrecher."

„Ein offenes Geständniß würde der Hoffnung Raum geben, daß Sie die That bereuen,“ erwiderte Madame Sachs; „nun Armuth —“

„Madame, Sie beleidigen mich!“

„Dann wollen wir nicht mehr über diese Angelegenheit reden.“

„Wir müssen es,“ sagte Magdalene, „Sie allein können uns wirksam unterstützen. Ich glaube an die Erklärungen, die mein Bräutigam gegeben hat; ich glaube an sie trotz seiner Verurtheilung. Der fremde Herr, welcher hier den Diebstahl begangen hat, muß mit allen Einrichtungen dieses Hauses bekannt sein; er muß hier freien Zutritt gehabt haben, und Sie allein können ihn ermitteln.“

Die alte Dame zuckte die Achseln.

„Ich habe damals darüber nachgedacht,“ fuhr sie alsdann fort; „aber ich fand Nichts, was meinen Verdacht gegen den Verhafteten erschüttern konnte. Ich empfange keine Besuche; ich habe keinen Hausfreund, und der einzige Herr, der von Zeit zu Zeit zu mir kommt, ist mein Neffe, und abgesehen davon, daß es lächerlich wäre, ihn eines Verbrechens beschuldigen zu wollen, befand er sich auch an jenem Tage nicht in der Stadt.“

„Ich sagte Dir ja, es wird Alles hervorgesucht, was gegen mich zeugt,“ wandte Heinrich sich zu dem Mädchen. „Du wirst nun einsehen, daß es Thorheit war, auf diesen Schritt Hoffnungen zu bauen.“

„Wenn Sie reuig zu mir gekommen wären, dann würde ich Ihnen die Mittel gezeigt haben, sich eine sichere Existenz zu gründen,“ begann Madame Sachs wieder. „Ja, ich hätte das gethan, trotzdem ich die namhafte Summe, die damals mir gestohlen wurde, nicht zurückerhalten habe. Aber in Ihren Worten und Ihrem Auftreten merkt man keine Reue und —“

„Genug, Madame!“ rief Heinrich wild auffahrend. „Ich verlange von Ihnen kein Almosen —“

„Sei ruhig, Heinrich!“ bat Magdalene erschreckt.

„Ruhig? Ich kann es nicht sein, wenn ich so tief beleidigt werde! Diese Frau hat mir die theuersten Lebensgüter, meine Ehre und die Liebe meiner Eltern, geraubt; ich fordere den Raub von ihr zurück und ernte nur Hohn; sie wirft mir vor, ich wolle um ein Almosen betteln, sie — bei Gott, Madame, für diese Schmach muß ich Genugthuung haben!“

Er stand vor ihr mit geballten Fäusten und die glühenden Augen fest auf sie gerichtet. Die alte Dame trat bestürzt zurück; sie schien zu befürchten, daß er, von seinem Jähzorn hingerissen, sich auf sie stürzen werde. Es war ihr eine große Erleichterung, als Magdalene zwischen sie und den erregten Mann trat.

„Beruhigen Sie ihn,“ sagte die Wittwe, „wenn er dem Dämon in seinem Innern nachgiebt, wird er sich noch unglücklicher machen.“

„Heinrich, erinnere Dich dessen, was Du mir versprochen hast,“ bat das Mädchen.

„Deinetwegen will ich mich bezwingen,“ erwiderte der junge Mann

mit heiserer Stimme, „aber vergessen kann ich diese Schmach nicht. Madame, ich werde nicht ruhen, bis die Wahrheit an den Tag gekommen ist, dann aber trete ich noch einmal vor Sie, und Sie sollen mich alsdann kniefällig um Verzeihung bitten."

„Das wird nie geschehen!"

„Nie? Sie wünschen wohl nicht, daß die Wahrheit an den Tag kommen möge?"

„Mein Herr, diese Worte sind eines gebildeten Mannes unwürdig," versetzte die alte Dame mit scharfer Betonung. „Vergessen Sie nicht, daß Sie sich in meinem Hause befinden, und daß ich das gesetzliche Recht habe, den Schutz der Polizei gegen Sie anzurufen!"

„Ah, das war das Einzige, was noch fehlte," grollte Heinrich, auf dessen Stirn der Schweiß in großen Tropfen perlte. „Dem Geächteten, dem entlassenen Verbrecher, droht man mit der Polizei; er steht ja unter Aufsicht!"

„Ich habe erklärt, daß ich diesen Schutz anrufen werde, wenn Sie fortfahren, mich in dieser Weise zu insultiren. Sie haben zu dem ungebührlichen Eindringen in mein Haus nicht das mindeste Recht, und ich verhehle Ihnen nicht, daß leider Ihr Auftreten meine Ihnen unumwunden geäußerten Ansichten über Ihre Schuld nur befestigt. Wenn noch ein leiser Zweifel an Ihrer Schuld in meiner Seele wäre, müßte dieser Augenblick ihn beseitigen."

„Komm, Magdalene," rief der junge Mann, „was kennt diese reiche und vornehme Dame von dem Ehrgefühl des Armen? Solchen Leuten geschieht niemals Unrechtes, ihre Ehre wird nie angetastet, sie haben kein Verständniß für das Aufwallen gekränkter Ehre. Wir sprechen uns wieder, Madame, denn noch immer habe ich das Vertrauen auf das gerechte Walten der Vorsehung nicht verlieren mögen."

Er schritt nach diesen Worten der Thür zu, aber Magdalene wandte sich noch einmal nach der alten Dame. „Lassen Sie uns so nicht scheiden," bat sie mit flehender Stimme.

„Was soll ich thun, diesem Benehmen gegenüber?"

„Verzeihen Sie ihm; das Bewußtsein, daß ihm Unrecht geschehen ist, hat ihn erbittert."

„Ich lasse das gelten; aber was berechtigt ihn, mir Vorwürfe zu machen?"

„Wenn Sie ihm entgegengekommen wären —"

„Ich kann es nicht."

„Weil Scheinbeweise Sie überzeugten. Wir wollten nichts weiter als Ihr Versprechen, uns in unseren Nachforschungen zu unterstützen."

„Ich sehe keine Möglichkeit, ein solches Versprechen einzulösen."

„Glauben Sie, daß, wenn er ein wirkliches Verbrechen begangen hätte, er wagen würde, Ihnen vor die Augen zu treten?"

„Weshalb nicht? Es ist ein Versuch, die Schuld von sich abzuwälzen —"

„Komm, Magdalene," rief Heinrich nochmals, „alle Worte sind hier umsonst verschwendet; wir müssen uns gedulden, bis die Thatsachen für mich zeugen. Komm, es war verlorene Mühe, man zeigt uns die Thür und droht mit der Polizei; es ließ sich ja voraussehen, daß wir keinen andern Erfolg haben würden."

Magdalene wagte nicht, durch längeres Zögern oder Widerspruch den gewaltsam zurückgehaltenen Groll ihres Verlobten zu reizen; sie folgte ihm, und erst als sie das Haus verlassen hatten, machte sie ihm den Vorwurf, daß er nicht ruhig geblieben sei.

Heinrich lehnte den Vorwurf ab mit Hinweis auf die ihm hier widerfahrene, neue und tiefe Kränkung.

„Und was soll nun geschehen?" fragte er.

„Wir gehen zu Deinem früheren Meister."

„Um abermals Erniedrigungen einzuheimsen!"

„Versuchen wir es dennoch," sagte das Mädchen; „nimmt er Dich wieder an, dann ist dies das beste Zeugniß für Dich."

„Er wird es nicht thun."

„Man muß die Probe machen, um späteren Selbstvorwürfen vorzubeugen; Du hast der alten Dame gedroht."

„Die erlittene Unbill verleitete mich dazu."

„Du hättest es nicht thun sollen!"

„Ich habe ihr nur gesagt, daß ich einst Rechenschaft von ihr fordern werde."

„Aber man kann diese Worte als eine Drohung der Rache verstehen."

„Und wäre ich nicht berechtigt, Rache an ihr zu nehmen?"

„Nein, Heinrich!"

„Sie durfte nicht auf mich allein den Verdacht lenken."

„Lag es nicht nahe?" fragte Magdalene, „sprach nicht der Schein so sehr gegen Dich, daß der Verdacht sofort auf Dich fallen mußte? Du kannst ihr deshalb nicht grollen. Wärest Du nicht in's Wirthshaus gegangen — "

„Dann hätte der Fremde vielleicht auf anderen Wegen und durch andere Mittel seinen Zweck zu erreichen gesucht, er war der Dieb, es unterliegt für mich nicht dem leisesten Zweifel!"

„Und doch würdest Du es ihm nicht beweisen können."

Heinrich schwieg; es stürmte und tobte gewaltig in ihm, und vergeblich versuchte er, diesen Sturm zu beschwören.

Auch Magdalene hing ihren Gedanken nach; es waren trübe Gedanken, die ihre Seele folterten.

Endlich hatten sie das Haus des Schlossermeisters Steinberg erreicht; sie gingen nicht in die Werkstätte, die hinter dem Hause lag, und aus der heller Hammerschlag ihnen entgegenschallte, sie traten in die Wohnstube und fanden hier die Frau des Meisters, die sie mit kühler Zurückhaltung

empfing, und deren Mienen ihnen sofort verrieth, daß der Besuch ihr unangenehm war.

Heinrich äußerte den Wunsch mit dem Meister zu reden; die Frau schickte ein Kind in die Werkstätte, um ihn rufen zu lassen.

„Was wollen Sie hier?“ fragte der Schlosser, als er in die Wohnstube trat. „Ist das Jahr schon verstrichen?“

„Ich bin gestern entlassen worden,“ erwiderte Heinrich, über diesen unfreundlichen Empfang empört.

„Und weshalb kommen Sie zu mir?“

„Um Sie zu fragen, ob Sie an meine Unschuld glauben.“

„Das ist eine sonderbare Frage,“ sagte der Schlosser in spöttischem Tone, „denken Sie denn, es sei ein Mensch in der ganzen Stadt, der über die Geschichte den geringsten Zweifel hegte?“

„Ja, Herr Steinberg, ich bin vom Gegentheil überzeugt,“ nahm Magdalene das Wort; „ich glaube fest an seine Schuldlosigkeit.“

„Sie mögen Gründe dafür haben —“

„Keine anderen, als die Stimme meines Herzens.“

Der Schlosser maß sie mit den Blicken von dem Scheitel bis zu den Zehen. „Das ist Unsinn,“ sagte er alsdann. „Man verurtheilt nicht ohne Beweise; freilich, mein Fräulein, Sie sind vielleicht —“

„Ich bin seine Braut!“

„Ah, da liegt der Hase im Pfeffer! Von seiner Braut darf man natürlich voraussetzen, daß sie an seine Schuld nicht glauben wird, aber was kümmert das mich?“

„Heinrich sucht Arbeit,“ fuhr das Mädchen fort. „Ich möchte wünschen, daß er sie findet; Sie wissen seinen Fleiß und seine Geschicklichkeit zu beurtheilen, und wir hoffen deshalb, daß Sie ihn beschäftigen werden.“

Meister Steinberg schüttelte energisch das Haupt. „Davon kann keine Rede sein,“ entgegnete er; „solche Leute kann ich nicht verwenden. Mir fehlt allerdings ein tüchtiger Geselle, aber ich muß vor allen Dingen darauf sehen, daß ich ordentliche Leute habe. Ferno weiß, daß mich reiche Kunden mit ihrem Vertrauen auszeichnen, und daß nicht selten Arbeiten in den Häusern meiner Kunden vorkommen; da ist Ehrlichkeit Hauptbedingung!“

„Meister Steinberg, das waren kränkende Worte!“ rief Heinrich entrüstet.

„Sie hätten voraussehen können, daß ich Ihnen das sagen würde,“ erwiderte der Schlosser; „ich habe damals Ihretwegen viel Unannehmlichkeiten erlebt. Madame forderte von mir Ersatz; sie wollte mich für meinen Gesellen verantwortlich machen, und wenn ich auch den Prozeß nicht verlor, so hatte ich doch durch ihn viele Laufereien und Kosten.“

„Es war nicht meine Schuld,“ versetzte Heinrich.

„Ja, Sie haben wohl geleugnet, und es scheint, Sie thun es noch; aber geholfen hat's Ihnen Nichts, die Richter verurtheilten Sie doch. Na, es mag vielleicht ein leichtsinniger Streich, unüberlegter Fehltritt gewesen

sein, ich will so hart nicht urtheilen, ich will auch nicht behaupten, daß Sie deshalb für Ihr ganzes Leben schon verloren seien; aber ich darf Ihnen keine Arbeit geben; ich darf es nicht, meiner Kunden wegen!"

„Was kümmert das Ihre Kunden?" fiel ihm Magdalene in's Wort. „Wenn Ihnen ein Vorwurf gemacht wird, dann antworten Sie einfach, Heinrich Ferno sei ein geschickter Arbeiter, und Sie hielten sich von seiner Ehrlichkeit überzeugt."

„Und Sie meinen, die Leute würden sich dabei beruhigen? Dann fällt in ihren Augen sogar der Verdacht der Mitschuld auf mich, und einem solchen Verdacht mag und darf ich mich nicht aussetzen."

„Ich hätte keine ruhige Stunde mehr, käme dieser Geselle wieder in's Haus," setzte die Frau hinzu.

„Wenn Sie es thäten, würden Sie ein gutes Werk verrichten," versetzte Magdalene mit weicher Stimme, die bittere Bemerkung der Schlosserfrau absichtlich überhörend; „Heinrich würde in das alte Geleise zurückkehren, und er könnte seine Mußezeit dazu verwenden, Nachforschungen nach dem wirklichen Dieb anzustellen."

„Ideen! — Nichts als Ideen!" entgegnete der Schlosser fast ungeduldig. „Die Schuld ist ja sonnenklar bewiesen, und mir macht man keine Flausen vor!"

„Also wollen Sie mir keine Arbeit geben?" fragte Heinrich erregt.

„Nein!"

„Nun, dann auch hier ausgestoßen!" sagte er, „auch hier geächtet und gleich einem Aussätzigen gemieden! Was hilft mir das Bewußtsein meiner Unschuld, wenn Niemand daran glauben will? Wie kann es mir gelingen, die Wahrheit an den Tag zu bringen, wenn mir alle Mittel, dies zu erreichen, entzogen werden. Meister Steinberg, ich war Euer bester Geselle, Ihr selbst habt es mir oft gesagt; weshalb wollt Ihr mich nicht aufnehmen? Ich muß Arbeit haben, um die mir zugefügte Schmach vergessen zu können; wenn ich müßig gehe, bringen mich meine Gedanken zur Verzweiflung, und es wäre alsdann möglich, daß ich etwas thäte, was mir zur Schande gereichte!"

„Geht zu unserem Pfarrer," erwiderte der Schlosser; „er nimmt sich der entlassenen Gefangenen an."

„Ich danke für den guten Rath, aber ich werde denselben nicht befolgen; ich habe im Gefängniß die Pfaffen kennen gelernt; — ich konnte nicht heucheln, und deshalb ließ man mich mir selbst überlassen. Man verlangte Reue und Buße von mir und nannte mich einen verstockten Bösewicht, ein Kind des Teufels; ich mag Nichts davon wissen!"

„Dann kann ich Ihnen nicht helfen."

„Weil Sie es nicht wollen."

„Nein, weil ich in meinem Hause nur ehrliche Leute gebrauchen kann; Eurer alten Eltern wegen thut es mir leid, aber ich darf einmal von meinem Prinzip nicht abgehen."

„Man erntet auch nur Undank," bekräftigte die Frau mit einem mißtrauischen Blick auf den jungen Mann.

„Nein, Sie würden Dank heimsen," entgegnete Magdalene; „Sie würden durch diese That das erhebende Bewußtsein gewinnen, einen Menschen gerettet zu haben."

„Ist es meine Schuld, wenn er untergeht?" entgegnete der Schlosser. „Er kann mir keinen Vorwurf machen, ich habe ihm seinen Lohn immer voll und pünktlich ausbezahlt, und dieser Lohn reichte hin, seine Bedürfnisse zu bestreiten, wenn seine Ansprüche in bescheidenen Grenzen blieben. Aber der Versuchung konnte er nicht widerstehen, und wer dem Teufel den kleinen Finger giebt, der ist ihm bald mit Leib und Seele verfallen. Ich rathe Euch, Ferno, bleibt nicht in der Stadt; hier findet Ihr keine Arbeit, denn kein Meister nimmt einen Gesellen an, ohne sich vorher nach ihm zu erkundigen."

„Ich danke Ihnen für diesen Rath," antwortete Heinrich mit schneidendem Hohn; „es ist das Wenigste, was Ihr mir geben könnt, doch bin ich auch für das Wenige dankbar."

„Wenn Ihr einer Unterstützung bedürft — "

„Wollt Ihr mir auch Geld anbieten? Behaltet es, Meister, ich nehme keine Almosen." Der junge Mann hatte diese Worte in trotzigem Tone gesprochen, er ging hinaus, und Magdalene folgte ihm.

„Du siehst, daß Alles vergeblich ist," sagte er, als die Beiden draußen waren, „was soll nun noch geschehen?" — —

„Wir müssen noch das Letzte versuchen," antwortete Magdalene tief aufseufzend; „es ist ein schwerer Gang, auf dem Du mich nicht begleiten darfst."

„Was wolltest Du thun?"

„Dich mit Deinen Eltern aussöhnen!"

„Es wird Dir nicht gelingen," versetzte Heinrich, über diesen Entschluß betroffen, „Du wirst Dich nur Demüthigungen aussetzen."

„Nein," erwiderte Magdalene; „mag man mir die Thür zeigen, mit Spott und Hohn mich überschütten, sie werden doch über meine Worte nachdenken, und ich hoffe, etwas von diesen Worten wird in ihren Herzen auf einen fruchtbaren Boden fallen."

Heinrich schüttelte zweifelnd das Haupt.

„Du kennst den Starrsinn meines Vaters nicht," sprach er traurig, „er wird Dich kaum anhören — "

„So appellire ich an das Herz Deiner Mutter."

„Meine Mutter hat keine Stimme im Hause; sie muß sich dem Willen meines Vaters fügen."

„Gleichviel, ich versuche es, aber Du darfst nicht dabei sein, mit Deiner Heftigkeit, Deinem Jähzorn würdest Du Alles verderben. Nun laß uns hier scheiden, Heinrich, mein Weg führt rechts — "

„Du willst sofort hin?" —

„Ja, weshalb soll ich noch zögern? In der Mittagstunde störe ich Dei-

nen Vater bei der Arbeit nicht. Komme nachher zu mir; wir wollen i weiter berathen."

Das Mädchen war stehen geblieben; sie reichte ihrem Begleiter d Hand und sah ihn lächelnd an, als ob sie ihn ermuthigen wolle.

Er wußte, daß Magdalene einen nutzlosen Schritt unternahm, aber er wußte ebensowohl, daß es ihm nicht gelingen würde, sie zu einer Aenderung ihres Entschlusses zu bewegen, und am Ende war es ja doch möglich, daß ein Zufall das harte Herz seines Vaters erweichte.

Sie nickte ihm noch einmal zu, dann schritt sie rasch von dannen, und eine Viertelstunde später trat sie in das Haus des Tischlermeisters, der gerade aus der Werkstätte in die Wohnstube getreten war, um sein Mittagsmahl einzunehmen.

„Ich glaube, Sie kennen mich schon," begann das Mädchen, als sie den alten Leuten gegenüber stand, „ich bin Magdalene Baldauf, die Braut Ihres Sohnes."

Meister Ferno zog die buschigen Brauen zusammen und wandte ihr den Rücken; aber die alte Frau reichte ihr beide Hände und hieß sie mit zitternder Stimme willkommen.

„Sie haben Heinrich verstoßen, weil Sie voraussetzten, daß er sein Leben durch ein gemeines Verbrechen befleckt habe," fuhr das Mädchen fort; „ich aber lasse nicht von ihm, denn Heinrich Ferno ist unfähig ein Dieb zu werden."

„Nun vermuthen Sie, uns zu Ihrer Ansicht bekehren zu können?" fragte Ferno rauh.

„Wollte Gott, daß ich es könnte! Aber ich verzichte auf diesen Versuch; denn wenn nicht in Ihrem Herzen eine Stimme für die Unschuld Ihres Kindes spricht, dann darf man nicht hoffen —"

„Nein, in der That, Sie dürfen nicht hoffen," fiel der alte Mann ihr in's Wort. „Wenn auch eine Stimme in meinem Herzen für ihn spräche, so würde ich sie betäuben; denn die Ueberzeugung, daß er das Verbrechen begangen hat, ist felsenfest in mir geworden; er hat Sie geschickt, in der Hoffnung —"

„Nein, er hat mich nicht geschickt; aus eigenem Antriebe bin ich gekommen, und er hat mir vorausgesagt, daß ich das Herz seines Vaters nicht erweichen würde; aber, gestehe ich es offen, — es erscheint mir unglaublich, daß ein Vater sein einziges, unglückliches Kind verstoßen könne."

„Wenn das Kind seinem Vater solchen Kummer bereitet hat, dann —"

„Ist es denn wirklich seine Schuld, daß dieser Gram auf Ihnen lastet?" fragte Magdalene mit einem wehmüthigen Blick auf die alte Frau, die ihr ermuthigend zunickte; „wollen Sie denn die Möglichkeit seiner Unschuld gar nicht gelten lassen?"

„Nein," antwortete Ferno barsch.

„Es wäre nicht das erste Mal, daß ein Richtercollegium, daß die öffentliche Meinung sich geirrt hätte; nach meinem Gefühle aber sieht das Auge eines Vaterherzens schärfer und darf sich nicht täuschen lassen.

Wehe dem Vater, den je der Vorwurf trifft, in starrem, blindem, vorgefaßtem Eifer sein eigen Blut verdammt zu haben!"

„Das sei meine Sorge!"

„Es giebt Mißgriffe, die sich nie wieder gut machen lassen, mit denen selbst die tiefste Reue nicht versöhnt."

„Sie singen dasselbe Lied wie er gestern," spottete Ferno; „er weiß, welche Antwort ich ihm gegeben habe, mag er sie Ihnen wiederholen."

„Ihre Grundsätze und die Ideen, die Sie in sich aufgenommen haben, scheinen aus Stein gemeißelt zu sein," fuhr Magdalene fort. „Ich habe nicht mehr den Muth, Sie erweichen zu wollen; aber haben Sie an die Zukunft Ihres Sohnes gedacht?"

„Nein, wozu auch? Es ist seine Sache, darüber zu grübeln und seine Existenz zu sichern. Ich hätte meine Hand nicht von ihm abgezogen, wenn er sich dessen würdig gezeigt hätte, aber er hat es verscherzt, er selbst hat die Bande gelöst, die ihn an seine Eltern knüpften."

„Und was wird nun aus ihm werden?"

„Ich weiß es nicht und zerbreche mir auch nicht den Kopf darüber."

„Peter, er ist doch immer unser Sohn, was er auch verbrochen haben mag," schaltete die alte Frau in weinerlichem Tone ein, „die Treue dieses Mädchens muß uns beschämen."

„Das Fräulein mag wohl triftige Gründe haben, ihm die Treue zu bewahren," erwiderte Ferno die Achseln zuckend.

Flammende Gluth übergoß das Antlitz des Mädchens; sie verstand diese Anspielung, die sie tief verletzen mußte.

„Die wahre Liebe fragt nicht nach Gründen," rief sie aus. „Aber ja, ich bekenne es gern, es treibt mich noch ein besonderer Grund an diese Stätte, wo leider der Schein zum Richter, Härte zur Gerechtigkeit bestellt ist, und dieser Grund liegt in der Selbstanklage, die mich verfolgt. Ich war es, die Heinrich den Aerger bereitete und dadurch verleitete, daß er das Wirthshaus besuchte und sich berauschte; ohne diesen Zwischenfall würde dem armen Jungen Niemand die Uhr haben heimlich zustecken können."

„Ah, Sie halten das Märchen für wahr?"

„Für mich ist es kein Märchen, und weil ich mir sage, daß ein Theil der Schuld auf mir ruht, deshalb nehme ich mich seiner mit doppelter Liebe an. Hätte ich Vermögen oder Kredit, so würde ich ihm die Mittel zur Verfügung stellen, daß er ein eigenes Geschäft gründe, und bei den Kenntnissen und dem Fleiße Heinrich's stände das Gedeihen des Geschäftes außer Frage.

„Da haben Sie Recht," sagte die alte Frau.

„Bah! man fängt besser klein an, um mit Großem zu enden, als daß man mit großen Rosinen im Kopfe beginnt, was man nicht durchführen kann," erwiderte Ferno.

„Und weshalb sollte er es nicht durchführen können?" fragte Magdalene.

„Weil dem bestraften Verbrecher unübersteigbare Hindernisse in den Weg gelegt werden; man schenkt ihm weder Vertrauen noch Kredit, und Beides muß der Handwerker haben, wenn sein Geschäft auf einen grünen Zweig kommen soll.“

„Das fürchte ich nicht,“ erwiderte Magdalene, und der Ausdruck der Zuversicht, welche über ihr feines Gesicht glitt, ließ erkennen, daß sie ihr ganzes Vertrauen auf den Geliebten setzte. „Der reelle und geschickte Handwerker findet immer Absatz für seine Waaren, und Heinrich ist ein tüchtiger Schlosser.“

„Er soll nach Amerika gehen,“ sagte Ferno; „dort mag sein Weizen wohl blühen, hier findet er keine Ernte mehr.“

„Er darf jetzt nicht auswandern; es hält ihn hier eine heilige Verpflichtung fest, die, — seine Unschuld zu enthüllen.“

„So mag er warten, bis die Verachtung der Menschen ihn forttreibt.“

„Peter!“ warnte Frau Ferno.

„Still!“ fuhr der alte Mann zornig auf, „Du mußt Dich endlich mit dem Gedanken vertraut machen, daß wir kein Kind mehr haben!“

„Ich kann es nicht.“

„Und ich sage Dir, Du mußt!“

„Wenn Heinrich todt wäre, so könnte ich seiner in stiller Trauer und Wehmuth gedenken, so aber fallen auf mich die Sorgen um ihn.“

„Und diese Sorgen haben ihre volle Berechtigung,“ fügte Magdalene ernst hinzu; „wenn Sie Ihren Sohn nicht unterstützen, Herr Ferno, so weihen Sie ihn absichtlich dem Untergange.“

„Wer Lust hat zu arbeiten, verhungert bei uns zu Lande nicht.“

„Wir waren bei seinem frühern Meister, aber dem Züchtling verweigert man die Arbeit.“

„Meine Schuld ist das nicht!“

„Aber Ihre Schuld ist es, wenn er ein wirklicher Verbrecher wird!“

„Er ist es schon, und wer einmal diese Bahn betreten hat, der wird auf ihr weiter getrieben.“

„Er ist kein Verbrecher, und er wird es nicht werden, wenn Sie ihn unterstützen; geben Sie ihm die Mittel, sich zu etabliren.“

„Nein!“

„Peter, thue es! Wir haben ja doch nur für unser Kind gearbeitet und gespart.“

„Ich ziehe mich nicht eher aus, bis ich zu Bette gehe.“

„Du könntest ihm ein kleines Kapital leihen; wir haben da Staatspapiere liegen; verkaufe sie — “

„Nein und immer nein!“ rief der alte Mann aufbrausend. „Ich besitze kein Kind mehr, ich kann den Burschen, der meine grauen Haare beschimpft hat, nicht als meinen Sohn anerkennen.“

„So wollen Sie für ihn nichts thun?“ fragte das Mädchen.

„Nein, Nichts!“

„Möge Gott Ihnen dies harte Wort vergeben!“

„Ich kann es verantworten vor meinem Gewissen!“ sagte Ferno mit schneidender Kälte; „und wenn ihm mehr Ehrgefühl beiwohnte, verschonte er mich mit der abgewiesenen Bettelei.“

Magdalene hatte sich, vor innerer Empörung erröthend, von ihrem Sitz erhoben, die alte Frau stand neben ihr und drückte ihr begütigend, verstohlen die Hand.

„Das ist mein letztes Wort,“ fuhr Ferno fort, „und hoffentlich erspart man mir weitere Belästigungen in dieser, für mich abgethanen Angelegenheit. Nichts kann mich bewegen, meinen Entschluß zu ändern, ich halte an ihm fest bis zu meinem Tode, es sei denn, daß Heinrich seine Schuldlosigkeit unwiderlegbar beweist, was ihm niemals gelingen wird. Vertrauen Sie nicht auf die Fürsprache seiner Mutter; meine Frau wird Ihnen sagen, daß ich unbeugsam bin. Wenn ich Ihnen persönlich zu nahe trat, so stellen Sie das auf Rechnung jenes Menschen, der Sie als Fürsprecherin entsandte.“ Er winkte mit der Hand und wandte den Frauen den Rücken. Magdalene sah ein, daß jeder weitere Versuch, der Hartnäckigkeit des Alten gegenüber, resultatlos bleiben müsse, und entfernte sich. Die alte Frau begleitete das Mädchen hinaus; draußen auf dem Hausflur schlang sie ihren Arm um den Nacken Magdalenen's, und Thränen rollten über ihre welken Wangen.

„Er ist hart wie Stein,“ schluchzte sie, „und doch liebt er sein Kind noch immer. Verurtheilen Sie ihn nicht; er glaubt, so handeln zu müssen, seine Ehre und sein Stolz haben einen schweren Kampf mit seiner Liebe gekämpft, und in diesem Kampf ist seine Lebensfreude untergegangen.“

„Und mit ihr die Liebe,“ erwiderte Magdalene.

„Nein, nein, er kämpft noch immer, und die Liebe lebt noch in seinem Herzen; wenn Sie wüßten, wie sehr er leidet!“

„Und doch könnte ein einziges Wort ihn und uns glücklich machen!“

„Er wird das Wort nie sprechen!“

„Nie?“

„Nein, nie; es sei denn, daß sich die Bedingung erfüllt, die er an die Verzeihung geknüpft hat.“

„Ich vertraue dem allgerechten Vater im Himmel, daß sie sich erfüllen wird.“

„Amen!“

„Aber Monate, Jahre können darüber verstreichen, und was soll bis dahin geschehen?“ — —

„Halten Sie ihn,“ — bat die Mutter, dem Mädchen innig in die Augen schauend; „flößen Sie ihm Muth, Hoffnung und Vertrauen ein, wenn er verzagen will; — wachen Sie über ihn, dann kann er nicht untergehen.“

„Wenn er selbst diese Worte von seiner Mutter hören könnte!“

„Glauben Sie, daß sie ihn ermuthigen würden?“

„Gewiß!“

„Ich will Sie besuchen; ich will mit ihm bei Ihnen zusammen kommen."

„So bringe ich ihm doch eine gute Nachricht," erwiderte Magdalene erfreut. „O, er hat an dem Herzen seiner Mutter nicht gezweifelt — und wann darf er Sie erwarten?"

„Morgen Nachmittag, — gegen Abend; könnte ich über Ersparnisse verfügen, so würde ich sie meinem Sohne geben, aber mein Mann —"

„Sprechen wir morgen darüber," flüsterte Magdalene, mit einem scheuen Blick auf die Thür des Wohnzimmers. „Leben Sie wohl!"

Noch einmal drückte die alte Frau die Hände des Mädchens, dann eilte Letztere hinaus, und sie athmete freier auf bei dem Gedanken, wenigstens die Mutter für den armen Heinrich gewonnen zu haben.

Drittes Kapitel.

Madame Sachs war durch den Besuch des Verbrechers in nicht geringe Aufregung gebracht worden, sie mußte über seine Drohungen nachdenken und zitterte bei der Vorstellung, dieselben ausgeführt zu sehen. Die Betheuerungen der Schuldlosigkeit hatten, wie erwähnt, bei der alten Dame im ersten Augenblick keinen gedeihlichen Boden gefunden, aber dennoch, wenn sie sich seines zwar trotzigen, aber immerhin freien und sicheren Auftretens und seiner Worte erinnerte, stiegen leise Zweifel in ihr auf, die sie nicht ganz beseitigen konnte. Sie war noch in Grübeleien darüber versunken, als ihr Neffe in das Zimmer trat; derselbe, ein noch junger, elegant gekleideter Herr, ließ aus seinem bleichen, verlebten Gesicht sofort erkennen, daß er alle Genüsse des Lebens in vollen Zügen und im Uebermaß versucht hatte. Die Leidenschaften hatten diesen matten, unruhigen Augen, diesen schlaffen Mienen den unvertilgbaren Stempel aufgeprägt, das Lächeln um seinen Mund, das Leutseligkeit verrathen sollte, verbarg nicht ganz das vorsichtig Lauernde im ganzen Gesichtsausdruck, der zuweilen etwas Tigerhaftes annahm. Im Uebrigen gab der Neffe das Bild des gewandten Weltmannes, und mit der Höflichkeit, die sich in der Form vornehmer Unterwürfigkeit äußert, eilte er auf die greise Tante zu und drückte einen Kuß auf die Hand, die sie ihm reichte.

„Deine Zärtlichkeit, Paul, läßt mich erkennen, daß Du Dich wieder einmal in Geldverlegenheit befindest," sagte sie in einem Tone, der einer Bitte zuvorkommen soll, die man abzuschlagen beabsichtigt. Aber der junge Herr schien diesen Ton schon oft gehört zu haben; er lachte auf und nahm, seiner Tante gegenüber, in einem Sessel Platz.

„Es ist wahr," versetzte er ohne Verlegenheit; „Du bist eine scharfe Beobachterin."

„Also schon wieder führt Dich ein Anliegen an meine Börse zu mir?"

„Es ist das letzte Mal."

„Du hast das schon oft versichert."

Der junge Mann zuckte die Achseln. „Die Verhältnisse werden häufig zwingend," sagte er ziemlich gleichmüthig, „und man wird ihrer nicht Herr."

„Weshalb nicht?" fragte Madame Sachs mit einem scharfen, forschenden Blick auf das verlebte Antlitz; „wenn man den festen Willen hat —"

„Liebe Tante, unser Stand fordert Rücksichten; wenn ich den Umgang mit dem Baron von Villiers, — dem Grafen von Hoheneck — und dem Hauptmann von Sternau abbrechen wollte, so würde ich mich Vermuthungen aussetzen, die verletzend sein würden. Außerdem aber sind diese Herren prächtige Freunde, und wenn sie ein Spielchen vorschlagen, so kann ich nicht den Spießbürger herauskehren wollen, wenn ich nicht —"

„Also sind es Spielschulden, die Dich quälen?"

„Ja, Tante, und Spielschulden sind Ehrenschulden!"

„Glaubst Du Dich damit rechtfertigen zu können?"

„Durchaus nicht; ich wünschte damit nur zu sagen, daß ich deshalb die Schuld tilgen muß!"

„Wenn dies Deine unerschütterliche Ueberzeugung ist, so zahle!" erwiderte die alte Tante mit gemessenem Ernst.

„Anbetungswürdiges Tantchen, gewiß, selbst ohne Deine gnädige Bewilligung, wenn — mir das Geld dazu nicht fehlte."

„Wie leichtfertig Du das sagst!"

„Was nützt es mir, wenn ich Thränen darüber vergieße?" spottete Paul, sein dünnes Schnurrbärtchen drehend. „Ich muß zahlen, und Deine gütige Hand wird die Mittel gewähren."

„Ich habe Dir vor einigen Wochen eine bedeutende Summe geschenkt."

„Was ich dankbar anerkenne, aber das Leben ist außerordentlich kostspielig und zumal, wenn man seinem Stande gemäß leben muß. Und ich kann mich doch nicht erniedrigen; — Du würdest das selbst nicht wollen."

„Mir wäre es gleichgültig," erwiderte Madame Sachs, „Jeder muß sich nach seiner Decke strecken. Dein Vater hat Dir ein großes Vermögen hinterlassen; hättest Du es vernünftig verwaltet, so wärest Du für Dein ganzes Leben gesichert gewesen."

Der junge Mann wiegte leicht das Haupt, und wie Hohn und Spott umzuckte es seine Lippen. „Der Eine zahlt mehr, der Andere weniger Lehrgeld; das hängt ab vom Charakter und der Erziehung."

„Du hast den Werth des Geldes nie schätzen gelernt!"

„Allerdings nicht, aber das liegt nicht in meiner Schuld, sondern in der meines Vaters und das Vermögen, das ich erbte, übertraf bescheidene Wünsche nicht."

„Es war sehr bedeutend, Paul," fiel die alte Dame ihm vorwurfsvoll in's Wort. „Aber man kann eine Million vergeuden, wenn man in solcher Gesellschaft den Zügel der Leidenschaften schießen läßt und hohe Summen

dem Hazardspiel opfert. Du bist stolz darauf, mit Grafen, Baronen und Offizieren zu verkehren, Du betrachtest es als eine Ehre, daß sie Dich in ihrem Kreise dulden und denkst nicht einmal darüber nach, daß man nur nach Deinem Gelde trachtet."

„Liebe Tante, das sind Gefühlssachen."

„Streiten wir nicht darüber; aber siehe nun auch zu, ob diese guten Freunde Dich aus Deiner Verlegenheit befreien werden. Du hast ihnen stets Freigebigkeit gezeigt, — ihnen so oft ein Fest gegeben, auf denen der Champagner in Strömen floß; — sie werden sich dessen gewiß erinnern und Dir mit Rath und That beistehen."

„O, Tantchen, Tantchen! Selbst wenn sie es wollten, so dürfte ich es nicht einmal annehmen, und meine Verhältnisse würden dadurch auch nicht gebessert; denn wenn mir einer dieser Freunde die Summe vorstrecken wollte, so müßte ich sie ihm doch demnächst zurückerstatten, aber außerdem befindet sich Keiner unter ihnen in der Lage, mir eine so ansehnliche Summe, wie ich sie bedarf, vorzuschießen."

„Und sie spielen so hoch? — Dann wird man sie in die Kategorie der Abenteurer rangiren müssen, die aus dem Spiel ein Geschäft machen."

„Du thust ihnen Unrecht!"

„Gewiß nicht!" sagte Madame Sachs streng. „Ich kenne derlei Leute; — ihre Titel und ihre Wappen sind ihre Erwerbsquellen; — sie verlocken reiche, unerfahrene Bürgersöhne zum Spiel und leeren ihnen die Taschen aus; — davon leben sie!"

„Der Baron von Villiers ist ein Edelmann durch und durch, und die Güter des Grafen von Hoheneck liegen in Schlesien."

„Und wem schuldest Du diese Summe?"

„Beiden."

„So werden diese Herren wohl warten können —"

„E h r e n s c h u l d e n, — ich wiederhole es, muß man sofort tilgen."

„Wenn Du ihnen Deine Verhältnisse auseinander gesetzt hast —"

„Dann werden sie mir antworten, unter solchen Umständen dürfe ich mich nicht am Spiel betheiligen."

„Und sie hätten Recht, Dir das zu sagen!"

„Du willst mich auf die Folter spannen."

„Wenn ich Dich nun daran erinnere, woran Du gar nicht mehr zu denken scheinst, daß Du Deiner alten Tante vielfach auf's Heiligste gelobt hast, die Karten nicht mehr anzurühren. —"

„Wir sind allzumal Sünder," versetzte der Neffe boshaft, „aber — das Leben ist so entsetzlich langweilig! Was soll ein anständiger Mensch thun, um der schleichenden Zeit Flügel zu geben?"

„A r b e i t e!"

„Hm — was zum Beispiel?"

„Suche Dir eine Beschäftigung, die Deinen Kenntnissen und Neigungen entspricht; dann werden die Tage Dir nicht mehr langweilig scheinen.

Du schreibst eine gute Hand; vielleicht könntest Du in einem Bankhause den Posten eines Korrespondenten ausfüllen."

„Das ist Dein Ernst nicht, Tante!"

„Weshalb nicht?"

„Du kannst doch nicht wünschen, daß ich ein armseliger Schreiber werde, — die Marionette eines Zahlengeschöpfes?"

„Vielleicht wirst Du Dich bald genöthigt sehen, jede Arbeit zu ergreifen, die Dir geboten wird," bemerkte die alte Dame mit scharfer Betonung. „Die Familienbande legen mir eine Verantwortlichkeit gegen Deinen seligen Vater auf, und leider verstand ich bisher meine Pflichten sehr wenig; mich peinigen die lebhaftesten Vorwürfe, durch allzugroße Nachsicht, durch fortwährende Geldunterstützungen Deinem Müßiggang, Deinem Leichtsinn und Deiner Verschwendung Vorschub geleistet zu haben. Ich bin es dem Andenken Deines Vaters schuldig, damit aufzuhören, und ich werde es von dieser Stunde an thun; denn, wenn Rettung aus Deinen sittlichen Verirrungen noch möglich, so bleibt kein anderer Weg übrig, als Dich durch die Noth von der Bahn zu trennen, auf der Du Deinem Verderben entgegeneilst."

Der Neffe vergaß sein stereotypes Lächeln, und seine Physiognomie hatte für einen Augenblick den Ausdruck des Tigerhaften, während aus seinem tiefliegenden, matten Auge eine versengende Zornglut blitzte, aber schnell hatte der gewandte Mann die Herrschaft über sich wiedergewonnen. Das Lächeln erschien wieder auf seinen Lippen und, fast tändelnd, sagte er; „Du willst streng sein, süßes Tantchen; aber vermiß Dich nicht und verschwöre Dich nicht; denn Dein weiches Herz kennt Deinen Willen nur als einen Knecht."

„Täusche Dich darüber nicht; ich werde und muß fest sein."

„Schweigen wir alsdann darüber; doch erlaube, daß ich voraussetze, Du seist übler Laune, Du hast wahrscheinlich Unannehmlichkeiten gehabt, und nun wird mir die Ehre, als Sündenbock und Blitzableiter zu dienen."

„Ja, ich habe Unannehmlichkeiten gehabt," antwortete Madame Sachs; „aber ich denke an dieselben nicht, und mein Aerger über sie hat nichts gemein mit den Vorwürfen, die ich Dir und zwar mit vollem Recht mache; wie groß ist Deine Spielschuld?"

„Zweitausend Thaler!"

„Gütiger Himmel! Diese ganze Summe hast Du in einer einzigen Nacht verspielt?"

„Ich wurde gegen meinen Willen so tief hineingeritten, zudem hatte ich Chancen, den Verlust auszugleichen."

„Und wie viel Geld steht Dir zur Verfügung, um die Schuld zu tilgen?"

„Nicht ein einziger Thaler."

„Welcher Leichtsinn! welche Verschwendung!" jammerte die alte Dame. „Wenn Dein Vater das geahnt hätte! Und was gedenkst Du nun zu thun?"

„Unter allen Umständen bezahlen; es ist eine Ehrenschuld!"

„Sehr wohl! Ich werde der Erfüllung Deiner gesellschaftlichen Pflichten Nichts in den Weg legen."

„Deine oft erprobte Güte wird mich diesmal nicht im Stiche lassen."

„Meine Pflichten verbieten mir, Dir mehr Geld zu gewähren."

„Tante, — Du mußt es!" —

„Nein! — nein! — und dreimal nein!"

„Dann ist meine Ehre geschändet und für mich keines Bleibens mehr in dieser Stadt."

„Gerade das will ich; Du sollst diese Stadt verlassen, — so lange Du hier weilst, ist keine Hoffnung auf Besserung vorhanden —"

„Ich verspreche Dir, daß ich mich bessern will."

„Ich habe das Vertrauen zu Dir verloren!"

„Auch mein Ehrenwort —"

„Spare diese Redensarten; sie haben keinen Werth für mich."

Der junge Mann zitterte vor Erregung, sein Gesicht war noch fahler geworden, und die dunklen Augen blickten unheimlich stier auf das ernste und strenge Antlitz der alten Dame.

„Ich muß das Geld haben, liebe Tante," erneuerte er mit heiserer Stimme seine Bitte; „ich habe versprochen, es morgen zu zahlen, und wenn ich mein Wort nicht einlöse, bin ich compromittirt."

„Schiebe die Schuld auf mich!"

„Wie kann ich das?"

„Deine Freunde wissen jedenfalls, daß Du Nichts mehr besitzest und lediglich von den Unterstützungen Deiner Tante lebst; sage ihnen, ich habe Dir die Summe verweigert —"

„Dann stände ich lächerlich wie ein Schulbube vor ihnen —"

„Und wie stehst Du vor mir? — Dein Vater war ein Ehrenmann; hörst Du? — Hast Du Dich je erinnert, daß Du seinen Namen trägst?"

„Hilf mir nur diesmal noch!" bat Paul.

„Nein! Willst Du aber ein anderes Leben beginnen, so werde ich Dich nicht darben lassen. Ich bin bereit, Dich in mein Haus aufzunehmen, Du kannst an meinem Tische speisen, und ich will Dir zu Deinem Vergnügen wöchentlich eine kleine Summe geben; bist Du damit einverstanden?"

„Nein, Tante, Dein Opfer wäre größer als Du glaubst."

„Inwiefern?"

„Du bist gewohnt, allein zu hausen; ich würde Dich in Deinen Gewohnheiten stören, und meine Anwesenheit Dir bis zur Unerträglichkeit werden."

„Du weichst mir aus, Paul; Du suchst Vorwände, um meinen Vorschlag zurückweisen zu können; es wäre Dir unangenehm, unter meiner Aufsicht zu stehen. Nun denn, ich stelle es Deinem freien Ermessen anheim, was Du thun willst; aber ich mache Dich darauf aufmerksam, daß ich ein Recht habe, Reue und Besserung von Dir zu fordern. Du hast

manches Opfer von mir verlangt, und ich habe es gebracht; nun muß es ein Ende haben, wenn ich nicht schließlich zum Bettelsack greifen soll. Du bist mein einziger Verwandter und als solcher gesetzlich mein Erbe; — aber ich werde vorsichtiger sein als Dein Vater. Ich drohe Dir nicht mit Enterbung, wenigstens heute noch nicht, ich will Dir noch eine Frist lassen, in der Du Dich besinnen kannst; aber ich erkläre Dir frei und offen, daß ich morgen von einem Notar das Testament machen und Dir in demselben einen Curator zur Seite stellen werde, der meine Hinterlassenschaft verwalten soll und Dir nur die Zinsen auszahlen darf."

Die Lippen des jungen Mannes preßten sich immer fester aufeinander, und die glühenden Augen schossen Blitze auf die alte Dame.

„Wenn ich Dir auf Ehrenwort verspreche, die Verbindungen mit meinen Freunden zu lösen, da ich jetzt in der That sehe, daß Du in dem von mir gewählten Umgang Gefahren für mich siehst, dann wirst Du beruhigt sein," entgegnete Paul, während er in den Ton seiner Worte einige Empfindlichkeit legte, alsdann fuhr er fort: „Ich weiß recht gut, daß ich kein Engel bin und mag den Tugendhelden nicht herausbeißen, aber wenn Du die Verhältnisse betrachtest, wie sie thatsächlich vorliegen, so gehen die Unannehmlichkeiten, mit denen Du Dich plagst, aus Deinen eigenen Auffassungen hervor. Mir verbietet meine Pietät, Richter über Deine Anschauungen zu sein, aber ich muß mich feierlich dagegen verwahren, daß ich zum Sündenbock für Dein Mißbehagen gemacht werde."

„Es wäre dennoch möglich, daß ich dasselbe Dir verdanke," erwiderte Madame Sachs mit einem durchdringenden Blick auf sein fahles Gesicht. „Weißt Du, wer vorhin hier war?"

„Ich bin neugierig!"

„Der Schlossergeselle, der vor einem Jahre mich bestohlen haben sollte!"

Paul schlug die Augen nieder und drehte an den Spitzen seines Schnurrbarts. „Nun?" fragte er.

„Er betheuerte seine Unschuld."

„Du hast ihm doch die Thür gewiesen?"

„Er verlangte von mir, ihn in seinen Nachforschungen nach dem wirklichen Diebe zu unterstützen! Und ich gestehe es Dir offen, sein Auftreten machte den Eindruck gekränkter Unschuld."

Der junge Mann lachte; aber es war ein trockenes, heiseres Lachen. „Diese Komödie diente wohl nur zum Vorwand, um die Gelegenheit zu einem zweiten Diebstahl zu erspähen," versetzte er sodann bedeutlich.

„Er behauptet, ein Anderer müsse den Diebstahl begangen haben und dieser Andere sei jedenfalls mit den Einrichtungen meines Hauses sehr vertraut gewesen; er meinte, ich müsse diesen Mann kennen, und es sei meine Pflicht, ihn zu erforschen."

„Das kennzeichnet den in der Wolle gefärbten Gauner; er erwählt Dich, die Du die personificirte Herzensgüte bist, zum Criminal-Commissa-

rius. Und Du ließest Dich täuschen? Du glaubst an dieses alberne Märchen?"

„Jedenfalls machte seine Erzählung mich irre."

„Hat er Dir nicht gedroht?"

„Ja."

„Ah, dann hat die Angst vor diesen Drohungen Dich verwirrt," rief der junge Herr. „Wie kann man nur an seiner Schuld zweifeln! Vorläufig fand ich nur Ursache, den Scharfsinn unseres Richterstandes zu bewundern, und die Anklagebank des Elenden führte ihn zur Verurtheilung."

„Man hat nur die Uhr, nicht aber das Geld bei ihm gefunden," antwortete Madame Sachs. „Ich werde zu erforschen suchen, wo das Geld geblieben ist; vielleicht führen diese Nachforschungen auf eine Spur, welche möglicherweise die Unschuld des Verurtheilten an den Tag bringt."

Der Blick der alten Dame ruhte noch immer forschend auf dem fahlen Gesicht ihres Neffen, in dessen Zügen Hohn und Verachtung sich spiegelten.

„Ich werde das thun," fuhr sie erregter fort, „selbst auf die Gefahr hin, daß die Entdeckungen, die ich machen werde, mich tief betrüben; — ich muß es thun, denn die Ehre des armen Handwerkers steht in meinen Augen so hoch, wie die jedes Anderen."

„Du haschest Grillen, Tante!"

„Vielleicht doch nicht! Wäre der Verurtheilte schuldig, so würde er nicht gewagt haben, mir Worte zu sagen, wie ich sie habe hören müssen."

„Nun, wie Du willst," erwiderte Paul achselzuckend. „Du wirst Zeit und Mühe nutzlos verschwenden und keinen Dank dafür ernten; hat der Bursche Dir wirklich gedroht?"

„Ja doch."

„Er war allein?"

„Seine Braut begleitete ihn."

„Ah — er ist verlobt! Hm, seine Braut wird natürlich dasselbe Gepräge haben."

„Urtheile nicht voreilig; sie ist ein höchst ehrbares Mädchen."

„So, so," spottete der junge Herr; „Du hast es wohl mit Deinem scharfen Blick sofort erkannt?"

„Fräulein Magdalene Baldauf besitzt einen guten Ruf."

„Ah — die Putzmacherin?" lachte Paul.

„Kannst Du ihr Böses nachsagen?" fragte Madame Sachs entrüstet. „Du bemitleidest meinen scharfen Blick; hüte Dich, — daß er Dir nicht einst fürchterlich werde."

Paul verfärbte sich leicht. „Du bist heute tragisch, theures Tantchen," entgegnete er mit voller Fassung und sacht einlenkend: „Es freut mich, daß ich mich in der Persönlichkeit des Fräuleins Magdalene geirrt habe, aber erlaube, daß ich kein Interesse für dieselbe heuchle. Mich verdrießt es lediglich, daß Du Dich hast bethören lassen, und ich kann Nichts wei-

ter thun, als Dich vor den Folgen zu warnen. Du durftest dergleichen Leute nicht empfangen. Bedenke, Du bist bejahrt und alleinstehend; wer hätte Dich geschützt, wenn der Verbrecher, der im Gefängniß Zeit hatte, Rache zu brüten, Deine Gesundheit, Dein Leben gefährdet haben würde. Das Geschehene läßt sich nicht mehr ändern; jedoch versprich mir, diesem Menschen Deine Thür nicht mehr zu öffnen."

„Du glaubst wirklich, daß er sich an mir rächen könne?" fragte die alte Dame ängstlichen Tones.

„Ich bin davon überzeugt."

„Wie kann ich mich dagegen sichern?"

„Ich würde der Polizei Anzeige machen."

„Daran habe ich auch gedacht, er steht ja unter Polizeiaufsicht, und die Behörden müssen mir Schutz gewähren."

Der junge Herr nickte; sein stechender Blick richtete sich unverwandt auf das treuherzige Gesicht der Matrone. Dann seufzte er hörbar auf und sprach wehmüthigen Tones: „Die Ungesetzlichkeiten Anderer bilden also den Grund, daß ich büßen muß. Vorwürfe, die uns ungerechter Weise ertheilt werden, gleichen aber falschen Geldstücken, deren Verlust man trägt, ohne der Falschmünzer zu sein. Deshalb wird meine Rache darin bestehen, dem Schutze meiner unvorsichtigen Frau Tante zu leben. Ich selbst werde zur Polizei gehen und sie auf den Burschen aufmerksam machen; sie soll ihn überwachen. Und — nicht wahr, Du hilfst mir auch in meiner Verlegenheit noch einmal? Ich muß das Geld morgen zahlen; es wird das letzte Opfer sein, welches ich von Dir fordere."

Madame Sachs schüttelte verneinend das Haupt.

„Ich weiß, Du hast gestern Geld eingenommen," fuhr er fort; „gestern war ja der Termin für die Zinszahlung. Ich würde nicht so inständig bitten, wenn nicht viel mehr, als ich brauche, in Deiner Kasse läge."

„Und dort mag es liegen bleiben; meinen Entschluß ändert Nichts. Spielschulden haben vor dem Gesetz keine Gültigkeit, man kann Dich mithin nicht anklagen, sage Deinen Gläubigern, sie müßten sich gedulden; später, wenn ich überzeugende Beweise Deiner Besserung erhalten habe, werde ich diese Schulden tilgen."

„Tante, ich bitte Dich kniefällig —"

„Spare das, ich bin unerbittlich."

Wieder blitzte es in den glühenden Augen des Neffen auf, wieder preßten die dünnen Lippen in verbissenem Grimm sich aufeinander. „Dann," murmelte er mit bebender Stimme, „weihe ich mich meinem Unstern."

„Bedenke, was Du aussprichst!"

„An Dir ist es, zu bedenken."

„Liegt mir eine Verpflichtung ob, Dich bei Deiner bisherigen Lebensweise zu unterstützen? Ach, es wäre besser für uns Beide gewesen, wenn ich es niemals gethan hätte!"

„Meine Schande wird auch Deine Schande sein!"

„Du verrechnest Dich, wenn Du voraussetzest, durch dergleichen Phra-

sen eine Erpressung ausüben zu wollen; mich schützt mein Alter und der makellose Ruf, der mich bis hierher begleitete, zu gut, als daß man mich für Deine Ausschreitungen verantwortlich machen würde. Zunächst übrigens wirst Du Dich Wucherern überliefern wollen, allein vergiß nicht, daß dergleichen Personen mißtrauisch sind; sie werden Dir Gelder vorschießen im Hinblick auf das Erbe, daß Dir durch mich zukommen könnte; sie werden bei mir Erkundigungen einziehen und ich ihnen dieselbe Antwort geben, die ich Dir vorhin ertheilt habe; Du mußt wohl nun begreifen, daß alle Deine Hoffnungen auf Deiner Umkehr von der bisher betretenen Bahn beruhen."

Der junge Herr hatte sich erhoben, er trat vor den Spiegel und ordnete seine Frisur und den Knoten seiner Halsbinde.

„Man muß mich bei Dir verleumdet haben," sagte er. „Du würdest sonst nicht Dein gutes Herz meinen Bitten so hartnäckig verschließen; Du würdest meinen Versprechungen Glauben schenken und die Hindernisse sofort wegräumen, die mir jetzt nicht gestatten, ein anderes Leben zu beginnen. Vielleicht wirst Du heute Abend anders darüber denken, Tante."

„Hoffe das nicht."

„Du erlaubst mir also nicht, noch einmal wiederzukommen?"

„O, gewiß! aber eine andere Antwort werde ich Dir nicht geben."

„Dann wäre es vergebliche Mühe —"

„Wenn Du nicht meiner Person wegen kommen willst —"

„Verzeihe, ich muß jetzt sorgen, irgendwo von irgend Jemandem mir ein Darlehn zu verschaffen; meine Zeit ist deshalb kostbar; denn ich besitze nicht den Muth, in jenen Gesellschaftssphären meine Ehre in den Koth zerren zu lassen."

„Folge meinem Rathe, dann ist Dir geholfen! An dem Urtheil dieser Freunde, die Dich zum Hazardspiel verführt und die Dir die Taschen geleert haben, kann Dir wenig gelegen sein."

Paul schüttelte den Kopf und nahm seinen Hut, an der Thür wandte er sich noch einmal um.

„Ich bin gekommen in der festen Erwartung, Hülfe bei Dir zu finden," sagte er, „Du verweigerst sie mir und ladest dadurch die Verantwortung für die Folgen auf Dich. Lasse mich nicht so gehen, Tante; für Dich gilt es ein geringes Opfer, für mich aber eine Lebensfrage, die über meine ganze Zukunft entscheiden muß."

„Du kennst meinen Entschluß, den Nichts alteriren wird, und ich rathe Dir noch einmal, über meinen Vorschlag nachzudenken."

„Ich muß ihn verwerfen."

„Dann muß ich Dich Deinem Schicksal überlassen."

„Sehr wohl — Adieu, Tante!"

Der junge Herr ging hinaus; er stieg langsam die Treppe hinunter und trat in das Zimmer, welches der Gärtner bewohnte. Der alte Mann war mit seinen Sämereien beschäftigt; beim Eintritt Paul's erhob er sich.

„Ich muß Euch auf Etwas aufmerksam machen," sagte Paul geheimnißvoll wichtig. „Ihr werdet wissen, daß der Schlossergeselle hier gewesen ist, der im vorigen Jahre meine Tante bestohlen hat."

„Hier im Hause?" fragte der Gärtner bestürzt.

„Erfuhrt Ihr es nicht?"

„Nein, Marie muß ihm die Thür geöffnet haben."

„Kann sein, meine Tante aber erzählte mir von seinem Besuche, und daß er ihr gedroht habe."

„Der Unverschämte!" rief der Gärtner zornig; „wie darf er es wagen? — Weshalb hat Madame Sachs mich nicht gerufen: der freche Bursche hätte die Thür ohne Beine gefunden."

„Ihr kennt das gute Herz meiner Tante, Franz; sie hat das kecke Auftreten des Buben geduldet und trägt noch Bedenken, den Schutz der Polizei gegen ihn anzurufen. Es läßt sich erwarten, daß der Verbrecher nicht anstehen wird, seine Drohungen auszuführen, und die strengste Wachsamkeit wird nothwendig. Er darf nicht mehr in's Haus gelassen werden, und Ihr müßt Sorge tragen, daß jedes Eindringen zurückgewiesen wird."

Der alte Mann nickte lebhaft. „Das versteht sich von selbst," versetzte er, „Marie muß auch unterrichtet werden."

„Ich überlasse dies Euch. Aber sprecht nicht mit meiner Tante darüber; es wird sie nur noch mehr ängstigen."

„Es ist ja auch nicht nöthig."

„Nein, sofern Ihr nur aufpaßt, so genügt das."

„Verlassen Sie sich auf mich."

„Wenn von jetzt ab Abends geklingelt wird, so seid vorsichtig; ein Verbrecher scheut sich vor keiner List."

„Ich werde nicht eher öffnen, bis ich weiß, wer Einlaß begehrt."

„Recht so. Sodann fällt mir ein, daß die Hausthür keinen inneren Riegel hat; ich werde morgen für einen sicheren Verschluß sorgen."

„Frau Tante könnte vielleicht dagegen protestiren; sie liebt das Althergebrachte einmal."

„Sie braucht es nicht zu erfahren. Laßt mich nur machen, Franz; uns liegt die Pflicht ob, sie vor der Rache des verwegenen Verbrechers zu schützen. Der Polizei werde ich auch Alles melden. Also haltet gute Wache, Franz! Ueber solche Drohungen darf man nicht leichtfertig hinwegsehen. Meine Tante ist zu vertrauensvoll, und sie kann sich nicht entschließen, Vorsichtsmaßregeln zu treffen."

Paul nickte nach diesen Worten dem alten Mann noch einmal zu, dann verließ er das Haus.

Viertes Kapitel.

Die Stunde, in der Madame Sachs ihr Frühstück einzunehmen pflegte, war schon verstrichen, und das Frühstück stand noch immer unberührt auf dem Tische in der Wohnstube.

Die Magd hatte schon einige Mal in die Stube hineingeblickt, als suche sie nach einer Erklärung, weshalb die alte Dame so lange in ihrem Schlafgemach weile. Madame Sachs war stets in allen Stücken so pünktlich, und sie wachte mit peinlicher Strenge darüber, daß die verschiedenen Mahlzeiten zur bestimmten Minute aufgetragen wurden. Nun war schon eine Stunde seit dem Serviren des Kaffees verstrichen, und noch immer vernahm die horchende Dienerin kein Geräusch in dem Schlafzimmer.

Natürlich mußte sie das endlich beunruhigen, und sie eilte zu dem Gärtner, um ihn von ihren Besorgnissen zu unterrichten. Der alte Mann schüttelte den Kopf und zog die Stirn in Falten. „Es ist ja möglich, daß sie plötzlich erkrankt ist," sagte er.

„Dann würde sie geklingelt haben."

„Oder sie schläft noch."

„Sie schläft nie so lange."

„Na, dann geht einmal hinein," erwiderte der Gärtner ungeduldig; „sie kann Euch das ja nicht übel nehmen, oder ist die Thür geschlossen?"

„Madame schließt nie ihre Schlafzimmerthür."

„Also — was zaudert Ihr da? Geht nur hinein, und wir erhalten Gewißheit."

„Ich fürchte mich," entgegnete Marie.

„Am hellen Tage? Dummes Zeug!"

„Seitdem Ihr mich vor dem Verbrecher gewarnt habt, muß ich immer an ihn denken; habt Ihr etwa in der vorigen Nacht etwas Verdächtiges gehört?"

„Nein."

„Ich meine, einmal sei die Hausthür geöffnet worden."

„Wann?" fragte der Gärtner.

„O, es war lange nach Mitternacht."

„Marie, Euer Hasenherz ist ein Märchenbuch," spottete der alte Mann. „Wenn ein Fremder diese Nacht im Hause gewesen wäre, würde es sich uns sofort am Hausthürschloß verrathen haben."

Die Richtigkeit dieser Bemerkung schien der Magd einzuleuchten; sie nickte mit dem Kopf und ging beruhigt fort.

Einige Minuten später hörte der Gärtner einen gellenden Schrei, er eilte hinauf und fand Marie bleich, an allen Gliedern zitternd vor der Thür des Schlafzimmers, das halb geöffnet war.

„Holt die Polizei und den jungen Herrn," rief sie; „Madame ist todt — ist ermordet!"

„Ihr redet im Wahnsinn," stammelte der Gärtner entsetzt; „todt! — ermordet! — unmöglich!" —

„Dort! dort! Geht hinein und überzeugt Euch mit den eigenen Augen!"

„Besinnt Euch, Marie — die Einbildung —!"

„Ich habe die Leiche und das Blut gesehen."

„O, Himmel! dann werde ich nicht hineingehen; es muß Alles so bleiben, wie es ist, bis die Polizei kommt."

„Ruft auch den jungen Herrn."

„Natürlich, wenn ich ihn nur zu Hause treffe."

Der alte Mann flog die Treppen hinunter, Marie ging in's Wohnzimmer, um hier am Fenster hinter verschlossener Thür die Ankunft der Polizei zu erwarten.

Nach Verlauf einer halben Stunde erschienen die Gerichtsbeamten, der Untersuchungsrichter mit seinem Schreiber, der Gerichtsarzt und ein Polizeikommissär mit zwei Sergeanten. Der Gerichtsrath richtete einige Fragen an Marie; dann gingen die Beamten in das Schlafzimmer.

Es herrschte nicht die geringste Unordnung in diesen Räumen, nicht ein Stuhl war verschoben; der Mörder mußte daher die genaueste Kenntniß von der Einrichtung des Gemachs gehabt und sein Opfer im Schlafe überrascht haben. Die alte Dame lag im Bette, halb zugedeckt, in der Brust eine weit klaffende Wunde, offenbar von einem Dolchstoß herrührend. Der Gerichtsarzt konstatirte, daß der Tod augenblicklich nach der Verwundung eingetreten sein müsse, und daß ein Kampf des Mörders mit seinem Opfer vorher nicht stattgefunden habe.

Die Kassette, welche auf einem Nachttischchen vor dem Bette stand, war offen und leer; der Schlüssel steckte noch im Schloß. Dagegen war die daneben stehende Schatulle, in der Madame Sachs ihren Schmuck aufbewahrte, unberührt, obschon das Kästchen mit leichter Mühe hätte erbrochen werden können, selbst die goldene Uhr der Ermordeten lag noch auf dem Tischchen; der Mörder hatte nur das Geld genommen.

Man schritt zur Besichtigung des Hauses.

Nirgends war ein Fenster offen, keine Thür zeigte Spuren eines gewaltsamen Einbruches, und das scharfe Auge des Polizei-Kommissärs bemühte sich vergeblich, eine Fährte zu finden, die zur Entdeckung des Mörders hätte führen können.

Der Beamte warf einen prüfenden Blick auf den alten Gärtner; konnte nicht dieser das Verbrechen begangen haben? Aber das treuherzige, ehrliche Gesicht des Greises stand in zu argem Widerspruche mit dem schrecklichen Verdacht.

Gerade in diesem Augenblick erschien Paul — der Neffe der Ermordeten; er war fieberhaft erregt, die entsetzliche Nachricht mußte ihm die Fassung geraubt haben.

„Es kann nicht sein," rief er schmerzlich. „Ich habe ja noch gestern meine Tante hier besucht, sie frisch und lebensvoll gesehen, und nun —!"

„Die Thatsache läßt sich nicht leugnen," erwiderte der Gerichtsarzt; „wollen Sie sich überzeugen, so gehen Sie in das Schlafgemach; die alte Dame ist im Schlafe ermordet worden."

Paul bedeckte das Gesicht mit den Händen und wandte sich ab, der Schmerz schien ihn zu überwältigen.

„Nehmen wir das Protokoll auf," sagte der Gerichtsrath, sich zu seinem Schreiber wendend, der sich schon am Tische niedergelassen und seine Vorbereitungen zum Schreiben getroffen hatte. Nachdem der Thatbestand aufgenommen, und demselben eine genaue Beschreibung des Hauses beigefügt war, wandte der Untersuchungsrichter sich zu den beiden Dienstboten:

„Wann habt Ihr Eure Herrin zuletzt gesehen?"

„Gestern Abend um zehn Uhr," entgegnete Marie. „Gleich darauf ging sie zu Bett."

„Und wann legtet Ihr Euch schlafen?"

„Kurz vor elf Uhr; Franz war eine Viertelstunde früher gegangen."

„Ihr hörtet in der Nacht kein Geräusch?"

„Doch, einmal erwachte ich, und da glaubte ich zu vernehmen, daß die Hausthür geöffnet und wieder geschlossen wurde."

„Woraus erkanntet Ihr, daß es die Hausthür war?"

„Die Thür ist mit Glasscheiben versehen, und ich glaubte deutlich das Klirren der Scheiben unterscheiden zu können."

„Die Thür hat an der inneren Seite keine Riegel?"

„Nein," sagte Franz. „Gestern noch hat Herr Sachs mich darauf aufmerksam gemacht, daß man, selbst gegen den Willen seiner Tante Riegel anbringen müsse, weil der gegenwärtige Verschluß zu unsicher sei; es sollte heute geschehen."

„Gärtner, habt Ihr das Geräusch nicht gehört?"

„Nein."

„Und saht Ihr heute Morgen kein Fenster offen?"

„Nein, ich habe überhaupt gar Nichts entdeckt, was mir Argwohn hätte einflößen können."

„Wißt Ihr, ob die alte Dame viel Geld in ihrer Kasse hatte?"

„Wahrscheinlich eine ganz erhebliche Summe; denn vorgestern waren ihr von verschiedenen Kapitalien, die sie ausgeliehen, die Zinsen gezahlt worden."

„Ihr kennt aber die Höhe des Betrags nicht?"

„Nein."

„Auch nicht, aus welchen Geldsorten die Summe bestand?"

„Auch nicht."

„Haben Sie vielleicht Kenntniß davon?" wandte sich der Gerichtsrath an Paul.

„Nein."

„Die Tante hat nicht mit Ihnen darüber gesprochen?"

„Wir unterhielten uns über andere Dinge, Herr Rath."

Der Untersuchungsrichter zog nachdenklich die Brauen zusammen, dann hob er das Verhör von Neuem an: „Jede Spur eines gewaltsamen Einbruchs fehlt. Ist Euch bekannt, daß Jemand außerhalb des Hauses einen Schlüssel zur Hausthür besaß?"

„Nein," erwiderte der Gärtner, an den diese Frage gerichtet war;

„wir besitzen drei Schlüssel; einer ist mit einer Kette am Schlosse selbst befestigt, der zweite hing in meinem Zimmer, und der dritte lag im Schlüsselkörbchen der alten Dame."

„Und diese drei Schlüssel sind sämmtlich zur Stelle?"

„Ohne Zweifel!"

„Der Verbrecher muß aber durch die Hausthür gekommen sein, oder er hat sich im Gebäude versteckt gehalten; erinnert Ihr Euch nicht, gestern ein Individuum hier gesehen zu haben, dem man die Begehung des Verbrechens, wie es vorliegt, zutrauen könnte?

Der Gärtner besann sich. „Daß ich nicht wüßte," sprach er gedehnt und dann, als fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, rief er: „Doch, doch, allerdings war ein Mensch im Hause, von dem man nicht das Beste zu erwarten braucht," und indem der alte Mann einen bedeutsamen Blick auf Paul warf, der mit sichtbarer Spannung den Verhandlungen folgte, fügte er hinzu: „Der Schlossergeselle, der damals hier gestohlen hatte, hat meiner armen Herrin gestern einen Besuch gemacht."

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen darüber das Nähere mittheile," nahm Paul das Wort. „Diese auffallende Visite bildet den Gegenstand der Unterhaltung, die ich gestern mit meiner Tante hatte; Sie werden sich erinnern, daß vor einem Jahre ein Schlossergeselle meine Tante bestahl."

„Wie heißt der Mann?" fragte der Gerichtsrath.

„Heinrich Ferno."

„Ganz recht, der Sohn des Tischlers; er ist wieder auf freiem Fuß?"

„Seit vorgestern."

„Und er hat Ihre Tante besucht?"

„Ja, er machte ihr, wie sie mir mittheilte, Vorwürfe darüber, daß sie damals den Verdacht auf ihn gelenkt hatte, und er stieß Drohungen gegen sie aus, die deutlich verriethen, daß er sich an ihr rächen wollte."

„Und was that Ihre Tante darauf?"

„Sie wagte nicht ihm entgegenzutreten."

„Drohte er ihr, daß er sie ermorden wolle?"

„Nein, er soll aber geäußert haben, er werde mit ihr abrechnen, und mir scheint, daß das eben so viel ist."

„Unter gewissen Umständen allerdings. Darauf bezog sich wohl Ihre Unterredung mit dem Gärtner wegen der Riegel an der Hausthür?"

„Ja, ich fürchtete Gefahr für meine Tante; ich wollte heute Riegel anbringen lassen und auch die Polizeibehörde auf den rachsüchtigen Verbrecher aufmerksam machen. — Leider habe ich zu lange gewartet."

„Wer hat den Mann gestern hier eingelassen?" fragte der Gerichtsrath.

„Ich," antwortete Marie.

„Befand er sich allein?"

„Ein junges Mädchen begleitete ihn."

„Seine Braut," ergänzte Paul.

„Kennt man sie?"

„Sie ist eine Putzmacherin, Namens Magdalene Baldauf!“

„Was wissen Sie über den Ruf dieser Person, Herr Kommissär.“

„Man schätzt sie als eine achtbare Person.“

„Und dennoch die Braut eines Verbrechers? — Aeußerte Madame Sachs vielleicht eine Vermuthung, daß der Verbrecher durch seine Drohungen eine Erpressung bezweckt?“

„Nein, aber der ganze Bericht der Tante machte auf mich den Eindruck als habe der ungerufene Gast nur die Gelegenheit zu einem zweiten Verbrechen erspähen wollen. Ferno ist Schlosser, und wenn ich mich recht erinnere, rühmte damals sein Meister ihn als einen geschickten Arbeiter. Einem solchen Mann ist es ein Leichtes, eine so einfach verschlossene Thür zu öffnen, und die innere Einrichtung des Hauses mußte ihm ja auch bekannt sein.“

„War die Thür des Schlafzimmers nicht geschlossen?“

„Madame Sachs that dies nie,“ sagte Marie; „sie hat mir mehrmals vertraut, sie wünsche offene Thüren, weil sie jeden Abend fürchte, daß in der Nacht ein Schlagfluß sie treffen könne, und für solchen Fall seien offene Thüren wünschenswerth.“

„Verwahrte Madame Sachs den Schlüssel zu ihrer Kassette besonders?“

„In ihrem Schlüsselkörbchen.“

„Nahm sie dieses Körbchen mit in's Schlafzimmer?“

„Sie trennte sich nie von ihm; wohin sie nur gehen mochte, sie nahm die Schlüssel mit sich.“

„Das Alles muß ich bestätigen,“ setzte Paul hinzu. „In diesem Punkte war meine Tante sehr vorsichtig und mißtrauisch.“

Der Gerichtsrath gab ihm einen Wink und schritt auf die Thür des anstoßenden Zimmers zu, Paul folgte ihm.

„Ich muß einige Fragen im Vertrauen an Sie richten,“ begann der Erstere, als sie sich allein befanden. „Bitte, beantworten Sie mir dieselben ohne Rückhalt; was halten Sie von den beiden Dienstboten?“

„Sie sind ehrlich, Herr Rath.“

„Glauben Sie also nicht, daß auf diese ein Verdacht fallen könne?“

„Nein.“

„Die Magd hat vielleicht einen Liebsten, der sich in das Haus eingeschlichen und die That begangen hat —“

„Mir ist von einer solchen Liebschaft Nichts bekannt.“

„Und der Gärtner? War Ihre Tante unzufrieden mit ihm; — ist er vielleicht dem Trunk ergeben?“

„Franz gehört seit fünfzehn Jahren dem Hause an, und ich habe nie eine Klage über ihn vernommen.“

„So glauben Sie somit wirklich, daß diese Beiden kein Verdacht treffen kann?“

„Das ist meine Ueberzeugung.“

„Das entspricht meinen Vermuthungen,“ entgegnete der Gerichtsrath,

„und demnach haben wir vorläufig nur mit dem Schlossergesellen zu rechnen.“

„Ach, daß ich die Drohungen unterschätzen mußte!“ rief Paul jammernd aus und fügte alsdann hinzu: „Rachsucht mag der erste Impuls gewesen sein; nachdem aber das Verbrechen verübt war, hat der Mörder die günstige Gelegenheit benutzt, die Kassette zu leeren.“

„Er würde in diesem Falle wohl die Schmucksachen mitgenommen haben,“ warf der Gerichtsrath gedankenvoll ein.

„Nicht doch; sein erster Diebstahl wurde ihm ja dadurch bewiesen, daß man eine Uhr bei ihm fand, die das Eigenthum meiner Tante war.“

„Sie mögen nicht Unrecht haben, und ich muß gewissermaßen Ihren Ansichten beipflichten; wer ist der nächste Erbe der Ermordeten?“

„Ich, Herr Rath.“

„Und außer Ihnen?“

„Ich bin der einzige Verwandte, also auch der einzige Erbe, natürlich vorausgesetzt, daß sich kein Testament vorfindet, welches andere Bestimmungen enthält.“

„Darf ich fragen, ob sie auf freundschaftlichem Fuße mit Ihrer Frau Tante standen?“

„Gewiß, es zeigten sich freilich mitunter Verschiedenheiten in unseren Meinungen und Anschauungen, die zuweilen zu einem kleinen Wortwechsel Veranlassung gaben, wie das bei nahestehenden Verwandten zu geschehen pflegt, aber niemals ließ meine Tante mich Abschied nehmen, bevor sie sich nicht mit mir ausgesöhnt hatte.“

„Ich werde gleichwohl hier die Gerichtssiegel anlegen müssen, das Gesetz fordert es; nach der Beerdigung wird das Gericht sie wieder abnehmen, und Ihnen das Erbe überliefern.“

Der junge Mann verbeugte sich.

„Ich bin mit Allem einverstanden,“ sagte er; „ich wollte herzlich gern auf das Erbe verzichten, wenn ich dadurch meiner Tante das Leben wieder geben könnte; sie war noch eine rüstige Frau, und wenn sie auch sehr zurückgezogen lebte, so —“

„Erlauben Sie, meine Pflicht ruft mich,“ fiel der Gerichtsrath ihm in's Wort, „es müssen nun sofort Schritte geschehen, den Schlossergesellen hinter Schloß und Riegel zu bringen.“

„Sie haben somit keine Frage mehr an mich zu richten?“

„Einstweilen nicht.“

„Dann gestatten Sie mir, daß ich hier bleibe; sollten Sie meiner bedürfen, so finden Sie mich hier.“

Der Gerichtsrath nickte zustimmend und ging in das anstoßende Zimmer zurück; Paul trat an's Fenster und blickte gedankenvoll hinaus.

Es lag ein finsterer, trotziger Ausdruck in seinem Gesicht, und wieder loderten die verzehrenden Gluthen wilder Leidenschaften aus den tief in ihren Höhlen liegenden Augen. Manchmal zuckten seine Lippen, und oft fuhr seine Hand, an der ein Ring von hohem Werthe blitzte, über die von

Ausschweifungen gefurchte Stirn. Es war die innere Erregung, die unbewußt eine deutliche Zeichensprache übt. So stand er in Gedanken versunken, bis die Beamten das Haus verlassen hatten; dann zog er hastig an der Klingelschnur.

Der Gärtner trat in der nächsten Minute ein; er hatte sich von seinem Entsetzen noch immer nicht erholt.

„Sie sind fort, um den Schlosser zu verhaften," flüsterte der alte Mann. „Glauben Sie wirklich, daß das Blut der unglücklichen Frau an seiner Hand klebt?"

„Aha Freund, Ihr tragt Euch mit Geheimnissen. Ich werde es dem Untersuchungsrichter melden; Ihr werdet schon gestehen, wenn Euch die Kerkermauern umschließen."

„Bewahre mich der Himmel!"

„Nur heraus mit der Sprache, alter Sünder; Dein Augenverdrehen verdächtigt Dich nur."

„Ich beschwöre Sie, gnädiger Herr, ich weiß von Nichts; schonen Sie mein graues Haupt, bewahren Sie mich vor dem Kerker."

„Beruhigt Euch nur, Eure Versicherungen genügen mir, und es liegt ja sonnenklar auf der Hand: ein Verbrechen erzeugt das andere. Jener Bube s t a h l, und als er büßen mußte, sann er auf Rache; er wollte die alte Frau vielleicht nur ängstigen, von ihr eine Geldsumme erpressen, und er ward zum M ö r d e r. Der Mord ist vollführt, und der Raub folgte selbstverständlich."

„Ja, wahrhaftig, so und nicht anders kann es sein! Die liebe, liebe Frau Sachs mußte in dieser Weise enden. Haben Sie die Leiche gesehen?"

„Nein."

„Wenn Sie —"

„Laß, Franz, ich möchte nicht das schöne Bild trüben, welches ich von der Verstorbenen im Herzen bewahre."

„O, die Leiche ist gar nicht entstellt; dieselben ruhigen leutseligen Züge, die ihr sanftes Antlitz im Leben trug, heimeln uns an."

„Aber starr sind sie, gräßlich, ich kann keine Leiche sehen." Paul erschrak vor sich selber bei diesen Worten, faßte sich aber bald und fügte gelassen hinzu: „Ich werde für das Begräbniß Sorge tragen; schlicht und einfach, wie sie gelebt hat, soll die alte Frau beerdigt werden. Ich hege die Ueberzeugung, daß, wenn sie über ihr Begräbniß nachgedacht hat, dann ist die Vermeidung jedes Pompes auch ihr Wunsch gewesen."

„Gewiß! Gewiß!"

„Nach der Beerdigung werden wir sehen, ob ein Testament vorhanden ist; hoffentlich hat meine Tante ihren Dienstboten ein Legat ausgesetzt, und in diesem Falle soll die Auszahlung sofort erfolgen."

„Sie werden schwerlich ein Testament vorfinden, die Selige war noch zu rüstig, als sie der schreckliche Tod überraschte."

„Ich zweifle auch daran; wollt Ihr in meinen Diensten bleiben, so habe ich nicht nöthig, mich nach anderer Bedienung umzusehen."

„Was mich betrifft, Herr Sachs, ich bleibe gern."

„Gut, fragt Marie, was sie vorzieht; jedenfalls muß sie so lange bleiben, bis ihr Contract abgelaufen ist; nach dem Begräbniß werde ich von dem Hause Besitz nehmen."

„Es ist kein fröhlicher Einzug!"

„Nein, gewiß nicht; aber ich habe auch keine Lust das Haus zu verkaufen, und ich denke, im Laufe der Zeit werden die traurigen Erinnerungen sich verwischen."

Der junge Herr ging, während er das sagte, langsam auf und nieder; er blieb jetzt vor dem Gärtner stehen und sah ihn durchdringend an. „Zweifelt Ihr noch immer?" fragte er plötzlich barsch.

Franz fuhr erschreckt zusammen und stotterte: „Zweifeln, woran?"

„An der Schuld des Schlossers."

„Nie und nimmer! Sie haben das mir ja so schlagend bewiesen."

„Ihr erweist Euch eine Wohlthat damit; denn Ihr begreift, daß der Verdacht des Mordes leicht auf Euch und Marie fällt. Der Untersuchungsrichter lenkte bereits dahin, doch meinte ich, die Garantie für Euch übernehmen zu können. Warnt nur die Marie, hübsch vorsichtig zu sein; ohne den Schlosser geht man Euch an den Kragen."

Franz fühlte, daß es ihm eiskalt über den Rücken lief und wortlos, ja bewegungslos stand er vor dem neuen Gebieter, während dieser, sich zum Ausgang vorbereitend, die Glacéhandschuhe über die wohlgepflegten, weißen Hände zwängte. — Der junge Herr entfernte sich; kein Zug in seinem Gesicht ließ erkennen, daß er über den Verlust seiner Tante Trauer empfand. Mit elastischem Tritt wanderte er auf der Straße über das Trottoir, hier und da einen Bekannten grüßend und Allem seine Aufmerksamkeit schenkend.

Vor dem Hause Magdalenen's blieb er stehen, er versuchte einen Blick durch das Schaufenster in das Innere des Ladens zu werfen, aber eine neidische, faltenreiche, saubere Gardine vereitelte das Vorhaben.

Dann wanderte er weiter. Dem Laden der Putzmacherin schräg gegenüber lag ein vielbesuchtes Kaffeehaus; er trat in dasselbe hinein. Sein erster Blick traf auf den Polizeikommissär, der kurz vorher in der Wohnung seiner Tante gewesen war; der Beamte saß am Fenster, und Paul setzte sich zu ihm.

„Ist die Verhaftung gelungen?" fragte er mit gedämpfter Stimme.

„Noch nicht; wir wissen nicht, wo der Vogel sein Nest hat."

„Erwarten Sie ihn hier?"

„Drüben wohnt seine Braut."

„Ach, ich verstehe! Aber inzwischen geht er durch die Lappen."

„Ich glaube das nicht, aus verschiedenen Gründen. Zum Ersten sind die Beamten auf den Bahnhöfen schon benachrichtigt und mit seinem Signalement versehen, sodann läßt sich annehmen, daß der Verbrecher wenig Besorgniß wegen der Entdeckung hegt, da er, wie man nicht leugnen kann, mit Schlauheit und Umsicht zu Werke gegangen ist."

„Und wenn er dennoch vorgezogen hätte, sofort in der Nacht das Weite zu suchen?“

„Dann wird der Telegraph ihn überholen.“

„Also ist Alles geschehen, um sein Entweichen zu verhindern?“

„Alles, mein Herr.“

Paul bot dem Kommissär eine Cigarre und bestellte eine Flasche Wein.

„Kennen Sie das Fräulein?“ fragte er mit einem bezeichnenden Blick auf den Laden Magdalenen's.

Der Kommissär nickte bejahend.

„Ist sie wirklich achtbar?“

„Ja; ich habe nicht das entfernteste Nachtheilige über sie gehört.“

„Arm, Putzmacherin und dabei ein ehrbares Mädchen?“ sprach der junge Herr ironisch. „Es giebt keine Wunder mehr.“

„Und doch ist es die Wahrheit.“

Paul schüttelte den Kopf, er schien das nicht begreifen zu können.

„Sie nennt sich die Braut eines Mannes, der wegen eines Diebstahls im Gefängniß gesessen hat,“ fuhr er nach einer Pause fort. „Das paßt mit ehrbaren Grundsätzen wenig zusammen.“

„Ich kann Ihnen darüber keine Aufschlüsse geben,“ erwiderte der Kommissär. „Das Mädchen mag besondere Gründe haben, an dieser Verbindung festzuhalten.“

„Natürlich, und eben diese Gründe beweisen, daß ihre Ehrbarkeit nur Schein ist; werden Sie auch gegen sie vorgehen?“

„Das hängt von den näheren Umständen ab. Wir werden natürlich Haussuchung halten; finden wir dabei etwas, was Verdacht auf Fräulein Baldauf wirft, so wird sie natürlich ebenfalls verhaftet.“

Paul blickte gedankenvoll auf die Straße hinaus; der Kommissär beobachtete unverwandt die Thür des Putzmacher-Geschäfts.

„Ich vermag mich nicht zu überreden, daß mehr als Einer den Mord beging,“ nahm der Neffe wieder das Wort

„Die That selbst, ja!“ unterbrach ihn der Kommissär. „Aber kann das Mädchen nicht an der Thür Wache gehalten haben? — Kann nicht in ihrer Wohnung das geraubte Geld verborgen sein.“

„Also bewiese das Auffinden der geraubten Gegenstände die Mitschuld?“

„Allerdings bliebe kaum eine andere Annahme übrig, wenn der Bursche nur endlich erscheinen wollte!“ brummte der Beamte ungeduldig.

„Er wird Wind haben und hübsch fern bleiben.“

Die Beharrlichkeit des Kommissärs wurde noch auf eine harte Probe gesetzt; denn es verrann Stunde auf Stunde, ohne daß der Schlosser erschien, und ohne daß die Nachricht von der Verhaftung desselben eintraf. Paul, den es nicht lange an ein und derselben Stelle hielt, hatte sich längst wieder entfernt. Der Abend begann zu dämmern, und dem Kommissär wurde es immer schwerer, die Thür des Putzladens zu überwachen. Endlich wurde leise an das Fenster gepocht, an welchem der Beamte saß.

Er hatte ein Verständniß für dieses Zeichen; denn er erhob sich und verließ mit hastigen Schritten das Kaffeehaus, ohne zu bemerken, daß die Gäste ihm mit sichtbarem Erstaunen nachblickten.

Fünftes Kapitel.

Heinrich hatte den Tag über noch einmal versucht, Arbeit zu erhalten; er war bei verschiedenen Schlossern gewesen und von Allen unter nichtigen Vorwänden zurückgewiesen worden. Der Eine bedurfte keines Gesellen, der Andere hatte keine Arbeit für ihn, und wieder Andere waren sogar so hart, ihm in's Gesicht zu sagen, daß sie mit einem Diebe Nichts zu thun haben wollten.

Diese Erfahrungen mußten Heinrich's Erbitterung steigern, und sie raubten ihm seine letzten Hoffnungen.

Mit dem Bewußtsein des ehrlichen Mannes, mit dem Gefühle körperlicher Kraft und erprobter, professioneller Geschicklichkeit, mit dem Bedürfniß, redlich thätig zu sein, — abgewiesen zu werden vor allen Thüren wie ein Aussätziger, beschimpft zu werden wie ein rechtloser Paria! Dazu die Last des unverdienten Makels, die Trostlosigkeit der Zukunft — der junge Mann empfand das bitterste Elend. Magdalene war der einzige Stern, der in die Nacht des erdrückenden Leidens blickte; aber mußte er nicht selbst den Stern auslöschen, sich von Magdalene trennen, da er von den Almosen eines armen Mädchens nicht leben durfte? Er war der Verzweiflung nahe. Es trieb ihn wieder in's Wirthshaus, und die zum Haß gegen die Mitmenschen aufgeschürten Leidenschaften, deren Gluthen wild in ihm loderten, verleiteten ihn, mehr zu trinken, als ihm gut war. Er wußte, daß seine Mutter am Abende mit ihm zusammentreffen wollte; aber was lag ihm nunmehr daran? Stand nicht der eigene Vater an der Spitze derjenigen, die sich von ihm abwendeten? und war es nicht die Mutter, die dem Vater durch stillschweigende Ergebung thatsächlich zustimmte?

Er ging am Abend mechanisch der Wohnung seiner Braut zu; er fühlte wohl, daß er zuviel getrunken hatte, aber er machte sich keinen Vorwurf darüber: es war ja nicht seine Schuld, sondern die Schuld derjenigen, die ihn der Verzweiflung in die Arme gehetzt hatten. Mit einem trotzigen Zug um die Lippen trat er in das Zimmer Magdalenen's, deren Vorwürfe er erwartete.

„Heinrich!" rief Frau Ferno bestürzt, als sie ihn erblickte. „Du hast getrunken!"

„Heinrich!" wiederholte Magdalene in vorwurfsvollem Tone. „Wie konntest Du Dich so sehr vergessen?"

„Sie haben mich behandelt wie einen Hund," erwiderte der junge Mann heiser; „sie haben mich hinausgeworfen, wenn ich um Arbeit bat; sie haben mich ausgelacht, wenn ich ihnen betheuerte, ich sei kein Dieb."

„Du hättest nicht in's Wirthshaus gehen sollen," entgegnete Magdalene.

„Aber mich trieb es dorthin, um zu vergessen und mich zu betäuben, und ich werde es stets wieder aufsuchen, so oft mich die Verzweiflung zu überwältigen droht."

„Dann ist er verloren für uns Alle," jammerte Magdalene mit zitternder Stimme.

„Heinrich, wußtest Du nicht, daß ich kommen wollte?" fragte die alte Frau, deren Blick mit tiefer Betrübniß auf dem Sohn ruhte; „wie konntest Du mir diesen Schmerz bereiten?"

„Sag's meinem Vater!" rief Heinrich trotzig, „daß er sich seines Scharfblicks rühme; füge hinzu, daß, nachdem er mir sein Haus verboten habe, — das Wirthshaus meine Heimath geworden sei."

„Heinrich, Heinrich!" schrie das Mädchen, auf ihn zueilend; aber er stieß auch sie zurück.

„Arbeit hab' ich nicht, und müßig kann ich unmöglich herumgehen," fuhr er fort. „Was bleibt mir da weiter übrig, als daß ich mir im Wirthshaus die Langeweile vertreibe? Sie wollen's ja Alle, daß ich ein Lump werden soll, selbst mein Vater zwingt mich dazu, und ein Vagabundenleben soll seine lustigen Seiten haben."

„Heinrich, ich kenne Dich nicht mehr," klagte Frau Ferno.

„So habe ich Dich noch nie gesehen und wenn Du so fortfährst, dann werden Alle darin einig werden, Du seiest gerecht verurtheilt worden," fügte Magdalene hinzu.

„Bah, es zweifelt ja jetzt schon kein Mensch daran!" lachte der junge Mann, und das klang so unheimlich und gezwungen. „Die freie Luft wirkt berauschend auf den Züchtling, und das Gift der Verachtung, das man ihm entgegensetzt, macht ihn wild. Ah! für die verworfene Brut meines Gleichen ist es eine Wohlthat, hinter der schwedischen Gardine zu sitzen."

„Heinrich, das ist zu viel!" rief Magdalene ihm entrüstet in's Wort, „das kann ich nicht ertragen. Sieh', hier ist Deine alte Mutter; willst Du auch ihr Herz Dir entfremden?"

„Unsinn, das Herz liebt mich nicht mehr, seitdem es an mir zweifelte."

„Es hat nicht aufgehört, Dich zu lieben," entgegnete die alte Frau schluchzend, „es hat sich in tausendfacher Qual gewunden, dennoch hat es festgehalten an Dir, und ich bin hergekommen, um Dir das zu sagen!"

„Wirklich?" spottete Heinrich. „Nimm Dich in Acht, daß der Vater es nicht erfährt; er könnte Dir vorwerfen, Du habest mich zu dem Verbrechen verführt."

„Heinrich, bist Du wahnsinnig?" rief das Mädchen.

„Wahnsinnig? Ich könnte es werden, wenn ich über die Worte nachdenke, die mir mein eigener Vater entgegenschleuderte; deshalb ist es besser, ich suche mich zu betäuben."

Das letzte Wort war seinen Lippen kaum entflohen, als die Thür mit

hastigem Ungestüm geöffnet wurde, und im nächsten Augenblick fühlte Heinrich sich von kräftigen Armen umschlungen.

„Da haben wir ihn!“ sagte eine strenge Stimme, und eine andere Stimme fügte hinzu: „Im Namen des Gesetzes verhafte ich Euch, Heinrich Ferno!“

Die Frauen schrieen laut auf; starr vor Bestürzung, keines Wortes mächtig, blickte Heinrich den Polizeikommissär an.

„Ihr seid verdächtig, die Wittwe Sachs ermordet und beraubt zu haben!“ sagte der Kommissär, während die Beamten den jungen Mann, der keinen Widerstand leistete, fesselten.

„Ermordet und beraubt,“ wiederholte Heinrich, dann lachte er laut auf. „Nur zu!“ rief er. „Die Ehre habt Ihr mir ja schon längst gestohlen; was liegt an einem Verbrechen mehr oder weniger.“

„Herr Kommissär, das muß ein Irrthum sein,“ sprach Magdalene, zitternd vor Erregung. „Dieses Verbrechen hat mein Bräutigam nicht begangen.“

„Weshalb vertheidigen Sie ihn?“ fragte der Kommissär barsch. „Die Haussuchung wird ergeben, ob Sie seine Mitschuldige sind oder nicht.“

„Ich?“ — fuhr das Mädchen auf. „Sie wollen hier Haussuchung halten? — Sie haben kein Recht dazu —“

„Ihr Protest wird mich nicht hindern, meine Pflicht zu erfüllen.“

„Es fehlte wirklich noch, daß man auch Dich verhaftet!“ sagte Heinrich, knirschend vor Wuth, „aber wer einen Verbrecher liebt, der muß ja selbst ein Verbrecher sein! Und wer einmal im Gefängnisse gesessen hat, dem darf man alle Schandthaten aufbürden.“

„Schweigt!“ befahl der Kommissär, „und laßt das Komödiespielen; es wird Euch diesmal so wenig als früher nützen.“

„Ich weiß wohl, daß es mir nichts helfen wird,“ spottete der junge Mann; „durchsucht nur erst meine Taschen, vielleicht findet Ihr die Waffe, mit der die That begangen wurde, wie damals die Uhr, die gestohlen war.“

Die alte Frau hatte sich mit schwankenden Schritten ihrem Sohne genähert; sie stand vor ihm und sah ihn mit unsäglicher Trauer an.

„Heinrich, hast Du es gethan?“ fragte sie mit mühsam erzwungener Ruhe. „Sag Deiner Mutter die Wahrheit.“

„Mutter! — Du kannst noch fragen?“ erwiderte Heinrich, unfähig, seiner Erbitterung und seiner Wuth zu gebieten. „Und wenn ich Dir sagte, es seien Lügen, und meine Seele habe nie an ein solches Verbrechen gedacht, würdest Du meinen Worten glauben?“

„Ja, Heinrich!“

„Nun, so glaube daran, so lange Du es vermagst; denn ich weiß, wie es kommen wird. Sie werden Beweise gegen mich suchen und finden, und der Anklageakt wird wieder ein Meisterstück falscher Vermuthungen und Schlußfolgerungen sein. Hoho, das Urtheil wird gesprochen, und

die Gefängnißthore schließen sich hinter mir — bah, es ist ja im Gefängniß besser als auf der Straße."

Der Kommissär warf einen triumphirenden Blick auf den Gefangenen, wie wenn er sagen wollte, das sei ja schon ein Geständniß; dann befahl er dem Mädchen, ihm alle Schränke und Schubladen in ihrer Wohnung zu öffnen.

Zornesgluth übergoß die Wangen Magdalenen's; sie protestirte noch immer energisch gegen die Haussuchung, aber der Gewalt mußte sie sich fügen.

Frau Ferno blieb bei dem Gefangenen, den zwei Sergeanten bewachten.

„Du hegtest Haß gegen Madame Sachs," sagte sie mit bebender Stimme; „vielleicht hat dieser Haß Dich hingerissen —"

„Ich kann Dir nicht mehr erzählen, als ich Dir schon berichtet habe," fiel Heinrich ihr in's Wort.

„Und der Herr im Himmel könnte zugeben, daß einem seiner Kinder so viel menschliches Unrecht geschähe? — — —"

„Nun laß es genug sein mit den Worten," rief Heinrich rauh; „sprich mir nicht von der Vorsehung Gottes; ich habe ihr vertraut bis zu meiner Verurtheilung; — der Glaube ist mir verloren gegangen!"

Der Kommissär kehrte zurück; seine verlegene Miene ließ erkennen, daß er nicht gefunden hatte, was er gesucht.

„Vorwärts!" befahl er. „Ich erwarte, daß Ihr keinen Widerstand leisten und daß Ihr auf einen Fluchtversuch verzichten werdet, Ferno!"

„Es war unnöthig, mir das zu sagen, nachdem man mich gefesselt hat," erwiderte Heinrich bitter. „Euch wäre es vielleicht erwünscht, wenn ich einen Fluchtversuch machte, man könnte ihn in der Beweiskette gegen mich gebrauchen."

„Und hast Du kein Wort für mich, Heinrich?" rief Magdalene, als der junge Mann ihr den Rücken wandte.

„Fluche dem Mann, der Dein Dasein vergiftete; — hülle sein Andenken in die dunkelste Nacht des Vergessens; — denn der Stab wird über ihm gebrochen werden, und wir sehen uns niemals wieder," sprach Heinrich dumpf von der Schwelle in's Zimmer zurück.

Magdalene, jeder Bewegung unfähig, blickte starr auf die Thür, hinter der ihr Verlobter verschwunden war; — sie hörte die Schritte draußen verhallen, die Hausthür wurde in's Schloß geworfen, dann war es wieder still. Die beiden Frauen sanken, laut weinend, einander in die Arme.

„Gott züchtigt diejenigen, die er liebt," mahnte Magdalene sanft. „Richten Sie in dieser neuen Heimsuchung das Vertrauen empor, daß die Unschuld Ihres Sohnes um so schneller und um so unantastbarer an den Tag trete."

„Sie bauen so fest auf Heinrich," erwiderte die alte Frau unter Thränen; „aber er ist so leidenschaftlich, und er machte kein Geheimniß aus seinem Haß gegen Frau Sachs."

„Frau, der Kommissär erklärte, an der Wittwe sei ein Raubmord verübt worden, und hätte die Leidenschaftlichkeit Heinrich's ihn bis zur Erniedrigung eines blutigen Verbrechens hingerissen, er würde blos bis zum Rächer, nicht bis zum Räuber herabgesunken sein."

Die Mutter hatte sich so weit erholt, daß sie sich von ihrem Sessel erheben und aufrecht erhalten konnte; sie nahm ihr Tuch und hing es mit zitternden Händen über die Schultern; auch Magdalene legte Hut und Mantel an. „Ich werde Sie begleiten," sagte sie.

Frau Ferno nickte ihr zu; sie stützte ihre Hand auf den Arm des Mädchens, und die Beiden schritten schweigend hinaus.

„Es wird seinem Vater vollends das Herz brechen," nahm die alte Frau nach einer langen Pause das Wort; „diese Schande überlebt er nicht."

„Wenn er gerecht sein will, muß er sich den Vorwurf machen, daß ein Theil des Elends auf ihn selbst zurückfällt," erwiderte Magdalene.

„Der Mann urtheilt anders als wir schwache Frauen unter der Einwirkung des erbarmenden Herzens."

„Diese Entschuldigung lasse ich nicht gelten," fiel Magdalene ihr rasch in's Wort; die unglückliche Mutter bat jedoch, ihr wenigstens nicht die Achtung und Liebe für den Gatten zu rauben und Magdalene schwieg.

Sie hatten das Haus des Tischlermeisters erreicht; die alte Frau hielt die Hand des Mädchens in der ihrigen.

„Gehen Sie jetzt nicht mit hinein," bat sie; „lassen Sie den Sturm austoben; es ist besser für uns Alle."

„Aber ich muß meinen Bräutigam vor seinem Vater in Schutz nehmen und ihn vertheidigen; mein Herz gebietet es mir."

„Sie werden Nichts dadurch erreichen."

„So erfülle ich doch wenigstens meine Pflicht."

„Gut, versuchen Sie es; aber nicht heute!"

„Ich will Ihren Rath befolgen und bis morgen warten, gute Nacht, verzagen Sie nicht, Frau Ferno; es wird, es muß noch Alles gut werden."

„Wenn ich doch Ihren Muth besäße!" seufzte die alte Frau.

Magdalene drückte noch einmal der unglücklichen Frau die Hand, dann trat sie mit einer gewissen Beruhigung den Heimweg an; sie wußte selbst nicht, was sie so muthig gemacht, es war ihr, als ob eine innere Stimme ihr befehle, für ihn in die Schranken zu treten und den Kampf mit Allen aufzunehmen, die den Stab über ihn brachen. Sie fühlte sich stolz, ja begeistert, für Denjenigen zu kämpfen, mit Demjenigen zu leiden oder unterzugehen, den alle Welt von sich gestoßen hatte. Ihr Blick verlor sich nicht mehr in Nebenerscheinungen, sondern traf direkt und klar das Ziel. Heinrich's Verhaftung überraschte sie jetzt nicht mehr; auf ihn mußte ja der erste Verdacht fallen. Am Tage vor der Mordthat war er noch in dem Hause gewesen, er hatte der Dame gedroht, und von ihm, dem verurtheilten Verbrecher durfte man's voraussetzen, daß er den Drohungen die That folgen lassen könne. Die Haftnahme hatte nur die bedauer-

liche Folge, daß man jetzt dem wirklichen Thäter nicht mehr nachforschte, und daß der Letztere vielleicht die Zeit benutzte, sich durch die Flucht der Entdeckung zu entziehen.

Magdalene war soeben in die Straße eingebogen, in der sie wohnte, als ein Herr sie anredete, und da das Licht einer Gaslaterne voll auf ihn fiel, so konnte sie erkennen, daß er noch jung und sehr elegant gekleidet war.

„Verzeihen Sie, daß ich hier auf der Straße mich Ihnen vorstelle," sagte er in artigem Tone; „ich bin der Neffe und einzige Verwandte der Madame Sachs."

Magdalene erschrak unwillkürlich, aber im nächsten Augenblicke durchzuckte sie der Gedanke, daß sie an diesem Herrn einen Verbündeten gewinnen könne; es mußte ja auch in seinem Interesse liegen, daß der wahre Thäter entdeckt wurde.

„Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir einige Augenblicke Gehör schenken wollten," fuhr der junge Herr fort; „ein Mann, der Ihnen nahe steht, ist dringend verdächtig, die entsetzliche That begangen zu haben, und doch erscheint mir so manches unklar, was mich seine Schuld bezweifeln läßt."

Magdalene hatte die Hausthür geöffnet.

„Darf ich bitten, einzutreten?" sagte sie, und das Herz klopfte ihr in froher Erwartung höher.

„Ich danke Ihnen für die Ehre —"

„Bitte, hier auf offener Straße können wir nicht wohl über die Angelegenheit reden; erlauben Sie, daß ich vorausgehe und Ihnen den Weg zeige?"

Der junge Herr folgte dem Mädchen und stand bald darauf ihr in dem Wohnzimmer gegenüber.

Magdalene zündete die Lampe an und lud ihn durch eine Handbewegung ein, Platz zu nehmen, sein Blick ruhte fast unverwandt auf ihrem feinen Antlitz und den schönen Formen ihres Körpers, es lag in seinen Augen etwas, was sie vor ihm hätte warnen müssen, aber sie sah es nicht; ihre Seele war einzig mit Heinrich's Schicksal beschäftigt.

„Sie wollen einen Unschuldigen retten?" fragte sie.

„Das behaupte ich nicht," erwiderte Paul, leicht das Haupt wiegend; „ich wiederhole nur, es ist mir noch Manches unklar. Deshalb drängte es mich, Ihnen meine Theilnahme auszusprechen, und Ihnen überdies zu versichern, daß ich mich bis zu einem Verdacht Ihrer Mitschuld nicht verirren könne."

Ueber das Gesicht Magdalenen's glitt ein dunkler Schatten.

„Ich danke Ihnen für die Theilnahme," antwortete sie; „aber ich begreife nicht, daß auf mich ein Verdacht fallen kann."

„Sie haben gestern Ihren Verlobten begleitet, als er meiner Tante mit seiner Rache drohte!"

„Ich that es in der Absicht, ein gutes Wort für ihn einzulegen, er

wollte ihr nicht drohen, er verlangte nur, daß sie ihn in seinen Nachforschungen nach dem wirklichen Diebe unterstützen solle und das durfte er fordern — "

„Wenn er schuldlos gewesen, allerdings."

„Er war nie ein Dieb, mein Herr!"

„Verzeihen Sie, wenn ich eine andere Ansicht hege," erwiderte der junge Herr, der während des Zwiegesprächs mit forschenden Blicken die Einrichtung des Zimmers musterte. „Die Beweise gegen ihn erscheinen überzeugend genug; ein hartnäckiges Leugnen, ein beharrliches Betheuern der Schuldlosigkeit ersetzt keinen Beweis."

„Und dennoch ist er blos ein Opfer gesetzlichen Irrthums."

Der Blick des jungen Mannes heftete sich mit einem seltsamen Gemisch von Entzücken und sinnlichem Verlangen auf das leicht geröthete Antlitz des Mädchens; die Erregung erhöhte ihre Schönheit.

„Sonderbar, daß Sie diesen Mann noch immer lieben!" nahm er wieder das Wort. „Er betrügt Sie um das Glück Ihres Lebens, er vereitelt Ihre berechtigtsten und süßesten Hoffnungen, er greift mit zerstörender Hand in Ihren Lebensfrühling hinein und vernichtet alle Blüthen, und Sie halten noch immer fest an ihm?"

In den Augen Magdalenen's leuchtete es auf. „Er besitzt Niemanden auf Erden mehr als mich!" versetzte sie.

„Seine Eltern leben ja noch."

„Sie haben ihn verstoßen."

„Muß Ihnen das nicht beweisen, daß er schuldig ist?" sagte Paul; „wenn das Herz des Vaters oder der Mutter — "

„Sein Vater ist ein harter, strenger Mann," fiel Magdalene ihm in's Wort, „sein Wille ist unbeugsam. Selbst die Verzweiflung eines an Liebe reichen Mutterherzens kann diesen tyrannischen Willen nicht erweichen, und die Frau unterwirft sich dem Befehle des Gatten. Deshalb gehöre ich dem unglücklichen Sohne allein, und mir legt das Schicksal es auf, ihn nicht untergehen zu lassen."

„Und wie dankt er Ihnen dafür? — Er beging ein zweites Verbrechen, größer als das erste — "

„Sie erwähnten aber vorhin, Sie selbst zweifelten an seiner Schuld!"

„Sie haben mich mißverstanden. Vorläufig zeugt Alles gegen ihn," antwortete Paul. „Es steht fest, daß er meiner Tante gedroht hatte —"

„Zwischen einer in der Aufregung ausgestoßenen Drohung und der wirklichen That dehnt sich eine unüberbrückbare Kluft; er hat übrigens der Dame nur gesagt, sie werde ihm einst Genugthuung geben müssen."

„Meine Tante hat mir über die Unterredung genau Bericht erstattet, und danach scheint mir, daß Ihr Gedächtniß, mein Fräulein, Sie vielleicht im Stich gelassen hat. Nebenbei darf ich bemerken, daß meine Tante ihren Feinden stets gern verzieh und dem Berichte gewiß kein Wörtchen hinzugethan hat, was sie nicht glaubte, verantworten zu können."

Paul hatte sich bemüht, die Unterhaltung in der sanftesten Sprache zu führen, während er mit glühendem, leidenschaftlichem Blicke jede Bewegung des schönen Mädchens beobachtete. Magdalene schüttelte auf die letzten Worte des Gastes den Kopf und athmete tief auf. „Man redet von einem Raubmord," versetzte sie; „war die geraubte Summe groß?"

„Gewiß! sehr bedeutend!"

„Dann liegt es doch auch in Ihrem Interesse, den wirklichen Thäter zu entdecken."

„Ich wollte das Geld gerne opfern, wenn —"

„Und Sie halten sich für überzeugt, daß der Mörder und der Räuber eine und dieselbe Person ist?"

„Natürlich!"

„Man hat aber bei Heinrich keine Spur von dem Gelde gefunden —"

„O, er hatte Zeit genug, es zu verstecken!"

„Dieselbe Vermuthung, die sich nicht bewährt hat, erfand man damals ebenfalls; warum darf das Gesetz, wenn seinem Blick das Bereich der Thatsachen verschlossen ist, sich auf derartige Schlußfolgerungen stützen! Mein Herr, wir Beide haben ein Interesse, den Schleier des Verbrechens zu enthüllen; wollen Sie mir in meinen Bemühungen beistehen?"

Ein eigenthümliches Lächeln umzuckte die Lippen des jungen Herrn, er legte seine Hand auf ihren Arm und blickte ihr voll in die herrlichen Augen. „Mein Fräulein," hob er an, „ein Zug des Mitleidens für fremdes, unverdientes Unglück führte mich zu Ihnen. Die Hochherzigkeit Ihres Benehmens berührte mich sympathisch, aber lernen Sie, nicht allein hochherzig, sondern auch stark bei den empfindlichsten Enttäuschungen zu sein. Leider ist, soweit ich die mit der Untersuchung des Mordes vertrauten Beamten gehört habe, die Schuld des Schlossers Ferno so gut wie erwiesen. Die Todesstrafe, im günstigsten Falle eine Begnadigung zu lebenslänglichem Zuchthaus, wird dem Raubmörder zu Theil. Zerreißen Sie, ich beschwöre Sie, die Bande, die Sie an jenen Unwürdigen knüpfen; eine Magdalene Baldauf darf einen Schaffothelden nicht lieben, ohne sich selbst zu erniedrigen. Denken Sie an Ihre Zukunft, und schenken Sie der Warnungsstimme eines neuen Freundes Gehör, der es nicht als seine letzte Pflicht erachten würde, Ihnen sorgenfreie Tage zu verschaffen, weil Ihr schönes Herz diese Fürsorge verdient."

Magdalene sah ihn erstaunt an, ihr Blick verrieth ihm, daß er zu weit gegangen war, und er mußte einlenken, um nicht ihren Verdacht zu erregen.

„Ich sage Ihnen das in Ihrem Interesse," nahm er wieder das Wort, „nur mit tiefem Bedauern könnte ich eine so schöne Blume, wie Sie, welken sehen; folgen Sie meinem Rath, — sagen Sie sich los von dem Elenden, dem Sie nutzlos Ihre ganze Zukunft opfern wollen; Sie haben ein blühendes Geschäft, nicht wahr?" —

„Ich bin zufrieden."

„Aber Sie könnten es ausdehnen, wenn Sie Fonds besäßen."

„Gewiß."

„Nun, um die Ehrlichkeit meiner Worte durch die That zu bestätigen, will ich Ihnen das Kapital, welches Sie zur Erweiterung Ihres Geschäftes bedürfen, vorstrecken," versetzte der junge Mann in gewinnendem Tone; „ich empfehle Sie allen Damen meiner Bekanntschaft, und es kann Ihnen nicht fehlen, daß Sie binnen weniger Jahre das erste Putzgeschäft in dieser Stadt besitzen werden. Nehmen Sie an, wenn es auch vorläufig nur zur Nährung Ihrer Illusionen wäre, dem verhafteten Schlosser zu dienen und ihn retten zu können."

Magdalene war verwirrt, der Vorschlag mußte sie überraschen.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Güte und Ihr Vertrauen," erwiderte sie; „aber mir deucht, daß ich Ihr freundschaftliches Anerbieten zurückweisen muß."

„Weshalb zögern Sie mit Ihrer Einwilligung —"

„Ich bin Ihnen eine Fremde."

„Was thut das? Ich versichere Ihnen ja, daß ich herzlichen Antheil nehme an dem Unglück, welches Sie betroffen hat —"

„Aber dieses Anerbieten —"

„Ist nicht so uneigennützig, wie Sie glauben; durch den Tod meiner Tante bin ich in den Besitz von Kapitalien gekommen, die ich nutzbar machen muß und wenn ich Ihnen ein Kapital zum Zinsfuß von vier Procent leihe, so ist mir dasselbe sicher, — oder befürchten Sie das Gegentheil?"

„Ein Geschäft, wie das meinige ist leicht Schwankungen unterworfen."

„Das ist eine Besorgniß, welche ich nicht theile! Meine Empfehlungen werden ja Ihren Fleiß unterstützen."

„Und Sie knüpfen keine Bedingungen an die Annahme dieses Anerbietens?" fragte sie mit einem forschenden Blick auf das verlebte Gesicht des eleganten Herrn.

„Nur eine einzige, und auch diese lediglich in Ihrem Interesse: Sie müssen die Verlobung mit dem Verbrecher aufheben! Sie werden ja selbst einsehen, daß die vornehmen Damen —"

„Mein Herr, diese Bedingung kann ich nicht erfüllen," unterbrach das Mädchen ihn rasch; „die zwingenden Gründe glaube ich Ihnen schon genannt zu haben; es thut mir somit leid, den gütigen Vorschlag ablehnen zu müssen. Aber helfen Sie mir dagegen, den wirklichen Verbrecher zu ermitteln."

„Herzlich gern; sobald Sie eine Fährte gefunden haben werden."

„Ein alleinstehendes Mädchen ohne alle Verbindungen!"

„Ach, Sie meinen, ich sollte mich damit befassen."

„Nein, auch das nicht."

„Aber wenn gar Nichts geschieht —"

„Sie müssen einen tüchtigen Polizeibeamten mit diesen Nachforschun-

gen betrauen, einen Beamten, der Zeit und Lust hat, sich dieser Angelegenheit ganz zu widmen. Wenn Sie solchem Manne eine hohe Belohnung zusichern, so wird er nicht rasten, bis er die Lösung des dunklen Räthsels gefunden hat; und was ist eine solche Belohnung im Vergleich zu der verlorenen Summe, die Sie dadurch zurückerhalten werden?"

„Ja, Sie haben Recht," entgegnete Paul, und es leuchtete in seinen Augen auf, als sei er auf einen glücklichen Gedanken geführt, „ja, das wäre ein geringes Opfer."

„Wollen Sie es bringen?"

„Mit Freuden, wenn Sie das beruhigt."

„Ich danke Ihnen," erwiderte das Mädchen, indem es ihm die Hand reichte, und seine Aufmerksamkeit verlor sich in dem Zauber der kindlich frommen Blicke Magdalenen's. „Ich danke Ihnen," wiederholte sie. „Bei Ihren Beziehungen zu der öffentlichen Welt wird es Ihnen leicht werden, einen intelligenten Beamten auszuwählen; senden Sie denselben alsdann zu mir, damit er auch meine Anschauungen über die Thatsache sammele."

„Natürlich," fiel Paul ihr in die Rede, während er die Hand des Mädchens noch festhielt. „Das ist ja die Hauptsache! Sie erkennen meine Willfährigkeit Ihren Wünschen gegenüber; doch verhehle ich Ihnen meine Befürchtung nicht, daß ich mir nämlich kein Resultat von diesem Schritt verspreche. Sie werden später jedenfalls auch erkennen, daß Zeit, Mühe und Geld nutzlos vergeudet werden, aber es erspart mir den möglichen Vorwurf der Parteilichkeit und Voreingenommenheit. Dann werden auch Sie ein unbefangenes Auge wieder finden und eine Verbindung abbrechen, die die Welt als Schmach verschreit. Ich vertraue darauf, und dieses Vertrauen gestattet mir, von der Erfüllung der Bedingung abzusehen, die ich an die Darleihung eines kleinen Kapitals vorhin knüpfte. Das Geld steht Ihnen zur Verfügung."

„Sie wollen es mir ohne die Bedingung leihen?"

„Ja."

„Erlauben Sie mir, daß ich mir Alles nochmals zuvor ernstlich überlege, jedenfalls erkläre ich Ihnen jetzt schon, daß, wenn ich von Ihrer Güte Gebrauch mache, dies mit dem Wunsche und der Aussicht zusammenfällt, dadurch meine Pflichten gegen meinen Verlobten umfassender erfüllen zu können."

„Und wenn nun Ihre Bestrebungen nichts erreichten als die Ueberzeugung von einer schrecklichen Schuld?"

„Dann freilich bleibt mir nichts mehr übrig, als ihn zu beklagen."

„Und dann geben Sie ihn auf?"

„Es würden uns die Mauern des Gefängnisses für immer von einander scheiden."

Der junge Herr nickte befriedigt; er nahm seinen Hut und verabschiedete sich.

„Wenn Sie es gestatten, komme ich morgen wieder, um Ihren Entschluß entgegen zu nehmen,“ sagte er an der Thürschwelle.

Er ging hinaus, ein triumphirender Zug umzuckte seine Lippen. „Wenn Du das Kapital nimmst, dann habe ich Dich, mein schönes Kind,“ murmelte er, während er die stillen, einsamen Straßen durchwanderte; „dann bist Du mir verfallen, wie sehr Du Dich auch sträuben magst.“ Er schien wohl zufrieden mit dem Ergebniß seines Besuches; diese Stimmung verhinderte ihn aber nicht, öfters scheu um sich zu blicken. Bald darauf trat er in eine Weinschänke, deren helle Fenster in die dunkle Straße leuchteten.

Sechstes Kapitel.

Magdalene hielt Wort; am Tage nach der Verhaftung Heinrich's ging sie in die Wohnung seiner Eltern, hier erprobte sie alle Mittel ihrer Beredsamkeit, um ihrer Ueberzeugung über Heinrich auch bei den alten Leuten Eingang zu verschaffen. Meister Ferno hörte sie kaum an; er war noch strenger und in seinem Urtheile über den Sohn, noch schroffer und bitterer geworden. Nicht einmal die Möglichkeit der Schuldlosigkeit ließ er gelten; bei ihm unterlag es keinem Zweifel, daß Heinrich aus Rache die alte Dame ermordet hatte.

Vergeblich nahm die Mutter ihr Kind in Schutz, umsonst appellirte Magdalene an das Herz des Vaters, sein Urtheil war gefällt, und er hielt mit eiserner Hartnäckigkeit an ihm fest.

Der Schritt war nutzlos gewesen, aber Magdalene bereute nicht, ihn gethan zu haben. Paul besuchte sie wieder, und sie bat um eine längere Bedenkzeit; er unterhielt sich lange mit ihr, doch gefiel er ihr heute weniger als am Tage vorher; sie empfand fast Abneigung gegen ihn, aber sie hütete sich, sie ihm zu zeigen; denn sie hoffte noch immer, daß ein Zusammengehen mit ihm die Unschuld Heinrich's zu Tage fördern werde.

Die Lage des Verhafteten hatte eine schwierige Wendung genommen, es schlang sich abermals, Dank dem Eifer des Untersuchungsrichters, eine Beweiskette um ihn, die ihm verderblich werden mußte. Schon im ersten Verhör wurden zahlreiche Momente, die gegen ihn zeugten, ermittelt. In erster Reihe waren es die Drohungen, die er gegen die Ermordete ausgestoßen hatte.

Heinrich leugnete nicht, daß er ihr gedroht hatte, aber nach seiner Aussage waren es im Ganzen ziemlich harmlose Ausbrüche gekränkten Gefühls gewesen; er hatte die alte Dame ja lediglich an die schwere Verantwortlichkeit erinnert, die sie einem Unschuldigen gegenüber auf sich lade, und er hatte ausgerufen, Rechenschaft von ihr fordern zu wollen, wenn seine Unschuld ermittelt sei. An Rache wollte er nicht gedacht haben.

Der Untersuchungsrichter hatte erwartet, daß der Gefangene leugnen werde; es befremdete ihn sogar, daß Heinrich die Drohungen selbst zugab, aber dies Eingeständniß erschütterte die vorgefaßten Combinationen

nicht. Es schien so klar auf der Hand zu liegen, daß Heinrich's Besuch bei Frau Sachs nur den Zweck gehabt, sich mit den Einrichtungen des Hauses vertraut zu machen und von dem an der Kette des Hauses befestigten Schlüssel einen Wachsabdruck zu nehmen. Darauf hätte er einen alten Schlüssel nach diesem Abdruck angefertigt, was ihm bei seiner Fertigkeit und Geschicklichkeit in solchen Dingen keinesfalls sehr schwer gefallen. In der nächsten Nacht sei er in das Haus eingedrungen, er habe die Schlafzimmer offen und die Dame im Schlafe gefunden, und mit einem raschen Stoß sei der Mord vollzogen gewesen. Die Rache und nicht der Raub habe das Motiv des Mordes gebildet und, um dem Verbrechen den Anschein eines Raubmordes zu geben und dadurch den Verdacht von sich abzulenken, habe er die Kassette geleert, und wenn man bei der Haussuchung in seiner Dachstube keine Spur von dem Gelde entdeckt habe, so müsse man nur daraus schließen, daß dasselbe in einem sicheren Verstecke liege.

Heinrich protestirte energisch gegen diese Vermuthungen, aber konnte nicht beweisen, daß sie unbegründet waren, und vor Allem vermochte er sein Alibi nicht festzustellen. Wo war er in der Mordnacht gewesen? Er behauptete, sich bis elf Uhr in einem Wirthshause aufgehalten zu haben und dann heimgegangen zu sein, und am andern Morgen habe er schon früh seine Wohnung verlassen, um Arbeit zu suchen.

Die erstere Behauptung ließ sich durch Zeugen als wahr begründen, aber diese Zeugen sagten auch aus, der Verdächtigte habe sich sehr auffallend benommen und mehrmals Drohungen gegen Personen ausgestoßen. Ueberdies hatte in dem Hause, wo Heinrich die Dachkammer gemiethet, Niemand seine Rückkehr beobachtet, Niemand während der Nacht ein Geräusch in dem Zimmer desselben vernommen; Niemand hatte ihn hinausgehen sehen.

Nicht minder schwierig gestaltete es sich für Heinrich, über seinen Verbleib während des Tages nach der blutigen Nacht genaue Rechenschaft zu ertheilen. Es war allerdings richtig, daß er bei einigen Schlossermeistern Arbeit gesucht hatte, aber diese Meister erklärten übereinstimmend, sein trotziges, stolzes Auftreten habe sie nicht überzeugen können, daß es ihm mit dem Wunsche, Arbeit zu erhalten, Ernst gewesen sei. Die übrige Zeit hatte er in den Kneipen der untersten Klasse verbracht, und bei seiner Verhaftung am Abend war er betrunken gewesen.

Sein beharrliches Ablehnen jeder Schuld wurde seiner Verstocktheit zur Last gelegt, und die trotzigen Antworten, zu denen er sich nicht selten hinreißen ließ, verstärkten nur das Vorurtheil gegen ihn. Die mit der Untersuchung betrauten Beamten waren denn auch bereits nach den ersten Verhören darin einig, in Heinrich einen hartgesottenen Verbrecher und den Mörder der Wittwe Sachs zu sehen.

Magdalene wurde von Paul, an dem sie eine stets wachsende, fast wilde Heiterkeit wahrzunehmen glaubte, täglich über den ungünstigen Verlauf des Inquisitoriums unterrichtet, sie verlor aber trotz alle dem

ihre Hoffnungen nicht; sie meinte, es müsse noch im letzten Augenblick ein Wunder geschehen und die Unschuld Heinrich's an den Tag bringen.

So waren mehrere Tage verstrichen, als ein Mann eines Abends in ihre Wohnstube trat, bei dessen Anblick sie unwillkürlich erschrak. Sein rothes, gedunsenes Gesicht ließ erkennen, daß er dem Trunk ergeben war, und in seiner unsauberen Kleidung glich er mehr einem Vagabunden, als einem anständigen Menschen. Sein scheues, mißtrauisches Benehmen konnte den unangenehmen Eindruck seiner äußeren Erscheinung nur erhöhen.

„Fräulein Baldauf?“ fragte er mit gedämpfter Stimme.

Magdalene sprang von ihrem Sitz auf; denn sie konnte ihrer Angst nicht mehr gebieten.

„Was wollen Sie hier?“ erwiderte sie.

„Großer Gott, sehe ich so schrecklich aus, daß Sie sich vor mir fürchten?“ spottete der Fremde.

„Ich kenne Sie nicht.“

„Aber Sie kennen einen Andern, von dem ich komme.“

„Wer sendet Sie?“

„Sind wir ganz allein?“

„Ja.“

„Ich bin Schließer im Gefängniß.“

Das Mädchen athmete auf; es war ihr, als sei eine schwere Last von ihrer Seele genommen, und hastig forschte sie: „Hat er Sie geschickt?“

„Wen meinen Sie?“ scherzte der Schließer.

„Heinrich Ferno.“

„Ja, der Raubmörder, aber bevor ich seinen Auftrag ausrichte, müssen Sie mir Schweigen geloben.“

„Ich verspreche es Ihnen.“

„Und ich hoffe, Sie werden mir auch den Gang vergüten.“

„Herzlich gern, aber nun sprechen Sie.“

„Sehen Sie, heute Morgen war der Gefangene wieder im Verhör, und als er zurückkehrte, schien er furchtbar aufgeregt. Es besteht ein strenges Verbot für uns, mit den Gefangenen zu sprechen; aber ich habe mit einem armen Teufel immer Mitleid, und es ärgert mich auch, daß man mir den Posten gekündigt hat. Du lieber Gott, es ist ein saures Brod, und wenn man sich von der sauren Arbeit erholen will, sollten die Herren Vorgesetzten füglich nicht die Gläschen zählen, mit denen man die Mühsal des Amtes hinunterspült.“

Magdalene nickte ungeduldig.

„Na, es freut mich, daß Sie das einsehen; andere tugendhafte Leute wollen es nicht anerkennen; es lag kein Grund vor, mir zu kündigen, aber —“

„Ich bitte Sie, kommen Sie zur Sache.“

„Ja so, also geben Sie Acht. Als ich den Gefangenen in seine Zelle gebracht hatte, fragte er mich, ob ich ihm einen großen Gefallen erzeigen

wolle, einen Gefallen, von dem seine Ehre, seine Freiheit und sein Leben abhingen. Geld hatte er nicht; aber er versprach mir, später sich erkenntlich zu zeigen, und versicherte übrigens, daß man mich auch schon jetzt für meine Mühe belohnen würde; dann bat er mich um ein Stück Papier und einen Bleistift, und als er Beides hatte, schrieb er rasch einige Zeilen."

„Die Sie mir bringen sollten?" fragte das Mädchen erregt.

„Ja, Fräulein."

„Geschwind, geben Sie!"

„Sie wissen doch, daß es streng untersagt ist, Briefe Gefangener zu befördern, ohne daß der Direktor sie gelesen hat."

„Hat er auch diese Zeilen gelesen?"

„Nein, Fräulein, eben deshalb —"

„Ich verstehe," fuhr Magdalene ihm in's Wort, während sie rasch einige Geldstücke aus der Tasche holte, die sie dem Schließer überreichte. „Ich werde Sie nicht verrathen, darauf können Sie sich verlassen."

Sie öffnete mit zitternden Händen das Billet und las:

„Heute Morgen habe ich im Verhör den fremden Herrn gesehen, der damals mir die Uhr in die Tasche steckte; er ist der Neffe der Madame Sachs, aber nimm Dich sehr in Acht, Niemand darf es erfahren, denn wenn es ihm verrathen würde, daß ich ihn erkannt habe, würde er uns entgegenarbeiten. Sprich mit einem Advokaten darüber, ich weiß nicht, was Du thun sollst; Du wirst Dich selbst am besten berathen."

Das Blut stockte in den Adern des Mädchens; sie blickte eine Weile starr auf das beschmutzte Papier.

War es denn wirklich Wahrheit und kein Traum? Sie konnte es nicht fassen, sie vermochte nicht zu glauben, daß jener Fremde und Paul Sachs eine und dieselbe Person sein sollten.

„Nun?" fragte der Schließer, „ist die Nachricht etwas werth?"

Magdalene schrak aus ihrem Nachsinnen auf, der Bann war gelöst, das Blut begann seinen Kreislauf wieder.

„Und trug er Ihnen mündlich Nichts weiter auf, als er Ihnen diesen Zettel anvertraute," erkundigte sie sich jetzt.

„Es sei eine wichtige Nachricht, behauptete er, die außer Ihnen Niemand erfahren dürfe."

„Sie kennen den Inhalt des Briefes?"

„Ich kümmere mich nicht um die Geheimnisse anderer Leute."

„Daran thun Sie wohl," bekräftigte das Mädchen, indem sie abermals in ihre Tasche griff. „Hier nehmen Sie noch einen Thaler; würden Sie dem Gefangenen eine Antwort bringen?"

„Eine schriftliche nicht, es ist zu gefährlich."

„Aber eine mündliche richten Sie wohl aus?"

„Warum nicht?"

„Dann sagen Sie dem Gefangenen, daß er sich auf mich verlassen

dürfe; ich würde das, was er mir mitgetheilt habe, zur Grundlage meiner Nachforschungen machen."

„Ist das Alles?" fragte der Schließer, als das Mädchen schwieg.

„Nein, theilen Sie ihm ferner mit, er möge ernstlich über seine Entdeckung nachdenken, und wenn er finde, daß er sich geirrt habe, dann soll er mir unverzüglich Mittheilung machen. Im Uebrigen möge er das Vertrauen auf Gott nicht verlieren."

„Sie meinen also, er sei unschuldig?"

„Ganz gewiß."

„Hm! hm! Einäugige und Blinde muß es in der Welt auch geben! Ja, ja, Fräulein, manchem Blinden wird der Staar gestochen. Alle, die in der Zelle sitzen, sind anfänglich unschuldig wie die Täubchen, namentlich die großen Verbrecher, aber die meisten werden im Gefängniß bald mürbe gemacht."

Magdalene schüttelte unwillig den Kopf. Der Schließer griff nach seiner Mütze, und das Mädchen empfand keine Neigung, den, zwar wichtigen, aber keineswegs anmuthenden Gast noch zurückzuhalten. „Ich hoffe, Sie noch einmal zu sehen," sagte sie.

„Später, wenn ich ausgetreten bin," entgegnete der Schließer, „von wegen Ferno's Versprechen. Sehen Sie, unter den Galgenkandidaten findet man so ehrliches Gesindel, daß ein gegebenes Versprechen so gut wie ein gerichtlicher Kontrakt ist. — Aber nochmals — keine Menschenseele darf ein Sterbenswörtchen von meinem Besuch bei Ihnen erfahren."

„Es liegt in meinem eigenen Interesse, zu schweigen."

„Das will ich meinen. Gute Nacht!"

Als sich Magdalene wieder allein befand, versank sie in neues Nachdenken; war es denn wirklich möglich, daß Paul Sachs damals den Diebstahl begangen hatte? Das Bild des eleganten Herrn stieg vor ihr auf, sie sah in seine welken Züge, in seine glühenden Augen, und das war ihr jetzt klar, daß eine stürmische Vergangenheit hinter diesem Manne liegen mußte und wenn er der Dieb gewesen, mußte er dann auch der Mörder sein?

Es schien fast undenkbar!

Das Mädchen wanderte in ihrem Zimmer auf und ab, um ihre Erregung zu bemeistern, sie zweifelte nicht, daß sich Heinrich beim Wiedererkennen des langgesuchten Fremden getäuscht haben könnte, da stiegen denn Voraussetzungen und Schlüsse in ihr auf, die haarscharf in das unverdiente, schmachvolle Schicksal ihres Verlobten paßten.

Magdalene blieb plötzlich stehen; ihr graute vor dem Bilde, welches an ihren geistigen Augen vorüberging, aber was konnte das Brüten über die wahrscheinliche Gliederung des Geschehenen nützen! Magdalene hatte mit der Gegenwart zu rechnen, und da galt es in erster Reihe, die Entdeckung, die Heinrich gemacht hatte, mit Umsicht weiter zu verfolgen, gleichviel, welches Resultat die Nachforschungen haben würden. Das Mädchen hielt es nach langem Erwägen der Verhältnisse für rathsam,

einstweilen Niemanden in's Vertrauen zu ziehen, sondern allein zu handeln und zu versuchen, den jungen Herrn durch List in die Falle zu locken. Sie wußte jetzt, weshalb er sich ihr genähert hatte; kam sie ihm scheinbar entgegen, so war es ihr leicht, seine Gunst und sein Vertrauen zu gewinnen, dann mußte ein unbewachter Augenblick benutzt werden, ihn zu entlarven. Aber litt ihr guter Ruf nicht darunter, wenn sie täglich die Besuche dieses Herrn empfing? Was lag ihr daran? Die späteren Ereignisse mußten dieses Wagniß rechtfertigen und entschuldigen. Sie fürchtete überdies, daß, wenn sie einen Advokaten oder Polizeibeamten über den Verdacht sprechen würde, man ihr erwidern dürfte, es sei eine Thorheit, solchen Voraussetzungen nachzugehen.

Bis zu diesem Punkte war ihr Ideengang gekommen, als Paul eintrat. Kein Zug in ihrem schönen Gesicht verrieth ihm, was vorgefallen war, sie empfing ihn vielmehr mit derselben freundlichen Höflichkeit, deren sie sich ihm gegenüber stets befleißigt hatte. Seine erste Frage war, ob sie sich jetzt entschlossen habe, das Kapital aus seinen Händen anzunehmen, und sie hielt es für rathsam, bei der Beantwortung dieser Frage seinem Wunsche entgegenzukommen. Mit seltener Selbstverleugnung, zu der nur der Gedanke an die mögliche Rettung des innig geliebten Verlobten die Kräfte verleihen konnte, begann Magdalene, eine anmuthige Schüchternheit vollendet zur Schau tragend: „Wenn ich mir auch bekennen muß, daß ich durch die Annahme des Kapitals in den Stand gesetzt werde, mein Geschäft zu vergrößern, so muß ich auf der andern Seite doch auch berücksichtigen, daß ich mir eine drückende Last aufbürde, die mir große Sorgen bereiten wird."

„Fürchten Sie das nicht," erwiderte der junge Herr, der es kaum noch für nöthig erachtete, seine leidenschaftlichen Empfindungen für Magdalene in die Form der Zurückhaltung zu kleiden. „Sie werden einen nachsichtigen Gläubiger erhalten, dem es Vergnügen macht, manche Zinsen nicht zu buchen, und der danach geizt, den einen oder andern Schuldschein zu vergessen."

„Ihre Güte muß mich überraschen!"

„Mein liebes Fräulein, es ist meine Absicht, Ihnen zu helfen, und was man thut, soll man ganz thun."

Das Mädchen verneigte sich wie dankend, Paul erfaßte ihre Hand und sah ihr lange in das von einer leichten Röthe übergossene Antlitz.

„Sie könnten sehr glücklich werden," flüsterte er ihr zu.

„Wodurch?" fragte Magdalene lächelnd.

„Daß Sie denjenigen vergäßen, dessen Schmach auch Ihren guten Ruf zu beflecken im Stande wäre."

„Und wenn ich vergäße?"

„Dann würde die Liebe eines Anderen Ihnen die Pforten des Glückes öffnen," erwiderte der junge Mann in leidenschaftlichem Tone und der Blick, der bei diesen Worten Magdalene traf, enthielt eine solche Fülle wilder, verzehrender Leidenschaft, daß das Mädchen unwillkürlich erbebte.

Die Putzmacherin sammelte sich jedoch schnell wieder und versetzte mit Ruhe, während ihr Inneres vor Empörung hoch aufwallte, wodurch aber ihre Worte einen für den Verführer verheißungsvollen Reiz empfingen: „Sie verzeihen, wenn ich einfaches Mädchen nicht sofort die Räthsel zu lösen vermag, die manche Ihrer Aeußerungen zu verbergen scheinen; das indessen das Vergessen anlangt, so kennen Sie bereits meine Bedingung. Für einen Verbrecher wird mein Herz nicht mehr schlagen, aber —"

„Ist es Ihnen noch nicht klar geworden?"

„So ganz noch nicht."

„Nun, warten Sie nur noch einige Tage!" entgegnete Paul überzeugt, „sind Sie ihm im Verhör noch nicht gegenübergestellt worden?"

„Erst einmal."

„Und welchen Eindruck empfingen Sie?"

Magdalene, die den jungen Herrn jetzt schärfer beobachtete, sah, daß sein Auge mit fieberhafter Erwartung auf ihr ruhte.

„Es wird mir schwer, Ihnen darauf Antwort zu ertheilen," sagte sie, „ich muß gestehen, daß ich mitunter an ihm zweifelte, und daß es mir alsdann nicht leicht ward, den aufsteigenden Zweifeln zu gebieten."

Ein triumphirendes Lächeln umzuckte die Lippen Paul's; es war das Lächeln eines bösen Dämons, der sich des errungenen Sieges freut.

„Wenden Sie sich der überredenden Sprache der Thatsachen zu, und es wird Ihnen Gewißheit werden," versetzte er; „dann werden Sie mir Recht geben und meinem Rathe folgen; — wenn es alsdann nur nicht zu spät ist!"

Magdalene schlug die Augen nieder und blickte schweigend vor sich hin; es schien fast, als ob sie über das eben Gehörte nachdenken wollte.

„Ich war heute Morgen mit ihm im Verhör," nahm Paul wieder das Wort; „ich mußte ihm die Drohungen wiederholen, die er gegen meine Tante ausgestoßen hatte."

„Bekannte er sich dazu, diese Drohungen geäußert zu haben?"

„Nein, er leugnete sie, er wollte harmlose, wenn auch erregte Ausdrücke gebraucht haben, wie solche nach seiner Behauptung Niemandem Besorgniß einflößen könnten."

„So harmlos waren seine Worte nun eigentlich nicht," bestätigte Magdalene kopfschüttelnd.

„Ach, es ist wahr; Sie waren zugegen, als er meiner Tante drohte."

„Und ich bin ebenfalls über seine Drohungen verhört worden."

„Leugnete er auch Ihnen gegenüber?"

„Nein."

„Gegen mich trat er sehr schroff auf, aber es hat ihm nichts geholfen; es wurde in dem Protokoll festgestellt, daß er der Ermordeten Rache geschworen; überhaupt häufen sich gegen ihn die Beweise so an, daß eine Widerlegung kaum möglich erscheint."

„Das Letztere fürchte ich leider auch," seufzte Magdalene; „dennoch

möchte ich nichts versäumen, was zu seiner Rettung dienen kann, Sie versprachen mir, einen Polizeibeamten zu engagiren und ihn mit den nöthigen Nachforschungen zu beauftragen —"
„Ich habe mich beeilt, Ihren Wünschen nachzukommen."
„Bei mir ist aber Niemand gewesen."
„Erlauben Sie, mein Fräulein, der Beamte hält es für rathsam, Ihre Wohnung nicht zu betreten; die Gründe zu dieser Vorsicht mögen uns, die wir keine Criminalbeamten sind, fern liegen, doch wir ändern durch entgegengesetzte Ansichten nichts."
„So werde ich also mit Ihrem Herrn Vertrauensmann sprechen können?" fragte Magdalene.
Der junge Herr blickte sie eine Weile sinnend an, dann leuchtete es in seinen Augen plötzlich auf.
„Doch," entgegnete er, „vorausgesetzt, daß Sie auf einen Vorschlag eingehen."
„Ich erwarte ihn."
„Sie können in meinem Hause mit dem Beamten zusammentreffen."
„Und Sie meinen —"
„Daß Sie mir die Ehre Ihres Besuches erzeigen mögen!"
Magdalene blieb ruhig, ja, sie nickte ihm sogar einverstanden zu, als sein forschender Blick sie traf.
„Sie wohnen in dem Hause Ihrer Tante?" nahm sie wieder das Wort.
„Seit einigen Tagen!"
„Und ich habe Sie schon längst bitten wollen, mir den Schauplatz des Verbrechens zu zeigen; es interessirt mich, zu meiner Aufklärung an Ort und Stelle über die That zu urtheilen."
„Es freut mich sehr, auch diesen Wunsch Ihnen erfüllen zu können," rief der junge Herr; „ich bin sofort bereit —"
„Nein, heute Abend nicht mehr, es ist schon zu spät."
„Fürchten Sie sich, mich in später Abendstunde zu begleiten?"
„Gewiß nicht," erwiderte Magdalene in heiterem Tone, „weshalb sollte ich Sie fürchten?"
„Der Freund könnte enthüllen, daß ihn Gefühle beseelen, bei denen die Freundschaft eine rechte Aschenbrödelrolle spielen müßte," antwortete Paul, einen scherzenden Ton anschlagend.
„Diese Gefahr dürfte ich wohl abwarten können."
„Er würde vielleicht ungestüm werden."
„Ja, wenn Sie nicht gewöhnt wären, sich in Cirkeln zu bewegen, wo Damen, die Reichthum, Schönheit und Bildung auszeichnet, für Herrn Sachs ein freundliches Auge haben."
„Und wenn es trotz alledem geschähe?" sagte Paul, mit einem lauernden Blick auf das leicht geröthete Antlitz Magdalenens.
„Die Ehre meines Freundes wird ihm nicht erlauben, etwas zu thun, was ihm die Selbstachtung rauben könnte," entgegnete das Mädchen.

„Die Liebe hört nicht immer auf die Stimme der Vernunft und der Ehre.“

„Dann ist sie nicht die echte, wahre Liebe; aber wir sprechen über Dinge, die für uns keine Bedeutung haben.“

Der junge Mann war ihr fast unbemerkt näher gerückt, Magdalene schien nicht darauf zu achten. „Und wenn sie nun doch eine tiefere Bedeutung für mich hätten?“ fragte er leise, „wenn der erste Augenblick, der mich in Ihre Nähe führte, mich in den Bann Ihres Zaubers verstrickt hätte; wenn —“

Magdalene trat abwehrend einen Schritt zurück; Entrüstung blitzte aus den sonst so sanften Augen, und der Wüstling erwartete, eine Explosion zurückweisender Worte vernehmen zu müssen, aber das energische Mädchen begriff, daß sie nicht aus ihrer Rolle fallen dürfe, und sie versetzte mit kluger, gut zur Schau getragener Entrüstung: „Ich verstehe mein Herr, Sie wollen mich durch verführerische Anträge prüfen, ob ich Ihrer Freundschaft würdig sei; ich bin thöricht, daß ich dies nicht gerechtfertigt finde; dennoch bitte ich Sie, mir die Probe zu erlassen.“

Paul fand diese Antwort mit seinen Wünschen nicht allzuscharf im Widerspruch, doch war die Erregung Magdalenen's, bevor sie sprach, eine so deutliche gewesen, daß er instinktartig zur Besonnenheit zurückkehrte. Er erkannte, daß ein Zuviel leicht Alles zu verderben vermochte, und nachdem er einige Augenblicke schweigend im Nachdenken verharrt, hob er in dem gewinnenden, schmeichelnden Tone, der ihm anderwärts schon so oft den Sieg über ein unerfahrenes Herz gesichert hatte, an: „Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie erzürnt habe; ich vergaß in der That, daß Sie sich gewisse Pflichten auferlegt haben; ich vergaß, daß die Verschiedenheit in den Bedingungen unserer gesellschaftlichen Stellung mir gebietet, kalte Vorsicht walten zu lassen, wo Leidenschaft ihre flammenden Rechte begehrt.“

Magdalene schlug die Augen nieder; in ihrer Seele kämpfte schon der Haß mit Verachtung gegen den frechen Gesellen, aber die Klugheit und die Liebe zu Heinrich hießen sie die Maske nicht abzulegen.

„Ich zürne Ihnen nicht,“ antwortete sie, „aber ich wiederhole meine Bitte: haben Sie Geduld mit mir.“

„Und wann darf ich Sie bei mir erwarten?“

„Bestimmen Sie selbst die Zeit.“

„Nicht doch; ich kann über meine Zeit nach Belieben verfügen.“

„Nun wohl, darf ich morgen in der Mittagsstunde kommen?“

„Wann es Ihnen beliebt.“

„Und werde ich dann den Beamten in Ihrem Hause antreffen?“

„Ich will dafür Sorge tragen.“

Paul verabschiedete sich jetzt; er war zufrieden mit dem, was er erreicht hatte, es unterlag jetzt für ihn keinem Zweifel, daß er mit einiger Ausdauer den Sieg erringen mußte. Ihm, dem reichen Herrn, standen ja so viele Mittel zu Gebote, denen ein Frauenherz schwer widersteht. Das

Gold mußte ja einen Zauber auf das unbemittelte, mit Sorgen kämpfende Mädchen üben, und derjenige, an dem Magdalene einen nachdrücklichen Beistand hätte finden können, — schmachtete im Kerker. Paul begab sich heute Abend wieder in die Weinschänke, in der seine Freunde und Gesinnungsgenossen ihn erwarteten, sie saßen in einem Hinterstübchen am grünen Tische und hatten ihn offenbar schon vermißt; denn kaum war er eingetreten, als sie ihn einluden, sich an dem Spiel zu betheiligen. Er lehnte die Einladung ab, aber er setzte sich zwischen die Spieler, mit den Augen die Chancen des wechselnden Glückes verfolgend; er gab auf die an ihn gerichteten Fragen zerstreute Antworten und schwieg endlich ganz und gar.

„Er ist verliebt!“ spottete plötzlich einer der Herren, dessen Haar schon ergraut war; „Verliebte sind schlechte Spieler.“

Die Blicke Aller richteten sich auf Paul, er las nur Hohn, Neugierde und Spott darin.

„Es wäre eine Lächerlichkeit,“ nahm ein Anderer das Wort, „es sei denn, daß die Geliebte eine reiche Erbin — “

„Bah,“ bemerkte ein Dritter, „die reichen Erbinnen, wie Paul sie braucht, sind selten geworden, und überdies ziert unseren Freund eine Vergangenheit, die einer gewissenhaften Schwiegermama unter der Loupe etwas zu trichinös vorkommen möchte.“

Paul zuckte geringschätzend die Achseln, während die Anderen lachten. „Eure Vermuthungen sind zu albern, als daß ich es der Mühe werth halten könnte, sie zu widerlegen oder zu bestätigen,“ sagte er gelassen; „ich spiele heute nicht, weil ich keine Lust dazu empfinde, das muß Euch genügen.“

Das Spiel nahm wieder seinen Fortgang; man ließ Paul jetzt in Ruhe, und nur einmal wurde er aufgefordert, in einer Streitfrage sein Urtheil abzugeben; dieser plötzlich ausgebrochene Zwist ließ sich nicht beilegen, und die Spieler trennten sich, um das Weinhaus zu verlassen. Nur der Herr mit dem grauen Barte hatte es vorgezogen, dem Beispiele der anderen Spieler nicht zu folgen. Paul blieb mit ihm allein sitzen; er befahl dem eintretenden Kellner, eine Flasche Rüdesheimer zu bringen.

„Ich habe einige Worte mit Dir zu sprechen, Baron,“ wandte er sich an seinen Nachbar, der zuerst die Behauptung geäußert hatte, daß ein Verliebter ein schlechter Spieler sei. Der Baron setzte sich dem Freunde, der zwei Gläser mit dem feurigen, duftenden Wein füllte, näher an die Seite.

„Ich möchte Deine Gefälligkeit in Anspruch nehmen,“ fuhr Paul fort; „ich denke, die Erfüllung meiner Bitte wird Dir keine große Mühe verursachen.“

„Du bist doch nicht in Geldverlegenheit?“ fragte der Baron.

„Bewahre!“

„Aber ich bin's, Paul; ich habe Unglück gehabt, und das Geschäft liegt augenblicklich still; es sind gegenwärtig keine Fremden in der Stadt, die

mehr Geld als Verstand besitzen. Man muß überdies jetzt verteufelt vorsichtig sein, und ich beklage aufrichtig die Schande, daß man gezwungen wird, von seinen Freunden zu leben."

„Das wird sich bald wieder ändern."

„Erst im Frühjahr, und noch steht der Winter vor der Thür."

Paul zog die Brauen finster zusammen und entgegnete: „Ihr Alle denkt, mich jetzt schröpfen zu können, nachdem ich meine Tante beerbt habe. Alles überstürzte sich bereits, mich um ein Darlehn anzusprechen, und so leid es mir auch that, mußte ich es ihnen doch abschlagen."

„Du handelst sehr vernünftig," stimmte der Baron bei, „halt' das Deinige zusammen, Du hast keine zweite Tante, die Dir den Gefallen erzeigen könnte, plötzlich und so zu rechter Zeit zu sterben."

Er sah bei den letzten Worten Paul mit einem stechenden Blick an, und ein boshafter Zug umzuckte seine Lippen. Paul merkte das nicht; er zündete mit gelassener Ruhe eine Cigarre an und blies seinem Freunde eine mächtige Rauchwolke in das tückische Gesicht.

„In der That, es war die letzte Erbschaft, auf die ich hoffen durfte," sagte er, „und Niemand kann mir übel nehmen, wenn ich einen größeren Werth auf das Geld lege."

„Aber ich hoffe, mich wirst Du nicht abweisen."

„Ein Dienst ist des andern werth."

„Gewiß, und ich glaube, Dir manchen Gefallen erzeigt zu haben."

„Ich leugne das nicht; dagegen hast Du mir auch Manches zu verdanken."

„Darüber sind wir einig;" versetzte der Baron, „und nun lasse hören, welchen Dienst Du von mir verlangst."

„Du wirst Dich erinnern, daß ich mit Dir über die Braut des Mannes gesprochen habe, der meine Tante ermordet haben soll."

„Die schöne Putzmacherin? ja, ich entsinne mich; Du berichtetest mir, daß die Dirne Deinen Appetit reize."

„Und ich füge heute hinzu, daß sie unter allen Umständen die Meine werden muß," sagte Paul, in dessen Mienen die Flammen wilder Leidenschaft züngelten; „ich habe mir das gelobt, und ich werde nicht ruhen, bis —"

„Lieber Himmel, wird Dir der Sieg über eine Putzmachermamsell so schwer?" unterbrach der Baron ihn spottend.

„Du kennst das Mädchen nicht."

„Bah, sie wird wie alle die Anderen Spitzen und Geschmeide und das Vergnügen lieben; sie wird gern Champagner trinken und ein feines Souper nicht verschmähen —"

„Nichts von alledem!"

„Ist sie wirklich so spröde?"

„Leider! und zwar nur, weil sie den Verbrecher liebt."

Der Baron lächelte etwas spöttisch. „Ich kann mir nicht denken," versetzte er alsdann, „daß diese Liebe für Dich ein Hinderniß sein könnte;

wenn ich mein Bischen Erfahrungen zu Rathe ziehe, so darf ich behaupten, daß solche Mädchen ein zweites Herz haben, und zwar ein für den Klang des Geldes himmelschreiend empfängliches."

„An der seltsamen und mir unbegreiflichen Liebe dieses Mädchens würden am Ende Deine Erfahrungen scheitern," entgegnete Paul. „Morgen wirst Du anders urtheilen; ich werde Dir Gelegenheit geben, sie kennen zu lernen."

„Ach, ich verstehe," rief der Baron, „ich soll Dich in dem Kampfe unterstützen, nicht wahr?"

„Ja, mein Freund!"

„Und in welcher Weise?"

„Magdalene bestreitet die Schuld ihres Verlobten, obwohl alle Beweise gegen ihn sprechen. Also ist es nöthig, daß man sie von dieser Schuld überzeugt, oder, was eben so viel bedeutet, daß man ihr den Glauben an die Möglichkeit seiner Unschuld benimmt."

„Und was soll ich dabei thun?"

„Das Mädchen hat mich gebeten, einen erfahrenen Polizeibeamten mit den Nachforschungen nach dem wirklichen Verbrecher zu beauftragen," fuhr Paul fort, „und ich habe versprochen, diese Bitte zu erfüllen. Sie will selbst mit dem Beamten reden, um ihn auf verschiedene Punkte aufmerksam zu machen und ich habe ihr vorgestellt, der Beamte dürfe sie in ihrem Hause nicht besuchen."

„Damit wird sie sich nicht zufriedengeben."

„In der That, nein! Ich mußte ihr geloben, daß sie mit dem Agenten in meinem Hause zusammentreffen solle —"

„Und nun hast Du mich für die Rolle dieses Mannes ausersehen?" fragte der Baron mit schneidender Ironie. „Wahrlich, das ist nicht übel; ich mag Dir nur wünschen, daß sie keinen Argwohn schöpft."

„Das zu vermeiden, ist Deine Sache," erwiderte Paul scharf. „Du wirst Dich in die Rolle hinein denken und sie mit Deiner gewohnten Geschicklichkeit durchführen, das kann Dir nicht schwer fallen, Du hast eben weiter nichts zu thun, als ihre Fragen zu beantworten und Deine Ansicht über ihren unbegründeten Zweifel zu äußern. Du wirst dabei Dein Augenmerk hauptsächlich darauf richten, diese Zweifel zu beseitigen und ihr zu beweisen, daß nur ihr Verlobter die That begangen haben kann."

„Ist das Alles, was Du von mir verlangst?" fragte der Baron in Sinnen versunken.

„Alles! Ich werde Dich morgen früh noch genauer unterrichten; wenn Du mich um zehn Uhr besuchen willst, so haben wir Zeit genug, die besonderen Details zu erörtern."

„Wann kommt das Mädchen?"

„In der Mittagsstunde."

„Du wirst ihr doch ein Diner geben?"

„Natürlich."

„Dann vergiß nicht, daß der Champagner Dein bester Verbündeter ist!

Ich kenne das, Paul, eine Flasche Champagner wirft die festesten Grundsätze über den Haufen."

Der junge Mann schüttelte den Kopf und füllte die leeren Gläser wieder.

„Du scheinst meine Ansicht nicht zu theilen? Nun, wie dem auch sei, ich lehne nicht ab, Dir den verlangten Dienst zu erzeigen, vorausgesetzt, daß —"

„Daß ich Dir den Gegendienst leiste!" fiel Paul ihm in's Wort. „Wolltest Du das nicht sagen?"

„Du hast es errathen," nickte der Baron, „ich befinde mich wirklich in großer Verlegenheit!"

„Wie viel bedarfst Du?"

„Eine Kleinigkeit, — fünfhundert Thaler."

„Das wäre viel Geld."

„Für Dich nicht!" bemerkte der Baron etwas empfindlich.

„Du denkst wohl auch, mein Säckel sei unerschöpflich."

„Bah, Du hast ein schönes Haus, ein werthvolles Grundstück, Kapitalien und Actien, Du bist ein reicher Mann und kannst Deinem Freunde schon ein Opfer bringen."

„Wenn ich Euren Anschauungen folgen wollte, würfe ich Euch Alles in den Schooß, bis ich selbst ein Bettler geworden wäre," entgegnete Paul verstimmt. „Aber, Gott sei Dank! der Leichtsinn hat aufgehört mein Finanzminister zu sein."

„Ah, Du gedenkst, es mit Deinem Geize zu versuchen?"

„Das nicht, aber ich will mich vor Sorgen sichern; das Loos eines Bettlers hat für mich keine Reize."

„Ich vermuthe, der Putzmacherin könntest Du größere Opfer bringen, als Deinem besten Freunde!"

„Und wenn ich es thäte, wen ginge es etwas an?" fuhr Paul auf. „Ich bin nicht verpflichtet, Rechenschaft darüber zu geben."

Der Baron warf trotzig das Haupt zurück. „Nein, das bist Du nicht," sagte er mit gemessenem Ernst, „Du bist Herr Deines freien Willens, aber eben so wenig könntest Du von mir Rechenschaft fordern, wenn ich die Zweifel der schönen Putzmacherin an der Schuld ihres Verlobten bestätigte."

Der junge Mann blickte betroffen seinen Freund an. „Das verstehe ich nicht," stotterte er; „willst Du damit etwas Besonderes andeuten?"

„Weiter Nichts, als daß für das eine oder das andere Geheimniß ein Mitwisser eine sehr unbequeme Person sein kann."

„Du machst mich gespannt," entgegnete Paul etwas unsicher. „Aber, ersparen wir uns diese ernsten Worte, wann mußt Du das Geld haben?"

„Morgen früh," antwortete der Baron.

„So rasch kann ich es Dir nicht verschaffen."

„Du willst mir ausweichen."

„Keineswegs; aber so viel baares Geld besitze ich augenblicklich nicht."

„So hole es bei Deinem Bankier."

„Ich will Dir morgen die Hälfte zahlen, und mit dem Rest wirst Du Dich noch einige Tage gedulden; bist Du damit zufrieden?"

„Ich muß wohl!" lautete die Antwort.

„Ich darf Dich also um zehn Uhr erwarten?"

Der Baron schüttelte dem Freunde die Hand. „Ich werde kommen," betheuerte er. „Du weißt, Geld ist ein Magnet, der mich unwiderstehlich anzieht."

Sie gingen gemeinsam auf die Straße hinaus, und nahmen vor der Thür Abschied von einander.

Siebentes Kapitel.

Es war kurz vor Mittag, als Magdalene in das Haus von Paul Sachs trat, und sie erkannte sofort, daß sie erwartet worden war.

Der Gärtner führte sie in ein elegantes Zimmer, in welchem an einer mit Silbergeschirr reich besetzten Tafel zwei Herren saßen, die sich bei ihrem Eintritt erhoben. Paul kam ihr entgegen, und überfloß in Höflichkeiten, ihr Hut und Mantel abnöthigend. Auch die Einladung, an der Tafel Platz zu nehmen, vermochte sie, ohne vorgefaßte Absichtlichkeit zu verrathen, nicht abzulehnen.

„Unser gemeinschaftlicher Freund, der Herr Polizeiagent," stellte Paul den Baron vor, der mit Betroffenheit das liebliche Mädchen bewunderte.

„Ich habe ihn bereits davon in Kenntniß gesetzt, daß Sie ihn in der bewußten Angelegenheit auf mehrere Punkte aufmerksam machen wollten, die für ihn Interesse haben würden — Aber inzwischen — bitte, langen Sie zu."

Gleichzeitig wies er mit einer Handbewegung auf all' die Leckereien, die auf der zierlich geordneten Tafel standen, und er versorgte unter vielen Complimenten den Teller des bescheidenen Gastes mit den appetitlichsten Bissen. Magdalene mußte den fürsorglichen Wirth gewähren lassen und sie nippte auch an dem Champagnerglase, welches vor ihr stand, dabei entging ihrer Aufmerksamkeit der bedeutsame Blick, den die beiden Herren mit einander wechselten.

„Sind Sie mit der Sachlage bekannt?" wandte Magdalene sich endlich zu dem Agenten.

„Sehr genau, mein Fräulein."

„Und vermöchten Sie mir Ihre Ansichten über die Sache unumwunden mitzutheilen?

Der Baron machte eine Bewegung des Bedauerns, griff, tief seufzend, nach dem Hummersalat und erwiderte: „Offenheit würde ich als die erste Bedingung unseres gemeinschaftlichen Handelns hinstellen, und mit Rücksicht hierauf fasse ich das Resultat meiner Erwägungen dahin zusammen, daß der Thäter des in diesem Raume verübten Verbrechens hinter Schloß und Riegel sitzt."

„Also erklären Sie den Erfolg geheimer Nachforschungen im Voraus für hoffnungslos?“

Der angebliche Polizei-Agent schien mit seinen Empfindungen zu kämpfen, er stocherte mit der Gabel zerstreut in den Hummersalat, und es klang, als gelte es eine bedeutende Selbstüberwindung, als er ausrief: „Freilich!“

„Dann allerdings ist es besser, Sie übernehmen die Lösung dieser Aufgabe nicht,“ erwiderte Magdalene. „Wer sich mit ihr belastet, der muß von vornherein auf den Erfolg vertrauen.“

„Mein liebes Fräulein, unser Freund ist in solchen Dingen sehr erfahren,“ fiel Paul ein; „er hat einen kriminalistischen Scharfblick, der selten irrt. Wenn dieser Herr uns sagt, daß unsere Vermuthungen jeder Begründung entbehren, dann wäre es leider thöricht, Hoffnungen auf sie zu bauen.“

„Herr Sachs hat mich von Allem unterrichtet,“ nahm der Baron das Wort wieder. „Ich finde nicht einen einzigen Anhaltspunkt, auf den man sich stützen könnte, ich begreife und ehre den Muth, mit dem Sie an Ihrem Vertrauen festhalten, und um so mehr schmerzt es mich, dieses Vertrauen erschüttern zu müssen; aber es ist für Sie besser, den Ernst der Wahrheit sofort kennen zu lernen, ehe falsche Vorstellungen Sie zu desto herberen Enttäuschungen führen.“

Magdalene machte eine Bewegung der Ungeduld. „Verzeihen Sie,“ unterbrach sie ihn; „mir deucht, auch Sie übersehen einen Punkt, der erfaßt und verfolgt werden müßte; die Frage nämlich, wo das geraubte Geld geblieben ist?“

„Allerdings räume ich ein, daß diese Frage in's Gewicht fällt,“ erwiderte der Pseudopolizist; „aber ich sehe nicht die Möglichkeit, sie zu lösen; wir wissen nicht, aus welchen Geldsorten die Summe bestand, wie hoch sie war, ob Werthpapiere und welche sich dabei befanden; kurz, es fehlen uns alle Kennzeichen des geraubten Objektes, so daß eine Nachforschung nach dem Verbleib desselben zur Unmöglichkeit wird.“

„Jedenfalls fand man bei meinem Verlobten keine Art Geld,“ warf Magdalene ein.

„Zugegeben; aber der beste Vertheidiger wird Ihnen sagen, daß dies keinen Beweis für die Unschuld des Angeklagten darstellt.“

„Wie, mein Herr —“

„Bitte, lassen Sie mich ausreden. Die Fälle, in denen Verbrecher ihren Raub äußerst schlau versteckt haben, stehen nicht vereinzelt da, und es ist in mehrfachen Fällen erwiesen worden, daß die Verbrecher später, nachdem sie die Haft überstanden, mit dem Raube auswanderten. Weshalb sollte Ferno nicht auch einen Versteck für das geraubte Geld gefunden haben? Er hatte Zeit genug, Alles dazu vorher kaltblütig vorzubereiten.“

„Ja, wenn Sie alle diese Vermuthungen als Thatsachen hinstellen und sogar Bedenken tragen, an denselben zu rütteln —“

„Erlauben Sie, ich zeige Ihnen nur alle Schwierigkeiten, mit denen wir zu kämpfen haben.“

„Sie hören, daß unser Freund Ihnen wiederholt, was ich bereits die Ehre hatte, Ihnen auseinanderzusetzen,“ fügte Paul hinzu.

Magdalene schüttelte den Kopf; sie wollte diese Anschauungen nicht gelten lassen, sie erinnerte sich mehrmals der Entdeckung des fremden Herrn, die ihr Verlobter gemacht und ihr berichtet hatte, und es fiel ihr schwer, augenblicklich ihre Ruhe zu bewahren. Die Rolle, die sie übernommen hatte, wurde ihr unsäglich schwer; aber sie fühlte auch, daß Alles verloren war, wenn sie nur durch einen Blick oder ein Wort sich verrieth.

„Ich kann so rasch auf meine Hoffnungen nicht verzichten,“ erwiderte sie, „ich muß auf der Ausführung meines Entschlusses bestehen; möge ich auch immerhin durch Feststellung der Wahrheit das Schrecklichste erfahren.“

„Und ich bin bereit, die Aufgabe zu übernehmen,“ versicherte der Baron.

„Und ich,“ schaltete Paul ein, „um wenigstens für dieses Werk meine Theilnahme zu bethätigen, habe hier unserm Freund für die Ermittelung des richtigen Sachverhalts tausend Thaler zugesichert.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte das Mädchen, und ein inniger Blick traf ihn; der Baron nickte zustimmend.

„Ich werde mich bemühen, diese Prämie zu verdienen,“ versetzte er, „und ich werde Sie erst dann an Ihr Versprechen erinnern, wenn ich mir sagen darf, daß ich das Geld wirklich verdient habe.“

„O, dann werde ich gar bald Ihr Schuldner,“ entgegnete Paul höflich; dann ergriff er sein Glas und fuhr fort: „Und nun wollen wir auf ein baldiges Gelingen unseres Unternehmens anstoßen; — bitte, Fräulein, Sie dürfen den Zutrunk nicht verweigern!“

Magdalene nahm mit innerem Widerstreben das Glas; sie fühlte, daß der feurige Wein ihr schon in den Kopf stieg, der Baron erhob sich nunmehr und verneigte sich vor dem Mädchen.

„Sie wollen uns jetzt verlassen?“ fragte Paul, scheinbar überrascht.

„Ich muß, meine Geschäfte rufen mich.“

Auch Magdalene stand von ihrem Sitze auf, aber der junge Herr legte seine Hand auf ihren Arm und hielt sie mit sanfter Gewalt zurück.

„Sie wünschten ja den Schauplatz des Verbrechens in Augenschein zu nehmen,“ bemerkte er.

„Es ist Mittag —“

„Ich speise erst um drei Uhr.“

Der Baron ging hinaus, und Paul füllte das leere Glas des Mädchens wieder.

„So schnell dürfen Sie nicht enteilen,“ sagte er. „Wenn es Ihnen angenehm ist, zeige ich Ihnen die innere Einrichtung meines Hauses; doch — trinken Sie! —“

Magdalene lehnte entschieden ab, als er aber mit besorgtem Worte fragte, ob ihr der edle Sect nicht munde, versicherte sie das Gegentheil.

„Wohlan," rief Paul sofort, „dann werde ich mich beeilen, Ihnen einen Korb davon in Ihre Wohnung zu senden."

„Ich müßte die Annahme zurückweisen," versetzte Magdalene, ihre Entrüstung unter einem erzwungenen Lächeln verbergend und schnell hinzufügend: „Ich möchte die Versuchung nicht zur beständigen Gesellschafterin haben."

„Wir trinken den Wein, wenn ich Sie besuche."

„Und die Nachbarn fänden den prächtigsten Stoff zu den unterhaltendsten Geschichten und die ganze Stadt die gediegensten Gründe, mich zu verurtheilen."

„Was liegt einem unabhängigen Geiste an dem Geschwätz müßiger und neidischer Zungen?" antwortete Paul. „Welcher Mensch erführe nicht Mißdeutungen und Verunglimpfungen; selbst wenn er sich kreuzigen läßt für das Heil seines Nächsten, doch kommen Sie, Magdalene."

Er führte sie in alle Räume des Erdgeschosses, selbst in das Zimmer des Gärtners; dann stiegen Beide die Treppe hinauf.

„Dieses Zimmer werden Sie noch kennen," sagte er, indem er eine Thür öffnete; „es war die Wohnstube meiner Tante."

„Es ist dasselbe Zimmer, in welchem sie uns am Tage vor ihrem Tode empfing," antwortete Magdalene leise, und über ihr Gesicht glitt ein trüber Schatten.

„Und nebenan liegt das Schlafgemach."

Magdalene schritt auf die Thür zu, welche die beiden Stuben mit einander verband.

„Mußte der Mörder den Weg durch dieses Zimmer nehmen?" fragte sie.

„Es war nicht unbedingt nöthig," entgegnete Paul, einige Ungeduld verrathend, „eine zweite Thür führt vom Corridor in das Schlafzimmer."

„Und beide Thüren pflegte die Verewigte nicht zu verschließen?"

„Leider nicht!"

Magdalene trat nunmehr in das Schlafzimmer; ihr Blick schweifte forschend durch den mit allem Comfort ausgestatteten Raum.

„Es ist wohl hier Alles so verblieben, wie es beim Tode der alten Dame stand und lag?" forschte sie des Weiteren.

„Ich habe nicht einmal einen Stuhl von seiner gewohnten Stelle rücken lassen."

„Diese Pietät ehrt Sie und hier in diesem Bette lag die Leiche?"

„Ja!"

„Und keine Spur eines Kampfes, der vor dem Morde stattgefunden hatte, wurde entdeckt?"

„Nicht die mindeste."

Das Mädchen wollte eben das Zimmer wieder verlassen, als ihre Blicke auf einen glänzenden Gegenstand fielen, der in einer Spalte des

Fußbodens lag. Diese Wahrnehmung überraschte sie, aber in demselben Augenblick glaubte sie eine innere Stimme zu hören, die sie warnte, im Beisein eines Zeugen den Fund zu constatiren.

Man ging und Magdalene warf gleichgültig hin: „Es sind herrliche Prunkzimmer."

„O, mein Fräulein, dies Alles steht Ihnen zur Verfügung, wenn Sie sich entschließen können, aus Ihrer bisherigen Alltäglichkeit herauszutreten." Er war stehen geblieben und hielt den Blick fest auf sie gerichtet; es war ein tigerartig lauernder Blick, in welchem die ganze Wildheit seines Charakters sich offenbarte.

„Wie soll ich das enträthseln?" fragte Magdalene.

„Hören Sie mich an, Sie wissen, ich stehe allein; ich bin auf die alten Dienstboten meiner Tante angewiesen und weiß nicht, wie weit ich denselben trauen darf. Das hat mich bestimmt, eine Haushälterin zu suchen, eine Dame, die meinem Hauswesen vorstehen kann und auch in gesellschaftlicher Beziehung die nöthigen Formen besitzt, daß sie einigen Gästen die Honneurs machen kann; wie glücklich wäre ich, wenn Sie diesen Posten übernehmen wollten!"

„Ich?" erwiderte das Mädchen erstaunt.

„Ja, Sie würden meinen Erwartungen und Anforderungen ganz entsprechen, und ich wirklich stolz und beneidet sein, eine so schöne —"

„Sie belieben mir zu schmeicheln," fiel Magdalene ihm in's Wort. „Uebrigens verspüre ich in mir nicht das geringste Talent für die Anforderungen einer solchen Stellung."

„Lassen Sie dies nur meine Sorge sein; mein Urtheil täuscht sich in diesen Beziehungen nicht."

Magdalene kämpfte ihr Unbehagen über den verletzenden Vorschlag nieder, und sann, wieder weitergehend, darüber nach, ob für ihre Pläne es nicht gerathen erschiene, auf das Anerbieten scheinbar einzugehen. Paul legte das Schweigen seiner Begleiterin zu seinen Gunsten aus. Inzwischen gelangte man wieder in das Zimmer, in welchem man vorher gefrühstückt hatte. Hier wiederholte er sein Anerbieten noch dringlicher und erschöpfte seine Beredsamkeit, die Vortheile auszumalen, die Magdalene in der offerirten Stellung zu gewinnen hatte, ja er war in seiner Leidenschaftlichkeit unbescheiden genug, dem Mädchen die Aussetzung einer lebenslänglichen Leibrente zu versprechen.

Magdalene verhielt sich noch immer stumm; plötzlich blitzte ein Gedanke in ihr auf. „Und würden Sie," fragte sie, „mir die beiden oberen Zimmer zu meinem ausschließlichen Gebrauche einräumen?"

„Sie haben über Alles zu befehlen!" versetzte Paul, von dem Gedanken, vor der Erreichung seines Ziels zu stehen, völlig hingerissen.

„Und Sie gestatten vielleicht," bat das Mädchen jetzt, „daß ich jene oberen Zimmer noch einmal allein betrete? Mir schwindelt mein Kopf von all' den glänzenden Aussichten, die Ihr Vertrauen mir eröffnet; ich

bedarf eines Augenblicks ungestörter Ruhe, um mich mit klarer Ueberlegung entscheiden zu können."

Ein argwöhnischer Blick des jungen Mannes musterte das Mädchen, deren reizendes Lächeln das erwachte Mißtrauen verscheuchte. „Gehen Sie! eilen Sie!" rief er, „aber entscheiden Sie sich schnell!"

Magdalene entfernte sich aus dem Zimmer und stieg hastig die Treppe hinauf; es schien ihr, als fliehe sie die Nähe eines giftigen Gewürms, und dennoch fühlte sie die brennende Gluth der tiefsten Entrüstung nicht, die jetzt ihre Wangen zersprengen wollte; sie empfand nicht, daß die lang niedergekämpfte, innere Empörung die Kehle ausgetrocknet hatte, und das Athmen in ein leises Keuchen übergegangen war. In des Mädchens Seele war plötzlich ein Verdacht, ein entsetzlicher Verdacht zur Klarheit gekommen; sie glaubte bestimmt, in Paul den Mörder erkennen zu müssen. Dieser Gedanke nahm sie so ganz in Anspruch, daß das Grauenhafte dieser Vermuthung vor dem brennenden Begehren, den schändlichen Verbrecher zu entlarven, völlig in den Hintergrund trat. Es war natürlich, daß das Mädchen den im Schlafzimmer der Ermordeten bemerkten blitzenden Gegenstand sofort in das Bereich ihrer neuen Combinationen zog, und daß sie jetzt die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen wollte, sich über den Fund Gewißheit zu verschaffen. Mit hochklopfender Brust trat sie in den Raum, wo sonst die gute Alte mit Vorliebe geweilt hatte, und an dessen Wänden nunmehr unter dem Banne der schrecklichen Erinnerungen zürnende Schatten zu schleichen schienen.

Magdalene blieb, aufgeregt lauschend, an der Thür stehen, sie wollte sich überzeugen, ob ihr Niemand gefolgt sei. Nichts rührte sich oben in dem Hause, sie vernahm nur das Keuchen ihres Athems und plötzlich ein leises Prickeln, als wenn trockene Tapeten sich lösen. Nun schritt das Mädchen muthig an das Bett und spähte nach dem Gegenstand ihrer Wünsche; sie gewahrte ihn endlich wieder; er lag dicht vor dem Bette in einer Spalte des Fußbodens. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte an dieser Stelle ein Teppich gelegen. Es kostete Mühe, das Kleinod, das fest eingeklemmt war, aus der Spalte zu entfernen. Magdalene betrachtete den Fund näher; es war ein goldener Manchettenknopf, dessen flache Seite man mit einem Veilchen in Emaille geschmückt hatte, ein Knopf, wie dergleichen die Herren zu tragen pflegen.

Für eine nüchterne Beurtheilung konnte dieser Fund nur von untergeordneter Bedeutung sein; denn wem gehörte der Knopf, wann und wie war er in die Spalte gedrückt worden? Für die Gedankenrichtung Magdalenen's aber gewann er eine weitgehende Wichtigkeit, und sie steckte ihn, auf die Gefahr hin, sich eines Diebstahls oder einer Unterschlagung schuldig zu machen, zu sich. Nachdem sie sich jetzt bemühte, ihre Herrschaft völlig wieder über sich zu erlangen, ging sie hinunter; das frühere heitere Lächeln umspielte wieder ihre Lippen, als sie in das Frühstückszimmer eintrat. Paul hatte während der Zeit ihrer Abwesenheit eine neue Flasche

entkorkt und sie zur Hälfte geleert, glühende Röthe flammte auf seinen sonst fahlen Wangen.

„Nun," fragte er mit fieberhafter Spannung, „welche Entscheidung darf ich entgegennehmen?"

„Noch keine."

„Aber Sie versprachen mir doch —"

„Verzeihen Sie; ich hielt mich für entschlossener, als ich es bin. Können Sie mir zürnen, wenn ich sicher gehen will. Man pflegt bei dergleichen Angelegenheiten zuvor Erkundigungen über den Charakter und die Verhältnisse desjenigen, mit dem man zu contrahiren gedenkt, einzuziehen. Sie sehen, ich stelle mich auf den geschäftlichen Standpunkt; mögen Sie es auch thun, ich werde Ihnen das nicht übel nehmen."

Der junge Mann lächelte ironisch.

Magdalene warf mit eleganter Coquetterie wie im launigen Trotz ihr Köpfchen zurück, griff nach Hut und Mantel und bereitete sich zum Heimgange vor. Paul folgte mit begehrlichem Auge jeder Bewegung seines schönen Gastes und erschöpfte sich in Höflichkeitsphrasen und kleinen Hülfsleistungen bei Vervollständigung der Toilette Magdalenen's, die sich endlich entfernte.

Jetzt befand er sich allein.

„Gewonnen!" sagte er leise. „Es war ein genialer Gedanke; sie kann diesen Verlockungen nicht widerstehen!" Zufrieden schmunzelnd, schritt er eine Weile auf und nieder; dann blieb er vor dem Spiegel stehen, um sein Ebenbild zu betrachten.

„Pah, ich bin noch immer ein hübscher Mann," fuhr er im Selbstgespräche fort, „und was mehr gilt, — ein reicher Mann!"

„Und vielleicht bald wieder ein Bettler!" unterbrach ihn eine rauhe Stimme in höhnischem Tone.

Paul wandte sich erschreckt um; auf der Schwelle des anstoßenden Zimmers stand der Baron, den stechenden Blick auf den Freund gerichtet.

„Was thust Du hier?" fragte Paul.

„Nichts," versetzte der Baron, gleichgültig lachend.

„Aber zum Teufel, wie kommst Du hierher?"

„Ich habe das Haus gar nicht verlassen."

„Du warst immer dort in dem Zimmer?" fragte Paul entrüstet, „etwa um zu horchen; wenn dies Deine Absicht gewesen, dann verdienst Du den Namen eines Spions!" rief der junge Mann zornig. „Und ein Spion ist in meinen Augen —"

„Ruhig, Paul," fiel der Baron ihm in's Wort; „ich weiß Alles, was Du sagen willst; es ist also unnöthig, es in Worten auszudrücken. Weißt Du, weshalb ich in jenes Zimmer ging?"

„Um zu lauschen."

„Nein, um das Mädchen, wenn es nöthig gewesen wäre, vor Dir zu schützen."

Paul blickte den Baron betroffen an. dann lachte er hell auf. „Was soll der alberne Scherz?“ fragte er.
„Es ist kein Scherz, sondern Ernst.“
„Du willst Dich zum Beschützer des Mädchens aufwerfen?“
„Ja, mein Freund.“
„Und willst meine Pläne durchkreuzen?“
„Mit all' meinen Kräften.“
„Baron, nimm Dich in Acht!“
„Vor Dir?“
„Ich warne Dich, nimm Dich in Acht! Ich könnte vergessen, daß wir uns Freunde nannten!“
„Ich wäre neugierig, Deine Waffen gegen mich kennen zu lernen.“
„Ich könnte die Polizei auf einen Bauernfänger aufmerksam machen,“ entgegnete Paul mit gedämpfter Stimme.
Keine Muskel zuckte in dem Antlitz des Barons. „Thue das,“ erwiderte er ruhig; „ich habe eine Kleinigkeit gegen diesen Einsatz zu riskiren, und wir sind wohl Beide nicht im Zweifel darüber, wer der Gewinnende bleibt.“
Der junge Mann strich mit der Hand über die Stirn, während der Baron sich in einen Sessel niederließ und ein Glas Champagner trank.
„Wie kommen wir doch eigentlich zu diesen gegenseitigen Drohungen?“ hob Paul einlenkend an, „wir sind bisher Freunde gewesen —“
„Und ich hoffe, wir werden es bleiben!“
„Das hängt von Dir allein ab.“
„Bewahre.“
„Weshalb erbitterst Du mich dadurch, daß Du in meinem eigenen Hause spionirst?“ fuhr Paul auf.
„Weil das Mädchen mich dauerte.“
„Unsinn!“
„Nicht doch. Dieses tugendhafte Mädchen interessirt mich; Du stellst ihr Fallen und suchst sie hinein zu locken, und mit Deinen Mitteln und Deinen Grundsätzen kann Dir Vieles gelingen und wenn Du Deine Leidenschaft befriedigt hast, — dann wirst Du dieses Mädchen in Schande und Elend hinausstoßen!“
„Was kümmert es Dich!“
„Ich habe gehört, welches Anerbieten Du ihr machtest,“ fuhr der Baron fort, „und bei diesen schrillen Locktönen erwachte mein schlafendes Gewissen.“
„Verschone mich mit Moralpredigten! Du spielst eine äußerst komische Figur dabei; mir deucht, es liegt eine schwere Masse Schmutz vor Deiner eigenen Thür, und denke deshalb nicht, mich bekehren zu wollen.“
„Somit verharrst Du bei Deiner Absicht, das Mädchen zu verderben?“
„Ohne Zweifel! Was berechtigt Dich dazu, Einwand erheben zu wollen?“
„Das sollst Du erfahren, Paul, selbst auf die Gefahr hin, daß Du da-

rüber spotten wirst. Fräulein Baldauf hat mich lebhaft an ein Mädchen erinnert, welches ich in meiner Jugend geliebt habe."

Die Stimme des Barons zitterte vor Erregung; aber auf seinen Zuhörer machte das keinen Eindruck; er lachte höhnisch.

„Und jenes Mädchen hast Du nicht besser behandelt," spottete er. „Hochherziger Tugendheld, gestehe nur, Du bist alt geworden, und das Alter macht Dich zahm und fromm!"

„Paul, ich spreche in dieser Stunde in einem andern Tone mit Dir, als ich ihn sonst anzuschlagen pflegte," antwortete der Baron ernst; „berücksichtige das wohl, und wir werden uns schneller verständigen."

„Verständigen? — Worüber?" —

„Du wirst es sogleich erfahren. Vorher muß ich einen Vorwurf zurückweisen, den Du mir entgegenschleudertest. Du hast die Vermuthung geäußert, daß ich jenes Mädchen elend gemacht habe; ich weise diese Voraussetzung energisch zurück. Du magst das nicht begreifen können, aber es ist die Wahrheit; ich liebte das Mädchen, und meine Liebe bebte vor jedem unreinen Gedanken zurück."

„Wie poetisch!"

„Sie erwiderte meine Liebe, aber meine Eltern wollten die Verbindung nicht zugeben, weil der Gegenstand meiner Neigung die Tochter eines armen Schullehrers war."

„Und was warst Du? — Der Sohn eines verarmten Edelmannes!"

„Nicht doch, wir besaßen damals noch unser Stammgut. Meine Geliebte, durch die unglücklichen Verhältnisse unserer gegenseitigen Neigung aus dem Elternhause getrieben, übernahm die Stellung einer Gouvernante."

„Sehr romantisch!"

„Schweige! Dein Hohn kann dieses Mädchen nicht treffen. Ihre Eltern starben; sie selbst verlor ihre Stellung und fand kein neues Engagement. Elend und Noth drängten sie in Fabriken, wo sie bei der angestrengtesten Arbeit den fortgesetzten Kampf gegen Hunger und Entbehrung lange muthig bestand. Da stellte ein Wüstling Deiner Sorte der Unglücklichen Fallen, in die sie sich arglos wagte, und als ich sie später wiederfand, — war sie eine Tiefgesunkene. — Zorn und Gram haben mich auf die Bahn gebracht, auf der ich Dir begegnete."

„Und nun der Schluß?" spottete Paul.

„Mein Entschluß ist einfach der, ich verbiete Dir, Deine Pläne auf das Mädchen zu verfolgen."

„Verbieten! Ich bin heute dazu aufgelegt, die Bocksprünge Deines wunderlichen Humors zu ertragen; sonst, Freundchen, könnte ich mich daran erinnern, daß mir in diesen vier Pfählen das Hausrecht zusteht."

„Ereifere Dich nicht, es bekommt Dir besser, und ich wiederhole Dir, daß ich Dir mit allem Ernste verbiete, das Mädchen zu verfolgen. Was Deine Anspielung auf Dein Hausrecht anlangt, so sprechen wir ein andermal darüber; vorläufig mag Dir genügen, daß Deine ganze Reich-

thumsherrlichkeit, — Deine Freiheit, — Dein Leben — von der Laune meiner Zunge abhängt.“

„Du wirst unverschämt, Brüderchen, sonst würde mich die Phantasie Deiner Drohungen erheitern. Uebrigens weiß ich nun, wessen ich mir von Dir zu versehen habe und fordere deshalb das Dir vorhin dargeliehene Geld zurück.“

„Wie blöde doch Dein Verstand ist! Vermagst Du denn nicht selbst zu schließen, daß ich nicht nur dieses Geld behalten werde, sondern daß Du Dich dauernd der Unannehmlichkeit zu fügen haben wirst, mir ganz nach meinem Bedürfniß neue Summen zu zahlen? — Meine wohlüberlegte Ansicht ist, daß wir uns in alle Deine Einkünfte brüderlich theilen. Halb Part! das bleibt zwischen uns festgestellt.“

„Bist Du bei Sinnen? Du wagst — — “

„Ich wage Nichts; — ich befehle einfach!“

Paul stieß einen jähen, heiseren Schrei aus; sein Gesicht erhielt den Ausdruck des wuthfletschenden Tigers, während der Baron, die rechte Hand in dem zugeknöpften Rock haltend, seinen Gegner kaltblütig anblickte.

„Baron,“ raunte Paul, sich zu dem fürchterlichen Freund hinneigend, „Baron, es ist etwas Gefährliches, meine Feindschaft.“

„Sorge Dich nicht meinetwegen; schau' her und bewundere meine Umsicht. Ehe ich zu Dir ging, steckte ich diesen Revolver zu mir, und ich brauche Dir wohl nicht zu schwören, daß mich von dieser Stunde ab diese Waffe nicht mehr verläßt.“

Paul wollte etwas erwidern, aber er brachte nur ein Zischen, wie das einer gereizten Schlange hervor. Der Baron erhob sich phlegmatisch von seinem Sitz, stülpte seinen Hut auf und rief gleichgültig: „Adieu! auf Wiedersehen in unserer Stammschänke! Ich erwarte, daß Du Dich einstellst.“

Eine Opernarie pfeifend, verließ der Baron das Zimmer.

Paul blieb noch mehrere Minuten, wie erstarrt, an seinem Platze stehen; endlich erhob er die rechte Hand und schnippte mit den wohlgepflegten Fingern, während er, in Nachgedanken versunken, auf diese Spielerei stierte. Endlich hob sich seine Brust zu einem tiefen Seufzer; sein Auge verklärte sich: „Baron, Du willst den Allwissenden spielen,“ sagte er, sich ermuthigend; „Du rechnest darauf, in leichter Weise die Beute mit mir zu theilen; aber, wie ich auch die Sachlage zergliedern mag, Du kannst nur durch Vermuthungen einen Verdacht construirt haben, und ich bin nicht Gimpel genug, mich durch dergleichen einschüchtern zu lassen.“

Achtes Kapitel.

Der Baron war, während er auf seinem Heimwege die ebenerlebten Scenen überdachte, über die Bestimmtheit seiner abgegebenen Worte und

über die gezeigte Haltung mehr erstaunt als erbaut. Er gehörte zu den Charakteren, die eben so fähig sind, sich zu den hochherzigsten Vorsätzen aufzuschwingen, als sich zu erbärmlichster Schurkerei zu erniedrigen, vorausgesetzt, daß weder nach der einen oder anderen Richtung hin eine energische Thatkraft in Anspruch zu nehmen ist. Das ganze Lebensschicksal des alternden Mannes war auf die Charakteranlage zurückzuführen. Er wurde bisher zum Lump aus moralischer Trägheit, und er wäre nun ein Ehrenmann in des Wortes schönster Bedeutung geworden, wenn er den Heroismus der Willenskraft je besessen hätte. Der Baron kam sich jetzt nach der ersten Unterhaltung mit Paul wie Jemand vor, der eine kostbare Schießwaffe zum Geschenk erhalten, und der aus furchtsamer Abneigung vor Pulver und Blei sich bewußt ist, daß er die Waffe nie anrühren wird.

Der Baron hatte in der That den Plan gefaßt gehabt, sich über die Börse Paul's freie Verfügung zu verschaffen. Er war nämlich durch Zufälligkeiten hinter Einzelheiten gekommen, die sich leicht mit dem an der Frau Sachs verübten Mord verknüpfen ließen und deren Neffen verdächtigten. Diese Verdachtsmomente entbehrten jedoch der vollen Zuverlässigkeit, und deshalb fühlte sich der Baron in seinem Gewissen keineswegs darüber beunruhigt, daß der Schlosser Ferno des Mordes angeklagt, wahrscheinlich aber unschuldig war. Dagegen erachtete er jene compromittirende Einzelheiten zu einem Versuche geeignet, den reich gewordenen Paul in die Fesseln der Abhängigkeit zu schlagen. Der Baron unterschätzte aber auch die vor Nichts zurückschreckende Entschlossenheit seines Freundes nicht und hatte sich deshalb, bevor er seinen Feldzug begann, mit einem Revolver versehen.

Augenblicklich kämpfte der Baron mit einem ziemlichen Mißbehagen; denn er sah sich mit einem Male ohne daß er es vorher beabsichtigt hatte, zur Entscheidung gedrängt. Die kleine Person, die Putzmacherin hatte das verschuldet; ihretwegen war das so lange bei Seite geschobene Rechtlichkeitsgefühl in flammendem Eifer hervorgetreten. Er verwünschte das Frauenzimmer, dem er diesen Zwiespalt mit sich selbst zu verdanken hatte; er verwünschte jenen Liebreiz der von der Grazie geadelten Körperformen Magdalenen's, jene vollen blonden Flechten, jenes Unschuld hauchende Antlitz und jene großen, sprechenden Augen — ach, die Augen, wie die, aus denen er einst Entzücken sog, die sich in Thränen um ihn trübten, deren Glanz in der Schande ermattete, und die in der Umarmung des niedrigsten Elends brachen!

Die Erinnerungen trieben den Baron in eine tiefe Erregung, deren er sich seither nicht mehr für fähig gehalten. Seine Vorstellung heftete sich immer wieder an jene erloschenen Augen und es zuckte wild in seinem Herzen, aber die Brust schlug höher, eine geweihte Empfindung durchrieselte seine Seele; wie ein flüchtiges, mattes, phosphorisches Leuchten dämmerten die Grundsätze des besseren Ichs empor; dann sprühten Fun-

ken; die hellen Flammen loderten, und die Begeisterung entfaltete den strahlenden, kühnen Fittig.

„Du bist gerettet, Magdalene!" jubelte es in des wunderbar umgewandelten Mannes Brust; er fühlte sich so stolz, sich des festen Willens bewußt zu werden, das Gute mit Aufopferung thun zu können, und er sah mit entsetztem, von tiefster Scham gebeugtem Blick auf sein Vorleben und auf die moralische Versumpfung der Lebensgrundsätze seiner Gesellschaftsgenossen. Und wie es einen Genesenden drängt, dem Krankenzimmer zu entfliehen, und die Wangen und Lungen in frischer, reiner Luft zu baden, so zog es den Baron in die Nähe Magdalenen's, weil er fühlte, daß die Knospen der neuen Vorsätze nur unter dem unmittelbaren Einfluß des lieben Mädchens zur gedeihlichen Entfaltung gelangen könnten.

Der Baron gelobte sich heilig, bei Magdalene Baldauf einen Besuch abzustatten. Nichtsdestoweniger saß der bekehrte Held noch an demselben Abend wieder zwischen seinen Freunden beim Hazardspiele; er verrieth allerdings eine außergewöhnliche Zerstreutheit und bezahlte dies mit fortwährenden Verlusten; er ließ auch die derben Neckereien seiner Genossen, denen das veränderte Wesen des Barons auffiel, ohne Erwiderung, und er schien sogar nicht zu bemerken, daß ihm gegenüber Paul Sachs sich eines herausfordernden Uebermuths mehrfach befleißigte.

Der Baron hatte bald seine ganze Baarschaft verspielt und wandte sich wegen eines neuen Anlehens an Paul. Dieser kam der Bitte nach, indeß nicht ohne einige Bemerkungen auszustoßen, die zwar ihrem ganzen Sinne nach nur vom Baron verstanden wurden, aber ein Uebermaß geißelnden und erniedrigenden Spottes in sich faßten. Der verkommene Edelmann gewann unter dem Einflusse der gewohnten Umgebungen und unter dem Banne der aufgelegten Karten nicht die Kraft, dem Anlehen zu entsagen, aber er hatte die erste Stufe für die sittliche Wiedergeburt erreicht; — er fühlte die Erbärmlichkeit seiner Rolle. —

Der neue Tag trat nicht als Freund an Magdalenen's Schwelle. Die Nachrichten, die sie aus sicherer Quelle über die Untersuchung gegen den Verlobten empfing, lauteten sehr untröstlich. Er hatte, ungeduldig über die endlosen Verhöre, erklärt, keine Frage mehr beantworten zu wollen und mit ungestümer Heftigkeit verlangt, das Todesurtheil über ihn schleunigst auszusprechen. Diese Ausbrüche des überreizten Gemüthes hatten die Lage des Unglücklichen wesentlich verschlimmert.

Magdalene mußte sich dabei eingestehen, daß ihr bloßer Verdacht gegen Paul Sachs kein Material darbiete, den Verlobten zu entlasten, und außerdem hatte ihr der angebliche Polizei-Kommissär, der sie in ihren Nachforschungen unterstützen sollte, keineswegs den Eindruck des Vertrauens gemacht. Der eigenthümliche Herr mit seiner Unsicherheit in dem ganzen Wesen störte zu sehr die Vorstellungen, die das junge Mädchen bezüglich der Persönlichkeit eines Kriminalbeamten nährte.

Die Standhaftigkeit Magdalenen's war bei dieser Sachlage wesentlich

erschüttert; alle ihre Hoffnungen verblaßten, und, niedergebeugt von all' diesen nüchternen Selbstgeständnissen, verlor sich die Elasticität des Geistes, auf neue Mittel zu sinnen, um das dräuende, schreckliche Schicksal abzuwenden. Aber es war bis jetzt nur der Schmerz bitterer Enttäuschung, der sie niederdrückte, das treue Mädchen sollte noch das Elend der Erniedrigung erfahren.

Ein unaufschiebbarer Geschäftsgang führte sie auf die Straße, und sie begegnete dort der Mutter Heinrich's. Vor dieser alten Frau, die ein so heiliges Interesse mit dem vermeintlichen Mörder der Wittwe Sachs verflocht, das volle, bedrängte Herz auszuschütten, das erschien der gebeugten Magdalene so natürlich. Mit einem Gruße, der Innigkeit und Trauer zugleich verrieth, trat das Mädchen an Frau Ferno heran.

„Was befehlen Sie, mein Fräulein," sprach die Greisin mit kalter Empfindlichkeit. „Fassen Sie sich kurz; mein Weg erfordert Eile."

Befremdet blickte Magdalene auf. „Ich sah Sie so lange nicht," versetzte sie sanft; „ich hatte auf Ihren öfteren Besuch bei mir gehofft, es giebt so viel zu erzählen, was Heinrich betrifft — — "

„Heinrich?" unterbrach Frau Ferno schneidend. „Lassen Sie die Komödie; der Besuch eines alten Weibes, wie ich bin, würde die jungen Herren, die Sie so geflissentlich aufwarten, stören, und mein Sohn, trotzdem er im Kerker sitzt, wird, wie ich schlichte Frau, mit besonderem Vergnügen auf die Ehre verzichten, daß sein Name von einer galanten Dame Ihres Faches zu allerlei Vorwänden gemißbraucht werde; — Ihre Dienerin!"

Die Alte verneigte sich und trippelte aufgeregt ihres Wegs. Magdalene fühlte sich einer Ohnmacht nahe; stumm und bewegungslos stand sie da und vermochte sich nur nach und nach so weit zu sammeln, daß sie, ohne das Aufsehen Vorübergehender zu erwecken, sich weiter schleppen konnte. Es tobte gewaltig in ihrer Brust, es glühte wie die Brandmarkung der Schande auf ihrer Stirn. Heinrich's Mutter hatte ihr ein schweres, unsäglich kränkendes Unrecht angethan; aber die alte Frau war gerechtfertigt, der Schein predigte laut gegen Magdalene. Konnte sie leugnen, den Besuch eines, in der lockeren Herrenwelt renommirten Roués häufig empfangen und eine Annäherung begünstigt zu haben? Wer hätte errathen wollen, welcher lautere Zweck dieser Annäherung zu Grunde lag, da ja das bedauernswerthe Mädchen vor Jedermann diesen Zweck verbergen mußte?

Magdalene fühlte sich außer Stande, die zufälligen Blicke der Vorübergehenden zu ertragen; sie eilte auf dem kürzesten Wege nach Hause zurück. Dort harrten drei Damen, die in Putzangelegenheiten Bestellungen zu machen gedachten. Kaum hatte Magdalene die Kundinnen in das Magazin genöthigt, als der Gärtner im Auftrage des Herrn Sachs erschien und einen Korb mit Champagner, sowie die schönsten Empfehlungen seitens des Herrn brachte. Der alte Mann richtete seinen mündlichen Auftrag mit lauter und deutlicher Stimme aus, während in seinen

Mienen ein unverkennbarer Zug der Verächtlichkeit gegen die Empfängerin lag.

Die fremden Damen blickten sich verständnißinnig an. Magdalenen's Gesicht war mit Purpurgluth übergossen, und sie vermochte, zitternd vor Erregung, kaum die Worte hervorzubringen, die den Gärtner mit seinem Geschenke abwiesen. Dieser brummte mißgestimmt etwas vor sich hin; indessen die Anwesenden entnahmen dem Gemurmel so viel, daß der Bote des Herrn Sachs die Ziererei des Fräuleins vor so vielen Zeugen wohl begreife, daß sie aber auf das Alter des Ueberbringers Rücksicht nehmen und ihm das Hin- und Herschleppen des schweren Korbes ersparen könne. Der Gärtner entfernte sich, und die Käuferinnen hatten plötzlich so mancherlei neue Wünsche für die beabsichtigten Bestellungen, daß sie es vorzogen, später wiederkommen zu wollen, und mit kaltem Gruße sich entfernten.

Diese neue Erniedrigung brach die Kraft der unglücklichen Putzmacherin; sie sank unter erstickendem Schluchzen in einen Sessel. Das Schwerste war ihr aber noch vorbehalten, der Besuch des Herrn Sachs. Siegesgewiß näherte er sich dem Mädchen, mit cynischer Frechheit erneuerte er seine Anträge ganz unverblümt, und als ihm mit eben so edler Entrüstung als Bestimmtheit die Thür gewiesen wurde, erging er sich in wilden Drohungen, und mit einem fürchterlichen Schwur, Magdalene verderben zu wollen, verließ er das Haus.

Magdalene vermochte sich anfänglich einer stummen Verzweiflung nicht zu erwehren, sie hätte sich hinausgewünscht aus diesem Erdenleben, wenn nicht die Erinnerung an den noch viel unglücklicheren Heinrich sie zum Ausharren neu ermuthigt hätte. Ihre Gedanken gewannen eine unerwartete Bahn; es war sehr viel anders mit ihr geworden. Ihr guter Ruf war befleckt, deshalb erlangte sie eine freiere Bewegung in ihren weiteren Maßnahmen. Der Bruch mit jenem elenden Sachs war geschehen, und sie vermochte nunmehr als offene Feindin und Anklägerin gegen den Verdächtigen aufzutreten. All' diese Reflexionen hielten sie in mehrstündiger Anspannung, als ein neuer, unvermutheter Gast sie störte. Der vermeintliche Criminalbeamte war eingetreten.

Magdalene zündete wegen des hereingebrochenen Zwielichts eine Lampe an. Der Ankömmling war inzwischen in ehrerbietiger Haltung an der Thür stehen geblieben und nahm jetzt auf eine einladende Handbewegung des Mädchens diesem gegenüber Platz. Mit tiefer Theilnahme blickte der Baron in das bleiche Antlitz Magdalenen's, über das ein unsägliches Weh düstere Schatten breitete, und seine Beobachtung machte ihn so befangen, daß er die Forderung der Schicklichkeit vergaß, die Beweggründe seines Kommens zu nennen.

„Sie sind sehr gütig," begann das junge Mädchen, das peinliche Schweigen endlich brechend, „sich meiner zu erinnern; Sie kommen von Herrn Sachs, und ich sehe mich gezwungen, Sie zu bitten, die Aufträge zu vergessen, die Ihnen dieser Herr in meinem Interesse ertheilte."

„Es ist lediglich meinetwegen, daß ich es wage, vor Ihnen zu erscheinen," antwortete mit ehrerbietigem Tone der Fremde. „Ich will Sie meiner Hochachtung und aufopfernden Ergebenheit versichern, und damit Sie sich von meiner Aufrichtigkeit im Vorherein überzeugen, erkläre ich Ihnen voller Beschämung, daß Paul Sachs Sie täuschte, und daß ich mich dazu hergab, diese Täuschung zu unterstützen. Ich bin keineswegs ein Criminalbeamter, sondern der Baron Vielene, ein Genosse jener Kreise, in denen Herr Sachs zu verkehren pflegt. Ich habe Sie, mein Fräulein, in einer betrügerischen Rolle meines Beistandes versichert, ich betheuere jetzt als Freiherr Vielene, — auf Edelmannsparole, mein Versprechen zu halten."

Der Baron war aufgestanden, hatte des Mädchens Hand erfaßt und küßte sie ehrerbietig.

Magdalene hatte mit Ueberraschung die Worte des Gastes vernommen, mit stets wachsendem Zutrauen blickte sie in das Auge des fremden Herrn, der heute das unsichere Wesen völlig verloren, dessen Aeußerungen und Mienen ganz Redlichkeit erschienen, und dessen Ergebenheitsversicherungen einen Hintergrund warmer Begeisterung ahnen ließen.

„Herr Baron," antwortete das Mädchen, „ich danke Ihnen für Ihre Selbstanklage. Ich nehme dieselbe gern als einen Beweis Ihrer Aufrichtigkeit an; ich wage sogar, an Ihre Freundlichkeit zu appelliren; denn ich stehe in dem Augenblick, wo die fürchterlichste Heimsuchung mich zu zermalmen droht, — ein hülfloses Mädchen allein."

Der Baron drückte mit beiden Händen die Magdalenen's und rief mit sanft bebender Stimme: „Rechnen Sie fest auf mich! Reden Sie, als ob die Tochter dem Vater gegenüberstände; ein unerklärliches Gefühl zog mich hierher, — ich will helfen, so viel es mir möglich ist und ich hoffe, ich kann helfen."

Magdalene erzählte rückhaltslos die bitteren Erfahrungen, die ihr im Laufe des Tages begegnet waren; mit stockender Stimme berührte sie den Besuch des Herrn Sachs. In den Augen des Barons flammte es zornig auf. „Weiter!" bat er, als Magdalene fortzufahren zögerte. „Weiter, unglückliches Kind! Jener Bursche täuscht sich, wenn er an dem gegebenen Worte des Barons Vielene zweifelt."

Des Mädchens Bericht flog mit Gewandtheit über die abscheulichen Zudringlichkeiten hinweg, wiederholte aber die ihr gewordenen Verwünschungen und infamen Drohungen.

Der Baron ging in heftiger Aufregung im Zimmer auf und nieder, und als Magdalene geendigt hatte, murmelte der sonderbare Gast: „Elender Bube, Du hast Dein Urtheil gesprochen; ich werde nicht rasten, bis die Entscheidung Dich trifft!"

Sodann trat er an das junge Mädchen heran und fragte mit weicher Stimme: „Und Sie fürchten die heillose Entschlossenheit Ihres Verfolgers?"

„In der That," entgegnete Magdalene, fast flüsternd, „mir graut vor diesem Menschen."

„Bauen Sie auf mich; ich werde Ihnen zur Seite stehen!"

Der Baron ließ sich auf den Stuhl nieder und versank in längeres Nachsinnen, sein wechselnder Gesichtsausdruck, die Wolken, die fast ununterbrochen über seine Augen flogen, deuteten darauf hin, daß seine Gedanken das gewünschte Ziel nicht erhaschten. Endlich sprach er halblaut für sich: „Es wird ihm schwer beizukommen sein; er ist ein gefährlicher Feind!"

„Und ich habe, wie ich während meiner Ueberlegungen entdeckte, allen Grund, ihn zu fürchten."

„Darf ich bitten, meinen Beistand nicht allzusehr zu unterschätzen?"

„O, gewiß nicht! und vielleicht verlange ich heute schon eine Probe von der Wirksamkeit Ihrer Hülfe."

„Gebieten Sie, meine Tochter,"

„Hören Sie mich zuvor. Ich erfuhr, daß mein Verlobter bei einer Confrontation mit Paul Sachs diesen als jenen Herrn wieder erkannt hatte, der ihm die der Frau Sachs gestohlene Uhr zugesteckt. Das machte mich mißtrauisch gegen Ihren Freund, und als ich nach unserem gemeinsamen Frühstück bei demselben mir die Erlaubniß erbeten hatte, das Zimmer zu sehen, wo der Mord geschehen war, spähte ich nach Spuren, die zur Entdeckung des wirklichen Mörders, denn ich schalte hier ein, daß Heinrich Ferno nimmermehr der Schuldige ist, führen könnte. Ich gewahrte einen blitzenden Gegenstand, dicht am Bette in die Dielenspalte gedrückt. Es gelang mir später, mich heimlich dieses Gegenstandes zu bemächtigen, und ich hatte, einer trügerischen Ahnung nachgebend, die Schwäche, denselben an mir zu behalten und mit hierher in meine Wohnung zu nehmen. Der Fund besteht in einem goldenen Manschettenknopf; man könnte mich nunmehr des Diebstahls zeihen und überführen. Deshalb treibt mich die unsäglichste Unruhe, den Knopf seinem Besitzer wieder zurückzustellen, und da Sie, Herr Baron, zu den täglichen Gästen des Herrn Sachs zu gehören scheinen, so dürfte es Ihnen ein Leichtes werden, den gefahrdrohenden Knopf unbemerkt bei Herrn Sachs niederzulegen. Nicht wahr, Sie erfüllen die Bitte eines bangenden Mädchens Angesichts der Drohungen eines zu Allem entschlossenen Verfolgers."

Des Freiherrn Gesicht verklärte sich, indem er erwiderte: „Der Auftrag ist so leicht erfüllbar, und ich freue mich, Ihrer Zufriedenheit über die gewissenhafte Ausführung gewiß sein zu können."

Magdalene eilte an eine Kommode und überreichte dem Baron das in Seidenpapier sauber gehüllte Knöpfchen. Dieser löste die Hülle und bemerkte listig schmunzelnd: „Das Papier könnte eine Verrätherrolle übernehmen, wenn ich in der Zerstreutheit bei gekommenem, günstigem Augenblick es abzuwickeln vergäße."

Inzwischen hatte der Baron gleichmüthig das Papier beseitigt und streckte alsdann, zwischen zwei Fingern haltend, den Arm über den Tisch

nach dem Lichte hin, um die Façon des Manschettenknopfes zu betrachten, während er mit der anderen Hand nach dem Zwicker griff, um das Auge zu bewaffnen. „Eine Lappalie, eine wahre Lappalie," sprach er zu Magdalene, „und dennoch billige ich Ihre Vorsicht vollkommen; Bosheit schmiedet aus den geringfügigsten Dingen vernichtende Waffen — —"

Da sprang plötzlich der Baron, wie von einer fürchterlichen Erscheinung aufgejagt, so heftig empor, daß der Zwicker, schrill klirrend, gegen die Uhrkette schlug. Mit einem von Entsetzen bleichen Antlitz, mit gewaltsam hervorquellenden Augen starrte er auf das ebenfalls erschreckte Mädchen. Endlich löste es sich klanglos, aber streng und erschütternd von seinen bebenden Lippen: „Wer gab Ihnen das?" Und die zitternde Hand hielt den Manschettenknopf der Gefragten entgegen.

Magdalene wiederholte mit allen Einzelheiten das bereits Erzählte und gewann bei dieser Mittheilung immer mehr ihre Fassung und das schöne Vertrauen zur Wahrheit wieder.

Der Baron horchte gespannt, als fürchte er, daß ihm ein Laut entschlüpfen könnte, und als das Mädchen geendet, rief er im mildesten Tone: „Sie lügen nicht! Nein! nein! Die Wahrheit führt eine so eigene Sprache, daß alle Kunst im Trug zu Schanden wird, ihr nachzuahmen. — Am Bette fanden Sie das Knöpfchen? So glaube ich, sagten Sie?"

„Ja."

„Und das war gestern? Nicht so?"

„Gestern."

Der Baron steckte den Manschettenknopf zu sich; dann bedeckte er mit beiden Händen sein Gesicht und saß lange mit niedergebeugtem Kopfe in dieser Stellung. Magdalene wagte nicht, den Gast in seinem Nachsinnen zu stören.

Endlich erhob sich der Baron; sein Gesicht hatte einen verklärten und dabei sanft wehmüthigen Ausdruck angenommen. „Treten Sie näher zu mir, mein Kind," bat er und ergriff Magdalenen's Hand. „Magdalene," fuhr er fort, „ich fand einstmals, das Schicksal habe meine Seele zerrissen und die Welt keine anderen Ansprüche an mich, den Menschen, als daß ich ihr meine Existenz abstehle. Ich schlemmte von einem Tage zum anderen, schlüpfte den schwindelndsten, grauenhaftesten Abgründen vorüber, und meine Seele erwachte nicht mehr. Da sah ich Dich, meine Tochter, um Dich zu verderben, und alte, alte Erinnerungen klopften an das Grabgewölbe in meiner Brust. Da schüttelte die Seele den Schlaf aus den Augen und sie begann wieder zu leben; es regte sich in ihrer Werkstatt, sie hämmerte, erst mit matter Hand, dann mit immer kräftigeren Armen, Entschlüsse, und so kam ich heute Abend zu Dir, Magdalene. Da zog durch die verkümmerte Seele ein thausprühendes Lenzwehen, und ihr Flügelschlag fing an, die Kraft zu erproben. Theures Kind, Dein Bräutigam ist gerettet! Die Vorsehung bedurfte meiner für diesen Augenblick: deshalb litt sie, daß meine Seele so lange in Erstarrung lag; sei glücklich mit ihm! Ich segne Dich als ein alter Mann, der Dich wie eine Tochter

liebt, und der mit tiefem Schmerze sich von Dir reißt, um Dich nie wieder zu sehen!"

Leise zog er das Mädchen an seine Brust und legte die rechte Hand auf ihr Haupt; dann trat er jäh zurück, langte nach seinem Hut und mit dem Rufe: „Jetzt zu Paul als ein Strafgericht!" stürzte er zur Thür hinaus.

Magdalene war wie betäubt zurückgeblieben, es lag so viel Ueberraschendes, so viel Räthselhaftes in dem ganzen Beginnen des eigenthümlichen Gastes, aber in Allem spiegelte sich eine so warme Sympathie für ihre Person wider, daß die kühnsten Hoffnungen mit neuer Gewalt sich plötzlich wieder Bahn brachen, und eine frohe Zuversichtlichkeit den vorher so niedergebeugten, moralischen Muth erfrischte. Die Scene, die soeben der verhängnißvolle Manschettenknopf hervorgerufen, hatte sie furchtbar aufgeregt, und dies trieb Magdalene auf die Straße hinaus; es litt sie nicht in dem engen Raume.

Völliges Dunkel war bereits eingetreten; der Tagesverkehr hatte seinen Abschluß schon gefunden und das unfreundliche Wetter machte die von spärlichen Gaslaternen erleuchteten Straßen ziemlich still. Die tiefverhüllte Gestalt Magdalenen's huschte von Straße zu Straße. Endlich machte das Mädchen Halt; es war vor dem Sachs'schen Hause. Vorsichtig wählte sie dicht an dem Gebäude eine Stelle, auf die der tiefste Schatten fiel, und hier faßte Magdalene Posto. Regungslos stand sie da; aber ihre Brust hob sich gewaltig unter der Last einer großen Aufregung.

Neuntes Kapitel.

Im Hause des Herrn Paul Sachs war es seit den späten Nachmittagsstunden ziemlich unruhig zugegangen. Der junge Herr kehrte beim Zwielicht von einem Gange in die Stadt zurück; er klingelte mit Heftigkeit dem Gärtner. Der alte Mann, der sich unter dem neuen Regiment in fortwährender, ängstlicher Aufregung befand, trabte durch den Corridor, um dem Rufe der Klingel zu folgen. Ehrerbietig blieb er an der Zimmerthür stehen.

Paul Sachs maß mit heftigen Schritten das Zimmer und schien den Diener nicht zu gewahren, dann blieb er an der einen Wand der Stube stehen und, als wolle er seinen Gedanken eine Ableitung schaffen, trommelte er mit den Fingern an die Tapeten.

„Das ist eine Holzwand?" sprach er.

Der Gärtner glaubte, diese Frage sei an ihn gerichtet, und erzählte nun mit großer Umständlichkeit, daß früherhin hier eine Art Saal gewesen, und daß Frau Sachs den Saal durch eine leichte Bretterwand in zwei Gemächer habe scheiden lassen.

Paul hörte mit halbem Ohre dem Berichte zu; plötzlich unterbrach er den Gärtner: „Alter Schwätzer," rief er und stellte sich dicht vor den Diener hin, „um mich zu langweilen, schnurrt Deine Zunge ohne Ende wie ein

Maschinenrad; aber bindet Dir Dein Herr einen Vertrauensauftrag auf die Seele, so ist Deine Zunge schwerfällig wie eine Chausséewalze. Mache Dir aber bei Leibe keine Illusionen! Ich jage das Gesindel, das sich meinen Wünschen nicht fügt, ohne Erbarmen auf die Straße."

Der Gärtner war bestürzt einen Schritt zurückgetreten, aber der junge Herr rückte ihm wieder näher und schnaubte: „Ich kenne Euch Gelichter, das sich an anderer Leute Tisch mästet, — vor den Augen der Herrschaft den lieben Gott im Munde, Augenverdrehen und kriechende Demuth! hinter dem Rücken aber Verrath, Lüge, Selbstsucht und Dieberei! Warum brachtest Du gegen meinen Befehl den Champagner zurück? Warum warntest Du mich nicht vor der spießbürgerlichen Exaltation jenes Frauenzimmers, der Putzmacherin, und ließest mich blind dorthin rennen, um mich schimpflich abweisen zu lassen?"

„Das that sie?"

„Einfältige Frage! Als ob Du nicht gehetzt hättest, als ob nicht von Euch Beiden ein Skandal verabredet gewesen wäre!"

„Herr, ich bin unschuldig dabei!" antwortete jetzt der alte Mann mit furchtloser Stimme. „Ach, und es ist mir so lieb, daß ich daran keinen Antheil habe!"

„Willst Du vielleicht behaupten, Du habest sie zuzureden versucht?"

„Herr Sachs, mein Name besitzt schon zu lange einen ehrlichen Klang, als daß ich ihn durch Kuppeleigewerbe Preis geben möchte!"

Jetzt unterzog sich der Herr der Bemühung, einen Schritt zurückzutreten; mit erhobenen Fäusten und mit knirschenden Zähnen starrte er den Gärtner an, der nunmehr, nachdem die längst geahnte Katastrophe über ihn hereingebrochen, eine völlig unerschrockene Haltung, die des redlichen Mannes, bewahrte.

„Elender!" brüllte Paul endlich auf; „fort aus meinen Augen, oder ich erwürge Dich! Morgen früh bringe Dein Quittungsbuch, und schere Dich alsdann zu allen — — —!"

Der Greis ließ den Wüthenden nicht aussprechen und entfernte sich mit festen Schritten. Franz suchte sein Zimmer auf, und natürlicher Weise beschäftigten sich seine Gedanken mit der oben erwähnten Scene. Wie trostlos nun auch die nächste Zukunft für ihn stand, da er sich über die Schwierigkeiten nicht täuschte, die einem Mann in seinem Alter zur Erlangung eines neuen Dienstes entgegentreten mußten, — so fand er doch eine gewisse Beruhigung darüber, aus den jetzigen unerträglichen Verhältnissen scheiden zu können. Während er sich in diesen Betrachtungen verlor, glaubte er zu vernehmen, daß der junge Herr das Haus verließ. Franz durfte voraussetzen, daß, wie dies bisher geschehen, Herr Sachs vor später Nachtstunde nicht heimkehren werde, und nahm sich allsogleich vor, die Wohnungsräume zu durchmustern und, wo dieses nöthig, mit ordnender Hand einzugreifen, um dem Dienstnachfolger keine Gelegenheit zu übler Nachrede zu lassen.

Mit Emsigkeit eilte er von Zimmer zu Zimmer und meinte, hier einen

Teppich gerade legen, dort ein Stäubchen abnehmen oder eine Vase ein wenig schieben zu müssen. Stunden enteilten in dieser Beschäftigung, und Franz befand sich gerade in dem Zimmer, in welchem er heute Nachmittag seinen Abschied erhalten, als die Hausthür aufging. Franz horchte auf; er vernahm das Geräusch der Tritte einer Person im Hausflur, die den Corridor bald erreichte und erkannte an diesen Schritten seinen Herrn. Dieser mochte etwas vergessen haben, was die unvermuthete Rückkehr veranlaßt hatte. Franz verspürte einen tiefen Widerwillen, sich der Brutalität Paul's auf's Neue auszusetzen, und schlüpfte auf den Zehen in das durch eine Bretterwand abgetrennte Gemach, die Thür leise hinter sich verschließend.

Paul trat im nächsten Augenblick in der That in sein Wohnzimmer. Franz lauschte und unterschied deutlich, daß sich der junge Herr eine Lampe anzündete, sich auf einen Divan warf und nach Zeitungsblättern griff; also gedachte er, nicht so schnell wieder fortzugehen. Der alte Gärtner wagte kaum zu athmen; er befand sich in der verdrießlichsten Lage; er war ein Gefangener, da ein Ausgang aus seinem Gefängniß nur durch Paul's Zimmer oder durch das, allerdings parterre gelegene Fenster führte.

Franz harrte schon fast eine halbe Stunde; sein gefürchteter Nachbar regte sich nicht, da klingelte es an der Hausthür; das Mädchen öffnete. Die Tritte eines Mannes suchten Paul's Zimmer, und „guten Abend“ ruft es nebenan. Franz erkannte an der Stimme den Baron Vielene.

Der Baron war, wie er es ausgesprochen, von Magdalenen's Wohnung zu Paul Sachs geeilt. Letzterer blickte beim Eintritte des Gastes ziemlich finster über das in den Händen haltende Journal auf den neuen Ankömmling. Ohne sich von seinem Sitz zu rühren, erwiderte er auf den Gruß in empfindlicher Weise: „Ich könnte nicht behaupten, daß Du mir zu gelegener Zeit kommst.“

Der Baron schob sich einen Sessel in die Nähe Paul's und schien eine neue Aeußerung seines Freundes erwarten zu wollen. Herr von Vielene hatte, bei seiner Charakteranlage, auf dem Wege von Magdalene bis hierher alle Bedenken hervorgesucht, die der Ausführung seiner Absicht gegen Paul entgegentreten könnten und war zu dem Entschlusse gekommen, nicht mit der Thür in's Haus fallen zu wollen, sondern im Laufe des Gesprächs einen Moment zu erwischen, der ihn zur Lösung seiner Aufgabe anrege und begeistere.

Paul Sachs experimentirte dahin, den Baron mit dessen verfänglichen Andeutungen durch hochmüthiges Betragen einschüchtern zu müssen, und er hielt es augenblicklich für wohlangebracht, den Gast völlig zu ignoriren; so saßen die beiden Männer mehrere Minuten schweigend gegenüber.

Endlich riß Paul die Geduld. „Ich hatte bereits die Ehre,“ sagte er trocken, „Dir zu bemerken, daß Dein Besuch mir ungelegen kommt.“

Der Baron kämpfte sichtlich, um Selbstbeherrschung zu gewinnen, dann

entgegnete er eben so trocken: „Ich bitte, Dich über diese kleine Fatalität hinwegzusetzen.“

„Nun, dann wisse, daß ich in der nächsten Minute anderswo erwartet werde, und diese Angelegenheit unaufhaltbar ist.“

„Du bleibst hier, Du opferst mir diesen Abend,“ erwiderte der Baron mit einer Bestimmtheit, die Paul an demselben noch nie wahrgenommen hatte, und als der junge Mann betroffen in das Auge seines Gastes blickte, da strahlte ihm der erhabene Glanz entgegen, den nur die Begeisterung für einen festen Entschluß ertheilt. Paul bebte unwillkürlich; aber er faßte sich und fragte verstimmt: „Deine gesellschaftlichen Formen werden immer eigenthümlicher, ein Unbefangener könnte behaupten, Du habest sie dem Irrenhause entlehnt; ich nenne das blos unverschämt. Ich erkläre Dir nochmals: ich will fort.“

„Hast Du anderwärts noch einen Korb zu holen?“ fragte der Baron maliciös.

„Schon ausspionirt? — Bravo! Baron, an Dir ist ein Leithund verloren.“

„Ich hatte es Dir doch verboten! — Du hättest Dir die Blamage ersparen können.“

„Du siehst, was mir Dein Verbot gilt, und Du wirst gar zu bald erfahren, daß ich dennoch mein Ziel erreichen werde.“

„Von Deiner letzteren Behauptung bin ich eigentlich nicht sehr überzeugt.“

„Das hängt von Deiner Liebhaberei ab.“

„Die Blamage, Paul,“ wiederholte der Baron nachdenklich; „die Blamage, und was sich ihr nachschleppt, ist nicht mehr zu repariren.“

Der junge Mann faßte die Aufrichtigkeit der Betrübniß in diesen Worten des Barons auf, und, dieselbe falsch auslegend, vermeinte er, Letzteren für sich gewinnen zu können.

„Sie wird reparirt, Baron,“ versetzte Paul mit erhöhter Stimme.

„Du traust Dir zu viel zu.“

„Zwei Leidenschaften, flammende Liebe und rasender Haß der Beleidigung, sind mir Rathgeber gewesen, und ich versichere Dir: Was ich will, habe ich trefflich eingefädelt.“

„Du spannst meine Neugier, aber entkräftest meine eigenen Anschauungen nicht.“

„Die Dirne wird mein! sage ich Dir; — sie muß erst erniedrigt werden und wird dann freiwillig in meine Arme fliegen. Du weißt, daß ich allzeit darauf gehalten habe, ein paar tolle Jungen an der Hand zu haben, die für baar Geld ihre ehrliche Geburt der eigenen Mutter öffentlich abschwören würden. Zwei derselben erwarten mich zu einer kleinen Straßenposse. Sie treten als Käufer in den Putzladen der spröden Magdalene, beginnen dort einen Zwist miteinander, der nach und nach in eine Prügelei ausartet, die auf der Straße mit möglichstem Gelärme fortgesetzt wird. Andere Freunde gesellen sich zu den Kämpfenden, bis ein Straßen-

auflauf fertig ist, und all' die Neugierigen durch geschickte Zwischenträger erfahren haben, daß sich unglücklicher Weise zwei Liebhaber gleichzeitig bei der Putzmachermamsell eingefunden hatten, und tolle Eifersucht den Skandal verursacht habe. Morgen liest man in unserem Blatte diese Notiz, für deren Erscheinen ein Reporter, den ich mit einem Friedrichsd'or bis zu einer Vergötterung meiner Wenigkeit begeisterte, prompt sorgen wird."

Mit triumphirender Miene hielt Paul dem Baron ein Blatt Papier hin, und Letzterer las eine detaillirte Beschreibung des Vorfalls, und zwar ging dieselbe von dem Gesichtspunkte aus, daß die Galanterien der Putzmacherin die eigentliche Schuld des obscönen Skandals trugen. Der Artikel schloß mit der hämischen Bemerkung: „Bekanntlich rühmt sich das „vielgeliebte," saubere Fräulein Baldauf, die Braut des Raubmörders Ferno zu sein."

Der Baron starrte nachdenklich auf das Schriftstück, während Paul eifrig fortfuhr: „Du begreifst, mit der Brandmarkung des Rufes ist der Ruin des Kredits und Geschäfts verknüpft. Für den Skandal, den ich der hochmüthigen Tugendheldin heute Abend arrangire, findet sich kein anderer Richter, vor dem sie sich zu rechtfertigen vermöchte, als die öffentliche Meinung, und diese ist für ein vorgefaßtes Urtheil leicht empfänglich und alsdann unwandelbar. Die Schande, und wenn sie auch eine unverdiente, und der Hunger werden mir das Geschöpfchen bald in meine Arme hetzen."

„Schlau! Verdammt schlau!" fiel ihm der Baron in's Wort.

„O, in dergleichen Sachen rühme ich mich einiges Talentes! Aber jetzt weißt Du Alles, und ich muß eilen; es ist fast neun Uhr, meine Bursche erwarten mich." Paul stand bei diesen Worten auf.

„Rühre Dich nicht von der Stelle, Bube!" rief der Baron und langte seinen Revolver hervor. Herr Sachs sah, von der wie ein Vulcan grollenden Stimme betroffen, etwas zaghaft in das Gesicht des Gastes, welches eine grausame Strenge ankündigte. Mechanisch fuhr Paul in den Divan zurück, und sein Blick flog verlangend nach den an der Wand hängenden Pistolen.

Dem Baron war dieser Blick nicht entgangen und, kaltlächelnd, sagte er: „Mich führte keine Laune zu Dir, und Gäste mit Absichten wie ich, brauchen Vorsicht. Schon bei meinem Eintritt in dieses Zimmer bemerkte ich, daß Du Deine Pistolen frisch geladen und mit Kupferhütchen versehen hattest; deshalb wählte ich mir diesen Platz zwischen jener Wand und Dir. Du wirst mir zuerkennen, daß ich Dich nicht unterschätze."

Paul athmete mit hochklopfender Brust; eine fieberhafte Röthe machte sich nach und nach auf seinen erdfahlen Wangen Platz; dennoch verrieth sonst Nichts die peinigende Unheimlichkeit, die ihn plötzlich beschlich, und er versetzte mit klangloser Stimme: „Ich wiederhole Dir, Deine unverständliche Renommistenrolle langweilt mich sträflich; nun hast Du gar

den Revolver zur Hand genommen, und ich weiß schon, daß Du mir eine moralische Vorlesung zugedacht hast. Wohlan, ich ergebe mich mit Todesmuth diesem drohenden Schicksal; aber ich bitte Dich, fasse Dich kurz! Du kennst die Angelegenheit, die mich ruft und die mir kurzweiliger erscheint, als die Tugendhymnen einer schäbigen und löcherigen Seele Deiner Art."

Der Baron blieb gelassen, er nahm seinen Freund scharf in's Auge und begann:

„Vor länger als einem Jahre befandest Du Dich in der dringendsten Geldverlegenheit. Seltsamer Weise wurde zu derselben Zeit bei Deiner Tante, der Wittwe Sachs, ein schwerer Diebstahl verübt; ebenso seltsam bescheerte Dir das Schicksal zu derselben Minute eine erkleckliche Summe Geldes, und doch lebtest Du nur von der Mildthätigkeit dieser Tante, und dieser war ja Alles geraubt worden, womit sie Dir beizustehen vermocht hätte — "

„Herr Baron, ich vergesse — — — "

„Ruhe! Glücklicherweise wurde der Dieb gefaßt; eine Deiner Tante gehörige Uhr hatte den Tölpel verrathen. Er brachte zum Beweise seiner Unschuld den lächerlichen Einwand vor, ein fremder Herr habe ihm die Uhr heimlich zugesteckt. Der Dieb hat bekanntlich seine Strafe verbüßt und nun, denke Dir, hat er jenen fremden Herrn gefunden."

Paul bewegte sich unruhig im Divan und stammelte: „Und nun — "

„Der fremde Herr — und der Dieb bist Du!" donnerte der Baron.

Der arme Sünder zuckte in sich zusammen, sprang dann plötzlich empor und wollte sprechen, ohne mehr als ein Keuchen vorzubringen.

„Setze Dich, Elender! — setze Dich und schweige!"

Paul gehorchte, und sein unbeugsamer Gast fuhr fort: „Vor Kurzem war Deine pecuniäre Lage wieder eine mehr als verzweifelte geworden, Dein Kredit völlig versiegt, und ein nicht unbegründetes Gerücht wollte von falschen Wechseln wissen, die sich Deiner Geschicklichkeit rühmten; Du schworst mir, Deine Tante müsse Dir helfen. Wir trafen uns, nachdem Du Dein Anliegen bei Deiner Tante vorgebracht, Du wichest meinen neugierigen Andeutungen aus. Wir flanirten durch die Straßen; in dem Schaufenster eines Juwelierladens bemerktest Du zwei Manschettenknöpfchen, die mit Veilchen in Emaille verziert waren. Diese Knöpfe gefielen Dir ungemein, und da Du Dich nicht gewöhnt hast, Dir etwas zu versagen, bestimmtest Du mich, Dir das Geld für die Knöpfe auszulegen; noch in dem Laden selbst schmücktest Du Deine Manschetten mit diesen Veilchenknöpfen. Ich sah aber an Deinem Geldmangel, daß die Bitte bei Deiner Tante einen schlechten Erfolg gehabt hatte. — Wir blieben für den Verlauf des ganzen Tages zusammen, am Abend zeigtest Du eine auffallende Aufregung, die sich mehr und mehr verstärkte, Du liehst Dir von mir einige Thaler, um Dich bei

dem Spiel betheiligen zu können, Du spieltest schlechter als je und gingst früher als gewöhnlich nach Hause."

Paul wollte ihn unterbrechen, aber ein finsterer Blick seines Peinigers schreckte ihn zurück.

„Du hattest Dich kaum ein Stündchen entfernt, da hielt es mich zwischen den Spielgenossen nicht mehr. Deine Unruhe ließ mich befürchten, Du könntest beschlossen haben, Dir ein Leides anzuthun. Ich begab mich nach Deiner Wohnung und klopfte vergeblich; endlich hatte sich Dein Diener ermuntert, der mir schlaftrunken meldete, er habe Dich das Haus wieder verlassen hören. — Du hattest übrigens nicht nöthig, einen Selbstmord zu begehen; denn gerade in derselben Nacht wurde Deine Tante ermordet, und — Du, als Erbe, — warst gerettet!" — — —

„Vortreffliche Kombination," gurgelte Paul hervor, während seine Zähne klappernd aneinanderschlugen.

„Höre weiter! Ich wußte in der Nacht von Deiner sonderbaren Rettung Nichts, und die Besorgniß trieb mich bei Zeiten wieder in Deine Wohnung. Ich fand Dich, trotz der ziemlich frühen Stunde, schon wieder in frischer Toilette. Du hattest Aerger mit Deinem Diener; einer der Veilchenknöpfe war abhanden gekommen, und Du schobst den Verlust der Nachlässigkeit des Bedienten zu. Als dieser lebhaften Einwand erhob, schleudertest Du ihm den Vorwurf an den Kopf, daß Du längst seine fortgesetzten Diebereien bemerkt habest. Der also Beschimpfte wahrte mit äußerst freimüthigem Wort seine Dienerehre, und Du entließest ihn sofort seines Dienstes. Zu meinem Erstaunen tratest Du an Dein Cylinderbüreau, öffnetest eine mit Gold wohlgefüllte Schublade und zahltest dem Diener rückständiges Lohn für zwei Monate und eben so das für die nächsten vier Wochen. Meine Besorgnisse der Nacht waren nunmehr gewichen, und ich verabschiedete mich. Da hörte ich später von der Ermordung der Wittwe Sachs, und ich gestehe Dir, — mir flog plötzlich etwas Grausenhaftes durch die Seele!"

Paul hatte mit Aufmerksamkeit der Erzählung des Barons gefolgt, sein Auge verlor nach und nach die zaghafte, matte Umschleierung, und der Blick richtete sich stechend auf den fürchterlichen Ankläger.

„Sie erschöpfen meine Geduld mit Ihren Phantasiestückchen, Herr von Vielene," schrie er empfindlich auf. „Ich bitte mir ernstlich aus, mich nicht länger zu ermüden, oder Ihre Luftgebilde wenigstens durch thatsächliche Beweise genießbar zu machen. Sie sehen mich am Morgen jener unglücklichen Nacht im Besitz von Geld und hatten von einem schlaftrunkenen Lakai am Abend vernommen, er habe gehört, ich sei wieder ausgegangen; was sagen Sie nun zu Ihrem Scharfsinn, wenn ich Ihnen erkläre, daß ich in jener Nacht meine Wohnung nicht verlassen habe, daß ich absichtlich Ihr Pochen überhörte, daß ich absichtlich meinen Diener vermuthen lassen wollte, ich sei ausgegangen, und dies Alles, um mir Geld zu verschaffen. Als ich nämlich mit Hülfe meiner edlen Freunde," — und hierbei machte Paul eine malitiöse Verneigung gegen den Baron

— „das väterliche Vermögen ziemlich ruinirt hatte, glaubte ich mir wenigstens ein Restttheilchen sichern zu müssen, mit dem ich schlimmsten Falles nach einem fremden Welttheil auswandern und anderwärts mir den Beginn zu einer Zukunft zu gründen vermocht hätte. Dies bescheidene Kapital mußte ich vor den Anwandlungen meines Leichtsinnes sicher stellen, und deshalb wies ich diesem Nothpfennig einen Platz an, der eine vielstündige, mühselige Arbeit erforderte, um zu ihm zu gelangen. Sie hatten Recht, Herr Baron, ich befand mich in einer verzweifelten Lage, Dank der honetten Gesellschaft, die mich auszuplündern verstanden, und es war keine Anwandlung des Leichtsinnes, die mich in der fraglichen Nacht mein Schatzkämmerlein erbrechen ließ."

„Du zeigst eine anerkennenswerthe Gewandtheit im Märchenerfinden; ich setze ein anderes Märchen dagegen, und ich wette, Du nennst meine Erfindung eine Lüge, weil das Märchen so haarscharf mit der Wahrheit zusammenpaßt. Am Nachmittag vor der Mordnacht kauften wir, wie gesagt, die Veilchenknöpfe; am Abend beim Spiel ließest Du die geschmackvollen Dinger auf meine Bitte unsere Spielkollegen bewundern. Am andern Morgen jagtest Du Deinen Diener fort, weil Dir einer der Knöpfe abhanden gekommen war. Und — der verlorene Veilchenknopf ist gefunden; — gefunden am Bette der Ermordeten! — Wie gelangte der verhängnißvolle Knopf in jener Nacht an jene Blutstätte? — Du bist der Mörder!"

Paul Sachs wischte sich Tropfen kalten Schweißes von der Stirn, sein Gesicht hatte eine leichenähnliche, grünliche Blässe erhalten, und ununterbrochene, unwillkürliche Zuckungen entstellten es bis zum Grauenhaften. Plötzlich schnellte er empor, und angsterstickt flehte er: „Bei Allem, was Dir heilig ist, schweige! — Man behorcht uns! — Hast Du das Geräusch im Nebenzimmer vernommen?" —

Beide Männer lauschten, und nach einigen Sekunden fuhr der Baron fort: „Dein böses Gewissen täuscht Dich; — das Geräusch kommt von der Straße."

Paul schien dieselbe Wahrnehmung gemacht zu haben, und, darüber versichert, fragte er jetzt voll Eifer: „Wo ist der Knopf?"

„In meiner sicheren Aufbewahrung!" entgegnete der Baron.

Herr Sachs athmete tief auf; er fand eine Beruhigung in dieser Erklärung, und nachdem er wieder Platz im Divan genommen, begann er: „Verständigen wir uns, Baron. Die Art und Weise Deiner Beweisführung muß den Unbefangensten verwirren. Ich danke Dir übrigens, Du hast durch Deine Argumentation mich darauf aufmerksam gemacht, daß ich bei der fatalen Mordgeschichte kompromittirt werden könnte; wir kennen uns zu gut, als daß ich daran zweifeln dürfte, worauf es bei Dir abgesehen ist. Du hältst die Idee des Kommunismus für ein berechtigtes Gesetz zwischen Freunden, und Du willst Deinen Antheil an dem Vermögen des reich gewordenen Paul Sachs. Gut! Ich schenke Dir

10,000 Thaler und rechne dafür auf Deine immerwährende Brüderlichkeit."

Der Baron verzog bei diesem Anerbieten keine Miene seines Gesichts; mit kalter Ruhe versetzte er: „Ich stellte mir andere Bedingungen zusammen."

„Nimmersatt!" schrie Paul auf, „denkst Du, ich hätte eine Million ererbt?"

„Ereifere Dich nicht! Mein bestimmter Wille fordert Folgendes: Du benutzest diese Nachtstunden, um schriftlich zu bekennen, wie Du der Dieb an Deiner Tante wurdest, wie Du es anstelltest, einen Unschuldigen dafür bestrafen zu lassen, wie Du sodann Deine Tante ermordet hast. Dieses Bekenntniß sendest Du morgen in der Frühstunde in meine Wohnung, wo, wohlverstanden, meine Wirthin zur Empfangnahme des Briefes instruirt sein wird. Ich werde sodann das Schriftstück genau prüfen, und erfüllt es die Bedingungen, um auf Grund derselben dem unschuldig verhafteten Ferno den Kerker zu öffnen, so gewähre ich Dir drei Tage Zeit, während welcher ich selbst mich überdies unsichtbar zu machen wissen werde, damit Du von Deinem Immobiliarvermögen so viel als möglich zusammenraffen und Dich in den nächsten Hafenplatz auf ein Schiff zur Reise nach einem überseeischen Lande begeben kannst. Schickst Du mir bis morgen früh das ausführliche Bekenntniß Deiner Schuld nicht, so geschieht meinerseits sofort die nöthige Anzeige an die Staatsanwaltschaft, und Dir geht alsdann die zu einer erfolgreichen Flucht benöthigte Zeit verloren. Jetzt kennst Du meine Befehle, an denen, auf Edelmannsparole, kein Titelchen geändert wird; entscheide selbst über Dein Schicksal."

Der Baron stand auf, auch Paul wollte sich erheben, aber sein strenger Richter warnte: „Rühre Dich nicht, bevor ich dies Zimmer verlassen habe, oder, sei versichert, Du stürzest unter den Kugeln meines Revolvers."

„Aber, Baron," rief Paul zerknirscht, „Deine bloßen Vermuthungen machen mich noch nicht zum Verbrecher; bleibe — rede — ich versichere —"

Der Baron verließ die Stube, und seine Tritte verhallten im Corridor.

Der entlarvte Verbrecher blieb allein zurück, in höchster Aufregung stürzte er bald an die Fenster, bald an die Thür, um den Weggehenden zurückzurufen; bald blieb er mit geballter Faust und zähneknirschend vor den Pistolen stehen. Nur nach und nach gewann er die Ruhe zur Erwägung seiner Lage. Er wußte, daß der Baron, wie alle schwankenden Charaktere, dann und wann an Ideen mit einer Zähigkeit festhielt, die Nichts erschütterte, und daß ihm eine Versicherung auf „Edelmannsparole" so viel galt, als der heiligste Eid. Aber die kurzbemessene Zeit drängte zu einem schleunigen Entschluß, und das Gerathenste blieb vorläufig, durch ein schriftliches Bekenntniß den Baron zufrieden zu stellen. Paul eilte an das Büreau und schickte sich zu der entsetzlichen Arbeit an; mehrfach setzte er die Feder zum Schreiben an, und eben so oft warf er sie

wieder nieder. Endlich fand er die Selbstüberwindung, sein eigenes Todesurtheil zu schreiben.

Es gab zwei Personen, die ein besonderes Interesse an der Unterredung zwischen Paul und dem Baron gehabt. Draußen auf der Straße stand, langsam aufathmend, Magdalene, und im Nebenzimmer harrte der Gärtner Franz als Gefangener in der peinlichsten Unruhe. Die dünne Bretterwand machte ihn zum unfreiwilligen Ohrenzeugen der ganzen Unterredung zwischen den beiden Herren; mit fieberhafter Spannung folgte er der Anklage des Barons. Franz glaubte sich verloren, wenn er als Lauscher entdeckt würde; die Todesangst hielt ihn nicht länger an seinem verhängnißvollen Posten. Am ganzen Körper zitternd, aber gespensterhaft leise, schlich er an's Fenster, das er öffnete, und aus dem er sich auf das Straßensteinpflaster schwang.

„Halt!" rief es leise hinter ihm her. „Halt! Halt!" Der Gärtner wendete sein Gesicht, und er gewahrte eine vermummte, weibliche Gestalt, die ihn festhalten zu wollen schien.

„Um Gottes Willen, Halt!" bat das Weib von Neuem.

Franz, noch immer unter dem Eindrucke des Entsetzens, blieb zögernd und zweifelnd stehen.

„Was ist geschehen? — Sprechen Sie! — Ein neuer Mord?"—fragte das Weib.

„Ah! Sie sind es, Fräulein Baldauf," antwortete der Gärtner beruhigter. „Gott sei Dank! nun bin ich gerettet." Er seufzte tief auf. „Kommen Sie, Fräulein! Kommen Sie! Fliehen wir die Höhle des Mörders! Hören Sie! O, es ist fürchterlich!"

Er zog das Mädchen stürmisch mit sich fort, und während die Beiden ziellos in die Straßen hineinliefen, entlockte Magdalene aus einzelnen, abgerissenen Sätzen ihres Begleiters, was derselbe erlauscht hatte.

Das Mädchen glaubte, jetzt schnell handeln zu müssen, und ihrem Zureden gelang es, daß Franz seine Aufregung einigermaßen beherrschte und sich auch entschied, sofort vor einem Criminalbeamten das zu wiederholen, was er gehört habe. — —

Paul hatte mittlerweile soeben seine vorläufige Hauptaufgabe, die Werthsachen zusammenzuraffen, vollendet; mit peinlicher Ungeduld warf er einen Blick durch die Fensterscheiben in die Nacht; er hätte gewünscht, den Morgen zu sehen, um den Verkauf der Hypotheken sofort bewerkstelligen zu können. Mit verschränkten Armen stand er vor seinen Schätzen, die vom Unsegen des Raubmordes gebrandmarkt waren, und verlor sich in Sinnen; ein Geräusch auf der Straße weckte ihn aus seinen Träumen. Gespannt und von plötzlicher Furcht beschlichen, starrte er wieder durch das Fenster; da vernahm er aus der Nachbarschaft das Klopfen an einen Fensterladen und die durch die Ferne gedämpfte Baßstimme des Wächters: „Halb zwei Uhr!" Der Nachtbeamte erfüllte seinen Auftrag.

Paul drückte krampfhaft seine Augen zu. „Halb zwei!“ seufzte er, und ein Frösteln schüttelte seine Glieder wieder.

Da klingelte es heftig an der Hausthür; erschreckt fuhr er zusammen. Er hat nicht den Muth an's Fenster zu treten, um sich nach der Störung zu erkundigen. Am ganzen Körper bebend, mit gesträubtem Haar lauscht er eingehaltenen Athems; er vernimmt, wie das Mädchen über den Corridor zur Hausthür eilt und öffnet; der eherne Tritt mehrerer Männer hallt durch das Haus. Das elektrisirt den Verbrecher, der sein Geheimniß nicht mehr sein eigen weiß und dessen Gewissen nunmehr überall Gefahr wittert. Er schnellt an die Stubenthür, die er verschließt. Wieder horcht er gespannt auf den Schall der Tritte, die Männer nahen sich seinem Zimmer; — eine Hand versucht zu öffnen. „Im Namen des Gesetzes,“ befiehlt eine strengtönende Stimme, „machen Sie auf!“

„Verrathen!“ stöhnte Paul und springt an das Fenster. Unten auf der Straße bemerkt er beim matten Laternenschein den funkelnden Metallbeschlag von den Helmen der Sicherheitsbeamten, — das Haus ist umstellt!

„Im Namen des Gesetzes!“ erklingt von Neuem eine Aufforderung im Corridor, und man schickt sich an, die Thür zu erbrechen.

Paul eilt mehrmals unentschlossen, in tödtlicher Angst von der Thür zum Fenster und wieder zurück; dann gurgelt er einen unheimlichen Laut hervor, wie ein wildes, wüthendes, gefesseltes Thier; er springt zur Seite, langt ein Pistol von der Wand — ein gedämpfter Schuß kracht — eine Pulverwolke kräuselt sich über dem niederstürzenden Körper.

In demselben Augenblicke war die Thür gesprengt; die Diener des Gesetzes traten ein, um zu constatiren, daß eine Leiche vorgefunden worden sei.

Der Kriminalkommissär stand sinnend vor dem Todten: „Der Selbstmord ist kein Beweis,“ brummte der Beamte mißvergnügt.

Da entdeckte er das schriftliche Bekenntniß des Entseelten, er las, und mit Befriedigung verwahrte er das Schriftstück: „Er macht es uns leicht!“ sprach er jetzt mit Genugthuung. — —

Zehntes Kapitel.

In der Zeit der kürzeren und kurzen Tage pflegt der Handwerker seinen Morgenkaffee bei der Lampe zu trinken; so war es auch bei dem fleißigen Meister Ferno. In den Frühstunden des Tages nach der Nacht, die das Sachs'sche Haus mit einem neuen Morde bespritzte, saßen Tischlermeister Ferno und Frau beim Lampenlicht am Kaffeetische. Die Beleuchtung war eine sparsame und erhellte bis zum deutlichen Erkennen nur die beiden greisen Gestalten der Eheleute mit ihren bleichen, vergrämten Gesichtern. Die Alten verharrten im Schweigen langgetragenen, unausgesetzten Kummers; die schwarzwälder Uhr unterbrach mit ihrem einförmigen

Pendelschlag die Stille. Die braune Kaffeekanne dampfte eine graziös schlanke, bläuliche Säule zur Decke empor.

Meister Ferno blickte unverwandt, mit schweren Gedanken beschäftigt, in die Lichtflamme, Auge und Mienen blieben regungslos wie aus Stein gemeißelt; nur die schmalen Lippen des glattrasirten Mundes bewegten sich fast unmerklich auf der Spitze der kurzen Pfeife, die der Meister zwischen den Zähnen hielt, während er mechanisch in Rauchermanier an der Spitze in kurzen Stößen sog.

„Deine Pfeife brennt nicht," wagte die Frau zu bemerken. Der Alte verblieb trotz dieser Mahnung in seinem düsteren Brüten, die Gattin seufzte leise.

„Vater, Du läßt den Kaffee kalt werden," sagte sie nach einem Weilchen wieder mit schüchterner Stimme. „Trinke doch, die Gesellen sind in zehn Minuten in der Werkstatt."

Ferno warf einen Blick auf sein Weib; das Gesicht zeigte sich dabei so unverändert wie vorhin; aber in den Augen erschloß sich eine Sprache des unsäglichsten Wehes, die da in der Verzweiflung sagen wollte: Raube mir Nichts von meinen Schmerzen.

Frau Ferno stand leise auf von ihrem Stuhl; das Mutterleid quoll so wild in ihrem Herzen empor, daß sie es nicht hätte verheimlichen können, und sie machte sich etwas in der Stube zu schaffen, um wieder Fassung zu gewinnen. Der Mann starrte weiter in das Lampenflämmchen. Die Schwarzwälder blieb bei ihrem Tiktak, und unhörbar leise schlich Frau Ferno im Zimmer umher.

Plötzlich wird draußen ein Geräusch der Hast hörbar; stürmisch klopft ein feiner Finger an die Stubenthür, und ehe das „Herein" erwidert wurde, stürzte Magdalene in das Zimmer. Sie fliegt auf Mutter Ferno zu, umschließt sie mit beiden Armen und jubelt unter Schluchzen; „Er ist frei! — Er ist schuldlos! — Er ist kein Dieb! — Er ist kein Mörder! — Mutter! Mutter! — Gott ist gerecht!"

Meister Ferno hatte, als er Magdalene erkannt hatte, derselben voll Entrüstung den Rücken zugekehrt. Auch die alte Frau, seit den letzten Tagen voreingenommen gegen die „Person", die sich die Braut Heinrich's nenne und den häufigen Besuch des Wüstlings Sachs empfange, — wußte nicht, wie ihr geschah. Es kam ihr die Umarmung der „Person," gelinde gesagt, höchst befremdend vor; die Worte aber, die der sonst unwillkommene Gast ausstieß, übten eine unwiderstehliche Gewalt auf das Mutterherz aus, und indem Frau Ferno die „Person" in aufrichtiger Zuneigung mehrmals innig an's Herz drückte, rief sie: „Vater, hörst Du? — schuldlos! — frei! Heinrich, unser Heinrich kein Dieb, kein Mörder!"

Der Alte verharrte in seiner abweisenden Stellung; sein Auge rollte, Zorn und Verächtlichkeit verrathend, unter den finster zusammengezogenen Brauen, und seine Rechte ballte sich krampfhaft zur Faust. Frau Ferno

beachtete in ihrer Aufregung die Haltung des Gatten nicht weiter, und sie bat Magdalene, sich zu setzen und Weiteres mitzutheilen.

Das Mädchen folgte unbefangen dieser Einladung, denn das innere Gefühl ließ sie die Freundlichkeit der Matrone als ein wohlerworbenes Recht beanspruchen. Magdalene erholte sich, während sie in abgerissenen Sätzen die zu Tage gekommene Schuldlosigkeit des Verlobten von Neuem betheuerte und gewann endlich die Fassung, in klarer Weise und umständlich alle Momente zu erzählen, die zuletzt und eigentlich in wunderbarer Weise die Entdeckung des wirklichen Verbrechers und den Selbstmord dieses Letzteren während der verflossenen Nacht herbeigeführt hatten. Magdalene fügte hinzu, daß ihr von dem betreffenden Kriminalbeamten die Versicherung von der sofortigen Freilassung Heinrich's ertheilt worden sei, und daß es nur noch einiger kleinen gesetzlichen Förmlichkeiten bedürfe, um dem Unglücklichen die Kerkerpforte zu erschließen. Heute Vormittag 11 Uhr solle sich die Braut in dem Gefängnißgebäude einfinden, um den Verlobten abzuholen.

Frau Ferno hörte unter häufigen Thränen dem Berichte aufgeregt zu. Mehrmals ergriff sie liebkosend die Hand der Erzählerin, die, wie ja aus all' den Mittheilungen hervorging, nicht die „Person" war, die allerlei Herrenbesuch empfing, sondern die ehrbare, vor keinem Opfer und keiner Mühe zurückschreckende Braut Heinrich's, die Retterin des geliebten Sohnes. Und als Magdalene geendigt, schlang die Alte die Arme um das „herzensliebe Kind" und küßte es ohne Ende.

Vater Ferno seinerseits war während Magdalenen's Erzählung immer aufmerksamer geworden; er wandte sich halb um, zündete einen Fidibus an und setzte die Pfeife in Brand. Mächtige Dampfwolken umhüllten bald den stets eifriger werdenden Raucher und umschleierten das bleiche Gesicht, da vergaß Meister Ferno plötzlich das Rauchen; starr hielt er die Pfeife vor sich aufrecht; er drehte sich gänzlich nach Magdalene um, und sein Kopf senkte sich mehr und mehr auf die Brust, die sich hin und wieder mit tiefem Seufzer hob.

Als nun der Bericht zum Schluß gekommen war, stand Ferno auf; er schwankte durch die Stube in die Nebenkammer, deren Thür er hinter sich schloß. Die zurückbleibenden Frauen vernahmen ein Geräusch, als wenn ein menschlicher Körper auf die Dielen sinkt.

Frau Ferno flüsterte dem Mädchen zu: „Er dankt Gott auf den Knieen!" Dann drückte sie ihr Antlitz in die Schürze und weinte heiße Thränen.

Der Meister kam bald wieder zurück; er schritt mit festem Tritt auf Magdalene zu, reichte ihr die Hand und sagte mit volltönender, aber etwas zitternder Stimme: „Vergeben Sie einem durch ein räthselhaft schweres Schicksal verbitterten Greise, wenn er Ihnen eine Kränkung zugefügt hat; ich werde von jetzt ab Ihr wahrhafter Freund sein und nie aufhören, den Dank, den ich Ihnen schulde, zu bethätigen."

Magdalene erwiderte mit Herzlichkeit den Handdruck, und der alte

Mann las aus dem jungfräulichen Antlitz, das ganz Wohlwollen und Liebe strahlte, daß die Bitte gewährt sei. Nichtsdestoweniger entschlüpfte dem schönen Mädchen die unwillkürliche Frage: „Und Heinrich?“ —

„Auch er muß es vermögen, seinem alten Vater zu verzeihen!“ antwortete Ferno mit Ueberzeugung. „Mein Irrthum bestraft mich grausamer, als er ihm Leid zufügte; denn die Dornenkrone seines Martyriums schmückt und ehrt seine Stirn; die Dornen des meinen verwunden blos, — Heinrich wird Erbarmen haben mit seinem Vater.“

Der alte Mann hatte diese Worte mit einer Würde gesprochen, die einen tieferen Eindruck nicht verfehlte. Magdalene betrachtete in stiller Verwunderung die Umwandlung des Greises. Er war nicht mehr der gebeugte Mann mit den eisigen, fast unheimlichen Zügen; eine gewisse, stolze Feierlichkeit sprach sich, bestechend, in seinem ganzen Wesen aus. Er hatte bisher die Kraft gezeigt, die entsetzliche Schmach, die so plötzlich sich an seinen Namen haftete, zu tragen, und er fand nun Stärke genug, auch das unfaßbare Glück, plötzlich wieder seinen Namen fleckenrein und den Sohn, das verlorene, einzige Kind, ohne Makel zu sehen. —

„Ich werde Sie begleiten, theures Kind,“ hob Ferno nach einigen Minuten wieder an, „um Heinrich aus der Stätte seiner unverdienten Schmach abzuholen.“

Ein seliges Lächeln glitt auf Magdalenen's Antlitz. „O, die schönen herrlichen Stunden! Warum konnten sie erst durch so vieles Elend erworben werden?“ fügte sie traurig hinzu.

Man verabredete schnell, wo man sich treffen wolle und Ferno verabschiedete sich endlich; er schritt zur Werkstelle. Das Geräusch der Hobel, Sägen und Hämmer tönte ihm entgegen — o, wie klang das heut' Alles! Der Meister blieb einen Augenblick vor der Thür stehen, als wollte er sich in den Tönen, wie unmelodisch sie auch waren, berauschen. Dann trat er ein. Das Handwerkszeug bewegte sich in fleißigen Händen, aber kein lautes Wort ward hörbar. Die Leute zeigten, wie sie es gewohnt waren, einen stillen Ernst.

Ferno machte an der Thür Halt. „Guten Morgen, Leute!“ rief er. Alle blickten erstaunt von ihrer Arbeit auf.

„Legt Hobel und Säge bei Seite!“ fuhr der Meister fort. „Ihr habt heut' Feiertag ohne Lohnabzug. Geht heim, und den Nachmittag erwarte ich Euch zu einem Festmahle. Mein Sohn,“ sprach er, und Thränen traten ihm in die Augen, „Heinrich Ferno, — der Schlosser, — ist kein Dieb, — kein Mörder; — seine Schuldlosigkeit wurde offenbar. Ja, die Ferno's bleiben ehrliche Leute bis in die Ewigkeit!“

Die Gesellen drängten sich an den Meister, um Näheres zu erfahren und dieser war völlig dazu gestimmt, recht ausführlich die Angelegenheit klar zu stellen. Da flogen denn nach und nach die Arbeitsschürzen bei Seite, und der Eine und der Andere ging, im Stillen über mehr als über das in Aussicht stehende Fest jubelnd, heimwärts.

Die elfte Stunde war schnell, nur für die Ferno'schen Eheleute und für

Magdalene im Schneckenschritte, genaht. Magdalene und Meister Ferno standen schon seit geraumer Zeit in einem Corridor des Criminalgefängnisses. Mit der Ungeduld des Harrens einer bevorstehenden Bescheerung schönsten Glückes spähte das Mädchen umher; mit schmerzlichem Grauen heftete Meister Ferno sein Auge auf die eiserne Gitterthür, die einen langen, weißgetünchten Corridor abschloß, und durch die man die düsteren Thürnischen der einzelnen Gefängnißzellen gewahrte. Ein Gefangenwärter patrouillirte, schweigsam und gleichgültig wie ein Automat, den langen Gang auf und nieder.

In einer der Zellen saß Heinrich, schuldlos, gebrochen unter der Wucht seines grausamen Schicksals, vielleicht mit einem Fluch — gegen den leiblichen Vater; war dieser Vater nicht einer der Ersten gewesen, der das eigene Fleisch und Blut verdammt hatte?

Ferno seufzte tief auf; er verlor sich in immer trüberen Vorstellungen über alle in dem Kerker verlebten Augenblicke seines unglücklichen Kindes, und nun weilte er, der Vater, hier, um seinen Sohn an das Herz zu drücken und Vergebung zu erflehen, und — die Kerkerthür trennte Vater und Sohn! Es waren für den alten Mann Augenblicke der peinlichsten Qualen.

Plötzlich eilte ein Herr mit einem Aktenstück unter dem Arme herbei; er grüßte Magdalene auf's Freundlichste und winkte bedeutsam.

Das arme Mädchen zitterte: sie glaubte umsinken zu müssen; sie verstand den Wink; der Augenblick war genaht, der den Kerker Heinrich's öffnete.

Ferno, in seinen finsteren Gedanken durch das Nahen des Fremden gestört, hatte die plötzliche Aufregung Magdalenen's sofort bemerkt und unterstützte sie rechtzeitig; sie erholte sich schnell, an die Schulter des bestürzten Meisters gelehnt.

„Können Sie mir folgen, verehrtes Fräulein?“ fragte der herbeigekommene Herr, der, als Criminalbeamter, in der verwichenen Nacht mit der mißlungenen Verhaftung des Mörders Paul Sachs beauftragt gewesen war.

Magdalene nickte.

„Wahrscheinlich der Vater?“ fuhr der Beamte fort, auf Ferno deutend. „Warten Sie hier, lieber Meister,“ bat der menschenfreundliche Mann. „Sie wissen vielleicht, wem Ihr Sohn die Klarstellung seiner Unschuld verdankt, — einer muthigen, braven Mädchenseele, die an einem Herzen, das sie kannte, nicht zweifelte. Der arme Gefangene möge beim Eintritt in die Freiheit, die bedauernswerthe Umstände ihm raubten, zuerst von derjenigen Person begrüßt werden, der er, wie er bereits weiß, nächst Gott die Enthüllung der Wahrheit schuldet; sie theilen meine Ansicht, Herr Ferno, nicht wahr?“

Der Meister nickte völlig einverstanden, mit dem Kopf. Der Beamte lud mit der Höflichkeit eines feingebildeten Mannes Magdalene ein, ihm

zu folgen. Der zurückbleibende Greis fürchtete, die bis jetzt behauptete Kraft verlasse ihn, und er lehnte sich an die Wand.

Die eiserne Gitterthür öffnete sich; laut rasselten die gewaltigen Schlüssel des Schlosses, der Beamte mit seiner Begleiterin eilte an mehreren Zellenthüren vorüber, in militärischem Schritte folgte der Schließer.

„Harren Sie hier nur einen kurzen Augenblick, mein Fräulein!“ sprach der Beamte jetzt. Der Schließer öffnete eine Thür; der Beamte verschwand hinter derselben, in Heinrich's Zelle eintretend.

„Herr Ferne, “begann der Beamte nach freundlichem Gruße, „ich unterrichtete Sie bereits davon, welche Gründe mich zu Ihnen herführen würden.“

Heinrich stand starr, mit finsterer Stirn, in der Mitte der Zelle und antwortete auf die Freundlichkeit mit Kälte: „Allerdings.“

Der Beamte drückte sein Bedauern aus über das Mißgeschick, das einen Schuldlosen in so schwerer Weise verfolgt habe, und wies darauf hin, daß, wie Nichts in der Welt vollkommen außer Gott, auch die menschlichen Einrichtungen und Gesetze Irrthümern unterliegen müßten; er schloß mit der Erklärung, daß der Gefangene sofort auf freien Fuß zu setzen sei.

Heinrich, der inzwischen von seiner düsteren Haltung Nichts verloren hatte, stieß die ihm wohlmeinend dargereichte Hand des Beamten zurück. Dieser öffnete, ohne noch ein Wort zu äußern, die Thür, und der Gefangene schritt mit einem kaum vernehmbaren, mürrischen Gruß hinaus. Plötzlich prallt er zurück; — er stößt einen Freudenschrei aus — er liegt in seiner Magdalene Armen.

„Du bist es,“ rief Heinrich in stürmischem Entzücken, „Du, die Einzige in der Welt, die mich nicht verließ. Und nun, da ich Dich, Du herrliches Mädchen, wieder habe, zittere ich, daß mein im Elend verkommenes Herz sich nicht stark genug erweisen wird, Dir Alles in dem Maße zu vergelten, wie Du es verdient hast. Uebe alsdann Nachsicht mit mir und verlasse mich auch dann nicht.“

„Dein, — Heinrich, allzeit!“ flüsterte Magdalene unter überstürzenden Thränen.

„Doch fort von hier, Magdalene,“ sagte Heinrich und sah verstörten Blickes um sich; „dieser Ort darf Dich nicht entweihen; eile von hinnen; der Fluch dieser Stätte treffe Dich nie.“

Der Beamte, der Heinrich die Freiheit verkündigt hatte, war voller Rührung Zeuge dieser Scene. Heinrich, im Begriff, seine Verlobte mit sich fortzuziehen, gewahrte jenen. Er trat jetzt auf ihn zu und reichte demselben beschämt die Hand: „Ich verstehe,“ sagte er; „Ihre Menschenfreundlichkeit bereitete mir das Fest dieses Augenblicks; ich war vorhin rauh — o, die Kerkerwände gestalten die Herzen zu Eis!“

„Möge eine schöne Zukunft Ihnen einen vollen Ersatz für die Tage in einsamer Zelle gewähren,“ versetzte der Beamte.

Auch Magdalene verabschiedete sich dankend.

Die beiden Verlobten, innig aneinander gedrückt, wanderten den Corridor entlang.

„Heinrich," sagte Magdalene jetzt mit schmelzender Stimme, „Dein Vater wartet draußen auf Dich:"

Der junge Schlosser blieb stehen; Entrüstung malte sich auf seinem Gesicht.

„Komm," bat das Mädchen; „er will der Erste sein, der Dich um Verzeihung bittet."

„Er hätte den Muth?" versetzte Heinrich grollend.

„Ja, er besitzt den Muth, sein Unrecht zu bekennen."

„Nun gut; ich aber verschleudere meine Versöhnlichkeit nicht nach dem Gutdünken Anderer."

„Heinrich, trage nicht den Haß in das Leben, das Du wieder neu betrittst; gönne Niemandem, daß er Dir nachrufe: Er war zu schwach, im Unglück brav zu bleiben."

Der junge Mann schwieg; mit gesenktem Kopf schritt er, nachdenkend, neben seiner Braut her. Die Schlüssel rasselten, die Gitterpforte öffnete sich; die Beiden traten hinaus. Da umfingen den Freigewordenen zwei Arme. „Mein Sohn! — mein braver guter Sohn! — vergieb dem greisen Vater!"

Meister Ferno war es in der That, der den Sohn umarmt hielt. Heinrich bewahrte eine theilnahmlose Haltung, zog aber seine Brauen finster zusammen. Verstohlen und unsicher schweifte sein Blick auf Magdalene. In dem Antlitz derselben lag ein so engelsmilder, unwiderstehlich bezwingender Ausdruck, daß nun auch der junge Mann den Vater an die Brust preßte und freundlich erwiderte: „Du hast ja so viel um mich gelitten, und ich fühle mich erhoben, Dich wieder froh und glücklich machen zu können."

Die Drei wandelten demnächst durch die Straßen dem Ferno'schen Hause zu; der Vater gemessenen Schrittes, voller Stolz den Sohn zur Seite, mit den Blicken jeden Begegnenden herausfordernd: Seht, hier gehen wir, ehrliche Leute eines ehrlichen Namens; Heinrich bald zögernd, bald voller Hast, je nachdem der Genuß der neuen Freiheit Eindrücke hervorrief; Magdalene mit erzwungener Mäßigung, denn sie hätte zur alten Mutter Ferno fliegen und ihr zujubeln mögen: „Hier hast Du Deinen Sohn!"

Der Tag blieb noch reich an Scenen schöner Freude, von denen die der Vereinigung der Mutter mit dem Sohne einen ersten Platz einnahm.

Magdalene wollte nun ihren Bräutigam dem Baron vorstellen, aber dieser war plötzlich aus der Stadt verschwunden, Niemand wußte, wo er geblieben.

Diesem Tage der Hochfluth des Jubels folgten andere glücklicher Zufriedenheit. Selbstverständlich sorgte Meister Ferno dafür, daß Heinrich sich schnell etablirte und sein Geschäft mit gehörigen Mitteln beginnen konnte. Eine zahlreiche Kundschaft blieb nicht aus; denn Jedermann

setzte eine Ehre darein, von dem geschickten Schlossermeister bedient zu werden, der ein so trauriges, unverdientes Schicksal erfahren hatte. Auch die Gewerkskollegen glaubten durch gute Kameradschaft wieder gut machen zu müssen, was sie ehemals durch Hartherzigkeit, dem vermeintlichen Verbrecher gegenüber, dem armen Heinrich zugefügt hatten. Bei der nächsten Wahl für einen Ehrenposten im Gewerk fielen alle Stimmen auf den jungen Meister Ferno. Als die Blüthe des Geschäfts nach allen Richtungen genugsame Gewähr zeigte, führte Heinrich seine Magdalene als Gattin in's Haus.

Magdalene war schon mehrere Jahre die Frau des Meisters Ferno, und einige Kleinen sprangen schon im Hause herum, als aus Amerika ein Brief an „Fräulein Baldauf, vermuthlich Frau Ferno," eintraf. Das Schreiben kam von dem verschwundenen Baron. Der Schreiber dieses Briefes erinnerte im herzlichsten Tone an jene unglückseli e Zeit, die für Magdalene mit dem Verbrechen gegen die Wittwe Sachs verknüpft gewesen, er sprach die Hoffnung aus, daß sie eine glückliche Gattin und Mutter sein möge und fuhr fort: „Was meine Wenigkeit betrifft, so will ich nur bemerken, daß mir durch den kurzen Verkehr mit Ihnen der ganze Gräuel meines bisherigen verfehlten Lebens wie ein finsterer Rachegeist vor die Seele trat; ich wollte mich ändern, und Ihr Beispiel, verehrteste Dame, verlieh mir den Muth, sofort an's Werk zu gehen. Die Baarschaft, die mir zu Gebote stand, benutzte ich, nachdem Paul Sachs' Verbrechen bekannt geworden war, zur sofortigen Abreise nach Amerika. Hier habe ich arbeiten gelernt, ich habe als Holzhauer, als Schiffzieher, als Fuhrknecht gedient. Meine Hände sind voller Schwielen, aber mein frugales Mahl schmeckt mir, mein hartes Lager besucht der Vorwurf des schuldbeladenen Gewissens nicht, und ich bin glücklich. Jetzt, wo ich mich durch die Mühseligkeiten eines redlichen Arbeiterlebens geläutert fühle, glaube ich, diese Zeilen an Sie richten, ohne Erröthen vor Sie treten und um einige Zeilen über Ihr Ergehen bitten zu dürfen.

Ich schreibe dies auf meiner zwar kleinen, aber eigenen Farm, die mir eiserne Thätigkeit erwarb. Mein nächstes Ziel geht dahin, einige Ersparnisse zurückzulegen, um recht bald Europa zu besuchen und auch ein Stündchen bei dem ehemaligen Fräulein Baldauf zu verweilen, die der gute Engel war, der mich auf die Bahn meines jetzigen Glücks lenkte."

Baron Vielene war es aber nicht mehr vergönnt, nach Deutschland zu kommen. Einige Jahre später erhielt Magdalene abermals einen amerikanischen Brief; derselbe enthielt die Todesanzeige Mr. Hermann Vielene's mit der Nachricht, daß er Magdalene Ferno, geborene Baldauf, zu seiner Universal-Erbin eingesetzt habe, da er als Junggeselle gestorben.

Die Familie Ferno bewahrt dem Baron ein freundliches Andenken.





